

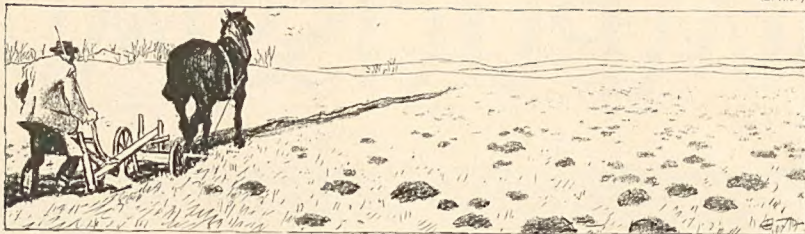
SIMPLICISSIMUS

Ostern im Saargebiet

(E. Schilling)



„Fi donc, mein Propagandageschrei hat ja merkwürdige Früchte getragen!“



Um Ostern / Von Dr. Wiegand

Ein blauer Morgen. Dunst vom Fluß herauf.
Und hinterm Haus im Wiesengarten,
wie Gräber, die der Auferstehung warten,
die Mantelwurfhügel, Hauf an Hauf.

Mie's hier erst wach,
wenn hell die himmlischen Posaunen blasen?
... So hilf doch nach,
käm'm' mit dem Rechen den gewählten Äpfeln!

Sieh: was verbarg sich heimlich drunter
und reckt das Haupt
und hofft und liebt und glaubt?
... Das dottergelbe Krokuswunder!

Der Tod E. Th. A. Hoffmanns 1822

Von Edmund Hoehne

Da lag er auf dem Bett mit geschwellenen
Beinen, ächzend, matt, fiebrig. Was für
eine Krankheit war das? Was nützte es,
die medizinische Fachbezeichnung dafür
zu wissen, die der gelehrte Feld-, Wald-
und Wiesenarzt dafür hervordoktorierte? Wo
ist der Serapiensbruder? Der wüßte, daß
das Leiden des Körpers aus der Seele
kommt, der hätte die magnetische Kraft
eines klugen Satzes, den Schmerz zurück-
zudämmen. O wilde Welt!

„Ich soll nicht soviel trinken? Punsch, Tür-
kenblut, Bordenau? Ist das alles, was du
weißt, Esel? Mischa, braves Weib, Körper-
glück der öden Nächte zu Plozk, braue
mir Punsch. Unser Kindchen ist tot, die
süße, kleine Cäcilie. Auch Julia ist tot;
zwar lebt sie noch irgendwo, vielleicht bei
der würdigen Frau Mana — Verzeihung,
Hochwohlgebornen die Frau Konsul — aber
von ihren Schmetterlingsflügeln ist aller
Schmelz gestreift; starr und leblos steckt
sie auf der Nadel im Familienkasten: Lepi-
doptera, Julia coeli, Himmelsfalter, nur
noch ein verstaubtes Gerüst ohne Seele.
Die sog ein häßlicher Vampir aus, Kauf-
mann aus Hamburg, tüchtig an der Börse
und im Bordell, Schmetterlings- und Sek-
korkensammler. O wilde Welt! Meine
Seelenbraut wurde aus Geld ver-
schachert.“

Du weißt kaum etwas von Julia, Mischa,
oder bist so klug, nichts von ihr wissen zu
wollen. Meine Geschichten verstehst du
nicht recht, nur die Honorare siehst du an-
genehm; du hockst bei Tante Anuschka
aus Warschau, schwätzt polnisch, trinkt
Kaffee, probiert ein Krakauer Schnäp-
schen, summt: „Noch ist Polen nicht ver-
loren.“ Macht nichts! Blätter auch ruhig
im Tagebuch, da stehn Bildzeichen, das
Schmetterlingszeichen! Ist Julia — die
tollen Wünsche nach Mädchengeldern, die
kaum fünfzehn Lenze wuchsen, stehn auf
griechisch da, und du verstehst kaum
Deutsch. Brau mir Punsch, Mischa; das
ist die beste Medizin. Behalte dein
Warschau — laß mir meine Heimat!
Aber wer ist eigentlich das? Jones Bam-
berger Kind, hold, süß, ein ganz klein
bienen lüster? Meinte ich die? Ist sie
nicht nur der Schatten eines forthuschen
Himmelsgeistes, dem ich vielleicht,
vielleicht einmal nahe war? Macht nichts,
träumte ich doch ein Weichen zu Füßen
eines Schattens.

Was gab das Leben sonst? Akten, Akten,
müßiges Künstlerturn, ein bißchen
Musik, ein bißchen Gezeichne und wieder
Akten, Prozesse, Formulare, ehrenwerter
Herr Kammergerichtsrat Hoffmann zu Ber-
lin in, enger, enger Gebundenheit!

Bitte sehr, seien Sie korrekt, verehrter
Herr: Sie sind es eigentlich gar nicht: Sie
sind zur Disposition gestellt, es schwebt
ein Disziplinarverfahren gegen Sie, Ihr
höchster Vorgesetzter, der Herr von
Kampitz, ist Ihnen gar nicht grün, möchte
Sie aus dem Dienst jagen. Das fing an mit dem Schreiben der Unter-
suchungskommission, welcher er angehörte,
in dem man sein Amt zur Verfügung stellte,
weil man im Verhalten der angeklagten
Studenten manchmal jugendlichen Über-
schwung, aber niemals Hochverrat finden
könne. Tapfere Kerle, die mitunterzei-
chenden Kollegen! Dies gemeinsame Schrei-
ben macht sie zu Künstlern. Da sagte
auch Devrient, der muß es wissen. Denn
Kunst ist Form und höhere Wahrheit. End-
lose Kommissions tagungen verdichteten
sich zu dem Memorandum! Die Studenten
sind unschuldig — und wenn wir aus Amt
und Brot gehen müssen!

Es ist nicht leicht, ohne Amt und Brot zu
sein. Als Warschau von den Franzosen be-
setzt wurde, als man in Berlin herum-
hungerte, weil Preußen kaum die Beam-
ten der Kernlande besolden konnte, wußte
das Elend auch die Kunst tot. Lügt nicht
von der Nachtigall, die nur sänge, wenn
sie ohne Nahrung blieb, und schwiege,
wenn sie satt ist. Not ist gleich Tod!
Und dennoch! Welcher Jurist hätte nicht
vermoht, getreu nach den Paragraphen
eine Schuld der Studenten, wie's behörd-
lichen Wünschen entsprach, zusammenzu-
stellen? Man hatte die Verbrechen; das
Verbrechen, das noch fehlte, ließ sich
schon hinzufinden.

Aber nein! Da standen die Namen trockner
Juristen, pedantischer Beamten, tadelloser
Bürger, unter ihnen der kanzelgerechte
Zug: Hoffmann. Diese gemeinsame Dich-
tung wird in der deutschen Literatur lie-
ben, selbst wenn der „Gespensterhof-
mann“ samt dem Goldenen Topf, Prinzessin
Brambilla, Klein-Zaches, Meister Floh ver-
gessen wäre. Die Spanier sagen schon
heute ehrfurchtsvoll: „Goethe und Hoff-
mann“ und nicht: „Goethe und Schiller“.
reden sie von deutscher Dichtung. Aber
dies Memorandum ist deutsches Gesamt-
schaffen, Poesie zu vielen, kollektive
Kunst, Nationaldichtung.

Meister Floh — ja, ja. Endlich ist dies
letzte kosmische Märchen voll vom Wider-
hall aus Schelling und Schubert, doch noch

gedruckt. Aber die Sache mit Knarrpanti
mußte heraus. Knarrpanti ist natürlich doch
der Herr von Kampitz; irgendein Spürhund
hat ein weinseliges Dichterwort aus dem
Rotesponkeller von Lutter und Wegner ins
Justizministerium getragen; da hilft kein
Hippel, kein Hardenberg, keine Verteidi-
gungsschrift, keine Dichtermaske.

Was wollten die Studenten? Der Narr
Sand hat den eifigen Kotzebue ermordet.
Wollten deshalb alle Studenten alle preu-
sischen Beamten vom Landrat aufwärts
ermorden? Sie wollten Deutschland, das
große, einige Deutschland, die Nation des
Volkes, nicht den papiernen Bund der
Fürsten, wollten die Tugend, Reinheit, Kraft
der geeinten Stämme. Ist dieser ihr Traum
von erneuerten Reich nicht ein neuer
Schritt der Gottheit, die alles Irdische
durchdringt, näher heran zu sich selbst?
Traum, der einst Wesen wird? Logos, der
sich zu irdischer Gestalt kristallisiert?
Denn Volk und Nation ist ein Teil von
Gott.

Wer will das wissen? Wer sich annähen,
den Logos im Busen zu tragen? Aber
gibt es keinen Wegweiser zur höheren
Zukunft? Doch: die Wahrheit! Die unbe-
irrte juristische Wahrheit. Ablehnung
aller Zusammenstellungen von Aussprüchen,
Brief- und Tagebuchzitate, trotz aller
Kampitzreden, aller Schnüffelfehle der
Staatsraison.

Knarrpanti zitiert aus einem beschlag-
nahmen Tagebuch: „Heute war ich leider
mordfaul.“ Die Silbe mord hatte er drei-
mal unterstrichen. Er fragte an, ob je-
mand wohl je eine verbrecherische
Gesinnung an den Tag gelegt habe, als
wenn man bedauere, heute aus Faulheit
nicht gemordet zu haben...?

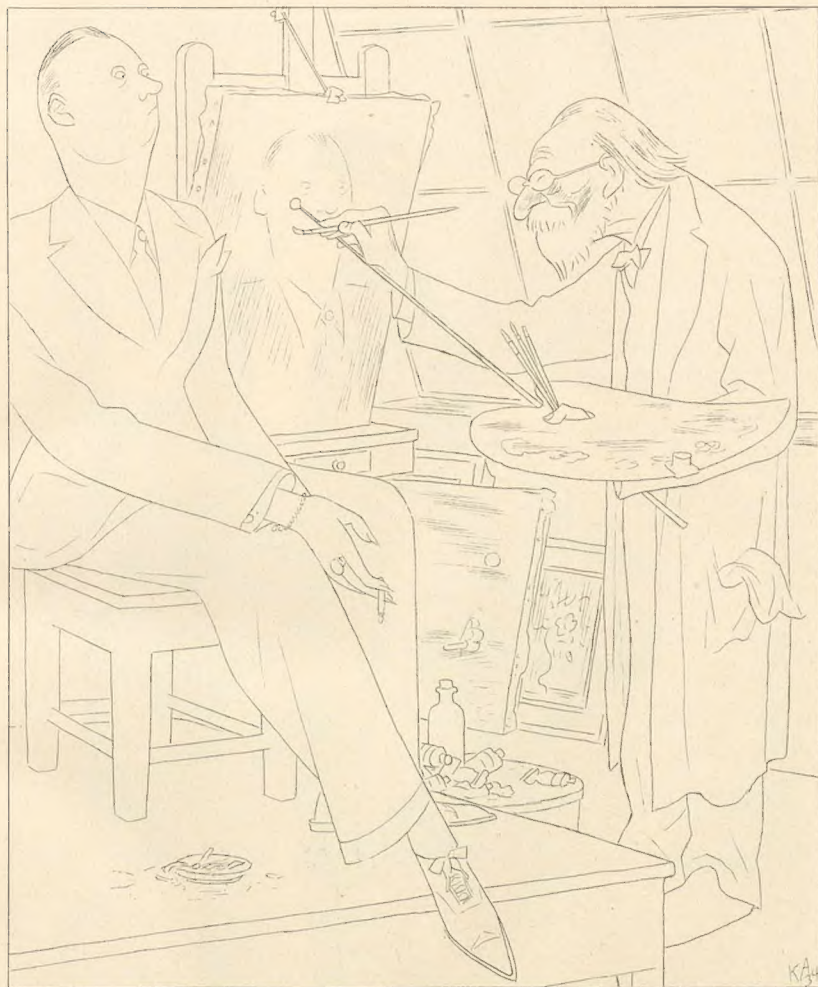
O Wahrheit, du Dienerrin Gottes! O du
trocknes Memorandum aufrechter Kame-
raden, du gewaltige Hymne, wie sie nur
je das Ohr des Kapellmeisters Kreisler-
Hoffmann aus den Sphären ertauscht hat.
O du großer Nationalgesang Deutschlands:
Wahrheit! Du letzte hohe Singbeuge ver-
weintlicher Enge.

Das Disziplinarverfahren schwebt weiter.
Vielleicht heißt es wieder hungern. Macht
nichts! Mischa, schreib: An alle guten
Freunde, die zu mir hielten, ich kann's
nicht mehr, die Ohnmachten kralen wieder
ihre Finnen nach mir, ich werde auch
tröste dich, den Verleger um Geld bitten —
ich habe Herzsätze, denn mein Schmerz
kommt von Herzeleid.

Ein Schmetterling kommt? Er will mich
tragen? Julia? Ein Punschglas! Nein, ein
Poker-Kübel — Reinheit — Wahrheit...
Himmelsgeist — — Gott —

Ein Hundertzehnprozentiger

(Karl Arnold)



„Natürlich bin ich erst knapp ein Jahr bei der Partei, aber Sie müssen doch zugeben, daß während dieser Zeit ungeheuer viel geleistet wurde!“

Höflicher Brief an einen Literaten

Es läßt so wenig sich mit Worten sagen!
Und wär' ich selbst der höchsten Sprachkunst Meister,
So fänd' ich nirgends Ohr doch und Verständnis.
Aus diesem Grunde, kläglichster der Geister,
Bleibt ewig unbekannt dir mein Bekenntnis.

Wüß' ich dir eines in die Zähne schlagen
Und einen Tritt dir geben ins Genick,
O du verstündest mich im Augenblick!
So aber wirst du niemals mich verstehen.
Leb wohl, mein Herr, auf Nimmerwiederschen!

Hermann Hesse

Gangster parisien

(E. Tény)



„Komme gleich wieder, ma chérie, habe nur ein wichtiges Dokument zu erledigen.“

Verspruch / Von Maria Daut

Bald werden, wenn ich das Fenster öffne,
Wiesen und Äcker dem Blick sich breiten:
Grünende Winterfaat, zart und einzeltstehend noch
wie die Haare des Säuglings,
und das grellere Grün des Grafes,
das sich fröhlich hebt überall
aus dem braunen Schopfe des Vorjahres.

Aufwärts schwingt sich das Land, hinüber zum Wald,
in dem die Tannen noch dunkel und winterlich stehn,
und darüber wölbt sich der Vorfrühlingshimmel,
mit Wolken, die tief herunter zur Erde wehn . . .

O Seligkeit des aufsteigenden Jahres,
der wachsenden Kräfte,
der endlichen Freiheit:
Wie will ich dich in demütigem Jubel tragen!
Bald,
bald werden, wenn ich das Fenster öffne,
Gottes alltägliche Wunder dem Blick sich breiten . . .

Duell der Goldsucher

Von Hermann Stahl

Zur Zeit der Frühjahrschmelze, wenn graue Wolken tief im Westwind gehen, brach die Gesellschaft auf. Es war eine stattliche Zahl von Neulingen unter den Goldsuchern. Sie folgten dem Lauf des Flusses nach Norden, nach Klondike. Schweißend ruderten sie die schwerbeladenen Boote flussaufwärts.

An den Abenden rastete der Trupp am Ufer des Flusses. Die Schlafsäcke von Rentnieren wurden neben die prasselnden Feuer gelegt, die gegen den Wind geschützt waren. Die Rastenden tauten die stiefgefrorenen Mokassins an den Feuern und steckten sie zum Trocknen in die Schlafsäcke; die Revolver lösten sie vom Gürtel. Nachts weinten zuweilen Kinder von Mischlingen. Ein Brei wurde den jämmerlich Kreischenden bereitet aus Zucker, Mehl und gewärmtem Wasser.

Percy Mohale war einer der stärksten Männer der Gruppe, er war geboren in einer Robbenfängerhütte am Großen Sklavensee. Er galt als einer der Führer dieses Zuges, dem sich unterwegs Nic Martinson angeschlossen hatte. Nic war bekannt als einer der verwegenen Schlittschuhführer des Nordens. Percy sah ihn mit scheelen Blicken an. Es hieß unter denen, die lange im Land waren, daß vor Jahren ein Kampf um einen herrenlosen Glaim zwischen den beiden gewesen sei. Sie gingen sich aus dem Wege, wo sie konnten. Nachts, wenn sie lagerten, mied Nic das Feuer, an dem Percy saß, nie lagen ihre Schlafsäcke nah beieinander.

Es verging der nördliche Sommer. Die Gruppe gelangte zum Großen See. Hudsonbühnde wurden gekauft zum Schlittenziehen. In den Stromschnellen des Mackenzie war das Vorwärtskommen der Boote gefährlich: schon murrten Neulinge. Viele desertierten und suchten den Rückweg. Weit im Norden waren die Goldfelder von Klondike.

Die Gruppe erreichte die Bucht des Eisemeers und fuhr entlang den Ufern zur Mündung des Peel-Flusses. Sie ruderten gegen die

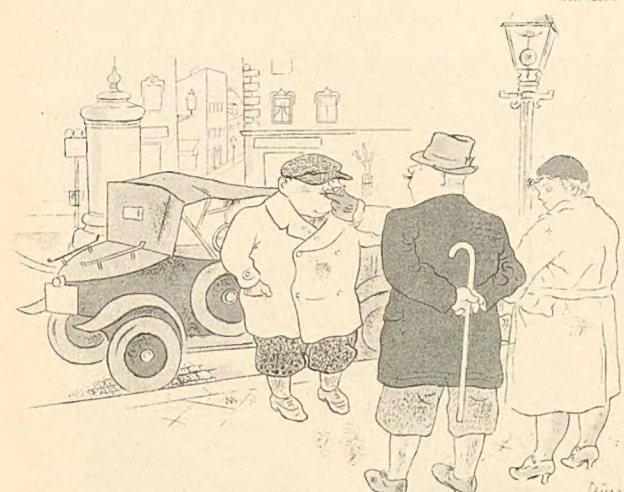
(Schluß auf Seite 9)



Eierpicken. „Also, die zerbrochene Schale muß warten, die harte Schale heiratet zuerst.“ — „Dös liegt ja nôt an dem, Fräulein. Wos woäß denn a Henn' am Hintern vom Glück?“

Glückliches Zusammentreffen

(Jos. Sauer)



„Jut, daß ick dir treffe, Justav, mir fehlen die fehlen mir jerade für Schuhsohlen.“

jerade zw Em für Benzin!“ — „Bedauere,

Duell der Goldsucher

(Schluß von Seite 6)

Mündung; das eiaige Wasser troff von ihren Knien, ihre Hände und Lippen bluteten. Da die Schar zusammengeschnitten war, kamen Percy und Nic einander näher. Der Groll in Percy wuchs, je weniger Tadel er am Benehmen Nics finden konnte. Gerade jetzt, er um den Gefährten herum, dessen Gleichmütigkeit er als Hohn empfand, Nic lächelte.

Die Arbeit, den Peel-Fluß bis zu seiner Quelle zu durchdringen, nahm alle Kräfte in Anspruch. Der Fluß wurde eng und reißend zwischen glasglatten Eisteinstürzen; das Donnern der Wogen brach sich in der Schlucht. Hart rudern brachten die Männer die Boote vorwärts. Percy fuhr das erste Boot, es war das schwerste. Seine beiden Indianer arbeiteten fieberhaft; das Boot war mitten in einem Wirbel. Wasser plüßte eisig über die Reling. Das Boot tauchte, kam wieder auf, Percy schöpfte Wasser mit einem großen Ledereimer, die Indianer ruderten mit letzter Anstrengung. — Jetzt hatten sie das Boot über die Mitte des Wirbels hinweggebracht, es tauchte mit dem Bug tief in das Wasser; Percy warf sich achtern zurück, um das Gewicht auszugleichen, die Spitze kam wieder hoch. Da hob das Boot, nun plätschernd backward vom Wirbel ergriffen, mit rasender Schnelligkeit gegen eine spitze in das Wasser stoßende Felskuppe. Die Indianer ließen die Ruder fahren und stießen schrilles Schreckrufen aus; Percy duckte sich dem Fels entgegen und fing, indem er die Hände ausstreckte, den gewaltigen Anprall ab. Die Ruder splitteten wie Halme, das Boot schlingerte und lag dann hart am Fels, knirschend rieben sich seine Wände am Stein.

Die folgenden Boote waren in ein Stocken gekommen, sie halfen eng geschlossen unterhalb des großen Wirbels. Fluchend war Percy an Land gesprungen; die Indianer besaßen sich, das Boot zu vertauen. Percy kletterte über die Uferwand zu den wartenden Booten. — „Wir müssen an Land bis über die Wirbel“, schrie er im Donner des Wassers. Die Männer standen unschlüssig. „Wollt ihr eure Boote verlieren?“ brüllte Percy und warf, bis nun die Männer vorsichtig das Ufer ansteuerten.

Nic hielt noch mitten im Fluß. Percy sah, wie er auf seine Indianer einsprach. Nun machten sie auch die einzige weiterzurufen. „Hört ihr nicht, was ich die Wirbel“, schrie er im Donner des Wassers. Die Männer standen unschlüssig. „Wollt ihr eure Boote verlieren?“ brüllte Percy und warf, bis nun die Männer vorsichtig das Ufer ansteuerten.

die Indianer schlugen die Ruder, mitten im Wirbel lag das Boot wie festgekittet. Einem Zittern, nun bekam es plötzlich Fahrt, Nic schrie den Indianern etwas zu, zu dritt ruderten sie, da — die Spitze des Bootes hatte den Wirbel durchschritten. Nic stürzte nach vorn und ruderte auf dem Bauch liegend, die Indianer beugten sich zurück. — drei, vier Ruderschläge noch, und dann schob das Boot frei aus dem Wirbel. Es trieb nun leichtschickbar gegen die Strömung, die Gefahr war noch nicht überwunden, aber nun griffen die Männer im Boot wie Teufel in die Ruder, und dann lag das Boot gut bei schwerem Rudern gegen die Strömung. Die Gruppe kletterte am Ufer voran, zu Nics Boot hin, das vorsichtig das Ufer ansteuerte. Nic stand im Boot und sah grinsend zurück auf den Wirbel. Percy sprang uferwärts zu seinen Indianern, die ängstlich im Boot hockten, Percy brüllte heiser ihnen Beschimpfungen ins Gesicht. Sie beteuerten jammend ihre Unschuld. — Es war unterdessen Nacht geworden, eine der stillen Nordnachtsnächte; an Weiterfahrt war nicht mehr zu denken.

Finster hockte Percy am rasch entzündeten Feuer, das schwelend knisterte. Wind schlug gegen die Schutzwand. Manchmal gab es wütendes Gebell unter den Hundegruppen. Männer mit Knüppeln sprangen fluchend dazwischen, das Gebell erstarb in einem Winseln.

Lachend saß Nic an seinem Feuer, taute Stücke gefrorenen Specks, den er mit ungesäuertem Brot aß. Eine Gruppe hatte sich um ihn gebildet, er war der Held des aufregenden Erlebnis, das in der kargen Einsamkeit des Yukonlandes willkommenes Ablenkung bedeutete. Percy schielte, daß er etwas unternehmen mußte, um wieder Mittelpunkt der Gruppe zu werden. Er stand auf, wickelte die Beine aus dem Schlafsack und ging langsam zur Gruppe hinüber. Seine beiden Indianer schürten sein Feuer.

Die Gruppe verstummte bei seinem Kommen. Nic startete gleichgültig in das Feuer, seine Hand lag am Gürtel. Breiig schaltete er durchsichtige Feuer; alle Augen waren starr auf ihn gerichtet. „Kinder schauen Männern zu und plötzlich gerät ihnen einmal etwas“, sagte Percy. Alle verstanden die Anspielung. Nic starrte unbeteiligt in das Feuer. Percy wartete. Niemand sagte ein Wort. „Wagt nicht aufzusehen, der Feigling, jetzt, da wir an Land sind“, schrie Percy, der die Beherrschung verlor. Ein knapper Knirschen durch die Luft. Percy griff zu seinem Hut, er war durchlöchert. Nic hatte kaum die Hand vom Gürtel gehoben. „Schuft!“ schrie Percy und stürzte auf Nic zu. Mit einem Satz sprang Nic über das Feuer, beide standen sich gegenüber. Sie waren in diesem Augenblick bereit, bis zur Vernichtung in kämpfender Gruppe hielt den Atem an. Gleichzeitig griffen beide zum Gürtel. „Laßt Re-

volver und Messer weg, wir sind auf Reisen“, rief einer der Männer vom Feuer. Es war Percy, der blitzschnell den ersten Schlag gegen Nics Kinn führte. Sie schlugen sich rasend, Hieb folgte auf Hieb. Schon rann Blut aus Percys Nase, während Nic, der den linken Arm gegen sein schwolles Auge schützte. In engem Kreis stand die Gruppe um die Kämpfenden, keiner wagte einen Zuruf. Schwer fielen die Schläge; keuchend, ohne ein Wort zu sprechen, schlugen die beiden immer wieder gegeneinander, die Revolver klappten im Anprall, doch keiner der Männer dachte daran, die Waffe zu gebrauchen. Nun schlug Nic einen schweren linken Haken gegen Percys Kehle, Percy wankte und holte dann rasch zum Gegenschlag aus, blitzschnell erwiderte Nic. Beide waren gefurcht als harte Kämpfer, doch hatte keiner Gruppe so viel Kraft zugetraut, ihre Gesichter klebten von Blut. Nic taumelte, beinahe gänzlich der Sicht beraubt, auch Percys Augen waren blau verschwollen. Wieder und wieder stürzten sie gegeneinander, keiner wollte weichen bis zur völligen Ermattung. Schwächer und langsamer fielen die Schläge, einen Augenblick blieb Nic stehen, Percys Schulter gelehnt. Nics Knie gaben nach, Percy versuchte schwankend, freizukommen. Dann sanken beide gleichzeitig zu Boden.

In die Gruppe kam ein Mann, der schleppte die beiden zu ihren Feuer, wusch ihre Gesichter mit gewärmtem Wasser und schmierte Talg auf die geschundenen Stellen. Nic hatte einen großen Fetzen Haut über dem linken Ohr, einen tiefen, blinzelt mühsam aus geschwollenen Lidern, und seine Lippe war zu formlosem Klumpen geschwollen; Percys Zunge fuhr st über die Lücke in der Zahnrreihe des Oberkiefers, und sein linkes Ohr blutete; seine Indianer verbanden es dick. Nic und Percy saßen an ihren Feuer. Ein Indianer sagte nehmte aus der Brand. Die Gruppe war schon in die Schlafsäcke gekrochen. Friedlich lagen die Hunde, zu bereiften Bündeln gekrümmt, eng beieinander. Schwerfällig stand Percy auf, langsam ging er zu Nics Feuer. Nic hob den Kopf. „Siehst hübsch aus“, knurrte Percy, vor Nic stehend, „bist schöner als des Gouverneurs Frau in Dawson.“

Da bist auch das Abbild einer Schönheit“, sagte Nic barsch. Percy setzte sich neben ihn und zog eine Whiskyflasche aus der Felltasche. „Das haben wir gründlich besorgt, kann, können wir brauchen“, sagte er. Sie reichte ihm die Flasche und die Flasche und schworen bei allen Göttern und bei ihren Hunden, daß die Sache begraben

„Es lag nur daran, daß dein Boot größer war als mein Boot“, sagte Nic. „Morgen machen wir es zusammen.“ Sie schworen, daß sie von nun an zusammen zu sein, zu tun, zu machen würden und nannten sich Brüder, ehe sie in die Schlafsäcke krochen.

Sie waren sechshundert Meilen von Dawson und bestiegen das Boot. Proben nahmen sie die Reise. Dörrfleisch und Elchfleisch und Speck. Das Polarlicht spannte weit im Norden seinen leuchtenden Bogen, ein Hund knurrte im Schlaf, die Gruppe lag in ihren Schlafsäcken. Unten donnerte der Fluß, das Eis schlug polternd seine Schollen gegeneinander.

Kleinwagen-Elegie

Mensch, du kanntest dir ein Auto koofen schon for tausend und zwuhundert Eio, die wo richtig uff vier Rada loofen — und denn jiltst du als knorka Freia!

So mit siebzich durch die Fejend tausend zähltst du noch heute und als Mann zu die oban Fünfmalhundaufausend, und die Mädchens schaun dir freudlich an!

Leedst'n Taler tädlich dir zurüke, haste det in enen Jahr jeschafft — Und denn fährst in der Ehejücke sozusaren mit die eijne Kraf!

Aber wo — und det is hier die Frare! nimmst die drei Emm tädlichst her? Bistst daue nimal in die Lare, bistst Neese mit den Krafvackst — — —

Ob der Motor hinten oda vorn is, det is ooch passend villich schurz. Wat im Paege wil der bees Dorn is, is der Wechsel — und die Sicht is kurz —

Fehlt dir da mit eenemal der Zasto, is et Schlag mit die Jeschwindigkeit — festan noch en Könich uff in Pflasto, schwörstst morjen 'n Offenbarungszeit — — —

Benedikt

Die französische Regierung soll sich
ferner dazu entschlossen haben, dem
Wunsche Deutschlands nach Vermehrung
seines Kriegsmaterials entgegenzukommen.
Man will Deutschland die Kanonen zukommen lassen,
die Ludwig XIV. dem Fürsten von
Monaco schenkte und die bisher in
Monaco bei der Promenade de
Sainte-Barbe aufgestellt waren, so-
wie die daneben in Pyramidenform
aufgehäuften Kugeln als Munition.
Wie bedeutend dieses Entgegen-
kommen ist, ersieht man aus der
Tatsache, daß man mit diesen
Kugeln zum Beispiel unter Umständen
am Oberrhein beinahe von einem
Ufer zum andern schießen kann.

„Herr Wohnungsamtsdirektor! Ich muß Ihnen jetzt ein Ultimatum stellen. Wenn Sie nicht innerhalb drei Tagen mich befriedigen, muß ich mich an die Öffentlichkeit wenden. Mit freundschaftlichem Gruß Frau Theresia Hösl.“

„Bin seit vier Monaten verheiratet und meine Frau ist in anderen Umständen. Ich frage das Wohnungsamt: Muß das sein?“

„Ich ziehe mit meiner Frau von Wochenbett zu Wochenbett.“

„Ich möchte dringend eine Wohnung angewiesen



Leben und leben lassen! „Bei Barzahlung von dreißig Pfennigen gebe ich prinzipiell nur glückliche und sorgenfreie Blicke in die Zukunft ab.“

bekommen, da ich einen dringenden Heiratsdrang verspüre."

„Der Abort in diesem Hause ist baufällig. Wenn ich mich darauf setze, bin ich mit Lebensgefahr verbunden.“

„Ich habe Rheumatismus und ein Kind von vier Jahren und dieses ist auf Feuchtigkeit zurückzuführen.“

Der „Bayerische Rigi“, das Peißenberger Amtsblatt, schreibt bei der Besprechung einer Freischütz-Aufführung im Stadttheater Wehlheim: „Die Bühnenbilder... waren wundervoll sterilisiert.“ Es verdient alle Anerkennung, daß Wehlheim sich dem Geist der Zeit nicht verschließt — aber sollte man hier nicht doch vielleicht zu weit gegangen sein?

„Ich staune, lieber Herr Doktor, wie Sie sich mit dieser unsauberen Arbeit beschäftigen können“, sagte der Patient. „In ein krankes Ohr oder in die Nase hereinkriechen! Mich würde es ekeln. Ich könnte tagelang nicht essen!“

„Was sind Sie von Beruf?“ fragte der Spezialist.
„Rohrleger. Speziell für Aborte.“

Wir halten nach einer großen Überlandfahrt, nachts zwei Uhr, in der Hauptstraße einer süddeutschen Großstadt, in der ein großes Handwerkerfest gefeiert worden war. Da wir noch hundert Kilometer vor uns haben und alle Tankstellen bereits geschlossen sind, füllen wir den Inhalt unserer Reservekanne in den Tank unseres Wagens. Wir tun das wegen der ungeschickten Ausgussöffnung unserer Kanne mittels eines kleinen Trichters und eines daran befestigten Gummischlauches, die wir zu diesem Zweck stets mit uns führen.

In später Festgast, bereits in vorgerücktem Stadium, mit weiblichen Anhänger, kommt auf der anderen Seite die Straße entlanggegangen. Plötzlich klingt seine muntere Stimme über die Straße herüber: „Da kriegt schtier!“

mitleidig über die Straße herüber: „Da kriegt
einer 'n Klischier!“

Ich gehe mit meinem Jüngsten, der am vorhergehenden Tag den Tiergarten besucht hat, an einem Tennisplatz vorbei, der mit hohen Netzgittern umgeben ist, um ein Herausfallen der Bälle zu verhindern. Abgehetzt laufen die Spielenden in der glühenden Sonne hin und her. Mit leidig ertönt da neben mir das Stimmchen meines Ruben: Mutti, dürfen die nie mehr heraus?"

Kottler
Zum Schwabenwirt
Motzstraße 69
Die original süd-
deutsche Gaststätte

Ein Buch von unvergänglichem Reiz,
voll Abenteuerlust und seltsamer Liebe.
Dreifarbige Umschlagzeichnung von
Olaf Gulbransson
kartoniert **nur** RM 1.—, Leinen
geb. RM 2.50

Bei Voreinsendung auf unser Postcheckkonto

Simplicissimus-Verlag, München 13



BUREAU
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
H. u. R. GERSTMANN
BERLIN W.35
 DORNBURGSTR. 7. 8.2 107ZW 4807-8

LIEFERUNG
FÜR ALLE
NACHRICHTEN, ABBILDUNGEN,
INSERATEN
AUS
IN- UND AUSLANDES
 ZUM ABNEHMENDEN ZU MASSIGEN PREISEN

[illegible][illegible]

Allen „Gehirntrübs“ zum Trotz ist der kleine unabhängige Denker heute in Amerika tätiger denn je zuvor. Zur Zeit ist er damit beschäftigt, die Währungsprobleme der Vereinigten Staaten jedermann, der geneigt ist zuzuhören, eindringlich zu erklären. Er findet die finanziellen Sorgen der Nation von den seinen nicht allzu verschieden und erblickt in Onkel Sam nicht mehr einen stolzen, schweisgarnen alten Herrn, der Ratschläge naseweiser Kiebitze entrüftet ablehnt, sondern einen in Not geratenen Verwandten, der ärgert seine Taschen durchstöbert, um herauszubekommen, wohin denn, zum Donnerwetter, die letzten zehn Millionen verschwunden sind, und für jeden Ratschlag dankbar ist. „Dieses ganze Helmhew nach dem entschundenen Goldstandard“, erklärte mir jüngst Herr Milfred nach Tisch, „ist nichts als Sentimentalität. Der Preis des Goldes mag noch so hoch ansteigen, aber sein innerer Wert bleibt doch stets gleich. Man kann es nicht essen, man kann es nicht als Brennstoff verwenden ... kurz und gut, es ist zu nicht viel mehr als zu Zwecken des Zahnersatzes gut ... Wenn die Herstellung von Goldkronen für die amerikanische Volkswirtschaft von solcher Bedeutung wäre wie etwa der Ackerbau, nun dann hätte der Goldstandard seinen guten Sinn. Was Amerika braucht, ist eine Währung, die auf etwas Nützliches aufgebaut ist, wie zum Beispiel ...“ „Aspirin?“, schlug meine Frau vor. Herr Milfred war von diesem Beispiel nicht ganz befriedigt. „Nun gut“, räumte er widerstrebend ein. „Nehmen wir zum Bei-

spiel Aspirin. Nach Aspirin besteht eine ständige Nachfrage, die im umgekehrten Verhältnis zum Gedeihen der Wirtschaft steht. In Zeiten der Krise gibt es mehr Kopfschmerz, und der Wert des Aspirin-

Ein Mensch ...

XV

Ein Mensch spürt oft noch, als Vermächtnis Von seinem früheren Gedächtnis, Begriffe, nicht mehr zu umschreiben, Im Hirne losgerissen treiben. Und kann sie nicht mehr richtig treffen In ihnen zugehörige Schriften, Aus denen er sie einst gelesen Als klare, wesentliche Wesen. Fremdbörser ist das Fremdwort jetzt, Eh es sich langsam ganz zerlegt. Vereinfacht, sich und ihm zur Qual, Schwimmt eine tote Jahreszahl, Die einst hilflos den Wert befehen, Hilflös hinunter ins Vergessen. In milden Altersmonatschein Gibt schließlich sich der Mensch daren. Die Weisheit wird ihm jetzt zur Last: „Wer viel vergißt, hat viel gewußt!“

Eugen Roth

Der stille Teilhaber



„Den ganz'n Abend spendiert er dir bloß 'n Kaffee, und sowat nennste 'n Dschäntelmänn?“ — „Wie soll er denn spendier'n, wenn ick bloß 'ne Mark mitbringe?“

dollars würde automatisch steigen. Auf solche Weise kämen wir zu einer Währungsstabilisierung ohne Inflation.“ „Ich verstehe nicht, warum man überhaupt so viel Aufhebens mit der Inflation macht“, sagte meine Frau halb. „Warum soll die Regierung nicht einfach mehr Geld prägen, wenn es knapp wird. Es ist doch schließlich ihr Mühsant.“

„Jeder Dollar muß irgendeine Deckung haben“, belehrte als väterlich Herr Milfred. „Die Volkswirtschaft ist auf dem Gesetz von Angebot und Nachfrage aufgebaut, und das Geld ist lediglich ein Symbol, das wir der Bequemlichkeit halber gewählt haben. Nehmen wir ein praktisches Beispiel ... Nehmen wir etwa an, daß Peter Zapfel eine Kuh hat ...“

Ich saufte erleichtert auf. Nun waren wir wieder auf vertrautem Boden. Schließlich und endlich laufen alle Vorträge über volkswirtschaftliche Grundsätze auf Peter Zapfel und seine allgegenwärtige Kuh hinaus. Er ist das alte, verlässliche praktische Beispiel. Sobald jemand zu einer Erklärung des Gesetzes von Angebot und Nachfrage ausholt, kann man Peter Zapfel hinter den Kulissen auf sein Stichwort warten sehen, um mit seiner Kuh aufzutreten. Es ist auf keinen Fall Friedrich Friesse mit einem Mutterschwein oder Lia Lutti mit einem Zwergpörscher, sondern stets Peter Zapfel mit seiner Kuh. Die Volkswirtschaftler scheinen besonders phantasiearme Leute zu sein.

„Peter Zapfel hat also eine Kuh“, fuhr Herr Milfred fort. „Sie haben keine Kuh, wollen aber eine haben ...“

„Da sind Sie aber entschieden an der falschen Adresse“, unterbrach ihn meine Frau, „ich trage nach einer Kuh nicht das geringste Verlangen, und so ein Tier kommt mir auf keinen Fall ins Haus.“

„Wir nehmen ja nur an, daß Sie eine Kuh haben wollen“, belehrte sie Herr Milfred mit sanfter Stimme. „Nehmen wir also an, daß Sie eine Kuh brauchen und daß die einzige Ware, die Sie ihm zum Tausch geben können, Spitzen sind ...“

„Wofür halten Sie mich?“ fragte meine Frau.

„Doch Peter Zapfel braucht keine Spitzen“, setzte Herr Milfred unbeirrt fort. „Peter Zapfel will Tabak haben.“

„So ein alter Querkopf!“, nickte sie verständnisvoll. „Ich kenne diese Art von Männern.“

„Da Sie keinen Tabak haben“, setzte der Volkswirtschaftslehrer fort, „bieten Sie Peter Zapfel etwas an, was ebensooft ist — das heißt, womit er sich Tabak beschaffen kann. So entsteht das Geld.“

„Sie meinen wohl: So wird es unnütz ausgegeben“, verbesserte meine Frau unerschütterlich. „Das verstehe ich vollkommen. Aber was ich nicht verstehe, ist, warum ich heute diesem scheußlichen Peter Zapfel mehr für seine Kuh bezahlen muß als zum Beispiel im Jahre 1929. Die Kuh ist nicht besser geworden: sie wird von Jahr zu Jahr älter.“

„Das kommt daher, weil die Kaufkraft des Dollars nicht ebenso beständig geblieben ist wie die Kuh“, sagte Milfred. Er nahm ein abgegrabtes Streichholz zur Hand und zeichnete mit einem großen Rechteck auf unser sauberes Tisch Tuch. „Ich will Ihnen eine praktische Erklärung in Schwarz und Weiß geben.“ Dann stützte er sich auf seine Ellbogen und setzte eine graphische Darstellung des ganzen Geldsystems in Szene. Die Likörflasche, die Kaffeetassen und die Trinkgläser wurden hin und her geschoben und gezwungen, in dem kleinen Drama „Abschied vom Goldstandard“ Hauptrollen zu spielen.

Die Hilfe einiger weiterer abgegrabter Streichhölzer skizzierte Herr Milfred ein verwickelteres Diagramm — es sah wie der Querschnitt durch eine Torte mit verschiedenen dicken Schichten aus —, um uns

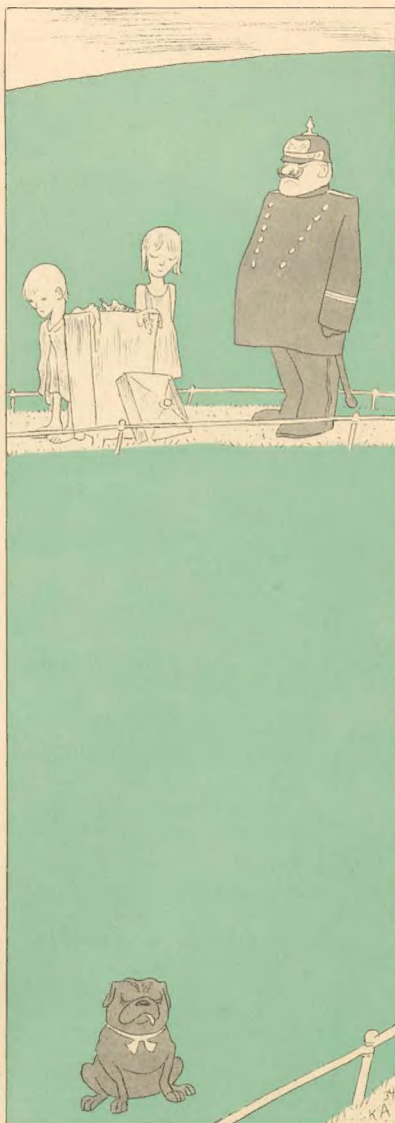
(Schluß auf Seite 10)

Humanität von gestern

(Karl Arnold)



„Die Steine aus der Wiese! Die Schizophrene könnte beim Hinfallen Schaden nehmen!“



„Wollt ihr wohl die Mülltonne in Ruhe lassen!“

Heidefrühling



„Lust har ick schon, nochmal to heiraten, awer een Jungen mutt et sien – nich öwer sechzig!“

(Schluß von Seite 8)

die Mark, das Pfund, den Franken und den Yen in ihren Beziehungen zum Dollar zu zeigen. Als er auch die Wirkungen einer etwaigen Streichung der Kriegsschulden darstellen wollte, versagten die abgebrannten Streichhölzer, und er mußte sich zu diesem Zweck eines Bleistifts bedienen.

Als er fertig war, glich unser bestes Tischtuch einer Kreuzung zwischen einem griechischen Palimpsest und der rechten Wand einer öffentlichen Fernsprecherzelle. Aber wir hatten eine vollständige Erklärung der Finanzpolitik der Vereinigten Staaten vor uns. Ich wünschte, ich könnte mich ihrer erinnern! Unglückseligerweise

wurde das Tischtuch schon tags darauf in die Wäsche geschickt, ohne daß ich Zeit gehabt hätte, seine Beschriftung auswendig zu lernen. Aber nicht nur das Tischtuch, sondern auch die Finanzpolitik der Vereinigten Staaten wurde am nächsten Tag ausgewechselt. Ich tröstete mich daher.

Aber ich bin der Meinung, daß die Delegierten der nächsten Wirtschaftskonferenz unbedingt Tischtücher, oder zumindest kleine Dessertservietten zur Verfügung haben sollten. Denn wie kann sich ein Sachverständiger als wirklicher Sachverständiger erweisen, wenn er nichts als nacktes Mahagoniholz vor sich hat?

Lieber Simplissimus!

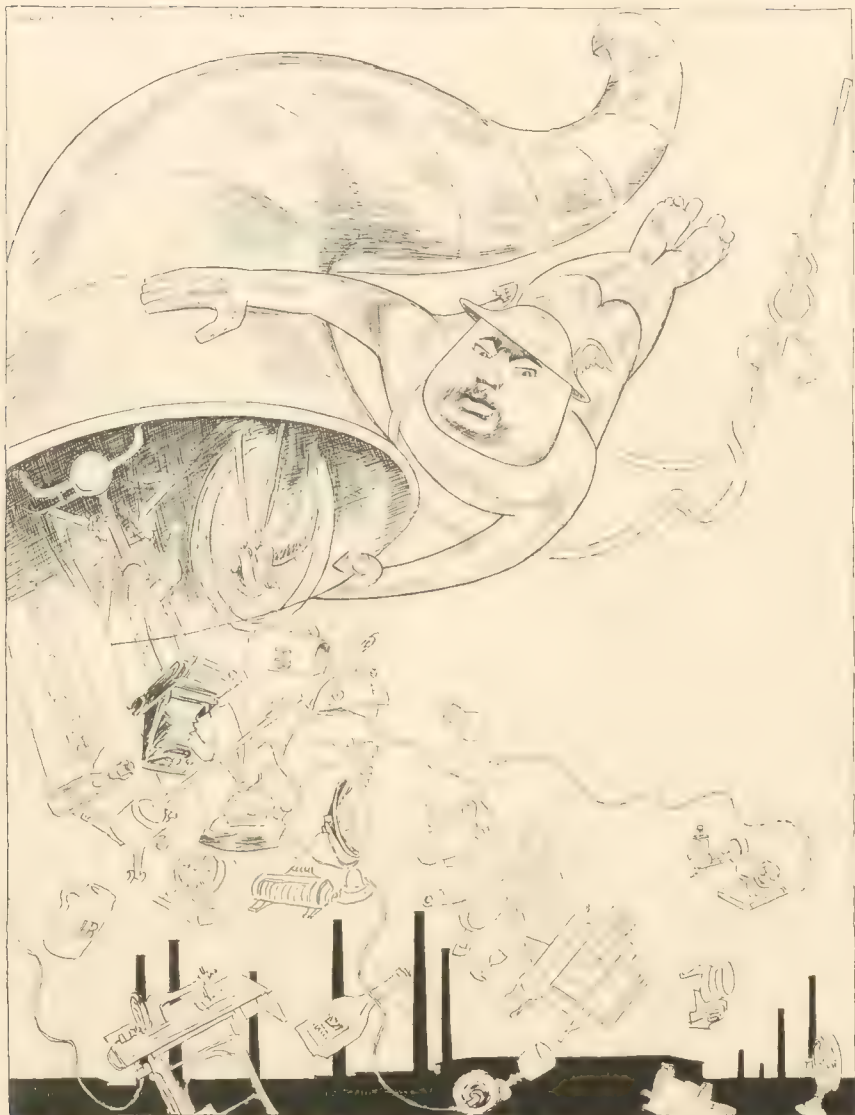
Hanje, ein biederer Bauersmann aus dem Westerwald, ist bei Verwandten in Köln zu Besuch. Um ihn zu erfreuen, haben sie ihm eine Theaterkarte geschenkt. Aber lange vor Beendigung des Schauspiels kehrt Hanje wieder zu seinen Verwandten zurück.

Ob es ihm denn nicht gefallen habe, fragen sie besorgt.

„Och“, meint Hanje, „da woren immer die selwe Lück op de Bühn, un die han immer von Sache jequatscht, die jingen mich nix an. Un da hab ich mir jedacht, jeht besser wieder heim ...“

Der billige Jakob droht!

(Olaf Gulbranson)



„Europäer, macht euch keine Arbeitsbeschaffungssorgen! Ich liefere alles zum halben Preis!“

Im Anfang war die Tat

(Wilhelm Schuls)



„Wat sachte, die Stadt Berlin is Pate jeworn bei der Lene ihrem Dritten?! Na, da wer ick aberst Dampf druff setzen; von die Lene laß ick mir nich lumpen!“

SIMPLICISSIMUS

(Karl Arnold)



Strenge Moralisten sagen, um glücklich zu sein, muß man alle Leidenschaften aus sich verbannen. Dieser Rat ist ungefähr so gut, als wie, indem man einem, der über enge Stiefeln schilt, sagt, er soll sich beide Füße amputieren lassen, damit er keinen Verdruß mehr mit dem Schuster hat.

Johann Nepf

Nie sollst du mich befragen



„Meine Großmutter war großherzogliche Kammerjungfer; weiter zurück reicht mein Stammbaum nicht ...“

Hilfe ... Hilfe ... / Von Katarina Botsky

Blaublank und überfreudlich lachten drei lange Teiche an einem Außenrand der Stadt. Und standen in öblem Ruf, trotz ihrer holden Miene. An einer windigen Ecke am ersten Teich, der tiefer lag als seine Ufer, krümmten sich schwarze Weiden in sehr seltsamen Stellungen, trauernden Gestalten nicht unähnlich, die flüsternd und klagend vor dem netten Wasser zu warnen schienen, zusammen mit den verquollenen Stimmen der feisten Unken auf dem morastigen Grund. Den Kindern der Teichgegend erzählte man gern, daß der Storch ihre kleinen Geschwister aus einem der drei Gewässer gebracht habe, sie selbst natürlich auch, und darum schlen es sie beständig zu ihnen hinzuziehen. Erst waren sie von dort gekommen — denn so sagte man doch — und eines Tages, wenn sie schon Schlittschuhlaufen konnten, dann — — — ja, davon will ich erzählen.

Manchmal war es auch im Sommer, beim Baden oder beim Wasserblumenpflücken, daß ein Kind plötzlich zu den Unken herunterkam und nicht mehr aus dem Morast emporfand. Daß es in den dunklen Schoß, aus dem der Storch es geholt haben sollte, zurückkehrte. Aber meistens war es im Winter, meistens in der Abenddämmerung, wenn das Eis dünn und durchsichtig über den Unken lag, daß — Heimkehrer sich unten einstellten. Erst waren sie oben Schlittschuh gelaufen mit gar keinem Gedanken an die Tiefe. „Das Eis hält noch nicht“, hatten die Eltern wohl zu ihnen gesagt. „Geht nicht auf die Teiche!“ Trotzdem waren die Kinder hingegangen. Verbote reizten, besonders die kraftlosen, die das meiste den Schutzengeln überlassen, die doch schon genug zu tun haben. So manches Kind kehrte vom Schlittschuhlaufen nicht mehr heim. Der Storch mußte immer neue Kinder aus den Teichen holen, denn von den alten gingen so viele in die Teiche zurück —

meistens im Winter, in der Abenddämmerung. Auch diesmal war es im Winter, und gelb kam die Dämmerung. Alle Bäume schwarz, besonders die verkrüppelten Weiden, oben, auf der windigen Ecke, am ersten Teich. Huh! diese finstern, krummen Gestalten aus Holz mit den Ruten in den hochoberbarmen Armen, den schiefgesunkenen, wackelnden Köpfen —! Dem kleinen Kuno graute es vor den Weiden, denn er war erst vereinhalf Jahre alt; aber er hatte Mut. In den nächsten Tagen sollte er mit

Bestimmtheit eine kleine Schwester bekommen, darum ging er mal, ins Wasser sehen, ob sie schon sichtbar wurde. Es interessierte ihn.

In hoffnungsgrüne Wolle gekleidet, stieg er brüderlich entschlossen das Ufer hinab. Beiläufig hatten die Eltern wohl zu ihm gesagt: „Du darfst nicht allein aufs Eis gehen —!“ Er hatte es vergessen. In flottem Trab lief er zu der großen offenen Stelle, die von Eiseblöcken flankiert war, und sah putzig ins Wasser hinab. Nichts! Am Ende gelang sie nicht. Schließlich

(Schluß auf Seite 181)

Dornbusch / Von Hans Brand

Sie schelten dich um deiner Dornen willen, stacheliger Strauch auf schmaler Ackererschelle; gar mancher, der vorbeigeht, denkt im stillen: „Warum läßt man ihn stehen? Er ist die Stelle nicht wert, die er vom besten Boden braucht.“ Wohl ist es wahr: Du scheuchst die Menschenhand, die sich in deine Zweigflut läppisch taucht, mit scharfem Zahn zurück ins Käserland; die Blicke selbst, darum du nicht gebeten, sie gleiten ungefährig an dir nieder wie an dem hürnen Hemde des Propheten, was keinem erdenträchtigen Sinn zuwider. — Die Vögel aber fliegen jubelnd aus und ein bei dir; denn ihre bloße Brut in deinem hundertfach bewehrten Haus ist sie wie nirgend sonst in sicherer Hut. Und als Gottvater suchte nach dem Kranz, der seines Sohnes Haupt mit Blut und Wunden so hoch erhöhe wie keiner Krone Glanz, da, Dornbusch, hat er ihn bei dir gefunden.

Vorsicht, Gschafflhuber!

(Otto Gulbranson)



--- „Nanu ---

das ist doch unerhört, diese bolschewistischen Kleckereien hier im Museum!“



„Entschuldigen Sie, das ist eine frühgermanische Runenschrift.“

„So – aber so was tut man doch unter Glas und Rahmen!“

Der törichte Ritter

Wilhelm Scholz



Es ritt einmal ein Ritter,
Da drauß auf grüner Heid',
Der wußte nicht zu nützen
In kluger Weis' die Zeit.

Er schlug dort nicht den Drachen,
Daß ihm dafür zum Lohn
Die schöne Königstochter
Gab' ihre goldne Kron'.

Denn als er sah ein Mädchen,
Das lieb er fand und wert,
Lieg' ruhen er die Lenge
Und auch sein blankes Schwert.

Schwang hurtig sich vom Sattel,
Und auf des Mägdleins Mund
Sein Glück er dann versäumte
In einer kurzen Stund. Wilhelm Scholz





„Zu Hause spielst du dich immer als einflußreiche Persönlichkeit auf, aber bis heute hat sich noch kein Untersuchungsrichter für dich interessiert.“

Politische Kinderreime

I.

Der Duce, der Duce
steht mitten auf der Hutsche.
Dollfuß und Gömbös, alle zwei
ergötzt die hübsche Schaukelei.
Glaubt jeder, daß er hutsche.
Und doch tut's nur der Duce.

II.

Marionne läßt und läßt nicht aus.
Sie streckt der Welt die Zunge 'raus,
bald schriftlich und bald mündlich.
O Welt, sei bloß nicht gar so dumm!
Dreh' auf dem Absatz dich herum:
„Hier, bitte — aber gründlich!“

Ratolöcher

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplicissimus-Verlag, München, Postfach 5802

Hilfe ... Hilfe ...

(Schluß von Seite 14)

tauchte ein großer Fisch im schwarzen Wasser auf und gähnte schwermütig in die gelbe Abenddämmerung. Als er emporzuschellte und den blutroten Rachen aufriß, erschrak Kuno derart, daß er sich, schreiend, an den Eisblock zu seiner Rechten klammerte und mit ihm zusammen ins Wasser kollerte. Und es war niemand da, außer einem kleinen Hund, der, von der Dämmerung bedrückt und an den Füßen frierend, sich still an einem Baum betätigte.

„Nein!“ schrie Kuno, als es ins Wasser ging. So groß war sein brüderliches Interesse denn doch nicht. Der letzte Schrei nach der Mutter gelte vorwurfsvoll über den Teich. Die Bäume kannten ihn.

Und jetzt sah Kuno einen Storch kommen, einen sehr großen mit ausgebreiteten schwarzen Schwingen. „Ach lieber Klapperstorch“, gurgelte das junge Leben, „hoh mich doch noch einmal. Erst mich — —“

„Sie können mir glauben, Herr Wachmeister“, sprach die verstörte Alte in flatterndem schwarzem Tuch. „Ich hab' Schreie auf dem ersten Teich gehört. Ich bin gleich hingelaufen. War aber nichts mehr zu sehen. Sicher ist dort wieder ein Kind ertrunken.“ — „Jeden Tag“, schrie der Polizist, „jeden Tag ertrinken dort Kinder! Ja, schlafen die Eltern!“

Der Mond bestrahlte magisch die Teichreihe. Auf dem zweiten Teich ein Hin und Her von kleinen und größeren Gestalten mit Schlittschuhen an den Füßen. Wie herrlich und geheimnisvoll, hier auf den erstarrten Wassern zu wandeln, wenn auch die Eltern gesagt hatten: „Dort wird tagtäglich Eis herausgenommen. Die offenen Stellen verbergen sich bald durch eine oberflächliche Eisschicht. Es ist zu gefährlich, dort Schlittschuhen zu laufen. Unterläßt es, bitte!“ Mit solchen Worten glaubten die Eltern ihre Pflicht erfüllt zu haben. Es war ja auch so unmodern, Kinder zum Gehorsam zu erziehen. Und die Kinder waren es auch nicht mehr gewohnt, dem Willen der Eltern zu folgen. Natürlich gingen sie „dort“ Schlittschuhen laufen. Und nun waren sie auf dem zweiten Teich.

Die Arme zum Himmel erhoben standen die Bäume am Ufer. Der Mond schien so hell, der Wind schwieg, manchmal sprach dumpf das Eis. Mit

einem kleinen fernen Angstschauer in der Seele, der etwas Frickelndes hatte, glitten die Kinder mutig dahin. Unten, wo ihre Spiegelbilder liefen, träumten die Unken. Vielleicht auch sahen sie ihnen gelben Auges zu. Ringsherum gefrorne Öde. Ein Kirchturm, der über einen Damm sah, rief: „Habt acht! Habt acht! Die Uhr schlug. Die Kinder zählten die vielen Schläge und schüttelten sich ein wenig. So spät schon? Noch einmal schludern, noch einmal ... noch einmal. Von der Kinderkette als letztes Glied abgestoßen, sauste Hete von dannen.

Auf einmal ging es bergab. Der Spiegel war — Wasser!!! Nicht gesehen. Geflogen wie ein Vogel dem Mond entgegen. Will nicht ertrinken! Will nicht ...! Das Wasser schnappt eisig zu und legt sich tiefdunkel über den Kinderkopf. Der sieht noch einmal hindurch. Die umflorten Blicke finden ein graues Tor — heraus fließen zwei winzige Gestalten: die toten Schwesterlein. „Hete — Hete ...!“ Sie wollen sie wohl umarmen? „Nein! Nein!“ Ihr ganzes Wesen läuft die Straße, die nach Hause führt. Aber — o Gott! — sie sieht sich nicht mehr die Füße setzen, sie fliebt schon wie die — — —. Ihre Seele tritt zu Hause ein. Die Räume — die Eltern — wie anders geworden! Gespenstisch anders! Die Schwelle so hoch. Zu hoch —! Warum habt ihr die Hände vor dem Gesicht? Warum ist plötzlich alles so seltsam? Sie weiß es nicht — und doch. Die Gründe sind finster und böse. „Ich möchte so gern noch ein bißchen bleiben. Nie mehr nein.

Morgens

Der Mond hat über uns gewacht.

Es schwieg das hohe Dach der Nacht.

Die Hand den letzten Gruß mir weht,

mit leisem Winken von mir geht.

Das Auge, das ich schimmern seh,

schon glänzt es mir so fern wie je,

und was mir noch im Herzen weht,

schon heilig in den Sternen lebt.

Ein Weg beginnt. Hand wächst in Hand.

Es tagt — wo liegt das neue Land?

Rolf Graber

nur noch ja —!“ „Zu spät!“ schlägt die Uhr, und alles fliebt auseinander und türmt sich wieder zusammen zu einem grauen Nebelort. Dem Tor, hinter dem die Schwesternlein wohnen. Wo das Nein verstimmt wie das Ja.

„Wo ist Hete? Hete —! Hete —!“ gelst es über den Teich

„Und wo ist Hans?“

Der Elfjährige läuft mutterseelenallein auf dem dritten Teich. Vor acht Jahren verlor er den Vater, diese Erinnerung steht trennend zwischen ihm und den Altersgenossen. Das Eis unter seinen Füßen ist glasklar — ganz jung. Den Jungen dünkt es sehr reizvoll. Jedes Vorwärtsgleiten auf diesem Glas ist eine Tollheit. Was haben die Großeltern zu ihm gesagt? „Du bist jetzt unser Einziges.“ Ach was! Sein junges Leben ist wie beraucht von diesem Spiel mit dem Tor —. Das Wort nicht zu Ende denken! Es wird ihm, als ziehe er neugierig einen Weg, den der Vater — vorausging. Wie ein Betrunkenen sich wiegend und mit den Armen balancierend, ein wenig melancholisch singend, die Mütze in der Faust, eilt er dennoch den Weg, der zum — — —

„Hilfe ...! Hilfe ...!“ Der Boden schwankt ja. Warum kippen alle Bäume um? Warum verinkt der alte Viehstall drüben? Nein! — er! — er versinkt! „Hilfe ...! Hilfe ...!“ Eine Bullenstimme antwortet im versunkenen Stall.

Es rattert ein schwerer Wagen heran. Schrie da nicht vor? Der blühliche Kutscher lauscht, die plumpen Pferde spitzen die Ohren. „Hilfe ...! Hilfe ...!“ Fluchend springt der Kutscher vom Wagen. „Schon wieder einer auf dem Teich —! Da soll doch gleich — —!“ Mit Schimpfen, das ein halbes Weinen ist, denn er hat drei Kinder zu Hause, begibt sich der schwere Mann auf das dünne Eis. Muß ich? fragt er sich immerfort. Die Pferde blicken ihm mit langgestreckten Hälsen nach. Auf Knien rutscht er, stieren Blicks, zu der Stelle, wo im Wasser — ein Gesicht vergeht. Er packt es am blonden Haarschopf, zerrt es, stöhnend, heraus. Das Gesicht blüht noch einmal lebensungrig auf. „Opa — pa — ich — werd nicht mehr!“ Die Arme schnellen noch einmal hoch und kotten sich mit letzter Kraft um das Retters Hals, ziehen ihn hinab ... hinunter ... Die Pferde stehen mit hängenden Köpfen in der Öde. Der Tod hat den Kutscher vom Wagen geholt. Ein Urweltlaut grollt durch die Mondlandschaft. Die Stimme des Stiers: Lust — Leben!

Der Seniorer eines altherwürdigen hanseatischen Handelshauses, nennen wir ihn Sanders, war stadtbekannt für seine ungewöhnliche Geschäftsliturgie, die mit einer übergroßen „Sparsumme“ begann und im besten Falle mit einem kleinen Rest lieferte immer wieder Stoff zu den lustigsten Anekdoten, von denen zwei hier folgen.

Herr Sanders trug, wie jeder zu der Zeit, der zur Zeit des Kaiserlichen Reiches lebte, ein Kniehemd, nämlich einen Zylinder. Der Zylinder von Herrn Sanders hatte nun schon viele, viele Jahre seinen Dienst geleistet. Er hatte gute und einige weniger schlechte Erfahrungen gemacht. Er hatte trotz mehrfachen Aufgebüßens infolge seines vorgerückten Alters seinen spiegeln Glanz verloren. So, so daß selbst ein faat nicht mehr sammelte. Sanders, der Herr dard, den neuen Zylinder zu erstehen. Herr Sanders kaufte sich also einen neuen Hut und betrachtete den alten Zylinder mit einem gewissen Bedauern schenken denn er wegwärer was er doch noch viel zu schade. Den Zylinder seinem alten Faktotum Johann. Mit zwiespältigen Gefühlen nahm Johann den Zylinder entgegen. Er dachte bei sich: „Mein Beine Butmacher erfuhr er, daß keine Macht der Erde ihmstande sel, dem Hut, zu einer neuen Jugendfrische zu verhelfen. Der Not gehorchend, ließ er sich den Zylinder ausleihen. Und so kam der neue Zylinder. Einige Tage später bemerkte Herr Sanders den spiegeln Glanz auf dem Haupte seines Johannes. „Johann“, sagte er, „hast du dich nachher wohl gefühlt?“ Johann bekam einen Mordschreck. Er durfte doch niemals sagen, daß der ihm geschenkte Zylinder selbst vorgestern ein bescheidenes Daumenwort er also leicht stotternd, das ist der Zylinder von Herrn Sanders. Ich habe ihn mir für einen Talent gegeben.“ „Zeigen Sie mir!“

„Ich bringe dafür Herrn Sanders“,

sich den Hut lange. „Hier haben Sie den Taler wieder. Ich kann den Hut doch noch gut tragen.“ Sprach's, setzte den Zylinder auf und entschwand den Blicken des sichtlich erschütterten Johann.

haben seine großen Überseegeschäfte betrieb Herr Sanders ein Geschäft, welches von Zeit zu Zeit auch einen recht schönen Nutzen brachte. Er hatte nämlich ein Kasten, der aus einem Grunde vom Abnehmer benannt wurden. Selbe sei, weil sie durch Seewasser oder Feuer beschädigt waren oder sonst nicht mehr für Sanders zu Spottpreisen und ließ sie mit gutem Gewinn durch seinen Agenten weiter verkaufen. Nur selten, wenn ein Kasten durch einen Unfall zerstört wurde, waren hängen blieb. Einmal aber hatte er eine große Partie Seewasserbeschädigte Apfelsinen gekauft. Das heißt, von Apfelsinen, die durch Wasser in einem Kasten, der sich nicht richtiger Matsch, Herr Sanders schickte seinen Agenten, Herrn Müller, los, den Matsch zu verkaufen. Die Apfelsinen waren aber schon erschöpft ins Kontor „Na, Müller, haben Sie die Ware verkauft?“ Müller schüttelte matt den Kopf und machte Herr Sanders die richtige Antwort: „Nein, Müller, die Apfelsinen“ haben wollte. Das konnte Herr Sanders nicht begreifen. Seine beschwerten Apfelsinen! „Waren Sie denn auch bei Herrn Müller?“ „Nein, Herr Sanders“, antwortete Herr Bauer gesprochen. „Aber der Kauf doch schon alles. Was hat er denn gesagt?“ „Das mag ich Ihnen gar nicht sagen, Herr Sanders. Was heißt das? Was hat er gesagt?“ „Nein, nein, das mag ich wirklich nicht sagen.“ Müller, der Herr Sanders nicht mehr weiter wissen wollte, antwortete: „Herr Bauer gesagt hat.“ „Er hat gesagt.“ „...Also, was hat er gesagt?“ „Er hat gesagt, dass Herr Sanders die Apfelsinen ihm!“ „Wahrscheinlich, dass Herr Sanders sie verkaufen“.

[illegible]

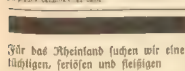
Die Kinder sollten einen Aufsatz über die Schönheiten und Gefährlichkeiten der Alpen schreiben. Der kleine Seppel schrieb: „... die Männer in Bayern tragen kurze Wische, die Weiberleut Mieder und kurze Röcke. So erblicken wir viele Schönheiten, nur sind auch manche große Gefahren damit verbunden.“

Der kleine Hans ist ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber. Deshalb will er Bauer werden, um so, zwei Pferde vor dem blank polierten Kupewagen, durch die Gegend sausen zu können. Seine beiden alten Großmütter will er auch mal mitnehmen. Als diese lächelnd meinen, ob er sich denn nicht schäme, zwei so alte Frauen spazieren zu fahren, gibt er prompt zur Antwort: „Ihr braucht ja nicht raus zu gucken!“

erfahrener Persönlichkeitskennner schreibt eine tiefe intuitive Handschrift- und Charakter-Beurteilung aus 40 Jahren Praxis! Erfahrung in allerlei Beratung, Prospektive etc. **Pincho-Graphologie** V. B. Eirbe / München 12 / Helmer-Anspruch

den der besten Kräfte. Wie ist dieselbe von ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Geheilmittel zu behandeln und zu heilen? Wer ist voll, nach neuesten Erfahrungen bearbeitetes Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Empfehlung von RM. 1,50 in Briefmarken aus Lesleh. v. Vorig Silvana 6, Herlasau (Schweiz).

Ihr Haar steamerprachtvoll und weich gelockt und gewellt nur durch ein Kammermodell von Wellen für das Kamm-AHAHA Locken-Dauerwellen. Telefon 80-80, preiswert gebrauchter Pl. RM. 24.
Trinken Nachschauen, in elegantem Ambiente.
A. Maier, Karlstraße 83
Markgrafenstr. 45



Anzeigenvertreter
der bei der einschlägigen Rundschau
eingeführt ist.

Anzeigenverw. des „Simplicissimus“
(F. C. Mayer)
München 2 C, Sparfassenstraße 1

984 Werkzeuge
enthält unser Interesse.
Circis-Katalog West-
falen - Werkzeugge-
Hagen 253 / Westfalen

Kottler
Zum Schwabenwirt
Meitzstraße 69
Die original süd-
deutsche Gaststätte

Otto Becker, Pforz-
heim S. D. 5015-2

Über hygien. Artikel
Gummi-Industrie
Medicus, Berlin SW. 68
Alte Jekelstraße 8



Der
kleine Roman
von
HANS LEIP:
MISS LIND

**UND DEM
MATROSE**
kostet nur mehr
kart. RM. 1.—
geh. RM. 2.50

Simplicissimus-Verlag
München 13

1 Kilo Briefmarken.
Brief- und Postab-
schritte von Belg.
Griechenl., Südai.,
Finnl., Schweiz usw.
Preis nur RM 4.75
A. Lambari, Pforz-
heim. Postfach.

*Ostern gab's mal wieder Eier,
welche nicht so, wie's natürlich,
weiß sind, sondern zu der Feier
teils mit Sprüchen, teils figürlich
bunt geschmückt —; man sieht und liest,
was erfreut und was verdrießt.*

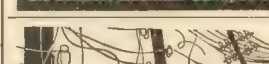
Jenes Ei aus Kopenhagen
trägt das Bild der Brüder Saff.
Tja, da läßt sich nichts zu sagen,
denn sie sagen auch nie was.
Blieben sie für immer dort —
wir begrüßten den Export!

Aus Mandschukuo, dem neuen
Kaiserreich, kam auch ein Ei.
Doch man kann sich nicht dran freuen,
denn man fürchtet doch, es sei
innerlich gefüllt statt mit
Marzipan mit Ekrasit — — —

Wendet man sich grade grausend
von dem Tisch der Ostergaben,
liest man: „Viermahlunderttausend
Deutsche mehr, die Arbeit haben!“
Dieses Ei – na wat denn! Wie? –
das ist „made in Germany“.



Chlorodont
die beliebte Qualitäts-Zahnpaste



der Telegraphenleitung ist schnell behoben.
Aber Störungen im Wohlbefinden der Mensch-
zu beheben, war bis zur Entdeckung der Hor-
montherapie oft unmöglich. Heute weiß man:
Vorzügliches Versagen der besten Kräfte
beruht auf gestörter Funktion der Hormondrüsen.
Das weßbekannte Drüsenhormon-Präpa-

gibt neuen Lebenstrieb, stärkt die Nerven, erhöht die Leistungskraft. OKASA Silber für den Mann, Gold für die Frau 100 Tabl. 9,50, in allen Apotheken erhältlich. Zusendung der illustrierten Broschüre um **GRATIS-PROBE OKASA** veranlaßt gegen 74 Pfennig für Porto **HORMO-PHARM BERLIN SW 355, Alte Jakobstraße 85/86**.

Report:

Adressen

schreibt: 

Wurfsendungen

erledigt: 91

für Sie

Adolf Schustermann BERLIN SO
RUNGSTR.

Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 58
Druckschriften bitten wir anzufordern

Die große Verbreitung | 4. Kostenlos 92 Jahre die aktuellen

2. Katalog und Leihabgabe

3. Geleichenhandsäte
(Fundgrube)

Die Interkontinentalen
sind sehr niedrig ...

gestigt. Verlangen Sie
unverbindlich Angebot
von der Interagency

DAS DEUTSCHE PHOTOGRAPH
Größte Leica-Verkaufsstelle der Welt

Der SIMPLICISSIMO erscheint wöchentlich mit allen Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten die Anzeigen entgegen. **Bezugspreise:** D 8,- netto monatlich RM -60/- Abonnement im Vierteljahr RM 7,- **Ausgabenpreis für die 10 Ausgaben M 19,- bis RM -30,- Alleinige Ausgabengestaltung: P. Mayer Verlag; Abteilung Druck-Expeditoren, München 2 C, Sparkassenstraße 17, Telefon 333 327.**
Gedruckte bei: G. B. N. Münch, Redaktion und Verlag; **München 19,** Elisabethstr. 30, Fernsprecher: 3737307 © Copyright 1934 by Simplicissimo-Verlag G.m.b.H. München, DA 17500 IV **Fertigungsort München** **Postfach München 5602** © Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart. Für unverlangt eingereichte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen.

Das Leben schreibt Romane. Franz Füllhorn schreibt Romane. Die Romane von Franz Füllhorn sind kürzer, aber dafür abwechslungsreicher. Gerade arbeitete er am siebenten Kapitel seines neuesten Werkes: „Opulente. Lebenslauf einer umfangreichen Dame.“ Es ging ausnahmsweise langsam. Er hatte heute vergessen, Kaffee zu trinken. Sollte er es nachholen? Nein, es war zu spät. Die Uhr zeigte fünf Minuten nach fünf.

Franz Füllhorn duselte vor sich hin, da klingelte plötzlich die Flurglocke. Ein alter Mann mit strengem Gesicht, ohne die verklärte Umrahmung eines Volibarts, trat ins Zimmer. Sehr ernst sah er aus, aber um die Augen hatte er viele kleine, lustige Fältchen.

„Habe ich die Ehre mit dem Herrn Schriftsteller Franz Füllhorn?“ fragte er.

Franz Füllhorn erschrak. Er fand die Augenfältchen des Greises mehr böse als lustig. „Jawohl!“, stammelte er. „Wer sind Sie? Was wollen Sie? Wie sind Sie hereinkommen?“

„Sie fragen etwas zuviel auf einmal, mein Bester. Ich bin der Ernst...“

„So, Sie sind also der Ernst...“, höhnte Franz Füllhorn. „Eine Frage gestalten Sie mir wohl noch? Was für ein Ernst sind Sie denn?“

„Ich bin der Ernst des Lebens...“, sagte der Alte und schaute dem Schriftsteller in beide Augen, nicht so wie Menschen, die immer nur in ein Auge des anderen

schauen können, nein, er schaute in alle beide. „Sehr erfreut!“, antwortete Franz Füllhorn ängstlich. Er konnte den Blick nicht ertragen.

Der Alte sprach weiter: „Damit sind Ihre Fragen wohl beantwortet? Ich will eigentlich nichts und komme stets uneingeladen. Leider hat mich die Sprache der Menschen zum Mann gemacht, aber besser würde mir das weibliche Geschlecht anstehen. Ich wäre dann wie eine reiche Geliebte, die auch viel Zeit in Anspruch nimmt, ewig im unrechten Augenblick kommt und die man leider nicht hinausgeschmeißen darf.“

„Anscheinend nehmen Sie Ihren Beruf recht leicht...“ Franz Füllhorn ging auf den scherzenden Ton des Besuchers ein.

„Und Sie nicht?“ erwiderte der Alte. „Ich weiß, Sie sind ein Romanschreiber. Wenn ich mich recht erinnere, heißt eines Ihrer Werke gar „Hinterm Ernst des Lebens“. Die Leute lesen gern von mir, besonders solche, die mich nicht kennen.“

Franz Füllhorn machte eine hilflose Arm-bewegung.

„Oh, bitte!“, fuhr der Alte fort. „Ich wollte Sie nicht kränken. Ich weiß, Sie sehen mich heute auch zum erstenmal...“

Der Schriftsteller versuchte sich zu verteidigen: „Ich Sie nicht kennen? Und in meiner Jugend, als ich hungrig in der Dachstube saß? Waren Sie da nicht mein täglicher Gast?“

„Nein!“, sagte der Alte bedächtig. „In einer Dachstube haben Sie wohl gewohnt. Aber mehr aus Gründen des Milieus. Es war ja damals schön, finden Sie nicht? Sie sind Schriftsteller. Es ist ihnen gegeben, aus der Mücke einen Elefanten, beziehungsweise aus ihrem nützlichsten Leben einen Kriminalroman zu machen. Das soll kein Vorwurf sein...“

„Aber es ärgert Sie doch...“, triumphierte Franz Füllhorn. Er wurde langsam wieder frech. „Außerdem ist mir der Zufall lieber als Ihr ganzer Ernst des Lebens.“

„Sie haben nicht unrecht, wenn Sie den Zufall vorziehen. Der Unterschied zwischen ihm und mir ist aber, daß man sich auf mich verlassen kann, während der Zufall ein windiger Bursche ist. Der Zufall ist eine Möglichkeit und keine besonders anziehende. Ich bin eine Fiktion...“

„Das versteht ich nicht. Erst sagen Sie, man könnte sich auf Sie verlassen. Dann erklären Sie sich für eine Fiktion...“

„Auf eine Fiktion, an die man fest glaubt, kann man sich verlassen...“

„Und wenn ich behaupte, daß ich nicht an Sie glaube?“ meinte der Schriftsteller.

„Damit betrügen Sie sich um etwas sehr Menschliches... Sie unterlassen es dann, Ihrem hilflosen und kümmerlichen Leben einen heroischen Fluchtpunkt zu geben. Wenn Sie nicht an mich glauben, müssen Sie sich selbst ein Gespött sein.“ Die Augenfalten des Greises lachten, aber sein Mund blieb ernst.

„Verzehrung!“, sagte Franz Füllhorn. „Ich halte mein Leben weder für hilflos noch für kümmerlich. Und gerade, weil ich nicht an den Ernst — also nicht an Sie — glaube, sondern an den Spaß, an den göttlichen, herrlichen, trunkenen Spaß, deshalb brauche ich keinen heroischen Fluchtpunkt und keine großen Erlebnisse.“

Nach einer Weile fragte der Alte: „Haben Sie sich eigentlich schon einmal überlegt, wie ich mit dem Nachnamen heißen könnte? Die Menschen nennen mich nur Ernst...“

„Offen gestanden: nein!“, gab Franz Füllhorn zu.

„Dann will ich es Ihnen sagen, weil Sie es beinah gefunden haben. Mein Nachname ist nämlich Spaß...“

Jetzt lachten nicht nur die Augenfalten. Der ganze seltsame Besucher lachte, leckte, meckerte — und war plötzlich verschwunden.

Franz Füllhorn blieb mit offenem Munde sitzen. Dann blinzelte er nach der Uhr. Sie zeigte sechs Minuten nach fünf. Hatte es nicht eben gelutet? Er elkte hinaus. An der Flürdr stand ein Bote mit einem Telegramm.

Franz Füllhorn riß den Umschlag auf, entfaltet das Papier und las, daß sein Verleger pleite sei und er, Franz Füllhorn, alle erhaltenen Vorschüsse innerhalb zwei Wochen zurückzahlen habe.

Franz Füllhorn erfaßte die Nachricht noch nicht ganz.

„Der Ernst will mit dem Nachnamen Spaß heißen?“ überlegte er sich. „Vielleicht — aber Spaß heißt er wohl nur für die anderen, für die im Augenblick nicht gemeinen...“

Erst jetzt fuhr ihm der Schreck durch alle Glieder. Er suchte ein Mausloch, aber alle waren schon besetzt — von Menschen, die an den Ernst des Lebens glauben.

„Was nun?“ fragte sich Franz Füllhorn.

Er verschob die Entscheidung und ging, obgleich es eigentlich schon zu spät war, doch noch Kaffee trinken.

Reisepläne

(Rudolf Kriesche)



„Das Fahrgeld wäre das wenigste, aber die Preise an der Riviera!“ — „Ich schlage vor, wir warten, bis es wärmer wird, und essen die Spaghetti am Wannsee!“

Ein Inserat

„Puppenwagen und Kirchenrock für starke Figur zu kaufen gesucht!“

USA.-Milliardäre SOS!

1 E. Thöny



„Nun schnüffelt auch unser Roosevelt nach Korruptionen.“

„Yes — da wird für uns die Frage

aktuell: Ausland oder Sanatorium.“

Till Eulenspiegel steigt aus seinem Grab

(Alfred Kubin)



Der geborene Selbstmörder / Von Willfried Tollhaus

Mein Freund Martin war der Überzeugung, daß es das Leben von Anfang an schlecht mit ihm gemeint habe. Erstens hatte es ihn zu einem Großstadtkind gemacht — ihn, dessen ganzes Glück nach seiner oft geäußerten Meinung die Freude an der Natur war, und wäre diese Natur auch nur durch einen eigenen Garten in seinem Dasein vertreten gewesen. — Zweitens empfand er es als sehr unerfreulich, in Verhältnisse hineingeboren zu sein, in denen immer mit dem Pfennig gerechnet werden mußte — er, der alle Talente eines Genießers und Verschwenders besaß. Drittens hatte es ihm jene bezaubernde Wirkung der Schönheit und Eleganz versagt, die ihm so sympathisch war. — Viertens — das aber war das Schlimmste! — fühlte er sich völlig fehl am Platze in einer sogenannten „interessanten Zeit“: die uninteressanteste wäre gerade die richtige für ihn gewesen. Was blieb ihm gegen soviel Mißgeschick anderes zu tun übrig, als das Geschenk des Lebens abzulehnen und es der Vorsehung mit Protest wieder zur Verfügung zu stellen! — Aber so etwas ist leichter gedacht als getan. Martin war ein Systematiker. Er hatte sich von Jugend an genau überlegt, wie man sich am richtigsten selbstmorde. Tatsächlich, sich von einem Turm oder einem Felsen herabstürzen, Pulsadern öffnen, den Gashahn aufdrehen oder sich ertränken, das alles waren Todesarten, die er ablehnte, von den ganz schauerlichen gar nicht zu reden.

Blieben die chemischen, bei denen man nie ganz genau wußte, ob es sich auch schaffen ließ. Also gab es eigentlich zum wirklichen Gebrauch nur noch das Hängen. Das aber war ganz und gar nicht einfach, wie Martin festgestellt hatte. Manchmal hielt ihn das Zutrauen zu der Festigkeit des Nagels, Astes oder eines Fensterkreuzes oder auch des Strickes davon ab, ein andermal dagegen wieder die Erwägung, es sei im Grunde doch sehr unästhetisch. Also bestand die Tatsache, daß ein Mensch, der sozusagen zum Selbstmörder geboren, und entschlossen war, sein Schicksal zu erfüllen, an der Ausführung seiner Absicht verhindert wurde, weil es keine ihm sympathische Methode dafür gab. Selbstverständlich aber hielt sich Martin für verpflichtet, auf der Suche nach ihr zu bleiben. Dabei ist er nun inzwischen fünfzig Jahre alt geworden. Die Gründe, die ihn früher veranlassen konnten, seinem innern Berufe als Selbstmörder treu zu bleiben, ließen sich schon nicht mehr zählen, als sich das Blatt plötzlich wandelte. Es ging ihm geldlich besser, sogar gut: Martin konnte sich ein Häuschen bauen, einen sehr großen Garten anlegen und sich aus der interessanten Welt in die uninteressante Einsamkeit zurückziehen. Es waren beinahe alle Unfreundlichkeiten des Lebens gegen ihn wieder gut gemacht worden. Freilich konnte man es auch als Unfreundlichkeit ansehen, daß

sie erst gut gemacht wurden, als sich Martin bereits an das Hadern mit seinem Geschick gewöhnt hatte. Was nun?

Es erwies sich bald, daß der Garten viel Arbeit machte. Wie stand doch im Buch Moses: „Verflucht sei der Garten; mit Kummer sollst du dich auf ihm nähren, bis du Staub wirst.“ Auf den Knien liegen und Unkraut jäten, das am nächsten Tag nach dem Regen doch wieder da war, Schwielen in den Händen beim Graben bekommen, Wasserkannen schleppen, daß die Arme fast abknacken, denn selbstverständlich gab es in der uninteressanten Einsamkeit keine Wasserleitung; sich ewig über das Wetter ärgern, das nie so war, wie man es gerade brauchen konnte; sehen, daß beim Nachbar alles besser gedieh — das alles war dazu angetan, einen zweifeln zu lassen, ob das in eine Großstadthineingeborenen wirklich so schlimm gewesen war. — Daß man das Glück aber, solange man es hatte genießen können, nicht begriffen hatte, das war eben wieder eine neue Tücke des Lebens, die sich erst jetzt erkennen ließ! Und die weitere Tücke für Martin schien, daß er erst zu Geld gekommen war, als man es nicht mehr sicher anlegen konnte. . . Die Gefahr, jeden Morgen ärmer aufzuwachen, als man sich hingerlegt hatte, verdrängte einen den ganzen Spaß am Besitz! Und schließlich und endlich — ganz ohne Menschen konnte man ja auch nicht mehr leben, nachdem man so lange unter ihnen ge-

litten hatte! Die Sache lag also für Martin einfach so: entweder war sein Leben von früher glücklich gewesen, und er hatte es nicht begriffen — oder die bökigen Schicksale! —, oder die Möglichkeiten des Glückes lagen im jetzigen, ließen sich aber nicht mehr ausnutzen, weil er verpufft dazu war. Das Schlüßergebnis blieb das gleiche und ermunterte zum Aufhängen.

Aber wann sollte er das jetzt tun? Etwa im Frühjahr, wenn der Garten bestellt werden mußte? Etwa im Sommer, wo er so vieler Pflege bedurfte? Oder gar im Herbst, wenn geerntet werden sollte? Dann aber alle die schönen Dinge im Obst-keller und in den Einmachgläsern verkommen zu lassen oder an die bucklige Verwandtschaft zu vererben, das wäre Wahnsinn gewesen.

Also es ging einfach nicht! Des verfluchten Gartens wegen ging es wirklich nicht!

Als Martin das wirklich eingesehen hatte, entschloß er sich, an einer der gewöhnlichen Krankheiten zu sterben, die unter den Menschen üblich sind. Aber er ist auch da noch recht wählerisch und will wenigstens ein ungenüßliches ausschließen. Deshalb achtet er jetzt viel mehr auf sich, als er getan hatte, wie er noch zum Selbstmord entschlossen war. Es ist anzunehmen, daß der geborene Selbstmörder noch einmal die Kaffeetasche der Hundertjährigen von der Regierung bekommen wird.

So eine Stunde . . .

Von Jefim Sosulja

Es gibt so eine Stunde — in der Nacht, vor dem Morgengrauen oder um das herum, wenn die Stille am tiefsten ist und keinerlei Geräusche in die Wohnung dringen außer etwa dem fernen Schill der Vorstadtkommode oder leisen Schritten des Wächters — in dieser Stunde erkennt jeder Mensch, wenn er aufwacht, seinen inneren Wert.

Da hören alle Illusionen auf. Der ganze, noch so verwickelte Selbstbetrug. Die naive Lüge, die so sehr Wahrheit sein möchte, daß es ihr zuweilen gelingt.

In dieser Stunde weiß jeder Tor, daß er ein Tor ist. Er fällt die Hände unter dem Kopf, schaut zur Decke oder, wenn es schon tagt und etwas zu sehen ist, schaut an der Wand die Blumen des Tapetenmusters an und erkennt vollkommen klar, daß er ein Dummkopf ist.

Das ist die allerschwerste Kategorie im Sinne der Selbsterkenntnis.

Mit dem Schuft zum Beispiel ist es bedeutend leichter. Dieser zieht sogar die Decke über das Ohr, dreht sich auf die Seite um, und es kommt mitunter vor, daß er selbst zu sich sagt: Jawohl, Bruder, du bist ein Schuft. Was wahr ist, ist wahr.

Ist er ein Zynker, so lächelt er dabei sogar noch. Aber diese Art bewußter Schuft beschäftigt mich im gegebenen Falle wenig. Sie wissen auch am Tage, wer sie sind. Mich interessieren nur jene, die es am Tage vor sich selbst verborgen.

Ich erkenne sie manches Mal. Zum Beispiel dieser herrliche, gebieterische Protz, der am Tage soviel Metall in der Stimme verzeugdet, die Untergebenen mit so eindringlichen bösen Blicken mißt und abkanzelt, — nachts erkennt er seine Hohlheit. Er rührt sich an die Brust und denkt es klar, daß sie leer ist. Er möchte die schlafende Frau aufwecken und ihr das sagen, ist dazu aber nicht imstande. Schläft er nicht ein, so raucht er, hüstelt mit männlichem Baß, möchte die gerechte Erkenntnis ersticken, sie aber weicht nicht, weil das eben die Stunde ist. Alle möglichen Betrüger, die auf geistigen

Mädchen des Alltags

Von Anton Schnack

*Am Werktag hinter Ladentischen,
Der Chef vom Dienst ruft sie per du,
Sie schreiben, fragen, rechnen, wischen,
Im Herzen glüht das Rendezvous.*

*Doch frühlingssonnig, blutgeschwinder,
Am Nachmittag von vier bis sieben
Da werden sie beglückte Kinder:
Da gehn sie tanzen, da gehn sie lieben.*

*Jede trägt im Herzen einen Traum:
Eine will den Tangogeiger sehn,
Eine hätte gern ein Kleid mit Zobelsaum,
Und die dritte möchte nur bei einem Kuß
Sie denken nicht viel [vergehn].
Im großen und ganzen,
Sie haben Vergnügen am Schlagerspiel,
Sie lächeln und tanzen.*

*Für sie gibt's keine geistige Krise,
Sie wissen nichts von Tangos, Wiesen,
Glück sind im Frühling Wald und Wiese,
Glück ist des Geigers Räuberblick.
Sie haben das Wunderbare,
Sie sind einfaches Leben,
Sind Lippen, Hände und Haare,
Sie lächeln, sie nehmen, sie geben.*

*Am Sonntag strahlen ihre Mienen
Und glühen Montags noch um acht,
Sie glühen noch beim Schuhbedienen
Und auch, trotzdem der Chef nicht lacht.
Denn jeder ist zurückgeblieben
Ein Glücksgefühl, ein kleiner Schmerz,
Und was auch war von vier bis sieben,
Es hatte lächerlich viel Herz.*

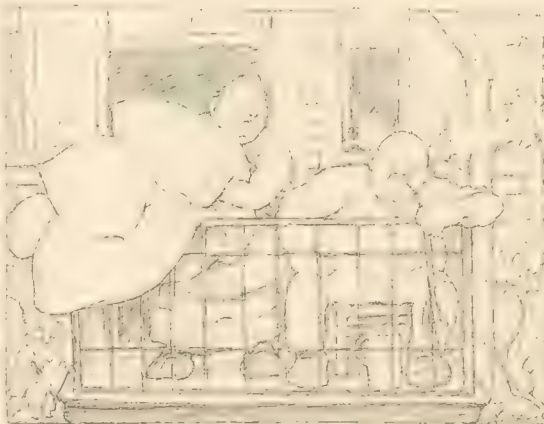
Pump leben — Nichtakänner, Mißbörner, Heuchler, Schmarotzer, alle Arten und Abarten von Mitläufern der Wissenschaft, Kunst, Literatur, Revolution; Kerbtierchen, die am Rumpfe des Schiffes kleben — sie alle wissen um diese Stunde, wenn die Nacht am tiefsten und lautlosen — es sei denn, daß ein entfartener Pfiff irgendwoher schwach ertönt oder der Wächter laut aufgibt, oder der Hahn, schüchtern noch, nicht recht wach, sein wunderliches Lied ertönt —, alle wissen sie ihren wahren Wert. Wissen ihn. Und da das unangenehm, lästig, maßlos bitter und niederdrückend ist, so suchen sie es zum Schweigen zu bringen durch allerlei Hantierungen, deren es auch für diese Stunde nicht wenige gibt. Sie liegen im Dunkeln und starren, ich wiederhole, zur Decke oder auf die Blumenmuster der Tapete. Sie machen Licht und lesen. Sie holen Zigaretten und Streichhölzer hervor und rauchen. Wälzen sich auf die Seite und suchen einzuschlafen, indem sie bis hundert zählen. Sie ziehen die Decke an oder werfen sie zurück, um den Kopf in die Kissen zu vergraben. Sie springen auf und gehen im Zimmer umher, blicken vor dem Spiegel stehen und schauen in einen trüben Wirrwarr aus dem Widerschein von schwarzen Flecken und Mondstrahlen. Sie öffnen das Fenster, setzen sich, strecken die Brust dem Wind entgegen und schließen die Augen. Kein Lauf. Die Straße — leer. Keine Hilfe und nirgendwoher eine zu erwarten. Die Menschen fangen noch vielerlei an, aber nichts befreit sie von der wahren Erkenntnis, von der schonungslosen Selbst-taxierung.

Das dauert aber nicht lange. Der Schlaf kehrt zurück — bis an den Morgen. Am Morgen aber stehen die Tore, die Schufte, die Halben, die Nullen, die Mitläufer, Schmarotzer, Blutegel, Heuchler aller Arten und Sorten, — sie alle stehen auf, als ob nichts gewesen wäre. Im Waschen ziehen sie zugleich ihre Larven an und haben es sehr eilig, sich wieder als Kerbtierchen dem großen Schiffe des Lebens anzuschmiegen.

(Aus dem Russischen von E. Walker)

Kraftleistung

Paul Schöndorff



„Sitzt allweil umannd bei dem schönen Wetter, geh du a bißl spaziern!“
„Freili, sag do glei, i soll für die Olympiade trainiern!“

Eine französische Spielkarte

(E. Schilling)



Friede — oder Wettrüsten?

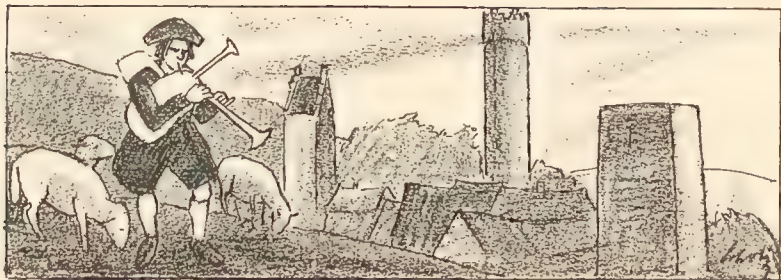
SIMPLICISSIMUS

Frankreichs innerpolitische Sicherheit

(Wilhelm Sch



Sie überschätzen die Stärke der Militärpartei. Auf zwei Zivilisten kommt bloß ein Soldat!"



Der Wunderstiefel / Von Gottfried Küssel

Der alte Kümmel hatte äußerlich etwas Ähnlichkeit mit einem Eichhorn: Der Bart stand ihm weg, auch die Ohren, als ob sie heilhörig wären, und die Augen verbargen sich nicht selten unter den blinzelnenden Lidern. Statt des fragezeichenähnlichen Schwefels hatte er gewöhnlich den Arm auf dem Rücken und bewegte die Finger nervös hin und her, wie wenn er hinter seiner Joppe einen Zwirnsknäuel zu entwirren hätte.

Er hatte ja auch immer etwas zu entwirren, dieser alte Kümmel: denn er war ein gar seltsamer Kauz. Zwar lebte er nach dem Sprichwort: Kommt der Tag, bringt der Tag! aber dabei nützte er den Tag und oft sogar die Nacht für seine heimlichen Pläne. Niemand wollte eigentlich recht, was er zur Zeit gerade Geheimnisvolles vorhatte, aber daß er wieder an etwas spiritisierte, wie die Leute damals sagten, das wußte jedermann.

In seiner Jugend hätte Kümmel Schuster werden sollen, aber er hatte schon damals ganz andere Gedanken im Kopf und hatte es deshalb vor lauter anderen Gedanken niemals zum Gesellen und Meister gebracht. Dafür aber hatte er nebenbei von jedem Handwerk etwas gelernt: er wußte nicht bloß mit dem Leder, sondern auch mit dem Holz und Eisen umzugehen, und so handlierte er im Schuppen seines kleinen Hauses mit allem möglichen Werkzeug herum. Er wollte stets etwas erfinden, das wußte man allgemein; aber was er gerade erfinden wollte, das verriet er niemals.

Zwar sagte er zu uns Kindern, wenn wir uns in seinem Schuppen, zwischen verstaubten, von Spinnweben überzogenen Wänden versammelten, alles mögliche: bald redete er von Amerika als dem Land des Wunders, dann wieder von China und Japan.

„Die Welt ist groß“, sagte er und fing, während er uns halb fragend, halb miträuschend betrachtete, zu blinzeln an. „Ja, ja, die Welt ist größer als euerer Köpfe, das könnt ihr mir glauben, auch größer wie die Kirchturnkuppel. Aber der Kümmel, der wird doch noch um die ganze Welt herumkommen.“

Wir lachten natürlich bei diesen Worten; weil er die Welt boshaft mit unseren Köpfen und mit der bauchigen Kirchturnkuppel verglich, wir lachten auch über ihn selbst; denn wie sollte der alte Kümmel je um die Welt kommen!

„Lacht nur!“ sagte er und zog die Stirn ernst in Falten. „Der alte Kümmel wird es euch schon zeigen.“

Eines Tages ließ uns der Kümmel plötzlich nicht mehr in seinen Schuppen. Das Tor war zu, von innen war der Riegel vorge-schoben. Wir klopfen an die Holzwand, wir schlugen, als uns der Kümmel keine Antwort gab, mit den Fäusten an das Tor; aber er tat, als ob er gar nichts hörte.

Wir hätten ihm natürlich zu gern durch das Fenster gesehen, denn der Schuppen hatte ein Fenster, aber dieses führte in einen angrenzenden, streng umzäunten Garten hinaus. In den wir nicht hineinkonnten. So umlagerten wir denn seinen Schuppen auf den uns zugänglichen Seiten, um herauszubringen, was er da drinnen vorhatte.

Es mußte dies schon etwas besonders Geheimnisvolles sein, weil er nicht einmal mehr uns Kinder bei der Arbeit zuschauen ließ.

Ob schlichen wir uns deshalb, nachdem wir sogar die Schuhe ausgezogen hatten, an die Bretterwände heran, legten das Ohr an das braune, in der Sonne meist recht warm gewordene Holz und horchten: sagen hörten wir da, manchmal auch hoheln, dann wieder Klöpfe und hämmerte es.

Eines Tages entdeckte einer unter uns ein Astloch in der Bretterwand, und so wollte jeder seine Neugierde befriedigen. Jeder wartete ungeduldig, bis er darankam. In einer Reihe standen wir, und manche hatten den Finger am Mund, damit keiner ein ihn belauschte.

Doch welche eine Enttäuschung! Als ich endlich vor dem Loch stand, da konnte ich wohl den Kümmel sehen, wie er bald dies, bald jenes Werkzeug ergriff, wie er plötzlich wieder betrachtend

und nachdenklich stehen blieb, die Stirn kraus in Falten zog und blinzelte, aber warum er dies alles tat, das konnte ich ebensovienig herausfinden wie alle andern, die gleich neugierig in den Schuppen blickten.

Überdies war schon am nächsten Tag, als wir wieder durch das Astloch spähen wollten, die Öffnung mit einem Brett vernagelt: Kümmel hatte es also doch bemerkt, daß wir ihn heimlich beobachtet hatten.

Welch ein immer mehr anwachsendes Geheimnis bildete sich nun um diesen alten, kleinen Schuppen. Wir lagerten uns am Hang des Berges, von wo aus man den Schuppen genau übersehen konnte. So betrachteten wir das da unten liegende, mit grauem Jurachiefer gedeckte kleine Haus des Kümmel ebenso aufmerksam wie das unmittelbar anschließende, aus schwarz gewordenen Schindeln gefügte Dach des Schuppens. All die Schindeln, die da aneinanderlagten! Erschienen sie nicht wie Federn eines Gefieders? Der ganze Schuppen kam uns schon bald wie ein dunkles Ei vor, aus dem Gott weiß, was für ein wunderlicher Vogel ausschüpfen konnte. Vorläufig freilich sahen wir immer noch nichts: wir blickten zuweilen in das verschlungene Geäst der Kastanienbäume hinauf, unter denen wir lagen, wir betrachteten die weißen Sommerwolken im Blau des Himmels, ihre seltsamen, oft märchenhaften Gestalten und ihren unabhängigen Willen. Von Westen nach Osten zogen sie oder von Osten nach Westen, und wir dachten dabei an Amerika und China und natürlich auch an den alten Kümmel, der wie diese Wolken um die Welt reisen wollte. . . .

Während wir so eines Tages wieder oben am Hang des Berges lagen, bemerkten wir, daß das Tor des Schuppens plötzlich aufging. Ganz langsam schob es sich auf, ein riesiges Stück Schatten vor sich her, und blieb wie ein Flügel offen stehen. Wir Kinder hatten natürlich nichts Eiligeres zu tun, als sofort hinterzulaufen. Freilich fürchteten wir, Kümmel würde das Tor bei unserer Ankunft sofort wieder schließen; wir schlichen uns deshalb wie früher an den Schuppen heran, um auch wirklich hineinzukommen. Aber zu unserem Erstaunen wollte Kümmel jetzt offenbar gar nichts mehr verborgen vor uns, denn er lachte, als er uns kommen sah, und als wir ihn fragend anblickten, ob wir denn in den Schuppen hinein dürften, sagte er: „Jetzt könnt ihr schon herumkommen, ihr . . .“ Er verschrückte die weiteren Worte und blinzelte. Aber gleich darauf setzte er hinzu: „Ja, ja, Jetzt ist alles fertig!“

Wie das klang! Alles fertig! Klang es nicht, als ob er sagen wollte: Jetzt laßt ich um die Welt!

Gespant betreten wir den Schuppen. Es war zwischen all den verstaubten Spinnweben etwas Geheimnisvolles für uns da. Siehe! Da stand es schon. Oder lag es? Wir konnten dies nicht unterscheiden. Denn es war ein merkwürdiges Gebilde, was Kümmel da zusammengemacht hatte. Waren es Kisten? Nein! Denn diese Holzgebilde waren ja spitz nach vorne. Innen waren sie ausgepicht wie ein Bierfaß, oben hatten sie eine schließbare Lederhülle. Rings herum, im dichten Kraut, hingen pralle Blasen.

„Willst du damit wohl fliegen?“ fragte ich, nur um überhaupt etwas zu sagen.

Doch der alte Kümmel sprach: „Morgen werdet ihr's schon sehen.“

Das war eine Spannung und eine Neugier um den seltsamen Kauz. Denn nicht bloß wir Kinder, auch die Erwachsenen versammelten sich um den Schuppen, als Kümmel die sonderbaren Gebilde herausschaffte und sie auf einem Schukarren an den Fluß schob. Dort angelangt, warf er die seltsamen Kisten in das Wasser und schickte sich an, während wir fast lautlos zusahen, mit dem Fuß in die eine Kiste, mit dem andern in die zweite Kiste zu steigen, sich das Lederzeug an den Beinen hoch bis zum Knie zu ziehen und es festzuschallen.

„Ach, das sind ja Stiefel!“ riefen wir da. Stiefel, mein Gott, mit denen man auf dem Wasser gehen kann. So etwas Herrliches!

(Schluß auf Seite 29)



„Wie komm ich am besten den Berg hinan?“
Steig nur hinauf und denk nicht dran!

Friedrich Nietzsche

Mariannes Liebeswerben

[Karl Arnold]



„Die Zeiten der Mesalliancen sind vorbei, Madame; jetzt ist jeder für sich zu Hause genügend verheiratet.“

„Ewige“ Verträge / Von Ratatöskr

Was heißt das: ewig? ... Wer's so liest
und den B-griff bei sich ermißt,
der findet ihn bedrückend länglich,
und uns Gemüte wird ihm bänglich.

Beruhige dich, verehrter Freund.
Es ist oft anders, als es scheint.

Ein Forscher griff zum Meterstab,
und maß die Staatsverträge ab,
von welchen uns die Weltgeschichten
als „ewig gültigen“ berichten.

Achttausend kamen in Betracht.

Und was hat er herausgebracht?

Die „Ewigkeit“ bei dieser Ware
betrug im Durchschnitt rund — zwei Jahre ...

Da staunst du, gelt? ... Na also: prost!
Und zieh dir Mut draus oder Trost
und stemm' dich in die Zeit hinein!

Was ewig ist, weiß Gott allein.

(Schluß von Seite 26)

Während wir uns begeisterten, fing wahrhaftig der alte Kümmel auf dem Wasser langsam zu gehen an. Er hatte die beiden Stiefel gegenseitig mit Riemen zusammengehalten, so daß man nur einen Schritt machen und die Strömung des Wassers nicht den einen Schuh vom andern abtreiben konnte. Was für ein Kopf doch dieser Kümmel war! Wunderstiefel hatte er erfunden. Wunderstiefel, die uns Kindern ebenso bezaubernd erschienen wie die Siebenmeilenstiefel im Märchen. Wenn es auch nicht so schnell ging wie mit den Siebenmeilenstiefeln, aber man konnte damit auf dem Fluß gehen. Wenn man auf dem Fluß gehen kann, dachten wir, kann man auch über einen See gehen, und wenn man über einen See gehen kann, kommt man wohl gar auch über das Meer. Sollte der alte Kümmel also wirklich noch bis nach Amerika können?

Doch während wir Kinder uns unabdingbar über diese Stiefel freuten und das Tor des Wunders aufgehen zu sehen glaubten, geschah es mit einemmal, daß der alte Kümmel ins Drehen kam. Ehe wir's dachten, fiel er auch schon, mit dem Kopf voraus, in das Wasser und wäre wohl gar jämmerlich ertrunken, wenn man ihn nicht sofort herausgezogen hätte.

Nun lachten wir Kinder zwar auch wie die Erwachsenen über den gebadeten Kümmel, aber als wir die gleichfalls herausgeschickten Stiefel betrachteten, da war es uns eigentlich doch nicht leicht ums Herz. Denn solch ein Wunderstiefel! Was wäre das gewesen! Wenn man damit über das Meer bis nach Amerika hätte gehen können! Das Märchen wäre wahrhaftig unter uns gewesen.

Die Preisträger

Von Fritz A. Mende

In einem großen Saal der großen Stadt wurde ein Hofsängervettstreit abgehalten. Viele Menschen waren ausnahmsweise nicht ins Kino gegangen, sondern spielten Preisträger. Sie saßen, lobten oder lehnten ab, und selbst Frauen, die in ihren Wohnungen mit einem seufzenden „Schon wieder . . .“ die Fenster schlossen, wenn es im Hof spielte und sang, klatschten eifrig in die Hände.

Oben auf der Bühne standen arme Teufel, klinkerten auf zerkratzten Instrumenten, sangen im Chor oder einzeln und schrien ihre Not hinaus. Aber das Publikum hörte nur die Musik. Es merkte nicht, daß auch die lustigen Lieder ernst klangen, und wollte sich rein ausschütten vor Lachen.

Die Männer auf der Bühne hatten kein Lampenfieber. Sie waren es gewohnt, beglötzt und beschämt zu werden. Neln, Lampenfieber hatten sie gewiß nicht, aber sie standen trotzdem fassungslos. Da unten, diese harmlos-vergnügte Menge, die bestand also aus den Menschen, die überall hinter den Türen wohnten, hinter den Sicherheitsschlossern, Ketten und Gucklochern. Es war ein Märchen . . .

Vier Tage lang dauerte es. Vier Tage lang brachten die Zeitungen große Berichte. Filmaufnahmen für die Wochenschau wurden gedreht. Grammophonfirmen nahmen Platten auf. Vier Tage . . . dann wurde es still. Das Publikum hatte sich wieder hinter die Sicherheitsschlosser zurückgezogen. Die Musikanten standen tief unten in den Höfen, auf der Versenkühne des Lebens.

Nur drei junge Burschen kehrten am fünften Tage nicht in die Höfe zurück. Ihnen war der erste Preis im Sängervettstreit zugefallen. Sie waren ja so glücklich, die drei. Sie glaubten plötzlich an Wunder und bauten Luftschlöser, die jeden Abend umfangreicher wurden, denn die drei Hofsänger hatten ein Engagement in einem großen Variété bekommen. Jeden Abend gab es nun Beifall. Jeden Abend

Demut vor den Dingen

*Ein Tag erhebt sein Haupt
und weiß, wofür er lebt.
Ein Baum blüht, trägt und laubt.
Ein Vogel singt und schwebt.*

*Der Wald lebt sein Geschick,
spürt Lenz und Herbstbeginn.
Ein Stern strahlt süßen Blick
und weiß um seinen Sinn.*

*Nur du mit raschem Blut
verfälscht der Weltgewalt,
erglühst in jeder Glut,
lebst vielerlei Gestalt.*

*Der Schatten deines Ich
wiegt gaukelnd sich im Tanz,
verzweifelt fühlst du dich
bald König, bald Popanz*

*Gib doch den Menschen frei,
du trügende Begier –
deß er nicht ärmer sei
als Stern, Baum, Wald und Tier!*

(Georg Swertz)

erhielten sie zusammen dreißig Mark. Das machte für jeden zehn Mark. Das machte in der Woche mit der Sonntagnachmittagsvorstellung, achtzig Mark. Das machte im Monat . . . Nein, das wagten sie gar nicht auszurechnen.

Dann war der Monat zu Ende. Die Plakate mit den Riesenlettern: „Die Preisträger des Hofsängervettbewerbs“ wurden überklebt. Drei junge Burschen sahen gegenseitig, wie das Lachen aus ihren Gesichtern schwand.

Zwei Wochen später traten bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung drei Hofsänger auf. Aber sie hatten wenig Erfolg. Nicht einmal die Zeitungen erwähnten sie.

In der großen Stadt wurde ein Sechstagerennen abgehalten. In den Vororten wußte man wenig davon. Irgendwo da draußen lag eine kleine Kneipe. Neben der Tür stand eine Tafel. Halbverwischt stand mit Kreide darauf geschrieben: „Jeden Abend musikalische Unterhaltung. Ausgeführt von den drei Original-Hofsängern. Erste Preisträger im Hofsängervettstreit.“

Nach einer Weile verschwand die Tafel. Dafür baumelte hinter einem Fenster der Kneipe ein Pappschild. „Heute Abend Rundfunkübertragung“ stand dort gedruckt.

Frühlingssonne

Q radi





„Den Moment möchte ich mal erleben, wo der Ball am Boden klebt und ein Kopf ins Tor fliegt!“

Zwei Freunde

Von Johan Luzian

Zwei Freunde, Karl und Theodor, die in München viele tolle Studienjahre gemeinsam vollbracht hatten, dann aber auseinander gekommen waren, trafen sich nach langer Zeit unvermutet wieder. Und zwar hatte Karl mit Zeichenblock und Pastellkasten eine Wanderung in jenes frühlingsbunte oberbayrische Vorgebirgsland gemacht, das mit Hügel und Wäldern und Seen immer neue malerische Landschaftsbilder bis zu der ruhig-schwügenden blaueisernen Alpenkette „im Hintergrunde versenkt. In einem dieser waldabgeschiedenen Dörfer, wo am Seeufer kleine Landhäuser in der Märzsonne blinkten, traf Karl seinen einstigen „Spezi“ wieder, und es gab im Gaststübchen frohen und vergnügten Nachmittag bei ein paar Flaschen Tiroler Roten für die beiden Freunde. „Immer suttje!“ mahnte Theodor, aber es blieb nicht bei einer Flasche und auch nicht bei zweien. Das Wiedersehen mußte begossen werden.

„Immer suttje!“ war Theodors Lebenspruch, und aus dem Plattdeutschen übertragen heißt das: „Immer langsam und bedächtig, nur nichts überstürzen!“ Der lange blonde Nordeutsche mit dem vierkantigen Bauernschädel kam mit dem Tempo des beweglichen Franken Karl und mit dem anderen Temperamente, die auf süddeutschem Boden wachsen, nicht immer mit. Blieb Theodor nun auch vor mancher Torheit bewahrt, so brachte er es mit seiner Bedächtigkeit andererseits in unserer schnelllebigen Zeit auch nicht gerade zu großen Erfolgen, und er schlug sich als Schriftsteller Jahr für Jahr schlecht und recht durch, wenn auch keineswegs immer zufriedig, und als dann noch eine unglückliche Liebe hinzukam, die ihm ebenfalls infolge seines Leitspruches in die Brüche gegangen war, da zog er sich, der Stadt und der Menschen überdrüssig, auf das einsame Land zurück. Hier vertraute er seine Tage, gab sich allerlei kleinen und großen Rasteln in der Natur hin, beobachtete den Vogelzug und das Leben der Ameisen, beschäftigte sich mit dem Majakult und den Phöniziern, den indischen Sagas und dem Buddhismus, kurz, er geriet in einen solchen inneren und äußeren Schlandrian, daß Karl, der praktische Mensch, der es als Zeichner und Lithograph schon zu Erfolg und Vermögen gebracht hatte, nur den Kopf schütteln konnte, als er von diesem Leben seines Freundes Theodor erfuhr.

„Ja, hauset du denn Jahr für Jahr ganz allein?“ fragte Karl.

„Nein, Onkel Gustav wohnt ja bei mir“, sagte Theodor.

„Der spinnet Philosophie?“ rief Karl entsetzt. „Na, der hat dir grad noch gefehlt!“

„Oh, wir verstehen uns ganz gut“, meinte der andere und entwarf ein schlichtes Lebensbild seines guten Onkels, der von gleichem Schlag wie Theodor war, nur daß er eine kleine Rente besaß, die Theodor zu seinem Leidwesen fehlte. Der gute Onkel Gustav, ein biederer Westfale und Grubler, hatte es mit den alten Griechen. Er träumte seit Jahren davon, eine leichtverständliche Geschichte der Philosophie zu schreiben, weil er glaubte, daß er die Menschheit glücklich machen könnte, wenn jedermann über Xenophon und Sokrates, Aristoteles und Pythagoras Bescheid wisse. Aber da er bis in die Mittags hinein schlief und den Rest des Tages damit verbrachte, am Fenster zu sitzen und die Pfeife zu schmauchen, behaglich und geborgen in seinem Bereiche, über seinen großen Plan nachdenkend, die Feder indessen niemals ansetzend, um den ersten Strich zu tun, so blieb die Geschichte der Philosophie ungeschrieben und die Menschheit unglücklich. Das also war Theodors Umgang, kein Wunder, daß seine Lebensauffassung des „Immer suttje!“ eine bedeutende Verstärkung erfahren hatte.

Karl schlug die Hände über dem Kopf zusammen und begann bei der dritten Flasche Terlaner dem einen ersten Vortrag über das Leben eines richtigen Menschen im allgemeinen und über die Wege zu Glück und Reichtum im besonderen zu halten. Das Leben sei keineswegs hoffnungslos, die Verhältnisse seien durchaus nicht schauderhaft, im Gegenteil, überall zeige sich ein Aufschwung, überall regen sich freudige Hände, neue Gedanken würden gedacht, neue Aufgaben gestellt, alles dränge vorwärts, man müsse nur selber auch den Drang in sich spüren, voranzukommen, müsse seine Kenntnisse ausnützen, seine Erfahrungen verwerten, jede Begabung ihre Pflichten, in deinem Willen liegt dein Schicksal, wer sich nicht selber aufrufft, der bleibt liegen!“ schloß er den grundsätzlichen Teil. Und dann kamen noch viele praktische Lebensregeln, vom frühen Aufstehen angefangen, über die richtige Ernährung bis zum mäßigen Genuß des Alkohols. „Prost, in diesem Falle ist es ja was anderes, alter Spezi!“ rief Karl und schwieg erschöpft. Theodor hatte geduldig zugehört und gedankenvoll mit dem Kopfe genickt, gerührt von soviel Freundschaft. Dann brachte er den Freund zum Bahnhof, als gingen Arm in Arm, und Karl glühte von all den guten Ratschlägen und von dem Terlaner.

Am Abteilerfenster drückte er Theodor nochmals fest die Hand und fragte, als der Zug schon anzog: „Aldann, Theodor, hast mit Verstand, net wahr?“

„Freilich!“ nickte Theodor. „Freilich! Also dem Onkel ward ich gleich ein Standpauke halten. Wort für Wort, wie du's gesagt hast. Der muß jetzt ran, der muß raus aus seinem Schlandrian, der olle Knasterbart!“

„Und du? ... Und du?“ rief Karl.

„Immer suttje, immer suttje!“

Da fiel Karl verstummt auf die Bank zurück. Theodor aber marschierte, benebelt von dem Roten und dem Frühlingsduft der Erde, heim durch den Wald und durch die Wiesen, auf denen Schlüsselblumen leuchteten, und ihm war fröhlich zumute, er war sich selbst genug und mit der Welt im Einklang. Er traf Onkel Gustav im Garten vor dem Häuschen, der lauschte dem Singen der ersten Stare und hatte ein Büschel Veilchen als Lesesache in ein goldenes Netz über die Stoiker gelegt. Theodor setzte sich zu ihm, steckte seine Mützefiße umständlich in Brand und erzählte von dem schönen Nachmittag. „Wenn Karl nur nicht so viel reden wollte!“ sagte er, und dann paffte er seine blaue Kringel schweigend nach der roten Abendsonne.

Auslandsnachrichten

Aus Britisch-Columbia wird gemeldet, daß eine Herde von mindestens einer Million Seeuhren sich auf der Wanderung nach dem Norden befindet. Man weiß nicht, woher die Beumrühung der Seeuhren kommt, ist denn vielleicht der Stille Ozean nicht mehr still genug?

Doumergue sagte neulich: „Frankreich will das Gute weniger für sich selbst, als für alle anderen.“

Aus diesem Grunde ist wohl auch das Handelsabkommen mit London gescheitert. Denn Frankreich fühlt sich verpflichtet, obwohl es gegen die Hereinnahme englischer Kohle alles mögliche nach England ausführen könnte, doch der deutschen Saarkohle die Treue zu halten, wenigstens solange noch etwas da ist.

Frühlingsabnen hinterm Ludentisch

Von Dietz Paulsen

Zun wird es wieder grün und staubig, die Luft geht muskellateraubig,

ach! — — —

das Herz im Leib gurr turteltaubig,

ach! ach du! — — —

und das Gemüt wird gartenlaubig.

... Liebeszeit!!

Wald geht es los mit dem Schnatter,

es springen alle Knolpen auf,

ach! ach du! — — —

Der Dögel wäntendes Gefchnatter

tönt nachts zum offenen Fenster auf.

... Liebeszeit!!

Nur wie die Ohren spitzt, kann in den Früh-

ach! — — —

lingshören ganz leise schon die fauren Gucken wachen hören.

Wd du liebe Zeit!!



1.

11

131

IV

F A N

BERLIN:

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich, 4-mal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsstellen und Postämter an, bzw. der Verlag entgegen. **Bezugspreisen**, 6 Pf. v. n. h. n. h. RM. – 60 Pf. Abonnement 1 Jahr, wöchentlich RM 7. – **Anzeigenpreis** für die erste 10 Zeilen 100 Pf., 2. – 30. **Allgemeine Anzeigenkommission**: F. C. Mayer Verlag, Abteilung **Anzeigen-Expedition**, München 2, C. Sparkassestraße 11. Fernsprecher 298456, 298457. **Verantwortliche Schriftleitung**: Karl Arnold, München. **Verantwortlich für den Anzeigenteil**: E. Galschauer, München. **Herausgeber**: **Simplicissimus-Verlag G.m.b.H., München**. **Redaktion und Verlag**: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307. **Copyright** 1934 by **Simplicissimus-Verlag G.m.b.H. München** Da 7500 IV v. **Erfüllungsort** München **Postcheck-München** 5802. **Druck von Strecker und Schröder**, Stuttgart. **Für Unverlangt eingegangene Manuskripte** wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt. **Entered as second class matter** Post Office New York, N.Y.

Die Flamme im Atlantik

Eine „Hunde“-Seegeschichte von Heinrich F. Beuthin

Als ich mit „Bootsmann“, einem ruppligen Rattenplüsch, an Bord des Tankdampfers Ohio kam, wäre ich am liebsten gleich wieder umgekehrt.

Das war doch kein Schiff für uns! Wohin man auch sah — überall nur kaltes Eisendeck, Rohrleitungen, Ventile über Ventile und Ölschmiere. Wo konnte „Bootsmann“ da Ratten jagen? Und wo konnte ich als Matrose meine seemannischen Fähigkeiten anbringen? „Bootsmann“ wollte übrigens auch nicht an Bord. Ich mußte ihn hinauftragen. Auf anderen Schiffen lief er immer schwanzwedelnd voran und führte mich mit unfehlbarer Sicherheit zu dem wichtigsten Mann an Bord. Nämlich zum Koch, und erst wenn wir Freundschaft mit ihm geschlossen hatten, stellten wir uns dem „Alten“ vor. Aber als ich „Bootsmann“ auf das üglänzende Deck der „Ohio“ stellte, hob er nur das linke Hinterbein, und dann sah er mich an, ob ich auch merkte, was er dann sagen wollte. — „Ja, woi!“, sagte ich, und: „Recht haast du!“ So zogen wir auf der „Ohio“ ein, und den Koch fanden wir auch nicht, weil es überall nach Öl roch.

Der „Alte“ und „Bootsmann“ sahen sich zuerst gegenseitig mächtig an. „Köter“, knurrte der „Alte“. — „Wau!“ antwortete „Bootsmann“. — „Aber er bringt Glück“, sagte ich so sanft wie möglich, und das versöhnte den „Alten“ schließlich mit „Bootsmann“, denn Öldampferkapitäne glauben an so etwas.

Wir waren nach Tampico bestimmt. Es war eine elende Reise. Nichts als Rost picken und mit Mennige streichen. Nicht einmal Ladegeschirr hatte der Trampel! Kein vernünftiges Tauwerk an Bord, welches nach Teer roch! Nur Öligestank überall!

Nur des Nachts, auf Ausguck, da war's wie auf andern Schiffen auch. Da waren wir mit dem weiten Meer allein, und manche ruhige dunkle Stunde gab mir Erstaunen für das elende — um mit „Bootsmann“ zu sprechen — Hundeleben an Bord.

So stehe ich auch eines Abends gegen elf Uhr — auf der Höhe der Azoren — vorne

auf der Back auf Ausguck. Die Luft ist etwas diesig, und während ich so vor mich hinträume, ist es mir, als tanze vor mir auf dem Wasser eine bläuliche Flamme auf und ab. Ich sehe näher zu. Sie ist weit voraus. Das Meer ist dunkel. Die Bugwelle raucht weiß. Die Flamme scheint mal auf dem Wasser, mal etwas höher, in der Luft, zu sein. Vergeblich versuche ich, etwas Genaueres auszumachen. Meine Augen flimmern mir vor Anstrengung. Und dann ist anscheinend wieder alles verschwunden, und das Meer leuchtet stumm. Aber „Bootsmann“ wird immer unruhiger. Irgend etwas ist da vor uns los. Ein Schiff kann es nicht sein, denn es gibt keine Lampe zu sehen. Bestimmt nicht. Vielleicht tanzt dort die Seele eines Ertrunkenen, denke ich, und in diesem Augenblick ist die Flamme wieder da. Etwas deutlicher scheint sie mir. Auf und ab tanzt sie. „Bootsmann“ hat den Kopf durch die Reling gesteckt und schnuppert und schnuppert.

In diesem Augenblick pfeift es von der Brücke. Das gilt mir. Da ich vorne auf der Back des Schiffes bin, muß ich zur Brücke nach achtern, und gerade als ich die Treppe hoch will, sehe ich, wie die Flamme vor dem Schiff plötzlich riesig auflackert und dann wieder verschwindet. Ich erschrecke maßlos und kann kaum die Treppe hochkommen. Der Steuermann schreit mich an: „Was ist da vorne?“

Statt einer Antwort blicke ich wieder nach vorn zur Back, und in diesem Augenblick tut „Bootsmann“ — der vorn geblieben ist — etwas, was er sonst an Bord nicht tut: er bellt wütend los, er hat also was entdeckt. Ich renne so schnell ich kann von der Brücke wieder nach vorn. Immer wütender kläfft „Bootsmann“. Ich renne und renne, aber noch erkenne ich nichts, schließlich, an der äußersten Spitze des Schiffes, beuge ich mich weit über die Reling. Wie verrückt hämmert mein Herz. Und plötzlich steht es still. Ich weiß alles. Das Geheimnis ist gelöst. Aber, mein Gott, warum bin ich denn jetzt wie gelähmt, wo jede Sekunde wichtig ist — — —?

Knapp vor unserem Bug ist ein großer dunkler Segler, und das tanzende Leuchten ist dessen Segel, an welches unsere Topplaternen ihren Schein reflektiert. Das Schiff ist knapp voraus, noch zwei Minuten, noch eine —

Da kehrt mein Leben zurück. Die Wache auf dem Segler schläft süß, auch die Hecklampe brennt nicht, und selbst das Bellen von „Bootsmann“ hat sie nicht geweckt.

„Segler voraus!“ brülle ich. — „Direkt vorm Bug!“

„Himmel — — —!“ schreit der Steuermann von der Brücke — rasendes Klingeln, Schreien — — — und da endlich fühle ich, wie der Bug der „Ohio“ langsam nach Backbord abdreht und den Schoner längs seit nimmt.

In unserer Bugwelle macht er ein paar unbeholfene Sprünge, und nun wacht wohl drüben die Mannschaft auf. Ich sehe ein geisterblaues Gesicht drüben über die Reling starren und kurz darauf die Sellenlaternen aufleuchten.

Am nächsten Morgen rief mich der „Alte“ mürriech. Der Köter müsse über Bord — sagte er — er hätte heute nacht wegen des Bellens nicht schlafen können. „Bootsmann“ stand daneben und hörte den Unsinn. Da sah ich dem „Alten“ lange ins Gesicht, und schließlich erzählte ich ihm, daß „Bootsmanns“ Bellen zu der Entdeckung des Schoners geführt habe, mit dem wir sonst kollidiert wären — und dann fragte ich ihn, ob „Bootsmann“ noch immer über Bord müsse — — —?

Leichenblaß wurde der „Alte“, als er diese Geschichte hörte. Und das hatte er verschlafen! Ja, verschlafen! Denn ein echter Kapitän spürt es, wenn das Schiff den Kurs ändert. Ganz kleinlaut wurde er, und „Bootsmann“ bekam eine ganze Wurst für sich allein! Eine ganze Wurst! Bestimmt, denn diese Geschichte ist wahr! Und seitdem war der „Alte“ sein Freund — aber als ich abmusterte und von Bord ging, da hob „Bootsmann“ trotzdem genau wie damals sein linkes Hinterbein — und stolz gingen wir beide an Land.

Laßt Blumen sprechen

(O. Nückel)

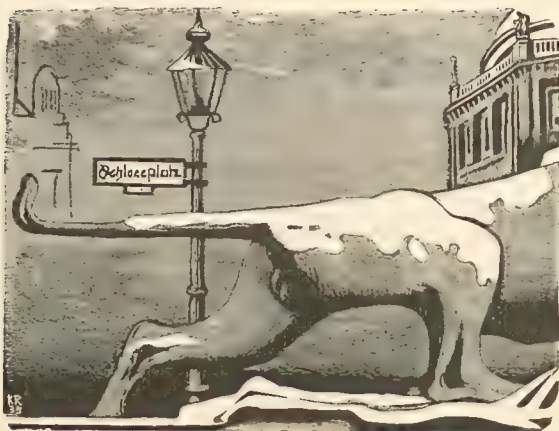


Die weiße Frau auf Schloß derer von und zu Sowieso

(Olaf Gulbransson)



„Keine falsche Scham, mein lieber Enkel! Der Stammbaum wäre verkümmert, wenn ich deinen Großvater nicht finanziert hätte.“



Afrika, wie es wirklich ist

Von Werner Schmidt, Pretoria

Farmer Eisenstein, während des Lesens schwermütig mit einem Finger die Zeilen verfolgend, hatte geendet. Eine Weile lang war nur der Gesang der Moskitos zu vernehmen. Dann setzte jenes aus dem Tiefsten dringende, dröhnende Gelächter ein, das nur von den sonnenverbräunten südwestafrikanischen Grenzern gelacht werden kann. „Einem Leopard die Zunge herausgerissen . . .!“ Zehn, zwölf derb-bräunte Fäuste griffen nach dem Zeitungsbrett, das wie ein wunder Schmetterling über den roten Tisch flatterte.

Es war tatsächlich witzig: da hatte der Eisenstein wie üblich die ihm aus der deutschen Heimat nachgesandte Zeitung durchstudiert und darin den Kampf mit einem Leopard beschrieben gefunden. Und war er als Verfasser und Held der abenteuerlichen Angelegenheit genannt? Hans Milbe, Kalkfontein. Hänschen Milbe, der seit Jahr und Tag in seinem Eckladen da drüben Feldschuhe, Khakhosen, Klappmesser und andere nützliche Dinge an harmlose Burenfarmer verkaufte, und der wahrscheinlich noch nicht einmal einem Moskitio ein Haar gekrümmt hatte. —

Der Wirt steckte eine bauchige Petroleumlampe an. Gleich darauf erklangen dünne, schurrende Schritte auf der Veranda. Hänschen kam. Während er, vor der Bar stehend, bedächtig seinen Whisky schlürfte, traten die anderen um ihn herum. Bis ihm Eisenstein plötzlich das Zeitungsbrett vor die Nase hielt.

Zuerst wurde Hänschen rot und dann, als das Gummelmilb anschwellte, blaß. Na ja, meinte er endlich mit ein wenig zitternden Lippen, jedesmal seien ihm die Aufsätze, in denen er das friedliche, den Tatsachen entsprechende Leben in diesem Bezirke des Schwarzen Erdteils geschildert habe, mit dem Bemerkung zurückgesandt worden, daß europäische Leser mit Recht an der Glaubwürdigkeit der Berichte zweifeln würden. Zuletzt habe er nachgegeben und diese Leopardengeschichte zusammengefaßt. Und die wäre — er sagte das mit wachsender Zuversicht — sofort und mit dem freundlichen Zusatz, daß es ihm damit

zum ersten Male gelungen sei, den wesentlichen Zauber afrikanischer Alltagslichkeit darzustellen, angenommen worden.

Schweigend hoben einige die Gläser vom Bartisch, über den der Wirt, den Augenblick nutzend, einen feuchten Lappen gleiten ließ.

Eisenstein aber legte seine Pranke gutmütig auf Hänschens Schulter. „Nur eins, Mensch . . . ist mir noch nicht klar . . .“, brummte er, „wie ist es Ihnen denn nur gelungen, den Kampf mit dem Raubtier bis in die kleinsten Einzelheiten hinein so lebendig zu schildern . . . Ihnen, der einen Leopard in freier Wildbahn doch niemals gesehen, geschweige denn bekämpft hat? Sie, . . . irgendwo müssen Sie das doch herhaben . . .?“

Die Zweifel Eisensteins waren auch insofern berechtigt, als wir — während Hänschen jahrein, jahraus Feldflaschen und Hosennäpfe verkaufte — manchmal Tag die Stiepe durchzogen hätten, ohne je eine dieser nächtlichen Wildkatzen zu Gesicht bekommen zu haben. Wie konnte da Hänschen Milbe, der die bösen Tiere doch bestenfalls nur noch aus einem gebildeten Leitfaden für Zoologie in Erinnerung haben würde, im strahlendsten Sonnenschein einen Leopard anfallen, jedes Stadium des Kampfes schildern, die Muskelbewegungen des Wildtieres mit Sachkenntnis beschreiben, die Zunge seines Gegners herausreißen und den gefleckten Räuber, am Schluß des Berichtes, mit weitgereicher Eleganz abmurmern? Trotz allem ließ sich Hänschen auf ein Geständnis nicht ein. Er schwieg beharrlich oder versuchte, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

Eisenstein blieb fest wie sein Name und zählte, schweigend eine Runde nach der anderen.

Endlich, nach dem fünften Glase, sah sich Hänschen geistig und körperlich nicht mehr in der Lage, irgendeine Antwort zu verweigern.

Man achte ihm nur nicht böse sein, schluchzte er, . . . Im vorigen Jahre ist er doch, nach zwölfjährigem, ununterbro-

chenem Aufenthalte im Schwarzen Erdteil, zu kurzem Besuche in Deutschland gewesen . . . und da habe er . . . in Berlin . . . den Film gesehen „Afrika, wie es wirklich ist!“ . . .!

Größe einer Abortfrau

Unsere Bekanntschaft datiert schon von mehreren Jahren her. Wenn ich an dem Münchner Nebenbahnhof ausstieg, leuchtete mir bereits von weitem ihre einladende Miene entgegen: „Gu'n Dag, die Damm! Wünschen Damm?“ Mit einer bedauernden Geste, aber unverminderter Lebenswürdigkeit ließ sie mich ziehen, wenn ich ihrer Einladung keine Folge leistete, um mich fast enthusiastisch zu empfangen, wenn ich bei ihr eintrat. Unsere Beziehungen wurden inniger durch ein paar Fläschlein Limonade, die ich ihr spendierte, weil sie gar sehr über die Hitze und Dampfhölle ihres Lokals geklagt hatte. Eines Tages aber ward ihre ganze Seelengröße ruckbar. Als ich bei ihr erschien, kam sie geheimnisvoll lächelnd auf mich zu und flüsterte: „Die Damm, geh'n Sie ein für a Zehnerl und zahl'n mir nur a Fünferl!“

Beitrag zur Verwaltungsreform

Ich habe Pech gehabt, habe auf der Fahrt von Berlin nach Leipzig die Fahrkarte verloren und muß in Leipzig hochnotpeinliche Verhöre über mich ergehen lassen. Schließlich werde ich von einer Dienststelle innerhalb der Sperre, eine andere Lokalität verwiesen, was wiederum endlose Verhandlungen mit dem Beamten an der Sperre zur Folge hat. Der Beamte sucht verzweifelt nach einem Wege, um von sich die Mißstat abzuwenden, einen Reisenden ohne Fahrkarte durch die Eisene Gasse zu haben. Schließlich kommt ihm die Erleuchtung: „Wenn die verlorene Karte aus Berlin war, dann müssen Sie auf der preussischen Seite durch die Sperre, auch wenn Sie keine Karte mehr haben!“ Und schickt mich hinüber nach der anderen Seite des großen Leipziger Hauptbahnhofes, der bekanntlich eine sächsische und eine preussische Hälfte hat.

Abschied

Bevor ich noch das erste Wort zu lallen
Imlande war, hab' ich mich schon gegüllet.
Mir weh zu tun, hab' ich selber bei allen
Gelegenheiten nimmermehr versellet.
Ihr hab' mich oft im Schlaf überfallen,
Des kargsten Mahles Freude mir geschmilt.
Bei Spiel und Arbeit, ja sogar beim Küssen
Hab' ich von euch Molestien leiden müssen.

Und dennoch fühl' ich nur mit bitterm Schmerzen
Euch einen nach dem andern mir entrisen.
Zur Trennung schritt ich stels mit zagem Herzen
Und hab' mühsam oft das Weh verdrissen.
Wenn ihr glicht ausgebrannt, hohlen Kerzen
Erloscht. Ach! Wie schwer konnt' ich euch missen!
Wie hilflos weinte ich so manche Träne
Euch abgeschieden nach, ihr meine Zähne.

Geduld! Es werden blanke weiße Zacken
Erstehen, wo jetzt Trübsal hat und Wunden.
Geduld! Es werden bald die hohlen Backen
Sich freundlich über neuen Zähnen runden.
Und diese neuen werden mich nicht placken,
Hab' ich nur erst den Zahnarzt abgefunden.
Doch leider dienen selbst die schönsten Stenzen
Nur mangelhaft der Ordnung der Finzenen.

Groß Müller

Ein Unbelehrbarer

• Graf Gulbransson



Nee, lieber Mann, zum Heiraten taugen Sie nicht mehr." — „Könnä S' dös bis do rauf hör'n, Herr Dokta?"

„Lassen Sie diese albernen Witze! Sie sind lungenkrank." — „Dös is meiner Braut eh' wurscht: dös schnauft für zwoa."



„Aber so verstehen Sie doch, Menschenskind, es handelt sich hier um das Staatsinteresse!"

„No ja, dös gib i scho zua: viel Staat is mit mir nimma z' mach'n ..."

Arbeitsschlacht

(E. Thöny)



„Eahm schaug ol!“ — „Aha, d. u. Heimat!“

SIMPLICISSIMUS

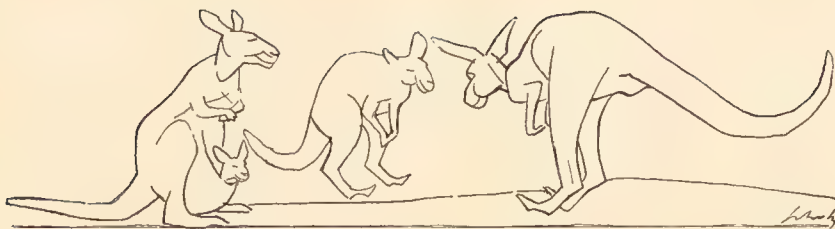
FRÜHLING IM DONAURAUM

OLAF WULFRAANSEN 24



„SCHIFFSMANN LIEBER SCHIFFSMANN MEIN,
SOLLT'S DENN SO GEFÄHRlich SEIN?
SCHIFFSMANN, SAG'S NUR EHRlich,
IST'S DENN SO GEFÄHRlich?“

SCHWÄBISCHE, BAYRISCHE DIRNDL!
JUCHHE!
KÖNNT' DER SCHIFFSMANN FAHREN.



Vorsicht im April!

Von Ratsale

Der Gimpel (Dompfaff heißt er auch und prahlt mit seinem roten Bauch) setzt sich durch fanstie Stentöne bei Unbefangenen gern in Szene. Sie sagen: „Ei, wie ist er nett! Wenn ich ihn nur im Garten hätte!“

Schwupp — ist er da und will auch bleiben, weil nämlich überall Knospen treiben, am Obstbaum und im Beerenbeet, auf die er liebreich sich verheißt.

Wie? Warten, bis sie sich entfalten, bis sie zu Früchten sich gestalten? Der Gimpel wäre ja ein Tor.

Er zieht das Frühgemüse vor. Und wir, die wir ihn eingeladen, befehlen uns hinterher den Schaden.

— Wie trügerisch, o Menschensohn, ist doch ein fanstie Stentone! Und hinter scharlachroten Werten gärt's oft von stilltlichen Gebrechen!

Die zwanzig Rappen

Von Willy Seidel

Lore stöberte erschrocken in ihrem Handtäschchen: wahrhaftig, sie hatte das Kleingeld für die Trambahn vergessen: sie trug überhaupt kein Geld bei sich. Doch sie war nun einmal so spontan und darin bestand ja gerade ihr größter Reiz. Ganz besonders jetzt. Ende April, zeigte sie sich von dieser Seite. Wir lebten in den Fitterwochen unserer Bekanntschaft. . . Ich versorgte sie also mit Kleingeld und sagte: „Ein Glück, daß ich dabei bin! Sonst hätten sie dich womöglich auf die Wache geschleppt.“

Sie war plötzlich nachdenklich geworden. „Es gab einmal“, sagte sie und sah mich mit großen Augen an, wie erschüttert von einer Entdeckung — „einen Moment, wo es wirklich ein Glück war, daß mir niemand mit Kleingeld aushelfen konnte. Ich muß dir das erzählen.“

Beim Tiergarten angelangt, stiegen wir aus und fanden nach einigen Suchen auch eine Bank, auf der noch kein Pärchen saß. Hübsche nacktebige Kinder sprangen um uns herum: die Amseln zupften zwischen Leberblümchen und Primeln mit zischelndem Hieb gelber Schabbi Regenwürmer aus der Erde; der Himmel enthielt pastell-hafte Watteklöckchen.

Lore schlug ihre vorbildlichen Beine übereinander, und ihr offenes Gesicht grübelte. Die Geschichte schien endlich recht: sie gab sich einen Ruck.

„Du erinnerst dich, daß ich dir erzählt habe, ich hätte Ulbrich gekannt?“ Bei Nennung dieses Namens formte sich

bei mir eine ziemlich deutliche Vorstellung. Dieser Herr war mir zuweilen im „Eden“ begegnet, wo er wie eine sonnenanste Eidechse trüg lauernde Blicke vom Barstuhl herab umherschickte, wonach er regelmäßig von seinem Wachtposten herunterglitt, geschmeidig und schnell, um im Kiehlwasser einer Frau zu landen, deren Gang ihn reizen mochte. Er pflegte die Objekte seiner Aufmerksamkeits lange zu umkreisen: dies schien mir jedoch kein Mangel an Unternehmungslust, sondern eher eine Marotte, die als bloßer Betrachtung Genügen fand. Er tat es halb verstanden, und so fiel es allgemein nicht auf — nur mir: Das Gesicht dieses Menschen, eigentlich hübsch und harmlos trotz herrischer Haken-nasse, konnte unter Umständen ein Spiegel sein für sehr heftige unausgesprochene Wünsche. . . Er war mir irgendwie zuwider, denn zu diesem Aufwand an Sprungbeschäftigkeit paßte auch seine Stimme. Sie war leise, verbend und monoton. Man entzog sich schwer ihrem suggestiven Klang, besonders wenn er interessant erzählte.

„Ja, den Ulbrich. . . deinen Wasserbauingenieur. . .“ hat lange da drüben in Kolumbien gebaggert? Im Magdalensentrom?“

„Der ist es, ja, und ich habe schon längst gemerkt, daß es dir nicht paßt, daß ich ihn kannte. Nun kannst du beruhigt sein.“ „Worüber?“

„Daß bestimmt alles aus ist zwischen uns. Aber klopf dir selbst nicht zu anerkennend und zu früh auf die Schulter! Es ist eigentlich nicht ganz dein Verdienst, daß ich ihm den Abschied gab. Möglicherweise hättest selbst du mich nicht von ihm los gebracht. Aber die zwanzig Rappen haben's geschafft. Die zwanzig Rappen.“

„Aha. Jetzt kommt mir schon an das Kleingeld heran.“ „Ja, denn du, o hat lange da drüben gebaggert. Mit Mischlingen und Negern: und da verliert man Umgangsformen. Die Peltsche vertragen sie nicht, und man muß sich zur Höflichkeit zwingen mit den launischen Halbwinden. Wenn ein tatensfroher Mensch faule Farbige schonen muß wie rohe Eier, speichert sich Explosivstoff in ihm auf. Wenn er kein Ventil findet, zerreißt es ihn selber — mücht' ich sagen.“ — Sie schwieg und sah weise drein.

„Nun wird es spannend. Lore.“ „Ja, denn seine erste Bekanntschaft in Europa — nach vier Jahren Tropen, Mücken, Badhaushalt und Gin-Fizz in Bogotä — war i. ch. Jawohl! Ich. Zuerst fand ich ihn sehr nett, doch dann kamen allmählich, allmählich die Methoden zum Vorschein, die er in seiner Phantasie herumgefragt: der heruntergewürgte Geltungsdrang und die zwangsläufig gehamsterten Wünsche, und er begann mich zu tyrannisieren. Ich war verliebt, und nach anfänglichem Schreck gefiel mir sein Benehmen sogar: ich merkte gar nicht mehr, daß er absolut nach seinem Gutdünken mit mir umsprang. Im Handumdrehen war ich ihm hörig. Nach

einer besonders drastischen Szene, als ich einen Stubenarrest im Hotelzimmer hatte absitzen müssen, wurde mein Hirn von einem Entschluß durchzuckt: Ich brannte durch. Wütend, eiskalt und außer mir, ich stopfte meinen Handkoffer mit dem Nötigsten voll, punctete mir Geld von Bekannten und floh. Es war eine Nervenkrisis. Das Tier, dachte ich dabei, das Tier soll sich nicht einbilden. . . Ich mußte unbedingt weg, ganz weg, denn mit der Berührung seines kleinen Fingers hätte er mich sofort wieder schwach gemacht. Der Kontakt mit ihm hatte einen üblen Zauber, der mich lähmte. Aufatmend dachte ich während der Fahrt unablässig: Gott sei Dank. . . jetzt bin ich ihn los. . . jetzt bin ich ihn los! Herrliche Befreiung, verstehtst du?“

So geriet ich an den Genfer See in ein kleineres Hotel — ich mußte ja sparen. So ein Hotel, wo bessere Handlungsreisende und Hochzeitspaare abstiegen. Drei Franken fönzig, mit Frühstück. Es hatte eine schöne Terrasse mit Auberg auf dem See. Das einzige, was mir nicht gefiel, war der Manager, der mir mein Zimmer anwies und sich auch beim Essen besonders zutunlich zeigte, so ein sanfter, penetranter Schleicher mit Basedow-Augen. Und einen Spitzbart hatte er auch. Blonder Mischfranzose. Ich kann Spitzbärte nicht leiden und Frisuren, die aussehen wie Perücken, voll schalem Pomadeffekt. Und außerdem ein Geheiß. Ich kann auch Gehörcke nicht leiden.“

„Sprichst alles sehr für dich, Lore. Aber abgesehen vom Manager. . .“

„Halt! Er kommt noch einmal vor. Wart' nur. — Also ich war zwei Tage da und grübelte über Erwin nach. — so heißt Ulbrich nämlich. Und da, siehst du, träumte ich von Erwin. Er brach hinter einem Urwaldbusch hervor und behandelte mich Gott weiß wie, und so sehr plötzlich: merkwürdigerweise war mir dieser Überfall graubig-angenehm, gewissermaßen eine Sensation. Was ich nicht anders als große Zärtlichkeit, und ich konnte ihm einfach nicht böse sein. . . Ja. . . Ich sehnte mich plötzlich wieder nach meinem Herrn und Meister. Daß das kitschig von mir war, begriff ich gar nicht.“

Ich ging dann abends auf die Terrasse und sog das Panorama in mich. Es war so still und mächtig: all das funkelnde Wasser, umrandet von weißen Ortschaften, mit den schneckenhaft darüberziehenden Segeln: Himmel und Wasser zusammen mengt in eine feuerflüssige Lagerung. Ich stand, und die rote Sonne fraß mich förmlich auf. Es war ein so gewaltsames Verbluten. Dann dachte ich, wie Erwin voll gelöster Energie jetzt wohl in seinem Jungensalt lag. Er hatte im Schlaf immer so gut ausgesehen. Er hatte selten ein gutes Lächeln gehabt: meistens war es ein wenig zynisch gewesen. Wenn er aber einmal gut lächelte, war ich einfach geliefert. Nun stellte ich mir das vor, und jäh packte mich große Reue und Angst, als hätte ich etwas Niedrigertzumachen des verbrochen dadurch, daß ich weg-gelaufen war. Als sei jetzt noch grade

(Fortsetzung auf Seite 41)

Ein Deputierter in eigener Sache

(E. Thöny)



„Es bleibt ganz unter uns, Messieurs, aber einer von Ihnen hat ganz bestimmt Stavisky-Schecks erhalten.“

Kampf gegen Milliardär-Korruption

(E. Schilling)



Nur Mut, Ritter Roosevelt! Der Anstich ist jedenfalls geglückt.

Die zwanzig Rappen

(Fortsetzung von Seite 39)

eine allerletzte Möglichkeit, die Sache ein zurenken. Ich kam mir edel dabei vor und wollte ihn vor sich selber retten; ich wollte ihm nicht mehr blind parieren, sondern mir die Oberhand erringen . . . den verschütteten Edelmenschen retten . . .

Also sofort einen Brief schreiben! Sofort! Kein Aufschub! Vor Begeisterung schluchzend, stürzte ich ins Lese- und Schreibzimmer des Hotels. Tinte und Federn gibt es; aber ich bin ja eine prämierte Schnellschreiberin, und weil drei Maschinen auf Tischchen montiert dastehen, spanne ich in die nächstbeste meinen Bogen ein und tippe wild drauf los. Ich raßte zehn Zeilen herunter, einen einzigen Sehnachtschrei nach ihm, und der Brief soll noch lang werden. 'Komm', schreibe ich, 'hol mich, nimm mich zurück, verzeih mir . . .' In diesem Ton, nun, wie man eben schreibt, wenn man verrückt ist. Und mitten im

leidenschaftlichsten Passus, als ich das Wort 'Eigentum', auf mich bezüglich, an schlagen will, tut es einen Knacks im Apparat. Die Maschine stoppt. Ich bringe sie nicht vom Fleck.

Ich probiere wie wild an den Hebeln und Schrauben herum. Alles versagt. Ich will also schreiben: Ich bin ganz Dein Eigentum . . . und da: peng, geht es nicht weiter. Während ich aufgeregt hantiere, spüre ich auf einmal so etwas wie Scirocco im Nacken, ein warmes Pusten, das mich erschauern läßt. Ich fahre herum.

Der Spitzbart im Gehrock, der Grenzfranzose mit den Basedow-Augen steht hinter mir. Er hat so ein mulliges Lächeln. — 'Verzeihen Sie, Madame', sagt er in seinem gefärbten Deutsch. 'Zweihundert Zeilen auf diese Maschine — kostet zwanzig Rappen. Smeißen Sie 'errein, 'ier in den Slitz.'

'Ja, aber . . .', brause ich auf; entdecke auch nun selber den Automaten —; die Maschine ging doch eben noch ganz gut!

Das waren die zehn letzte Zeilen, die ihr Vorgänger übrig gelassen, Madame', flüstert er seigig. Doch bevor ich ihn um die zwanzig Rappen bitten kann, bittet eine unterkunfttheischende amerikanische Familie in den Raum ein und schleppt ihn hinweg.

Ich habe natürlich kein Kleingeld bei mir, und um meinen schriftlichen Aufschrei, meine inbrünstige Reue beenden zu können, sause ich die Treppe zum zweiten Stock in mein Zimmer hinauf. Hier suche ich fieberhaft und finde nur einen Zwanzigfrankenschein. Das Stubenmädchen kann nicht wechseln, der Page kann's nicht, der Manager ist nicht aufzutreiben . . . Endlich fällt mir der Stand eines Postkartenhändlers vor dem Hotel ein. Es dauert Äonen, bis der Mann herausgegeben hat. Da überläuft's mich siedende Heiß: ich habe ja vergessen, den Brief herauszunehmen; offen lesbar für alle Welt ist er in der Maschine stecken geblieben! Keine Sekunde habe ich zu verlieren.

(Schluß auf Seite 42)

Der Prominente im Zelt

(Rudolf Kriessner)



„Hören Sie nur diesen Applaus!“ — „Tja, 'n klugen Elefanten mimen ist natürlich leichter, als 'n dummen August machen.“

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplificissimus-Verlag, München Postfach 44. München 5802

(Schluß von Seite 41.)

Ich eile in den Leserraum zurück. Der dicke Teppich dämpft meine Schritte. Und was sehe ich? — Den Manager. Er steht halb vorgebeugt vor der Maschine und liest. Mit den aufgestützten Fingern trommelt er einen angeregten Marsch auf dem Tischchen; gleichzeitig nickt er mit dem Kopf und gibt leise Schnalzzöne von sich. Sein Ausdruck ist mir unvergleichlich. Plötzlich sieht er mich und zieht sich aufgestrafft zurück, während er einen Fuß mit dem andern kreuzt in der Art Chaplins, wenn er sich ertappt fühlt. Soeben entdeckte ich ... sagt er (oh, dieses Grinsen!), daß Madame ihren Brief 'ier 'at stecken gelassen ... Ich äbe mich nur überzeugt, daß es wirklich der Brief ist von Madame, um ihn zu kaschieren ... das Publikum, Madame, es ist skrupellos ...

Ich reiße mich zusammen. Der Mensch hat alles gelesen. Ach, sage ich (Köpfchen, verstehst du?), ach, Monsieur, man könnte denken, es ist ein Brief. Es ist gar kein Brief.

Madame?? — Seine Augenbrauen steigen, sein Grinsen zerrinnt wie angewärmtes Stearin ...

Es ist ein Entwurf für eine Novelle, sage ich frostig und trete näher. Ein Dialog, verstehen Sie, ich bin Schriftstellerin!

„Eine szène Novelle“, sagt er singend, und es ist, als lecke er sich die Lippen vor Behagen (er tut es aber, Ehre seinem Benehmen, in Wirklichkeit gar nicht). Da mich aber seine Gedächtnis nicht interessiert, setze ich mich resolut vor die Maschine, werfe die zwanzig Rappen hinein und tippe weiter. Er entfernt sich zögernd und spricht vor sich hin: „Eine szène, eine szehr hintrassante Novelle!“

Wie Schuppen fällt es mir von den Augen! Ach, dies Gesicht! Offenpfeiß über meine Zellen gebeugt! Bei dem Wort „Eigentum“, das entzweiggeschnitten dasteht, fahr ich nun fort, mit einer gewissen Grausamkeit gegen mich selbst: „Eigentum! Das bildest Du Dir wohl ein? Das könnte Dir so passen! Aber ich mache nicht mit! Nein, nein, nein!“ Und dann ziehe ich den Bogen heraus und zerreiß ihn.

So haben die zwanzig Rappen, siehst du, die ich im Moment nicht bei mir hatte, Schicksal gespielt. Kein Wort habe ich mehr mit Ulbrich gesprochen ... für mich hat er seinen Magnetismus verloren. „Amen“, sagte ich.

Zeitlied

Von Hermann Senzelbach

Tief ist der Brunnen der Vergangenheit.
Es blüht kein Menschenaug' auf seinen Grund
Singe, mein schwacher Mund,
Und lobe die lebend'ge Zeit
Und lob' auch die verflohenste Vergangenheit!

Wo aber endet, was sich Zukunft nennt?
Das faßt kein Denken, spürt kein Ahnen mehr.
Wohlan, schwill zu mir her,
Du Feil, von der Geheimnis trennt!
Ich trau' dem Wallenden, der auch die Zukunft kennt.

Der schmale Augenblick ist nicht der Raum,
Darin mein tiefes Leben atmen mag.
Uralter Zeitentag
Wirt in mir fort. Mein Traum
Besiedelt der Unendlichkeit geweihten Raum.

Nächtliches Erlebnis am Landwehrkanal

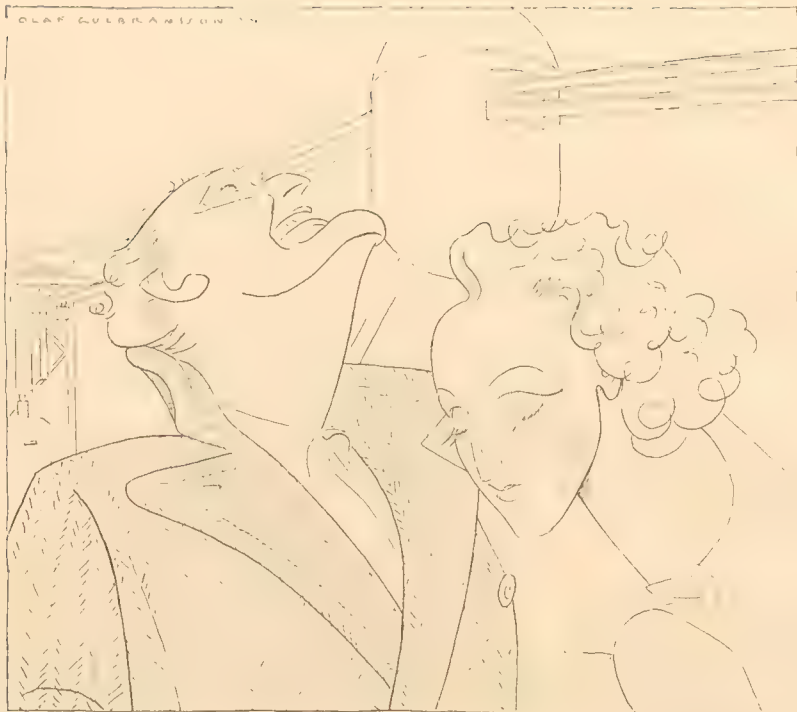
Von Reinhard Koester

Kriminalkommissar Stefan Lutz ging wie immer, wenn er nicht dienstlich verhindert war, von seiner Wohnung in der Potsdamer Privatstraße am Lützow-Ufer entlang einer kleinen Weinkelpe in der Nettelbeckstraße zu, wo er vor dem Schlafengehen ein paar Schoppen Rotwein zu trinken pflegte. Es war ein schöner, leicht nebliger Märzabend.

Wie von dünnen Schleiern überdeckt floß unter trübschwarz das stille Wasser des Landwehrkanals, das sich nur manchmal mit hellem Glucksen an einem Steinvorsprung der steilen Ufer rieb. Ein Duft von Vorfürhling und geheimem Keimen lag in der Luft — und Kriminalkommissar Lutz wußte: das ist die Zeit des Sterbens für hoffnungslos Kranke und Selbstmörder. Daraus dürfen Sie aber nicht folgern, daß Stefan Lutz selbst trüben oder gar Todesgedanken zu gänglich gewesen wäre! Im Gegenteil, er liebte das Leben und seinen Beruf. Um so mehr als seine Ernennung zum Kriminalrat bevorstand.

Aber ... Um es kurz zu berichten: er hatte da im Büro zwei unerledigte Fälle liegen, und die eine Mappe trug die Aufschrift „Mordsache Frau von Barnim“, während die zweite „Mordsache Notarwitwe Barbara Winchhausen“ hieß. Beide leider immer noch „Verfahren gegen Unbekannt“. Tatbestand war, daß es sich um zwei Frauen handelte, die früher wohlhabend — ihre großen Wohnungen nicht mehr halten konnten, und sich deshalb entschlossen hatten, ein oder mehrere Zimmer möbliert zu vermieten. Und dann waren sie am Abend des Einzugs des neuen Mieters ermordet worden — offensichtlich nach vorausgegangenen Streit. Kriminalkommissar Lutz hatte diese beiden Fälle sofort zusammengeknüpft, weil einerseits nichts gerausht worden war und andererseits verschiedene Indizien auf den gleichen Täter hin deuteten: man hatte im ersten Fall in der Hand des Opfers, im zweiten Fall in einer Bürste, die auf der Flurgarderobe lag, einige Kopfhare gefunden, die von brauner Farbe und an den Spitzen leicht ergraut waren. Außerdem hatten Hauswart und mehrere Anwohner in beiden Fällen einen fremden Mann beobachtet, der leicht hinkte.

Lutz hatte lange genug in möblierten Zimmern gewohnt. Und kannte Frauen, die „nur rotge drungen“ vermieteten. Er war selbst schon zweimal am Abend des Einzugs wieder ausgezogen weil man ihm, kaum daß der Koffer im Zimmer stand, außer der Benutzung des Betts zu Schlafzwecken alles verboten hatte, was ein Junggeselle an lieben Gewohnheiten kennt. Als Lutz sich der Benderbüchse näherte, sah er einen Mann am Geländer stehen, der weit vorn über gebeugt regungslos ins Wasser starrte.



„Märchenhaft, Meister Albers, durch Zerstümmung der Atome Gold herzustellen!“ — „Die Ufa denkt sich das ganz einfach, Brigitte: der Film läuft, und die Aktien steigen.“

Denkmal zwischen Autos

Seit dem Jahre 1881 sitzt er da. Ein Sockel erhöht ihn über die Dächer der Kraftwagen. Sie drängen sich um ihn wie Gänse um ihren Hirten (na, nat). Aber er sieht über sie hinweg. Wohin blickt er heute, eigentlich? In der silbrig diesigen Frühlingsluft blendet ein weißer Flügelschlag.

Für die Publizistik — für das Haus der Tageszeitung hinter seinem Rücken hat Gottfried Ephraim Lessing kein Auge mehr. Es interessiert ihn gar nicht, daß seine idealistische Strenge in der Kunstkritik von heute verworfen ist — daß man nicht mehr die Kunst zu erziehen, sondern zur Kunst zu ziehen bemüht ist.

Daß er versuchen könnte, einen Zipfel vom Staatstheater zu erwischen — so durchdringend sind seine Blicke doch nicht. Sie müßten viele alte und neue Mauern durchbohren — und vielleicht blieben sie an einer Tonfilmleinwand hängen, auf der alle Dramaturgie des achtzehnten Jahrhunderts kopfstehen muß. Nein, Lessing kann diese Unternehmungen nicht ernst nehmen, die sich in Musik und Bilderpracht vergessen und dem Wort kaum noch Raum lassen. Er wendet den Kopf scharf nach rechts — was bleibt ihm übrig: links steht das Finanzamt.

Lessing blickt gespannt in die Auslagen einer Wurstfabrik, oder nein, genau gesehen betrachtet er das Schaufenster

einer alten englischen Apotheke. Hier sucht er den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. Apotheke! Das ist doch etwas mit Griechisch und Latein. Apotheker — die nennen doch ihre Drogen mit feierlichen altmodischen Namen und schreiben sie mit geheimnisvollen Abkürzungen auf ihre tausend Flaschen und Dosen. Apotheke — und noch dazu alte englische — wenn irgendwo, dann muß doch hier die Uhr vor 1800 stehengeblieben sein! Das Schaufenster allerdings . . . Lessing hat den rechten Fuß zurückgezogen — die linke Hand faßt die Stuhllehne — gleich wird er aufspringen . . . Im Schaufenster fehlen alle Kugelfläser mit buntgefärbten Wässern — die ganze Auslage macht richtige moderne Reklame für ein einziges Schönheitsmittel! Und in der Tür steht ein junger Mann und schaut lächelnd auf den patinafarbenen Zopf des werten Herrn Denkmals . . . Lessing ist entschlossen, aufzuspringen und der Apotheke die Scheiben einzuschlagen, sobald die Geisterstunde schlägt. Aber er muß noch hundert Jahre warten — am Gänsemarkt in Hamburg ist die Geisterstunde abgeschafft.

Dirke Paulsen

Oberammergau

Mit ein paar Einheimischen sitzen wir gemütlich beim Bier. Das Gespräch dreht sich natürlich um kommende Passionsspiele, seine Mitwirkenden usw.

Schließlich entspinnt sich eine heftige Debatte über die Verteilung der verschiedenen Darstellerrollen, und mir fällt auf, daß sonderbarerweise gerade die Rolle des Judas sehr gesucht ist. Auf mein Befragen, warum ausgerechnet der Judas so viele Interessenten aufzuweisen habe, meinte ein bärtiges Lockenhaupt: „Ja, das is nämli so: der Judas, der hängt si scho nachmittags auf, nacha hat er den ganzen Tag sei Ruh.“ A. P.

Rückreise von Penang

In Penang kam eine dänische Dame an Bord, die außer vierhundertzehn Sommerprossen den Glauben mitbrachte, sie verstehe sich meisterlich auf das Klavier. Wählerisch suchte sie sich zur Betätigung den im Salon erster Klasse stehenden Bechteln aus, um darauf eine tägliche Demonstration von vier bis sechs Stunden zu betreiben. Vorstellungen beim Kapitän halfen ebensowenig wie unmittelbar an ihre Adresse gerichtete Unliebenswürdigkeiten. Eines Tages kam ich hinzu, wie drei amerikanische Herren beim Zahlmeister das Schiffe den Betrag von 1005 Dollar bezahlten. Das war der Preis des Bechteln-Flügels. Sie hatten das Instrument über Bord geworfen. Als sich die dänische Dame bei mir beklagte, daß die Amerikaner so rauh zu ihr und ihrer Kunst gewesen seien, sagte ich: „Seien Sie froh, daß Sie nicht auch noch so gut singen!“



Sie haben Frucht getragen
in ihren jungen Tagen.
Nun ruhen ihre Hände
und warten auf das Ende.

Rundum ist Blühn und Werden;
sie schauen lächelnd zu,
halb abgewandt der Erden,
tief hingeneigt der Ruh.

Im Schrein, zur letzten Reise,
sind Hemd und Strumpf bereit
nach alter Bauernweise . . .
Der Weg ist nicht mehr weit.

Maria Dant



Lieber Simplicissimus!

Der vierjährige Otto war mit seiner Umgebung durchaus unzufrieden. Er vermühte in der letzten Zeit die ihm gebührende Aufmerksamkeit. Die war ganz und gar auf die junge Tante übergegangen, die ein Baby kriegen sollte und leidend war. Nur darum drehte sich's, nur davon wurde gesprochen. Als das Kleine endlich da war, sagte Otto erlöst: „Gott sei Dank, daß die Wirtschaft ein End' hat. Ich wenn einmal

heirat', heirat' ich nur eins, die fertige Kinder mitbringt.“

Am Sonntag, dem 4. März d. J., sagte in der Heiligkreuzkirche zu Berlin der Pfarrer zu seinen Zöglingen: „Nennt mir einmal einige Liederanfänge von Paul Gerhards geistlichen Liedern.“

Nachdem einige Antworten erteilt waren, wendet sich der Pfarrer noch zu einem Mädchen und erhält von diesem prompt die Antwort: „Gib dich zufrieden und sei stille!“

Der verdutzte Pfarrer wandte sich um und fragte nicht weiter.

Karl's Mutter hatte ihren Sohn des öfteren unter allen möglichen Vorwänden von der Schule zu Hause behalten und deshalb schon ein paar gereizte Schreiben des Lehrers erhalten. Eines Tages fehlte er wieder, und folgender Entschuldigungsbrief der Mutter traf ein: „Möchte nur mitteilen, daß mein Sohn Karl das Abweichen hat, was ich bitte mir nicht in die Schuhe zu schieben.“

Hubers Arbeitsschlacht

(Karl Arnold)



„Zenta, mein Mann macht jetzt das Bild auf. Richten S' gleich den Verbandkasten her und schlagen S' die Telefonnummer von unserm Doktor auf!“

Also doch Aufrüstung Deutschlands!

(Wilhelm Schulz)



Die gefährlichen Bombenflugzeuggeschwader.

SIMPLICISSIMUS

Am Tag der nationalen Arbeit

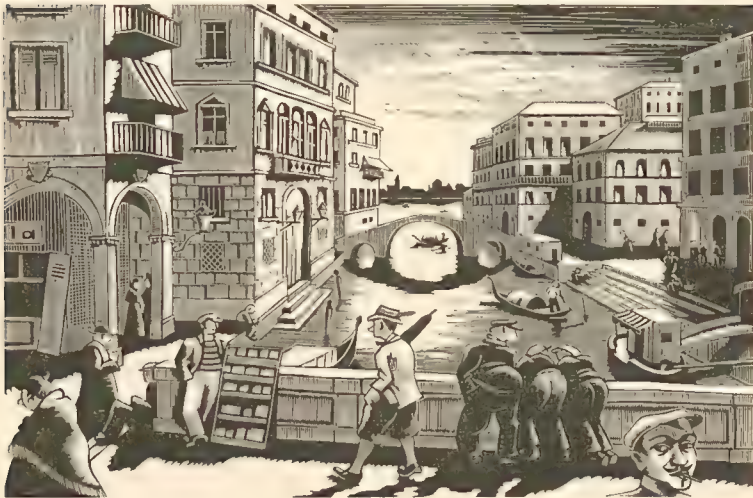
W. J. M. Sch.



Jung glühen die Herzen, die Flamme loht.
Zum Teufel fahre die Arbeitsnot!

Toons erste Abenteuer in Venedig

Von Gürg Spervogel / Zeichnungen von O. Nückel



Die ganze Stadt stand auf Pfählen, das wußte Toon. Die Kirchen, die Paläste, die Straßen, jeden Fleckchen Grund ruhte auf einem Teil des gewaltigen Pfahlrostes aus Eichenstämmen, die man in den Schlamm und Sand auf dem Boden der Lagune gerammt hatte. Auf einem riesigen Wald toter Eichen ging er spazieren. Die Bauten in dieser Stadt, das war ganz richtig, mußten anders sein als sonstwo. Nicht wuchtend, nicht als Last auf gewachsener Erde. Nicht düster und schwer. Deshalb standen sie da wie Zelte, starke Pfeiler wie Stäbe an den Ecken, dazwischen ganz leicht und durchbrochen wie Tuch das Gewände, farbig und aufgelöst. In schwebendes Mäulwerk. Gestickte Zelte. Brücken über Kanäle, leichtin wie Vogelflug von Ufer zu Ufer. Barken, die kaum ins Wasser tauchten.

Toon, noch voll von dem Gefühl und den Bildern der Flugreise, empfand mit allen Sinnen den wohlthuenden Zauber der Schwerelosigkeit in und um sich. Er ging in den Abend hinein, ging langsam, blieb auf Brücken stehen, sah das Licht der Laternen und den Widerschein auf dem Wasser durch die düstliche Luft kommen, roch den Geruch der Kanäle und den Wind, der die aufsteigenden Nebel der Lagune mit sich brachte. Er hatte ein Schwirren im Blut, eine ganz fein zitternde Aufregung, die in Wellen anstieg, bis die Ohren sangen: das war die fremde Stadt, war die Unruhe des Abenteurers, war ein wenig Angst und Lust an der Angst dazu.

Toon gelangte in eine Straße mit Läden. Er suchte ein Schild mit der Aufschrift Geldwechsel, Money, Exchange, Bank oder dergleichen. Es waren ansehnlich viele Schilder vorhanden. Toon wurde ganz kleinnützig vor dieser Menge. Er hätte gern jemanden gefragt, aber er wußte nicht genau, wo. Die Leute sahen nicht so aus als ob sie Deutsch, Englisch oder Französisch gelernt hätten. Zudem gingen alle zu zweit oder hatten es eilig. An einem Eingang mit Plakaten hielten Menschen stehen. Das war ein Kino. Ja, die Plakate nahmen einen großen Teil der sehr kunsthistorischen Fassade ein. Ein breiter Schriftband quer darüber besagte, daß man durch den gleichen Eingang auch in die Kirche eines namhaften und bekannten Heiligen gelangte. Der Eingang

selbst diente einem Frierenden als Verkaufsraum von Postkarten und Andenken, einer beliebten Dame als Handelsplatz mit Apfelsinen und Zitronen, sowie einem halbwüchsigen Jungen als Resonanz und Verstärkung seiner abgeschrienen Stimme, mit der er seine Maroni anpries. Der Pfahlrost war anscheinend nicht groß genug. Kinos und Kleinhandelsplätze waren bei Entwurf und Ausführung wohl nicht mitveranschlagt worden.

Als ein Mann allein vor den Plakaten und Bildern stand, fragte Toon, wobei er höflich seinen kleinen grünen Hut schwenkte, ob er wohl sagen könnte, wo hier eine Bank oder dergleichen aufzufinden sei. Der Mann besah Toons Hut, wie er durch die Luft fuhr und mit Schwung auf seinen Platz zurückkehrte, dann betrachtete er ganz genau Toons redenden Mund. Als er sicher war, daß der Fremde seine Rede beendet hatte, äußerte er sich kurz und unverständlich.



Toon wurde rot. Verdammt, dachte er, was habe ich für Gründe, vor einem solchen Italiener rot im Gesicht zu werden? „Entschuldigen Sie“, sagte er und schickte sich an fortzugehen. Der Mann hob die Hand zu einer abwehrenden Geste. Er sprach sehr schnell und hörte, wenn nicht alles täuschte, mit einer Frage auf. Toon atmete eine Menge Luft ein und machte den Mund auf — aber er kam zu nichts. Möglicherweise waren es wichtige Auskünfte, die der Mann da von sich gab, die bemerkenswertesten Dinge von der Welt konnte er erzählen, aber Toon vernahm nur das Geräusch.

„Money Exchange“, sagte Toon geschwind in eine kurze Pause hinein, aber da hatte er wohl etwas Schlimmes angerichtet, denn das war der Anlaß, daß der Mann nun auch die linke Hand aus der Hosentasche nahm und zum Reden mitbenützte. Er rückte Toon dabei beängstigend nahe auf den Leib. Als er nach seiner Meinung den Beweis glänzend zu Ende geführt hatte, trat der Mann triumphierend einen Schritt zurück. Er war sicher, Toon überzeugt zu haben. Toon begann in seiner Verlegenheit nach der Geldbörse zu suchen, was den Mann wohl auf einen slichhaltigen Einwand brachte, den zu widerlegen er unverzüglich begann. Seine Stimme nahm entsprechend seinem Eifer zu. Gleich werden die Leute stehenbleiben, dachte Toon, es kann sich nur noch um Sekunden handeln. Der Mann erhitzte sich zusehends. Sein Haar flog. Seine Hände waren gepreßt, geballt, gekrampft, offen, schlaff; sie fuhren dahin und daher, seine Ellenbogen arbeiteten; er trat zurück und sprang vor, redete, redete, wurde vom Schmerz überwältigt, ein neues Gefühl trieb ihn hoch, er lächelte und ließ die Hände fallen. „Ecco“, sagte er, stemmte die Arme ein und nickte nachdenklich vor sich hin. Toon fand in der Manteltasche ein kleines Geldstück. Er hielt es auf der offenen Hand hin und sagte: „Wechseln. To change. Changer. Lire i centesimi. Little money for the big“.

Der Mann verbeugte sich, tat schämig und streckte abwehrend die Hand vor: „aber warum wofür denn?“ sagte er auf Italienisch.

„Eine Bank, banca“, sagte Toon. „Banca di credito. Saldo, debet, incasso.“

„Sie werden unter diesen Umständen allerdings schon recht haben, ich zweifle keineswegs“, erwiderte der Italiener. „Donnerwetter, ich will mein Geld wechseln, in Lire!“ rief Toon.

„Wenn Sie es unbedingt so haben wollen“, sagte der Mann und nahm das Geldstück. „Das habe ich aber eigentlich nicht gemeint“, murmelte Toon. „Es sollte nicht für Sie sein, ich habe bestimmt nicht allzuviel davon.“

„Bitte, bitte“, meinte der Mann. „Es ist herzlich gern geschehen.“ Legte die Hand aufs Herz, verbeugte sich und wandte sich zum Gehen. Seine Meinung über die Fremden stand schon seit längerer Zeit fest. Er hatte nicht mit ihnen tauschen mögen, trotz ihres Geldes. Er war stolz darauf, ein Italiener zu sein. Die Fremden schienen ihm nur bedauernswert in ihrer stockhornigen Dummheit. Man brauchte sie nur reden hören. Arme Menschen. Verschenken Goldstücke. Als er das Goldstück einwechseln wollte, war es nicht echt. Es war ein deutsches Zehnpfennigstück. Je, die Fremden waren doch nicht ganz so dumm. Aber immerhin.

In einem Torweg sah Toon eine gewaltige Maschinerie stehen. Es war wirklich ein gewaltiger Apparat. Verchromte Flächen, blankerten Räder glänzten; Hebel, Schrauben und Ventile strahlten; Sichtgläser, Meßinstrumente und Hähne funkelten in einem weichen Licht. Es zischte, und eine Wolke Dampf schoß auf. Es sah ungemünzt kompliziert und gefährlich aus. Toon mußte an den Führerstand des Flugzeugs denken, der doch wie eine Offenbarung des menschlichen Geistes in der Technik amütierte. Aber dieser Apparat übertraf alles. Er sah sinnverwirrend technisch aus. Ein junger Mann hantierte angestrengt daran herum. Jeden Augenblick konnte es eine Explosion geben. Eine Ventilflöte schrie

und jammerte. Eine neue Dampfschwade knaupte sich durch die Luft. Der junge Mann strahlte, schwitzte und zeigte die Zähne. Toon mußte an einen vollständigen Zeppelin denken, als er diese Maschine sah. Sie sah wirklich wundervoll aus. Ja, und über die Maßen kompliziert. Sie stand hinter einer Theke groß und kraftvoll wie eine Lokomotive. An die Theke war gemalt: Caffé espresso.

Toon legte die Ellenbogen auf die Theke und hob den Zeigefinger. Der junge Mann nickte ernsthaft. Er drehte probeweise an allen drehbaren Einrichtungen. Es gab einen prächtigen Lärm. Der junge Mann war sichtlich zufriedenen und vollgas. Es zischte, pfliff, schrie, rauschte und dröhnte, es kochte, brodelte, strömte, dampfte und ächzte und war jedenfalls in jeder Hinsicht außerordentlich technisch anzuhören. Als sich die schwere Wolke zerteilt hatte, sah Toon den Kaffee langsam in eine Tasse tropfen. Die Tasse wurde samt einer Zuckerdose schwingend voll vom ihm geleudet.

Gütiger Gott! bei aller Fertigkeit und Pracht der Maschinerie und des Jünglings war die Tasse ungewaschen und pech-schwarz. Seit vielen, vielen Jahren war sie nicht mehr gewaschen worden. Innen war sie bräunlichgrau. Außen lagen ein getrocknete Schichten übereinander. Man hätte an den Tassen Ausgrabungen vorgenommen und nach der Beschaffenheit der Schichten feststellen können, wie der Kaffee in Venedig rücklaufend die Jahre hindurch bis zur Zeit der Dogen chemisch beschaffen war. Und der Kaffee selbst nach dem ersten Schluck mit spitzen Lippen hatte Toon einen dunkelbraunen Mund. Die Farbe ging nur schwer wieder ab. Soviel Zucker auch im Kaffee sein mochte, er schmeckte hüllenbitter wie schnellwirkendes Gift. Es mußte braune



Offbar darin sein, möglicherweise etwas nach Schlimmeres. Pflf Teufel. Aber die Maschine raffiniert als ein flugfähiger Zeppelin.

Toon legte versuchsweise seinen einzigen kostbaren Zwanzigmarkenstück auf die Theke, was einen dramatischen Monolog des Jünglings zur Folge hatte. „Combien?“ fragte Toon auf gut Glück. Der junge Mann hob zweimal beide Hände. Zwanzig Centesimi. Etwa vier Pfennige. Toon sammelte etwa vier Pfennige aus allen möglichen Taschen. „No, no“, meinte der junge Mann. Toon bescherte ein Fünfzigpfennigstück; der junge Mann besah, wog und berösch es mit Mißtrauen. Ein Zehnpfennigstück. Aha, schon besser. Ein funkelndes neues Vierpfennigstück, strahlend vor Schönheit und größer als alles zuvor. Das tat Wirkung. Haha, gut.

Toon sammelte die anderen Münzen wieder auf. Seltsamerweise erhielt er auf den Vierer eine Lire achtzig zurück. Der Jüngling schätzte den Wert des Vierers auf zwei Lire. Innerlich war er sicher, er sei fünf oder mehr wert. So ein schönes großes Geld. Der Fremde nahm das Wechselgeld. Evviva, mindestens drei Lire gewonnen! Toon, um neue Monologe zu verhindern, gab ihm voraus ein Trinkgeld und fragte seine Frage: „To change. Change. Lire i centesimi. Ba di credito?“ „Si, si“, versicherte der junge Mann. „voilà, voilà, voilà.“

„Also Banken in jeder Himmelsrichtung. Zeigen Sie mir bitte eine.“ „Nix, versteht.“ „Können Sie Deutsch?“ — „Siempre deutsch. Ein Trinkgeld dafür. Die Bank gezeigt, noch ein Trinkgeld, Trinkgelde im ganzen eine Lire achtzig. Eine glückliche Lösung.“

Nebenbei bemerkt: Toons Vierpfennigstück war das erste dieser Art in Venedig. Der Kaffemaschine kaufte sich dafür einen Berg Zigaretten, der Zigarettenhändler einen Ballen Tabak, der Tabakballenhändler bezahlte damit seine Schulden in der Schenke und durfte sich dazu bis an den Rand seiner Seele betrinken. Die Erinnerung daran bewahrte er bis an sein Ende. Der Wirt behielt es; dabei verlor es seine neue Farbe und sah nach gewöhnlichem Kupfer aus. Er gab es endlich an einen Installateur, der es kurzerhand versilberte. Ein kleiner Wechsel, Levantiner, nahm es als vier Mark. Natürlich fiel er damit hinein. Aber weil noch nie ein Levantiner hineingefallen ist, ohne Nutzen davon zu haben, ließ er es vergolden und erzielte von einem anderen Levantiner vierzig Mark. Von da ab blieben die armen Pfennige unter Levantiniern, die sich mit Liebe, Erfolg und Gegenseitigkeit damit begnügten. Die letzten vier Levantiner der Kette fanden keine Dummen mehr und verkauften einander. Sie kamen alle wegen Wuchers, Münzfälscherei und Betruges ins Loch. Das Geldstück wurde eingezogen. Ein Beamter riß es sich verscheulich unter den Nagel, als er Kummer und kein Geld davor hatte. So kam es wieder in den Verkehr. Aber das führt zu weit. Es war, wie jeder sehen kann, ein Geldstück mit Karriere.

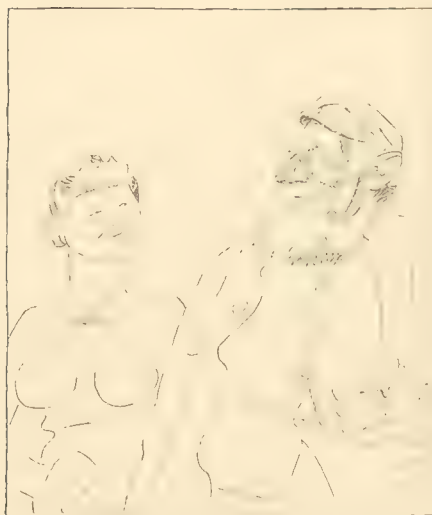


Café aux Gangsters

(Jeanne Mammen)



„Tut mir leid, Jean, bin schon vergeben. Für heute nacht habe ich Gaston ein Alibi zugesagt.“



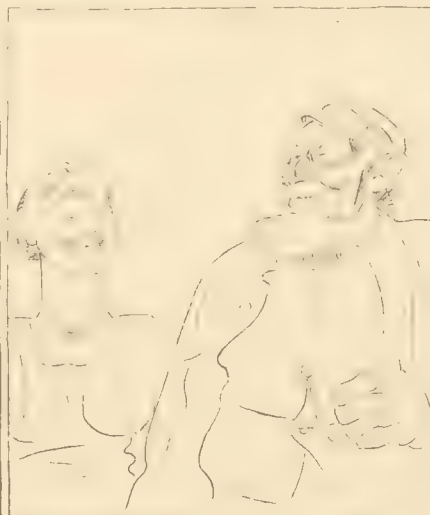
„Onkelchen, ich möchte dir direkt 'n Kuß geben“



„Man los! Ober während du mi küßt, mußt du mi mit din Zeigefingern beide Ohrn fest tohoolen.“



„Also, was ihr alten Herren manchmal für verrückte Wünsche habt! Hast du denn mehr Genuß vom Küssen, wenn man dir die Ohren zuhält?“



„Genuß? Nee, min Deern, dat grad nich; ober mi hett mal een, as se mi küßt hett, de Uhr ut de Tasch klaut“

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplicissimus-Verlag, München Postfach 5802

Dei Buer in Gripswold

Bauer Putlatan kommt nach Greifswald, schlenkert am Ryck und am Hafen entlang, läuft die lange Straße bis zum alten, schönen Markt herauf und trifft vor einem Schaufenster seinen Freund Prumbüddel. Die Freude ist groß, zumal Prumbüddel sich wieder verheiratet hat und seiner Frau die Kreisstadt zeigen will. Nun, die beiden kommen ins Erzählen, und die junge Frau Prumbüddels geht langsam voraus. Dabei schaut sich Putlatan seines Freundes Gattin genauer an. „Mensch“, sagt er auf einmal, „du, din Olsch, de heit je een höllen Been . . .“

„Jo“, sagt Prumbüddel gelassen, „dat het sei.“ „Jo so 'n kleen'n Höcker schient e' ook tau hebb'en“, flüstert Putlatan seinem Freunde ins Ohr. „Dat wil ick di nicht affatriden“, antwortet Prumbüddel. Nun guckt sich die Frau nach den beiden Männern um und da erstarrt Putlatan und sagt noch leiser: „Mensch, scheel is sei jo ook.“

Seelenruhig sagt Prumbüddel zu ihm: „Du kannst gern luud spreken, den hörn kann se ook nicht.“

Zollstation

Viele fremde Schiffe aus Schweden, Skandinavien, Dänemark, Holland und so weiter laufen im Stralsunder Hafen ein. Die Schiffe und ihre Besatzung werden vom Zoll kontrolliert. So kommt Karl Trimmer auch von Bord. „Was haben Sie da im Paket?“ fragt ihn der Zollbeamte. „Koaaninchenfoder!“ „Was? Das sind ja Kaffebohnen. Kaninchen fressen doch keinen Kaffee.“ „Nö? Na, dann möten sei so stoahn loaten. Jet anners givt et bi uns nicht.“

Flitterwochen

Bims ist wegen Körperverletzung an seiner Frau angeklagt. „Drei Wochen Gefängnis!“ diktiert der Richter. Bettelt Bims: „Ach, Herr Richter, geben Sie mir doch wenigstens Bewährungsfrist, damit wir unsere Flitterwochen ungestört zu Ende verleben können.“

Ich bin nicht glücklich geworden

Von Ernst A. Schmidt

Wo der Doktor heute abend bleibt? Ist irgendwo hängen geblieben. Vielleicht bei dem kleinen Lichi. Oder bei der Marchessa mit dem Doppelpneu. Oder einfach vorbeigegangen. Wäre zu verstehn, ist ja doch immer dasselbe. Für ihn genau so langweilig wie für mich. — — —

„Ah, Doktor! Also doch noch! Danke, es geht ganz gut. Drei Strich weniger als gestern. Aber der Husten ist noch ziemlich, und der Hals schmerzt wieder 'n bißchen. — Ach wo, ich rede ja keine drei Worte am Tag! Folgsam wie 'n kleines Mädchen in der Bibelstunde. Bloß aufstehn mücht' ich mal wieder. Können Sie verstehen, daß man sich stundenlang brennend danach sehnt, mal wieder auf einem schattigen Waldweg zu wandern — so das federnde Gras unter der Sohle . . . Blödsinnig natürlich, aber was wollen Sie, man wird hier so mit der Zeit. Es ist immerhin schon fast ein Jahr, daß ich wieder hier bin . . .“

Natürlich! Natürlich kommt man auch wieder mal raus. Doktor. Fragt sich bloß wie und wohin, nicht wahr. — Nein, nein, deshalb bin ich noch lange kein Pessimist, Doktor. Selbstverständlich, immer Kopf hoch, Unkraut vergeht nicht! Danke, Doktor, habe alles, alles in Ordnung. Gute Nacht, Doktor, danke!“

Unkraut vergeht nicht. Wieviel Unkraut hat's wohl in dem hübschen weißen Sanatorium fünf? Hunderftünfzig Patienten im Ganzen. Vielleicht ein Drittel — mal bestimmt fünfzig, die im Bett liegen. Unsere Station allein schon elf . . . Ich muß Celia klingeln. An Frances schreiben. Zuerst eigentlich an Jefferson. Soll warten. Sollen warten. Ich mag heute abend nicht. Allan tippt schon seit acht Uhr. Schreibt seiner Kleinen. Seine erste Liebe . . . Die erste Liebe kriegt man nicht. Er will heiraten, sobald ihn der Chef nach Hause läßt. Hoffentlich bleibt sie ihm treu. Guter Karl. Daß es ihm nicht geht wie Braddon. Ob er in einem halben Jahr noch lebt? Liegt seit Juni,

nein Mai. Gleich nach der Geburtstagsfeier bei Hedström fing die Schweinerei an. Scheußlich, so ein Blutsturz. Und immer wieder. Dabei sieht er immer noch ganz gut aus . . . Hedström. Soll gesund sein. Muß ich auch schreiben. Muß mal alle notieren. Was soll man schreiben? Es passiert nichts. Sollen warten.

Ja immer — und immer —
Nicht nur diesen einzigen Tag!
An deiner Hand will ich mein Leben lang gehn
Grammophon taugt nicht viel. Schade. Sie singt es wunderbar.

Was deine Lippen verschweigen,
Dein Auge muß es gestehn —

Ich muß Celia klingeln. Soll mir noch einen Siphon bringen. Gestern nacht war's nicht zum Aus halten . . . Bald muß der Mond aufgehen. Nicht schwül. Spazieren gehn, an den Linden entlang bis zu den Wiesen. Das Heu riecht so gut nach dem Regen. Könnte mich auf die Bank setzen. Nachdenken. Wozu nachdenken? Hat keinen Zweck. Alles gut so. Allan tippt wie rasend. Gibt ein Dutzend Stellen mindestens. Er muß aufhören, zehn Uhr vorbei. Werden sich nebenan bei schweren. Krieg auch keinen Siphon mehr. Egal!

Ja immer — und immer —
Nicht nur diesen einzigen Tag —

Die sind verrückt. Jetzt noch zu spielen. Hör das gern. Kommt so von oben runter. Welch. Jane liebt die Platte. Spielten sie jeden Abend. Sie lag da im rotbraunen Kimono. Die Beine nackt, ihre Haut war kühl und glatt . . . Muß doch noch 'n Rest Kognak da sein — mal sehn . . . Pacht! Verdammt schlechtes Zeug! Nichts für 'n wunden Hals. Die Haut war wunderbar. Sie rieb sie mit etwas ein. Vergessen, den Namen. Ich hätte sie festhalten sollen. Hätte sie fest halten sollen. Hat keinen Zweck. Sie ist fort, sind vier Jahre her. Komisch. Die Zeit vergeht. Es

passiert nichts, aber die Zeit vergeht. Hab' nichts vergessen. Hätte alle nicht hergeben sollen. „Gute Nacht, Schwester. Nein, nichts. Danke, nein. Ich sitze hier noch einen Augenblick am Fenster. Es ist schön draußen, ich will den Mond aufgehen sehen. Danke, gute Nacht!“ Die ist jetzt noch glücklich. Wer solche Augen macht, ist nicht glücklich. Möcht wissen, ob Jane glücklich ist. Damals war sie's. Ich auch. Bin niemals so glücklich gewesen. Niemals. „Kannst du nicht bei mir bleiben, Jane?“ — „Du weißt ja, warum ich nicht kann“, sagt sie und weint. Jetzt ist der Mond schon fast über'n Kamm. Komisch, wie groß er ist. Ich trink noch 'n Schluck von dem Zeug. Zigarette tief und doch. Jetzt ist er ganz heraus. Besser, ich mach das Licht aus. So, nicht die Spur mehr. Nur die Beine sind schlapp. Wenn man immer liegt. Wieder zweihundert Gramm abgenommen. Vielleicht noch mehr. Die sagen nie die Wahrheit. Bis zur Bank bei der Platane könnt' ich gehn. In der Orangen-Hebe hab' ich sie zum erstenmal geküßt. Wenn beide sehr verliebt. Ihr Mund war wunderbar. Wenn ich wußte, wo sie jetzt ist. Würde ich schreiben ... „Liebe Jane“, würde ich ihr schreiben. „Meine liebe Jane. Ich sitze an meinem Fenster, und es ist Nacht. Ich sitz über den Garten und über das Tal, es ist hell, der Mond ist fast voll.“ Morgen muß Vollmond sein. Gib's anderes Wetter. — Ich habe jetzt hier gegessen und an Dich gedacht. Wenn ich mich ein wenig hinausnehme, kann ich Dein Fenster sehen. Wie viele haben schon bei mir in Deinem Zimmer gewohnt? Es ist noch immer Dein Zimmer. Mir jetzt wohnen zwei Dänen da. Mann und Frau. Er ist krank, und sie will sich nicht von ihm trennen.“ Haußmann fehlt nicht viel. Sie hat ihn sehr lieb, scheint's. Sleht hübsch aus. Sehr jung, leidenschaftlich. Ich würde mit meiner Frau nicht im Sanatorium bleiben. — Wenn einem fast nichts fehlt. Durstig. Die Flasche ist leer. Könnte noch zu Allan — zu spät. Wieder ein Leuchtkäfer. „Ein Leuchtkäfer ist mir ins Zimmer geflogen. Alles was vor vier Jahren. Erinnerst Du Dich? Hier hat sich nicht viel verändert. Nur Du, Jane, bist nicht mehr da. Ich habe viel Zeit zum Nachdenken, besonders nachts. Ich denke oft viele Stunden an Dich und an damals. An die schönen Dinge in meinem Leben. Auch an andere Dinge muß ich denken. Es ist nicht so viel aus meinem Leben geworden, wie ich einmal dachte, und jetzt ist es zu viel von zu spät. Ich bin allein. Aber unglücklich bin ich nicht. Ich kann oft sehr ausgelassen sein. Ich habe keine Wünsche. Ich hoffe nicht mehr viel und fürchte mich vor nichts. Aber ich bin allein. Auch wenn ich an Dich und alles andere, bin ich allein. Liebe Jane, ich weiß nicht, wo Du bist. Hier blühen die Linden und die Granatäpfel wieder, und die kleinen weißen Nelken unter

der Loggia. Man riecht sie bis hier herauf. Aber der Ginster ist verblüht, es ist Sommer ... Wenn ich auch wüßte, wo sie ist, ich würde ihr nicht schreiben. Zu spät. Warum zu spät? Es braucht nicht zu spät zu sein. Ganz vergessen haben kann sie mich nicht. Ich ... Ich konnte Dich nie vergessen, Jane. Oft warst Du ganz plötzlich da. Es war eine so glückliche Zeit, damals. Später — Ich habe später einem Menschen viel Schmerzen gemacht. Und dieser Mensch auch mir. Das ist jetzt auch vorbei, ich habe lange gedacht, daß ich fast alles falsch gemacht habe in meinem Leben. Aber was wir miteinander hatten, liebe Jane, war richtig. Ich bin so froh, daß ich Dich fast nie gequält habe und daß wir gut zueinander waren. Zweimal habe ich Dich gequält, ich denke oft daran. Gott weiß.

Friedliche Helden

Auf besterender Eisscholle trieben sie hin
seit vielen bangen Wochen,
die dreihunderttausend des „Tscheljukin“,
den die Klammern des Eises zerbrochen.

Wer wußte was von Professor Schmidt
bis zu diesem Unglücksbericht?
Nun zählt er mit Nansen und Amundsen mit
zu den Größen der Arktis-Geschichte!

Er wollte als letzter gerettet sein,
obwohl von Krankheit zerschlagen —
man hob ihn bewußlos ins Flugzeug hinein,
um ihn sterbend an Land zu tragen.

Und nun den Hut vor den Fliegern ab,
die ihr Leben zehnfach riskierten
und trotzdem dem eisigen Wellengrab
die Getretenen heimwärts fährten!

Wird wo das Lied — nach allem Brauch —
vom braven Mann gesungen,
so gilt es Lapidewi auch,
der die arktische Hölle bezwungen!

Er lag, als der SOS-Kuf kam,
von wildem Fieber getötet,
da h als er „Frauen und Kinder“ vernahm,
da hat er es abgelehnt.

Da warf er die Propeller an
und sauste in Sturm und Nacht los,
und zeigte der Welt: vor dem echten Mann
ist auch das Schicksal machtlos!

Kriegshelden sollen in Ehren sein —
Gedenkfahnen sollen sie melden —
dodh grabt da mit goldenem Griffel auch ein
die Namen der friedlichen Helden!

Heinrich

daß ich viel darum gäbe, es wäre nicht zu sehen.“
Sie war so weich. Hab' so was nie erlebt. Schrecklich, sie weinen zu sehen. Ihr Mund zuckte, verlor alle Form. Hab' sie nie lieber gehabt. Kind. Kleines Mädchen. Ich war rannin. Es war auch Genuß dabei. Wir sind gemein. Sie hat's gewiß vergessen. Hat's nicht vergessen. Vielleicht doch.
„Vielleicht hast Du die beiden Male vergessen. wo ich Dich zum Weinen brachte. Es wäre ja gut, aber ich wünschte doch, Du hättest alles in Erinnerung behalten.“
„Paradies“, sagte sie, „unser Paradies.“ Sie kann es nicht vergessen haben. Zikaden. Grillen. Das geht Tag und Nacht. Was fressen die eigentlich? In Spanien hatten sie Grillen im Käfig. Oder war's in China? Lindenblüten. Heu. Meine Knie. Woh. Damals konnten wir stundenweit wandern.
„Wir haben es gut gehabt, Jane. Ich wär' froh, wenn ich wüßte, wie es mit Dir geworden ist. Vielleicht ist alles gut geworden, vielleicht hast Du ein Kleines bekommen und hast es gut bei Deinem Mann. Ich denke Dich mir oft mit einem Töchterchen. Es hätte Deine hellen Augen und Dein schwarzes Haar.“
Denke mich immer dazu. Hätte sie festhalten sollen. Vielleicht ist der Vater ein Dummkopf. Egal. Es ist ja ein Kind. Gena und garben. Ich kann kein idiot sein. Sie hätte ihn nicht genommen.
„Ich denke, daß Dein Mann gut zu Dir ist, liebe Jane, weil man nicht anders zu Dir sein kann. Ich hätte gern gewußt, wie es mit Dir gekommen ist. Es wird, wie es ist, gut sein. Ich habe gelernt, daß alles gut ist, wie es kommt, und daß man nie von einem verfluchten Leben reden darf. Ich denke nicht, daß Leute meines Alters, die bis zum Parlament und Gerichtshof aufgestiegen sind, mehr geworden sind als ich. Obwohl ich mit sechs Jahren in die Nacht bei mir geworden, es war mein Kollege-Kamerad in Godal ming, ich habe Dir von ihm erzählt. Ich beneide ihn nicht. Liebe Jane, ich beneide niemanden um irgendein sogenanntes Glück. Was Glück ist, wissen wir nicht, und was wir nicht kennen ist Staub und Sand. Ich bin nicht berührt, nicht glücklich geworden, aber ich bin doch etwas geworden: das, was ich werden sollte. Seit ich das weiß, liebe Jane, kann ich leben und sterben.“
Weiterleuchten über dem Generoso. Wie spät wird's sein? Auf dieser Seite kein einziges Zimmer mehr hell. ... Kann ich leben und sterben? Ganz gut gesagt. Sie würde es nicht ganz verstehen. Sie kann mich nicht vergessen haben. Mühte die Zikaden vergessen haben, die Leuchtkäfer. Die Nächte ...
Ich leg mich hin. Bin keine Spur müde. Nur die Knie tun mir weh. Wie Laub. Der Mond steht schon hoch. Ich wünscht', ich könnt' schlafen.

„Der Deutsche Jäger“, München

erfolgt modern. Ferner, sehr schön, in glücklicher Ausführung.
Stärke: 400 RM. 1.000 RM. 2.000 RM. 3.000 RM. 4.000 RM. 5.000 RM. 6.000 RM. 7.000 RM. 8.000 RM. 9.000 RM. 10.000 RM. 11.000 RM. 12.000 RM. 13.000 RM. 14.000 RM. 15.000 RM. 16.000 RM. 17.000 RM. 18.000 RM. 19.000 RM. 20.000 RM. 21.000 RM. 22.000 RM. 23.000 RM. 24.000 RM. 25.000 RM. 26.000 RM. 27.000 RM. 28.000 RM. 29.000 RM. 30.000 RM. 31.000 RM. 32.000 RM. 33.000 RM. 34.000 RM. 35.000 RM. 36.000 RM. 37.000 RM. 38.000 RM. 39.000 RM. 40.000 RM. 41.000 RM. 42.000 RM. 43.000 RM. 44.000 RM. 45.000 RM. 46.000 RM. 47.000 RM. 48.000 RM. 49.000 RM. 50.000 RM. 51.000 RM. 52.000 RM. 53.000 RM. 54.000 RM. 55.000 RM. 56.000 RM. 57.000 RM. 58.000 RM. 59.000 RM. 60.000 RM. 61.000 RM. 62.000 RM. 63.000 RM. 64.000 RM. 65.000 RM. 66.000 RM. 67.000 RM. 68.000 RM. 69.000 RM. 70.000 RM. 71.000 RM. 72.000 RM. 73.000 RM. 74.000 RM. 75.000 RM. 76.000 RM. 77.000 RM. 78.000 RM. 79.000 RM. 80.000 RM. 81.000 RM. 82.000 RM. 83.000 RM. 84.000 RM. 85.000 RM. 86.000 RM. 87.000 RM. 88.000 RM. 89.000 RM. 90.000 RM. 91.000 RM. 92.000 RM. 93.000 RM. 94.000 RM. 95.000 RM. 96.000 RM. 97.000 RM. 98.000 RM. 99.000 RM. 100.000 RM. 101.000 RM. 102.000 RM. 103.000 RM. 104.000 RM. 105.000 RM. 106.000 RM. 107.000 RM. 108.000 RM. 109.000 RM. 110.000 RM. 111.000 RM. 112.000 RM. 113.000 RM. 114.000 RM. 115.000 RM. 116.000 RM. 117.000 RM. 118.000 RM. 119.000 RM. 120.000 RM. 121.000 RM. 122.000 RM. 123.000 RM. 124.000 RM. 125.000 RM. 126.000 RM. 127.000 RM. 128.000 RM. 129.000 RM. 130.000 RM. 131.000 RM. 132.000 RM. 133.000 RM. 134.000 RM. 135.000 RM. 136.000 RM. 137.000 RM. 138.000 RM. 139.000 RM. 140.000 RM. 141.000 RM. 142.000 RM. 143.000 RM. 144.000 RM. 145.000 RM. 146.000 RM. 147.000 RM. 148.000 RM. 149.000 RM. 150.000 RM. 151.000 RM. 152.000 RM. 153.000 RM. 154.000 RM. 155.000 RM. 156.000 RM. 157.000 RM. 158.000 RM. 159.000 RM. 160.000 RM. 161.000 RM. 162.000 RM. 163.000 RM. 164.000 RM. 165.000 RM. 166.000 RM. 167.000 RM. 168.000 RM. 169.000 RM. 170.000 RM. 171.000 RM. 172.000 RM. 173.000 RM. 174.000 RM. 175.000 RM. 176.000 RM. 177.000 RM. 178.000 RM. 179.000 RM. 180.000 RM. 181.000 RM. 182.000 RM. 183.000 RM. 184.000 RM. 185.000 RM. 186.000 RM. 187.000 RM. 188.000 RM. 189.000 RM. 190.000 RM. 191.000 RM. 192.000 RM. 193.000 RM. 194.000 RM. 195.000 RM. 196.000 RM. 197.000 RM. 198.000 RM. 199.000 RM. 200.000 RM. 201.000 RM. 202.000 RM. 203.000 RM. 204.000 RM. 205.000 RM. 206.000 RM. 207.000 RM. 208.000 RM. 209.000 RM. 210.000 RM. 211.000 RM. 212.000 RM. 213.000 RM. 214.000 RM. 215.000 RM. 216.000 RM. 217.000 RM. 218.000 RM. 219.000 RM. 220.000 RM. 221.000 RM. 222.000 RM. 223.000 RM. 224.000 RM. 225.000 RM. 226.000 RM. 227.000 RM. 228.000 RM. 229.000 RM. 230.000 RM. 231.000 RM. 232.000 RM. 233.000 RM. 234.000 RM. 235.000 RM. 236.000 RM. 237.000 RM. 238.000 RM. 239.000 RM. 240.000 RM. 241.000 RM. 242.000 RM. 243.000 RM. 244.000 RM. 245.000 RM. 246.000 RM. 247.000 RM. 248.000 RM. 249.000 RM. 250.000 RM. 251.000 RM. 252.000 RM. 253.000 RM. 254.000 RM. 255.000 RM. 256.000 RM. 257.000 RM. 258.000 RM. 259.000 RM. 260.000 RM. 261.000 RM. 262.000 RM. 263.000 RM. 264.000 RM. 265.000 RM. 266.000 RM. 267.000 RM. 268.000 RM. 269.000 RM. 270.000 RM. 271.000 RM. 272.000 RM. 273.000 RM. 274.000 RM. 275.000 RM. 276.000 RM. 277.000 RM. 278.000 RM. 279.000 RM. 280.000 RM. 281.000 RM. 282.000 RM. 283.000 RM. 284.000 RM. 285.000 RM. 286.000 RM. 287.000 RM. 288.000 RM. 289.000 RM. 290.000 RM. 291.000 RM. 292.000 RM. 293.000 RM. 294.000 RM. 295.000 RM. 296.000 RM. 297.000 RM. 298.000 RM. 299.000 RM. 300.000 RM. 301.000 RM. 302.000 RM. 303.000 RM. 304.000 RM. 305.000 RM. 306.000 RM. 307.000 RM. 308.000 RM. 309.000 RM. 310.000 RM. 311.000 RM. 312.000 RM. 313.000 RM. 314.000 RM. 315.000 RM. 316.000 RM. 317.000 RM. 318.000 RM. 319.000 RM. 320.000 RM. 321.000 RM. 322.000 RM. 323.000 RM. 324.000 RM. 325.000 RM. 326.000 RM. 327.000 RM. 328.000 RM. 329.000 RM. 330.000 RM. 331.000 RM. 332.000 RM. 333.000 RM. 334.000 RM. 335.000 RM. 336.000 RM. 337.000 RM. 338.000 RM. 339.000 RM. 340.000 RM. 341.000 RM. 342.000 RM. 343.000 RM. 344.000 RM. 345.000 RM. 346.000 RM. 347.000 RM. 348.000 RM. 349.000 RM. 350.000 RM. 351.000 RM. 352.000 RM. 353.000 RM. 354.000 RM. 355.000 RM. 356.000 RM. 357.000 RM. 358.000 RM. 359.000 RM. 360.000 RM. 361.000 RM. 362.000 RM. 363.000 RM. 364.000 RM. 365.000 RM. 366.000 RM. 367.000 RM. 368.000 RM. 369.000 RM. 370.000 RM. 371.000 RM. 372.000 RM. 373.000 RM. 374.000 RM. 375.000 RM. 376.000 RM. 377.000 RM. 378.000 RM. 379.000 RM. 380.000 RM. 381.000 RM. 382.000 RM. 383.000 RM. 384.000 RM. 385.000 RM. 386.000 RM. 387.000 RM. 388.000 RM. 389.000 RM. 390.000 RM. 391.000 RM. 392.000 RM. 393.000 RM. 394.000 RM. 395.000 RM. 396.000 RM. 397.000 RM. 398.000 RM. 399.000 RM. 400.000 RM. 401.000 RM. 402.000 RM. 403.000 RM. 404.000 RM. 405.000 RM. 406.000 RM. 407.000 RM. 408.000 RM. 409.000 RM. 410.000 RM. 411.000 RM. 412.000 RM. 413.000 RM. 414.000 RM. 415.000 RM. 416.000 RM. 417.000 RM. 418.000 RM. 419.000 RM. 420.000 RM. 421.000 RM. 422.000 RM. 423.000 RM. 424.000 RM. 425.000 RM. 426.000 RM. 427.000 RM. 428.000 RM. 429.000 RM. 430.000 RM. 431.000 RM. 432.000 RM. 433.000 RM. 434.000 RM. 435.000 RM. 436.000 RM. 437.000 RM. 438.000 RM. 439.000 RM. 440.000 RM. 441.000 RM. 442.000 RM. 443.000 RM. 444.000 RM. 445.000 RM. 446.000 RM. 447.000 RM. 448.000 RM. 449.000 RM. 450.000 RM. 451.000 RM. 452.000 RM. 453.000 RM. 454.000 RM. 455.000 RM. 456.000 RM. 457.000 RM. 458.000 RM. 459.000 RM. 460.000 RM. 461.000 RM. 462.000 RM. 463.000 RM. 464.000 RM. 465.000 RM. 466.000 RM. 467.000 RM. 468.000 RM. 469.000 RM. 470.000 RM. 471.000 RM. 472.000 RM. 473.000 RM. 474.000 RM. 475.000 RM. 476.000 RM. 477.000 RM. 478.000 RM. 479.000 RM. 480.000 RM. 481.000 RM. 482.000 RM. 483.000 RM. 484.000 RM. 485.000 RM. 486.000 RM. 487.000 RM. 488.000 RM. 489.000 RM. 490.000 RM. 491.000 RM. 492.000 RM. 493.000 RM. 494.000 RM. 495.000 RM. 496.000 RM. 497.000 RM. 498.000 RM. 499.000 RM. 500.000 RM. 501.000 RM. 502.000 RM. 503.000 RM. 504.000 RM. 505.000 RM. 506.000 RM. 507.000 RM. 508.000 RM. 509.000 RM. 510.000 RM. 511.000 RM. 512.000 RM. 513.000 RM. 514.000 RM. 515.000 RM. 516.000 RM. 517.000 RM. 518.000 RM. 519.000 RM. 520.000 RM. 521.000 RM. 522.000 RM. 523.000 RM. 524.000 RM. 525.000 RM. 526.000 RM. 527.000 RM. 528.000 RM. 529.000 RM. 530.000 RM. 531.000 RM. 532.000 RM. 533.000 RM. 534.000 RM. 535.000 RM. 536.000 RM. 537.000 RM. 538.000 RM. 539.000 RM. 540.000 RM. 541.000 RM. 542.000 RM. 543.000 RM. 544.000 RM. 545.000 RM. 546.000 RM. 547.000 RM. 548.000 RM. 549.000 RM. 550.000 RM. 551.000 RM. 552.000 RM. 553.000 RM. 554.000 RM. 555.000 RM. 556.000 RM. 557.000 RM. 558.000 RM. 559.000 RM. 560.000 RM. 561.000 RM. 562.000 RM. 563.000 RM. 564.000 RM. 565.000 RM. 566.000 RM. 567.000 RM. 568.000 RM. 569.000 RM. 570.000 RM. 571.000 RM. 572.000 RM. 573.000 RM. 574.000 RM. 575.000 RM. 576.000 RM. 577.000 RM. 578.000 RM. 579.000 RM. 580.000 RM. 581.000 RM. 582.000 RM. 583.000 RM. 584.000 RM. 585.000 RM. 586.000 RM. 587.000 RM. 588.000 RM. 589.000 RM. 590.000 RM. 591.000 RM. 592.000 RM. 593.000 RM. 594.000 RM. 595.000 RM. 596.000 RM. 597.000 RM. 598.000 RM. 599.000 RM. 600.000 RM. 601.000 RM. 602.000 RM. 603.000 RM. 604.000 RM. 605.000 RM. 606.000 RM. 607.000 RM. 608.000 RM. 609.000 RM. 610.000 RM. 611.000 RM. 612.000 RM. 613.000 RM. 614.000 RM. 615.000 RM. 616.000 RM. 617.000 RM. 618.000 RM. 619.000 RM. 620.000 RM. 621.000 RM. 622.000 RM. 623.000 RM. 624.000 RM. 625.000 RM. 626.000 RM. 627.000 RM. 628.000 RM. 629.000 RM. 630.000 RM. 631.000 RM. 632.000 RM. 633.000 RM. 634.000 RM. 635.000 RM. 636.000 RM. 637.000 RM. 638.000 RM. 639.000 RM. 640.000 RM. 641.000 RM. 642.000 RM. 643.000 RM. 644.000 RM. 645.000 RM. 646.000 RM. 647.000 RM. 648.000 RM. 649.000 RM. 650.000 RM. 651.000 RM. 652.000 RM. 653.000 RM. 654.000 RM. 655.000 RM. 656.000 RM. 657.000 RM. 658.000 RM. 659.000 RM. 660.000 RM. 661.000 RM. 662.000 RM. 663.000 RM. 664.000 RM. 665.000 RM. 666.000 RM. 667.000 RM. 668.000 RM. 669.000 RM. 670.000 RM. 671.000 RM. 672.000 RM. 673.000 RM. 674.000 RM. 675.000 RM. 676.000 RM. 677.000 RM. 678.000 RM. 679.000 RM. 680.000 RM. 681.000 RM. 682.000 RM. 683.000 RM. 684.000 RM. 685.000 RM. 686.000 RM. 687.000 RM. 688.000 RM. 689.000 RM. 690.000 RM. 691.000 RM. 692.000 RM. 693.000 RM. 694.000 RM. 695.000 RM. 696.000 RM. 697.000 RM. 698.000 RM. 699.000 RM. 700.000 RM. 701.000 RM. 702.000 RM. 703.000 RM. 704.000 RM. 705.000 RM. 706.000 RM. 707.000 RM. 708.000 RM. 709.000 RM. 710.000 RM. 711.000 RM. 712.000 RM. 713.000 RM. 714.000 RM. 715.000 RM. 716.000 RM. 717.000 RM. 718.000 RM. 719.000 RM. 720.000 RM. 721.000 RM. 722.000 RM. 723.000 RM. 724.000 RM. 725.000 RM. 726.000 RM. 727.000 RM. 728.000 RM. 729.000 RM. 730.000 RM. 731.000 RM. 732.000 RM. 733.000 RM. 734.000 RM. 735.000 RM. 736.000 RM. 737.000 RM. 738.000 RM. 739.000 RM. 740.000 RM. 741.000 RM. 742.000 RM. 743.000 RM. 744.000 RM. 745.000 RM. 746.000 RM. 747.000 RM. 748.000 RM. 749.000 RM. 750.000 RM. 751.000 RM. 752.000 RM. 753.000 RM. 754.000 RM. 755.000 RM. 756.000 RM. 757.000 RM. 758.000 RM. 759.000 RM. 760.000 RM. 761.000 RM. 762.000 RM. 763.000 RM. 764.000 RM. 765.000 RM. 766.000 RM. 767.000 RM. 768.000 RM. 769.000 RM. 770.000 RM. 771.000 RM. 772.000 RM. 773.000 RM. 774.000 RM. 775.000 RM. 776.000 RM. 777.000 RM. 778.000 RM. 779.000 RM. 780.000 RM. 781.000 RM. 782.000 RM. 783.000 RM. 784.000 RM. 785.000 RM. 786.000 RM. 787.000 RM. 788.000 RM. 789.000 RM. 790.000 RM. 791.000 RM. 792.000 RM. 793.000 RM. 794.000 RM. 795.000 RM. 796.000 RM. 797.000 RM. 798.000 RM. 799.000 RM. 800.000 RM. 801.000 RM. 802.000 RM. 803.000 RM. 804.000 RM. 805.000 RM. 806.000 RM. 807.000 RM. 808.000 RM. 809.000 RM. 810.000 RM. 811.000 RM. 812.000 RM. 813.000 RM. 814.000 RM. 815.000 RM. 816.000 RM. 817.000 RM. 818.000 RM. 819.000 RM. 820.000 RM. 821.000 RM. 822.000 RM. 823.000 RM. 824.000 RM. 825.000 RM. 826.000 RM. 827.000 RM. 828.000 RM. 829.000 RM. 830.000 RM. 831.000 RM. 832.000 RM. 833.000 RM. 834.000 RM. 835.000 RM. 836.000 RM. 837.000 RM. 838.000 RM. 839.000 RM. 840.000 RM. 841.000 RM. 842.000 RM. 843.000 RM. 844.000 RM. 845.000 RM. 846.000 RM. 847.000 RM. 848.000 RM. 849.000 RM. 850.000 RM. 851.000 RM. 852.000 RM. 853.000 RM. 854.000 RM. 855.000 RM. 856.000 RM. 857.000 RM. 858.000 RM. 859.000 RM. 860.000 RM. 861.000 RM. 862.000 RM. 863.000 RM. 864.000 RM. 865.000 RM. 866.000 RM. 867.000 RM. 868.000 RM. 869.000 RM. 870.000 RM. 871.000 RM. 872.000 RM. 873.000 RM. 874.000 RM. 875.000 RM. 876.000 RM. 877.000 RM. 878.000 RM. 879.000 RM. 880.000 RM. 881.000 RM. 882.000 RM. 883.000 RM. 884.000 RM. 885.000 RM. 886.000 RM. 887.000 RM. 888.000 RM. 889.000 RM. 890.000 RM. 891.000 RM. 892.000 RM. 893.000 RM. 894.000 RM. 895.000 RM. 896.000 RM. 897.000 RM. 898.000 RM. 899.000 RM. 900.000 RM. 901.000 RM. 902.000 RM. 903.000 RM. 904.000 RM. 905.000 RM. 906.000 RM. 907.000 RM. 908.000 RM. 909.000 RM. 910.000 RM. 911.000 RM. 912.000 RM. 913.000 RM. 914.000 RM. 915.000 RM. 916.000 RM. 917.000 RM. 918.000 RM. 919.000 RM. 920.000 RM. 921.000 RM. 922.000 RM. 923.000 RM. 924.000 RM. 925.000 RM. 926.000 RM. 927.000 RM. 928.000 RM. 929.000 RM. 930.000 RM. 931.000 RM. 932.000 RM. 933.000 RM. 934.000 RM. 935.000 RM. 936.000 RM. 937.000 RM. 938.000 RM. 939.000 RM. 940.000 RM. 941.000 RM. 942.000 RM. 943.000 RM. 944.000 RM. 945.000 RM. 946.000 RM. 947.000 RM. 948.000 RM. 949.000 RM. 950.000 RM. 951.000 RM. 952.000 RM. 953.000 RM. 954.000 RM. 955.000 RM. 956.000 RM. 957.000 RM. 958.000 RM. 959.000 RM. 960.000 RM. 961.000 RM. 962.000 RM. 963.000 RM. 964.000 RM. 965.000 RM. 966.000 RM. 967.000 RM. 968.000 RM. 969.000 RM. 970.000 RM. 971.000 RM. 972.000 RM. 973.000 RM. 974.000 RM. 975.000 RM. 976.000 RM. 977.000 RM. 978.000 RM. 979.000 RM. 980.000 RM. 981.000 RM. 982.000 RM. 983.000 RM. 984.000 RM. 985.000 RM. 986.000 RM. 987.000 RM. 988.000 RM. 989.000 RM. 990.000 RM. 991.000 RM. 992.000 RM. 993.000 RM. 994.000 RM. 995.000 RM. 996.000 RM. 997.000 RM. 998.000 RM. 999.



Angsttraum eines französischen Sicherheitshysterikers.

Der gute Mensch

Von Elia Stahl

Der gute Mensch besaß keine Feinde. Vor-
gesetzte schämten sich, ihn vorgesetzt zu
sein. Untergebene betrachteten ihn mit
zärtlicher Hochachtung. Optimisten demon-
strierten an ihm die angeborene menschen-
liche Güte. Pessimisten wurden beim Um-
gang mit ihm zu Philanthropen, und die
Mütter heiratsfähiger Töchter beteten zu
Gott, daß ihr zukünftiger Schwiegersohn
nur ein Zehntel aller jener Tugenden be-
sitzen möge, die den guten Menschen
zielen.

Möglich, daß es hier und da ein paar ganz
Vorworfene gab, denen heimlich Böse wurde,
wenn sie ihn sahen. Aber der gute Mensch
behandelte auch sie mit derselben Güte,
die er für alle Menschen hatte. Es war
unmöglich, eine Bosheit aus ihm heraus-
zulocken: es ging gegen sein Prinzip, denn
er hatte sich schon von Kindheit an als
Lebensziel gesetzt, den Rekord des guten
Menschen aufzustellen.

Der gute Mensch hatte einen Vater, den
er unterstützte, eine Großmutter, die er
ernährte, eine kranke Tante, der er die
Arztkosten zahlte, einen Heffen, dem er
eine Beihilfe zum Studium gab, einen alten
Diener seiner Eltern, der einen lebensläng-

lichen Gnadensohn von ihm bezog, und eine
Menge Freunde, die ihn dauernd anpumpten,
ohne jemals etwas zurückzahlen. Natürlich
wollte der gute Mensch auch gar
nichts zurückgezahlt haben.

Dabei hatte der gute Mensch ein so kleines
Einkommen, daß es ein Wunder war, wie
auch nur er allein davon leben konnte.
Wenn man ihn danach fragte, so ant-

wortete er (und man sah deutlich, wie
peinlich es ihm war, daß er genötigt wurde,
davon zu sprechen) — also er sagte: „Man
kann viel, wenn man muß!“
„Aber Sie müssen doch gar nicht!“ sagten
die andern.

Der gute Mensch lächelte nachsichtig,
doch in seiner Stimme war ein unbegreiflich
eherner Klang, als er erwiderte: „Selbst-
verständlich muß ich. Es ist Pflicht des
Starken, für den Schwachen einzustehen.
Wozu hätte er sonst seine Stärke,
bitte?“

„Welch edle Weltanschauung!“ seufzten
die andern hingerissen.

„Nur eine logische!“ entgegnete der gute
Mensch ernst und hungerte weiter.

Zuweilen freilich bekam er einen so tob-
süchtigen Appetit auf ein ordentliches Rin-
derfilet, daß ihm das Wasser zugleich in
Mund und Augen schoß. Aber das nützte
ihm nichts. Sein Lebensziel verlor kein
Rinderfilet, es erforderte Pellkartoffeln und
Margarinebrot und schwarzen Malzkaffee:
ein Lebensziel ist ein Lebensziel, es läßt
nicht mit sich spaßen, wenn es einmal
aufgestellt ist.

— Eines Tages sagte sein bester Freund
zu ihm: „Gestern Abend war ich bei
Meyers, sie haben Logierbesuch, einen
Vetter. Ein wunderbarer Mensch! So etwas
von Güte — nein, das ist einfach noch gar
(Schluß auf Seite 58)

Illusion

Der Kirturm von Saint Nikolaus
ist unfers Tales Hüter.

Ein Gliedendreckling quillt heraus,
ergreifend die Gemüter.

Die liebe, alte Melodie
bringt Lärm und Haß zum Schweigen.
Dem Heye wird, es weiß nicht wie,
so wohnsam und eigen.

Und alles geht darauf zurück,
daß drei betagte Herren,
ein jeglicher an seinem Strick,
gewohnheitsmäßig jernren.

Reinhold

Französische Generaldirektoren der Saargrubenverwaltung

(E. Schilling)



„Als gute Patrioten können wir unsere Gehälter nicht hoch genug ansetzen, sie kommen ja aus der Tasche der saardeutschen Steuerzahler!“

(Schluß von Seite 56)
nicht dagewesen! Es strahlt förmlich aus ihm heraus!"

Der gute Mensch senkte den Kopf, um sein Erblassen zu verbergen. Er schlief sehr schlecht in dieser Nacht.

Am nächsten Abend besuchte er Meyers. Es waren zu Ehren des Veters mehrere Gäste da.

Der gute Mensch I und der gute Mensch II begrüßten sich herzlich. Sie sahen sich einen Augenblick tief in die Augen, ehe sie ihre Hände mit innigem Druck wieder freigaben. Es war ein historischer Moment, nicht viel fehlte, und alle Anwesenden hätten laut applaudiert.

Um jeden guten Menschen bildete sich eine Gruppe. Der gute Mensch I wurde, sehr gegen seinen Willen, von den Aufwendungen zu reden genötigt, die ihm der Klinikaufenthalt seiner kranken Tante verursachte. Aber es ließ sich nicht verkennen, das Publikum war nicht so bei der Sache wie sonst. Als sich das Gespräch (natürlich sehr zu seinem Unbehagen) dem Schicksal der Großmutter zuwandte, deren Lebensabend er nach Kräften zu verschönen frachtete, ertönte er zwar einen seelenvollen Augenaufschlag der Stadträtin, aber eine Stadträtin allein macht den Kohl auch nicht fett. Würde die Ballade vom alten treuen Diener etwas nützen? Es schien nicht so, alles lautete nach der Gruppe hin, die sich um den guten Menschen II gebildet hatte.

Jetzt — dem guten Menschen I stockte der Atem — stand der gute Mensch I auf, trug vorsichtig eine Stechfliege, die sich auf seiner Hand niedergelassen hatte, zum Fenster, mit ganz kleinen gleichmäßigen Schritten, damit er das Tierchen nicht durch heftige Körperschütterungen erschreckte, und ließ es fliegen, während er ihm mit

zärtlichem Lächeln nachsah. Aller Augen, selbst die der Stadträtin, gingen anbetend an seinem Gesicht, und der gute Mensch I wischte sich den Schweiß von der Stirn. Da sagte der gute Mensch II: „Im Grunde bin ich ein Haderlump. Sie ahnen nicht, was ich für ein Hundsfoß bin! Alles nur Mache, meine Herrschaften, alles nur äußerlich, um eine schöne Rolle hier vor Ihnen zu spielen! Im Grunde bin ich ein Schweinhund!"

Der gute Mensch I erhob sich stumm und ging gebrochen ab. Er hatte verloren, er hatte umsonst gelebt. So wirksam hatte er seine Güte nie zu unterstreichen vermocht. Wie herrlich stand der andere da, hell von seinen guten Taten angestrahlt, vor dem prachtvoll ausgemalten finsternen Hintergrund! Ein Meisterstück!

Der gute Mensch I ging heim. Unterwegs blieb er vor einem Speiselokal stehen, aus dem besauernde Dufte strömten. Eine Sekunde lang erwog er eine völlige Systemänderung, aber dann erkannte er, daß es zu spät dafür war. Zu Hause angekommen entschloß er sich. Es war ihm leicht, aber wer A gesagt hat, muß auch B sagen. Ein Lebensziel ist

Frühjahrgarten

Von Johan Luzian

*Komm, liebe Frau, und sieh: im jungen Grün
von Laub und Kräutern sinnet unser Garten.
Gott läßt zur rechten Zeit die Erde blühen
und auch den Regen fallen, drauf wir warten.*

*Die Amsel flötet, ringsum Stille trinkt
ihre Sengen bis zum Himmel hoch dort oben.
Rot geht die Sonne unter und versinkt,
in Gottes Hand ist alles Lebend aufgehoben.*

Prognose

(Rudolf Kriesche)



„Schöner sonniger Tag! — Lügt dir so a Wetteransager pfeilgrad' ins Radio! Den wann i amol dawisch, na gib'ts aber garantiert Niederschläge.“

ein Lebensziel, es will erfüllt werden, da gib'ts nichts. Sollte er umsonst gehungelt und in elenden Dackharmen gewohnt und ausgefranste Hosen getragen haben? Er dachte nicht daran!

Er setzte sich an den Schreibtisch und verfaßte einen kurzen Brief:

„Meine lieben Freunde, verzeiht mir, wenn ich Euch einen Schmerz zufüge, es geschieht mir, um Euch einen schlimmeren zu ersparen. Und weil der Schmerz könnte schlimmer sein als der um eine gefallene Seele? Meine lieben Freunde, seit langem kämpfe ich gegen einen mächtiger und mächtiger werdenden bösen Geist in mir, einen höllischen Geist, der beispielsweise verlangt, ich solle Rinderfleiß essen und die Sorge für meine Großmutter ihrem ältesten Sohn überlassen, dem Sachverständigen der Rüstungsindustrie in Genf, der bei der Abrüstungskonferenz so schön verdient hat. Ich verfluche diesen bösen Geist, ich kämpfe gegen ihn am bit der äußersten Verzweiflung meiner Seele. Aber ach, ich fühle, wie er immer gewaltiger sein häßliches Haupt erhebt — nun mag er; der Tag, der mich als Schurken sieht, soll nicht kommen! Ich gehe aus diesem Leben, meine Freunde, ich fliehe vor meinem bösen Ich, ich will lieber ein toter als ein schlechter Mensch sein!“

Meinen Vater, meine Großmutter, meine Tante, meinen Diener und Euch, meine Freunde, empfehle ich dem Neffen des Herrn Meyer. Er, der ein so warmes Herz für Stechfliegen hat, wird mein Vermächtnis zu ehren wissen. Lebt wohl!“

Und dann erschloß er sich.
— Herr Meyers, Neffe wird sein Leben lang nur der gute Mensch II bleiben, trotzdem er sehr viele Pflichten der Nächstenliebe zu erfüllen hat.

Lieber Simplicissimus!

Der Korbfechterhans ist ein schwächliches Mädelchen, dafür aber ist sein Egoismus um so stärker. Der Hans schläft mit seiner Frau in einem Bett; sie liegt vorne, und gleich nach ihm kommt dann die Liesl, das Töchterchen.

Eines Nachts weckt die Kleine die Mutter. Als diese endlich wach wird, knurrt sie ärgerlich: „Was willst denn, du Unge- mach?“ — „Mutter“, bittet die Liesl, die ein Bedürfnis quält, „heb' mich doch mal raus.“ — „Was ist denn nur los mit dir?“ schimpft die Gefragte, „ich hab' dich doch vorhin erst rausgehoben.“ — „Ach nein“, meint da die Kleine verzagt, „das war nicht ich, das war der Vater.“

Die Dörfer des hinteren Odenwaldes hatten zu früheren Zeiten keinerlei Bahnverbindung mit den Städten in der Ebene. So geschah es denn, daß die Arbeiter und Handwerker, die dort beschäftigt waren, nur über Samstag und Sonntag heimkamen. Sie, die in der Woche meist recht sparsam gelebt hatten, pflegten nun an diesen Tagen bei Tisch tüchtig einzuhauen; auch üßen sie, auf Anweisung der Frau, an der großen Kinderschar sodann das Amt des Strafrichters aus.

„Mutter“, fragte daher einstmals ein Knabe seufzend, „Mutter, was ist denn das eigentlich für ein schlimmer Mann, der da jeden Samstag und Sonntag kommt, so viel fröh und uns so arg verschlägt?“

Ich frage das sechsjährige Söhnchen Rainer meines Hausherrn, was er wohl später einmal gerne werden will. „Nichts“, ist die rasche und kurze Antwort. „Nichts?“ frage ich mit heucheltem Erstaunen zurück. „Ja, nichts“, entgegnet er selbstbewußt, „ich kaufe mir nämlich mal ein Scheckbuch.“

Ein verlorener Sohn

(E. Thöny)



„Min Hein' mutt mal op See. To Hus kumt de Jungs blods op dumme Gedanken.“ — „Jawull, just as Käpt'n Sörensen sin Jochen, de is na Kiel op de Universität.“

Oscar von Miller — semper idem

(Karl Arnold)



„'s Good. Zunächst möcht' ich einmal ein paar Original-Radiowellen fürs Deutsche Museum.“

SIMPLICISSIMUS

Vor dem Start

E. Thöny



„Lady Hamilton fürcht' ich nicht; is schlecht in Form und nervös wie 'ne Filmdiva. Aber Moosröschen geht ins Zeug in 'n schnittiger Mercedes-Kompressor!“

Wir jüngeren Mitglieder der Familie haben nie ganz genau erfahren, was für ein „Rat“ Onkel Hermann gewesen ist. Aber wenn wir Sonntags die atemberaubende Vornehmheit seiner Witwe Juliane im Schwarzseidenen mit echtem Spitzenkragen in uns aufnahmen, zweifelten wir nicht daran, daß auch noch auf unser Leben ein Schein der hervorragenden Stellung unseres Oheims gefallen war. Ein hoher Beamter mußte nach unserer Meinung ein hohes Gehalt bezogen, Vermögen angesammelt und seine Witwe auf das Beste versorgt haben. Infolgedessen hatte sich in der ganzen Familie ein schöner Wettstreit entwickelt, Tante Juliane alle Ehren zu erweisen, die man einer Erbtante schuldig ist.

Nicht daß wir etwa eine Versammlung kleiner Leute gewesen wären! — O nein! Aber in unserer Erbmasse war uns der Hang überliefert worden, zwanzig Mark im Monat — besonders Befähigte konnten es auch in der Woche — mehr auszugeben, als wir einnahmen. Dazu gesellte sich noch eine äußerst geringe Begabung für die Mathematik, so daß die meisten von uns es andern Leuten überließen, zu berechnen, wie unser Haushalt innerlich ausgeglichen werden konnte.

Ganz anders Tante Juliane. Sie legte großen Wert darauf, uns durch ihr Beispiel zu zeigen, was Sparsamkeit sei, und daß man sehr viel eingeladen werden kann, auch wenn man sich nie revanchiert. Es gehörte zu der von uns anerkannten Weltordnung, daß die besten Stücke vom Gänsebraten und die größten Portionen Nachtschmalz auf ihren Teller gelegt wurden.

Nach dem Tode Onkel Hermanns hob seine Witwe mit ihrem Restitüt das Ansehen eines „Stiftes alter Damen gebildeter Stände“. Sie hatte ihren Haushalt verkauft und besaß nur noch eine Wohnstube und eine Kammer mit wahrhaft entsetzlicher Einrichtung. Dorthin lud sie uns eines Sonntags um elf Uhr fünfundvierzig. Diese Stunde war ausgezeichnet gewählt, weil sich in ihr niemand gern mit schlechtem Portwein den Appetit verderben läßt. Außerdem hatte sie selbst sich um zwölf Uhr dreißig bei Onkel William zum Mittagessen angesagt. Bedachte man diese Umstände recht, so konnte man auf Außerordentliches gefaßt sein.

Die Frau Erbtante hatte Gala angelegt, trug das Goldkreuz mit Kette, das eine Art Hausorden bei uns war, und empfing uns wie eine verwitwete Durchlaucht. Zwischen den geschnitzten Fußbaumsesseln mit dem roten Plüsch und dem nicht zum Sitzen eingerichteten Sofa herrschte eine beinahe eisige Etikette, wie ich sie mir immer am spanischen Hof zur Zeit Karls des Fünften vorgestellt habe.

Als wir uns versammelt hatten, ging die verwitwete Frau Rütin an den Diplomatenschriftisch ihres Mannes, öffnete die Schublade und zeigte auf allerlei Päckchen, dicke Briefe und Aktenkuvert, die darin lagen.

„Liebe Verwandte“, begann sie. „Um Lebens und Sterbens willen habe ich mein Haus bestellt.“

Es war totenstill, denn jeder erwartete eine dringend benötigte kleine Anzahlung auf die Erbschaft. Aber sie fuhr fort: „Hier findet ihr mein Testament und für jeden von euch einen mit seinem Namen versehenen Nachlaßanteil.“

Unsere Augen starrten in die Schatzkammer der Erbtante, und wer Glück hatte,



konnte einzelne Namen erkennen. Daraus ließen sich immerhin Rückschlüsse ziehen, ob in der betreffenden Umhüllung gebündelte Aktien, Geldrollen, Schmuckstücke oder andere Wertsachen waren. Mein Bruder Fritz war sehr enttäuscht, weil er entdeckt hatte, daß ihm eine weiße Angelegenheit in der Größe einer Zigarrenkiste zugedacht war. Ich tröstete ihn später damit, daß in Zwanzigmarkstücken darin ein „erleckliches Sümmchen“ unterzubringen sei. Base Lotte glaubte einen Umschlag für eine Wertpapiersammlung für sich bestimmt gesehen zu haben.

Niemand hörte nun eigentlich auf das, was unsere Tante Juliane noch sagte, bis sie die Schublade verschloß. Dann aber richtete sie sich hoch auf zu einer Haltung, in der sie einst mit ihrem Seligen gesprochen haben mochte, wenn er nach dem Verleihen der Skatasse seines Klubs vor Anker ging.

„In unserer Familie hat von je Anstand, Gesittung und Rechtlichkeit eine gute Statt gehabt. Es ist selbstverständlich, daß ich den Bestand meiner testamentarischen Verfügung davon abhängig mache, daß es so bleibt!“

Dann lächelte sie genau so, wie sie es zu tun pflegte, wenn der Braten auf den Tisch kam, und wir hatten die Ehre, sie im Triumphzug zum Mittagessen zu geleiten.

Seitdem ward unser Leben von einer Schreibschublade beherrscht.

Onkel Hermann war immer ein Geheimniskrämer gewesen. Auch stammte er aus dem Rheingebiet, wo es bekanntlich Millionärsfamilien gibt wie Sand am Meer. Einer seiner Vatersbrüder hatte in Amerika den Tod gefunden. Oh — es war gewiß, daß hier ungeheure Möglichkeiten vorhanden waren.

Aber selbst wenn das alles nicht zuträfe, mußte Tante Juliane gespart haben. Mindestens monatlich 150 Reichsmark. Macht jährlich 1800, in zehn Jahren 18000. Ohne Zins und Zinseszins. Dafür können die sieben Erben schon etwas tun.

Und wir taten etwas. An ihrem hohen Geburtstag, den Festen, vor allem zu Weihnachten.

„Aber Kinder!“ sagte sie beschämt, während sie die Ernte insgesamt und die Einzelgaben insbesondere nach dem Preis taxierte.

Wir versicherten, daß uns nur die Liebe angetrieben habe.

Nur Fritz, mein Bruder, schloß sich von diesen Tribut aus. Der Rohling brachte es sogar über sich, zu fragen, was eigentlich in der Zigarrenkiste sei, und hinzuzufügen, daß Bargeld lache und Lachen gesund war.

Als ich in jener Zeit ein Manko in der von ihm verwalteten Kasse des Liebhabervereins „Thalia“ herausstellte, das die schwindelhafte Höhe von 34,60 Reichsmark erreichte hatte und von dem er behauptete, es wäre aus dem Ankauf von Schminke und Lippenstift entstanden, tat Tante Juliane kund und zu wissen, daß er erbt sei. Wer sie auch besuchte, fand, es rühe bei ihr nach Siegelack, denn sie hätte in den Päckchen und Briefen Änderungen vorgenommen.

Fortan träumten wir, wenn wir zuviel zu Abend gegessen hatten, von dem Siegelackgeruch im Zimmer Tante Juliane.

Bei unserer freundlichen Behandlung war es kein Wunder, daß sich die ohnehin schon kräftige Gesundheit unserer Erb-

(Fortsetzung auf Seite 55)

Und er bewegt sich doch!

(E. Schilling)



Gandhi gibt die passive Resistenz gegen englische Waren auf und tauscht sein Spinnrad gegen ein japanisches Fahrrad um.

Konjunkturdichter

Dichter H. ist mein Gonner. Nicht nur, daß er mich zu seinem Geburtstag regelmäßig mit einem eigenhändig unterschriebenen Bildnis überrascht, von Zeit zu Zeit bekomme ich auch eine Einladung in sein Haus. Seit meinem letzten Besuch vor einem halben Jahr mußte sich in des Dichters Haus eine Wandlung vollzogen haben. Als ich diesmal läutete, machte mir nicht wie sonst der tadelloste Herrschaftsdienste auf, sondern ein ländlich unwüchsiger Bursche, der anscheinend erst kürzlich vom Lande in den großstädtischen Haushalt verpflanzt war. Auch sonst bemerkte ich da und dort Dinge, die ich früher bei H. nie für möglich gehalten hätte. Ich fragte den Hausherrn, weshalb er sich

zu seiner Bedienung einen Mann vom Lande erkoren habe. „Das errätst du nicht?“ war die mitteleidvoll überlegene Antwort, „ich bin ein Mann, der den Zeitgeist erfaßt hat. Der Knecht vom Lande dient mir zu bäuerlichen Charakter- und Dialektstudien, denn natürlich werde ich jetzt meine sämtlichen Werke der Reihe nach in Bauernromane umwandeln.“

L.F.

Vom Tage

In dem soeben erschienenen Werk von Dr. Fritz Stockhausen: „Die bedeutendsten männlichen Blutlinien der bayrischen Fleckviehzucht“ findet sich folgende wahrhaft feurige Darstellung:

„Amor... Hall, ist der hervorragendste württembergische Blutliniengründer der

Nachkriegszeit. Sein Vater ist der O. S. Peter... Hall, ein Sohn des Hansli... der später als General... in Meßkirch deckte. Obwohl Amor nur 3 Jahre lang in Gerabronn deckte, hinterließ er neben 71 Töchtern 54 eingetragene Söhne, die seinen Blut in Württemberg und Bayern zu außerordentlicher Verbreitung verhelfen. Einer seiner Söhne, Gerabronner... konnte in Mittelfranken eine eigene umfangreiche Bullenlinie begründen, aber auch von 7 andern Amorsöhnen und von einigen Amorenkeln stehen zahlreiche männliche Nachkommen in Mittelfranken, Schwaben, Oberbayern, Niederbayern, Oberfranken und Unterfranken.“ Amor fati — schon recht; aber was hat es zu besagen gegenüber diesem Fatum Amoral?

IV. Internationale nirgends gefragt

(Karl Arnold)



Trotzki kommt!

Ausflug in die Zukunft

(Rudolf Knecht)



„Woaßt, Lenerl, um an Beruf is mir net angst. I hab a bsunders wohliklingendes Organ, und damit kimm i jederzeit beim Rundfunk unter.“ „Aber denk fei an inserne zukünftige Famülie, Gigrl, und laß di gegen Stimmwechsel versichern.“

(Fortsetzung von Seite 62)

fante noch mehr kräftigte. Sie würde uns alle überlebt haben, wenn nicht im Zeitalter der Technik und des zunehmenden Verkehrs Fußgänger zuweilen in jenes Stadium versetzt würden, in dem man in einem sehr feierlich aufgemachten Wagen mit bei Tag brennenden Laternen, geleitet von einem Automobilgefolge, auf den Friedhof gefahren zu werden pflegt. Nun jagten sich die Sensationen.

Wir versammelten uns vor der Schublade. Onkel William, dessen Export von bedruckten Taschentüchern nach südöstlichen Staaten sehr zurückgegangen war, nachdem man dort eingesehen hatte, daß man auch ohne sie fröhlich leben und sterben kann, war sozusagen unser Familienvorstand. Er schloß die Schatzkammer mit zitternder Hand auf.

Es herrschte Ordnung. Obenauf lag das Testament. Er begann es mit zerbrochener Stimme vorzulesen.

„Liebe Verwandte! Schätze, die der Rost frißt, hat mir mein Herrmann nicht hinterlassen. Aber meine kleine Witwenpension hat mir bei Sparsamkeit und ordentlicher Wirtschaft erlaubt, die Summe von 7000 Reichsmark zurückzulegen.“

Man muß sich auf den Boden der Tat-

sachen stellen! — Unsere Gehirne arbeiteten fieberhaft: nach Fritzens Ererbung blieben noch sechs Erben. 7000 geteilt durch sechs gab 1166 oder so pro Kopf. Bei denen, die 20 Reichsmark im Monat zu wenig haben, ist das also genug für achtundfünfzig Monate — das macht vier Jahre und zehn Monate.

Auch William war gerührt, als er es las, denn er machte eine Pause und rückte an der Brille.

„... 7000 Reichsmark zurückzulegen, die ich mit zwölf Prozent auf Leibrente gegeben habe ...“

Ein Mensch...

XVII

Ein Mensch, den andre nicht gern mögen, Den von des Lebens Futtertrögen Die Glücklichen, die Starken, Großen Schon mehr als einmal fortgelassen, Steht wieder mal, ein armes Schwein, Im Kampf ums Dasein ganz allein. Daß wir ihm Mitleid sollen — klar: Sofern es unser Trog nicht war ...

Eugen Hoff

Eine Stille entstand.

„Wieso?“ fragte Base Lore.

Und William, der ein polyglotter Mann war, sah sie durchbohrend an und sagte: „Fut-schizzato per tutto.“

Soviel Italienisch verstanden alle.

„Ich hoffe“ — las er jetzt in eiligem Tempo weiter — „das vorhandene Bargeld reicht zu meiner Beerdigung aus. Ist das nicht der Fall, so danke ich euch im voraus für die noch etwa gehabten Auslagen.“

Meine Möbel und mein goldenes Kreuz vermache ich dem Stift unter der Bedingung, daß eine Wohnung eingerichtet wird, die die Bezeichnung trägt: „Frau-Rat-Schmolke - geborene - Tollhaus - Stiftung“ (Niemand erhob Widerspruch). „Damit jeder aber ein Andenken haben soll, so bestimme ich:

Lore soll die Deckchen haben, die Lisbeth gehäkelt hat.

Lisbeth die von Lore.

Auguste die Kissen von Mathilde.

Mathilde die von Auguste.

William die Meerschaauspitze mit dem Bismarckkopf von Hermann und seine Manschettenknöpfe aus zwei Siegestälern.

Wilfried, weil er dem Leben am ungeschütztesten gegenübersteht, mein Achtel-lot der preußischen Staatslotterie mit der

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:

„Karl Arnold gloriert mit unerbittlichem Grinsen die Auswüchse unserer Zeit, aber er merkt dabei die Gabe der überlegenen Satiriker, so daß uns die Blätter eher ein inneres Zucken bereiten, als daß sie abstoßen.“

Hamburger Fremdenblatt:

„... Mit dem zugehenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Katerdofos der Berliner Infanteriezeit mit Tanzdritten, Valutatschreiben, Kofamitten, Kokotten fäulend aufgedünnt.“

Hannoverscher Kurier:

„... Verhehlen wir uns doch fauch, was wir an diesem Künstler beifügen: er ist ein Richter der Linie, der Farbe, ein erfahrender Poet in Einfalt und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:

„... Das gibt ein amüsanter und buntes Bild von Dopers, Konfektionären, Fahrradfabrikanten, Buchhaltern, Stimmzählern, Familienärzten, Kaufmännern und Kurpfälzern, die in der Hauptstadt vergnügt flüchten, sozusagen mit einem kalten Luftstrom lauter Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:

„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze geißelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Gang gegangen und hat in finsternen Räumen, in leichten Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Progenbüchern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden.“

Aus den Jahren der Korruption Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. I. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postcheckkonto München 5802

Quersumme dreizehn. Müge er nie vergessen, es regelmäßig zu erneuern. Ferner einen Zigarrenkasten mit Handschuhen und Krawatten meines Hermann. Was die Handschuhe anlangt, so sind sie vielleicht etwas groß. Feine Leute tragen so etwas aber in der Hand.

Fritz erhält nichts.“ Es folgten einige moralische Anmerkungen, die unser Interesse nicht mehr fanden. Als ich mich umsaß, war ich allein zwischen Nußbaum und rotem Plüsch. Da beschloß ich, die Idee dieser Schublade zu erben. Die aber heißt: Tiere verlangen sofort ihre Belohnung, wenn sie sich demütigen. Bei Menschen läßt sich das aufheben. Bezahle — darum die Rechnungen meines Lebens mit Schocke auf zauberische Phantasien. Versprich nichts und stelle alles in Aussicht! — Hole dir das moralische Recht zu solchem Handeln aus der Erkenntnis, daß der bittere Schluß einer Enttäuschung demjenigen vortrefflich bekommt, der sich an süßen Hoffnungen allzu reichlich gesättigt hat.

Vor allem jedoch: Laß die Schublade deiner Wahrheiten niemals offen stehen!

Rundfunksprecher gesucht

In das Büro des Mitteldeutschen Rundfunks in Leipzig kommt ein junger Mann. In sprudelnder, nicht überprüfbarer Sprache bricht es aus ihm hervor: „Ch hawe fun der Bewerbung geheard... ch komme wejn dr Anmeldung... ch bewerbe mich um die Anmeldung für die Bewerbung.“ Es stellt sich heraus, daß er an einem Wettbewerb teilnehmen will, der den besten Rundfunksprecher ermitteln soll.

Der Herr im Büro läßt sich die innere Fröhlichkeit nicht anmerken und versucht dem jungen Mann die Schwierigkeiten der Aufgabe klarzumachen. Aber er begegnet einem selbessicheren Löwen. „Browieren Se nur emma mit mir anne Browen“, sagt der junge Mann, „Se wärn sich wundern!“

Die Hand

Von Anny Nadolny

Das Telefon läutet, hell und verheißend.

Wenn man lange und allein in einem stillen Raum, inmitten schweigender Dinge, gesessen hat, empfindet man Freude über einen plötzlich lebendig gewordenen kleinen schwarzen Kasten. Also scheint es Herrn Habermann zu ergehen, dem allzu söniglich vereinsamen Junggesellen. Wir kennen ihn nicht, wir sehen nur, daß sein Gesicht aufleuchtet, daß er — in der Freude gewiß — hastig den Hörer abnimmt.

Hören wir ihn? Ja. Aber wir wissen nicht, worum es geht über einige Längen Draht hinweg. Wie wir überhaupt nichts wissen von Herrn Habermann und nichts wissen werden außer einem sinnlich wahrnehmbaren, mit Ohr und Auge wahrnehmbaren Bildstreifen. Gehirn, Erfahrung, Phantasie eines jeden Betrachtenden nicht zu vergessen — besonders die Phantasie, die um so reicher ist, je weniger man weiß.

Wir hören ein Gespräch. Das heißt wir hören nicht viel, nur das, was Menschen so gemeinlich äußern, wenn sehr gute und vertraute Bekannte ihnen mittels Telefon Interesselles oder unumstößliche Tatsachen mitteilen. Die Antwort in die Muschel sei: ja — Pause — „ja“ — Pause — „so“ — und wieder von vorn und nichts weiter. Was neugierigen Dritten zur Folter werden könnte. Was ist in der Leitung? Böses? Angenehmes? Herr Habermann ist aus dem Alter heraus, in dem das Widerspiel der Meinung und des Eindruckes in Gesicht und Wort sich spiegelt. Wir wissen gar nichts von diesem langen Gespräch — ob es der Geschäftsfreund ist oder die Freundin oder ein Verwandter — wir sehen nichts von diesem Gespräch, naturgemäß. Wir sehen nichts anderes als eine Hand. Die Hand Herrn Habermanns und diese ganz genau. Herrn Habermanns rechte ringlose Hand, gepflegt und männlich. Sie liegt männlich spielerisch auf der Schreibtischkante und bewegt einen Bleistift, welcher sechseckig

ist, wie es sich gehört, und auch sonst nicht außergewöhnlich. Gleichgültig und Gleichwohl des Bleistifts Handhaber, wie es scheint — Irrtum natürlich vorbehalten. Dem Betrachter wird keine Nervosität vermittelt, nein, dazu sind die Bewegungen der Hand viel zu langsam, viel zu verspielt. Also es kommt nichts durch das Ohr, über den Kopf, in die Hand, was — Oder doch? Eben streibe der Bleistift, der Bleistift in der Hand Herrn Habermanns, dem Bleistift ein sechseckiges Bleistift, zu welcher ist, ein unbeschriebenes Blatt Papier zu beschreiben. Die Ansätze zu einem kindlich primitiven Strichmännchen wurden gemacht. Ohne jeden zeichnerischen Ehrgeiz, die gelangweilte Hand wollte sich nur — so, aus unabhängigen Willen heraus etwas beschäftigen. Eine ganz bekannte Manier, denn diesen Strichmännchen begegnen wir allorten, zum Beispiel auf unbeantworteten Briefen oder schönen, sauberen Bogen wieder, die irgendwann bei ähnlichen Gelegenheiten herumgelegt haben.

Herr Habermann hat also gerade nach erorbter und über den Erdball verbreiteter Unsinn den Kopf des blut- und formlosen Gesichts fertig, ein Kopf mit einem Zylinder bedeckt, ruhend auf einer schmucklosen Wirbelsäule — Da gleitet der Bleistift aus, ihn und unbeherrschter. Die Hand hat ihr Spiel vergessen, die Hand läßt den Bleistift fallen. Sie liegt geballt auf dem unvollendeten Männchen.

Was geschah mit Herrn Habermann, da dieses mit der Hand geschah? Der rechten, tätigen, der mit den vielen Gewohnheits- und charakteristischen Linien, dem ganz bestimmten einmaligen Ausdruck?

Die Hand sieht zornig aus, unleugbar. Die Hand ist nicht mehr abwesend, sie ist ganz bei der Sache — so wie Herr Habermann. Ist Herr Habermann Choleriker? Man könnte es meinen, aber ich glaube es nicht. Wir sehen Herrn Habermann zum erstenmal und gleich zornig. Es geht uns mit ihm wie mit manchen Menschen und einmaligen Bekanntschaften:



„Wir sind überkultiviert, gnädige Frau. Ich möchte am liebsten auf einer einsamen Süddeinseeinsel leben, im Busch jagen, im Wildbach baden oder Kanu fahren. Abends würde mir ein frisches Glas Bier, Eisbein mit Sauerkohl oder Schweinschmr mit Lüffeleibsen vollauf genügen.“

Das Versäumnisurteil

Am Amtsgericht einer westdeutschen Großstadt war ein Amtsgerichtsrat tätig, der vor dem Kriege aus einem Landstädtchen Ostpreußens nach der Großstadt versetzt worden war. Bei jeder Gelegenheit erfuhren Anwälte wie Parteien, daß der König von Preußen ihn, den Amtsgerichtsrat Fachmann, nur deshalb vom Osten Deutschlands nach dem Westen entsandt habe, um hier die Rechtsprechung auf die Höhe zu bringen.

So nahte sich eines Tages der Brikkethändler Peter Schmitz dem Richterstuhl, um seinen Prozeß mit dem Bäckermeister Josef Müller wegen Bezahlung gelieferter Brikkette zum gütlichen Ende zu bringen. Nach Aufbruch der Sache erscheint nur Schmitz, der sich vor eines der beiden vor dem Richterstuhl stehenden Pulte stellt, was ihm schon einen Blick der Mißbilligung seitens des Richters einbringt. Müller glänzt durch Abwesenheit. Nunmehr entspinnt sich folgendes Zwiegespräch:

Richter: „Wer sind Sie?“
Schmitz: „Ich bin der Brikkethändler Peter Schmitz, Herr Richter!“

Richter: „Nein, Sie sind von nun an nicht mehr Peter Schmitz, sondern der Kläger, und als solcher haben Sie vor dem rechts vor mir stehenden Pulte Aufenthalt zu nehmen und nicht vor dem links stehenden!“

Schmitz (nach Platzwechsel): „Herr Richter, ich wollte Ihnen nur sagen ...“

Richter: „Aber, Kläger, zu sagen haben Sie hier nichts, nur Anträge zu stellen!“

Schmitz: „Ja, Herr Richter, ich wollte auch nur sagen ...“

Richter: „Verstehen Sie mich eigentlich nicht, Kläger? Dann muß ich es Ihnen noch einmal erklären: Sie sind von nun an nicht mehr für mich der Brikkethändler Schmitz, sondern nur der Kläger, und nichts anderes als der Kläger. Ich, der ich vor Ihnen gewissermaßen throne, ich bin ihr Richter, Kläger. Wenn Sie etwas zu sagen haben, so können Sie das nach der Verhandlung tun. Dann bin ich nicht mehr der Richter, sondern nur noch Mensch. Und Sie wieder der Brikkethändler Schmitz. Dann können Sie als Mensch zu Menschen sprechen. Haben Sie mich jetzt verstanden?“

Schmitz: „Jawohl, Herr Richter, aber ich wollte auch nur sagen ...“

Richter: „Kläger, ich mache Sie ernstlich darauf aufmerksam, daß nunmehr die Privatgespräche aufzuhören haben, andernfalls müßte ich Ihnen gegenüber von einer Ordnungsstrafe Gebrauch machen. Wollen Sie nunmehr einen Antrag stellen?“

Schmitz: „Jawohl, Herr Richter, ich wollte ja ...“

Richter: „Na, jetzt sehe ich, daß Sie mich verstanden haben. Sie stellen also gegen den abwesenden Beklagten den Antrag aus dem Zahlungsbefehl, nicht wahr?“

Schmitz: „Ja, aber ...“

Richter: „Es gibt bei Anträgen kein „Aber“, Kläger! Andernfalls müßte Ihre Klage abgewiesen werden. Ich nehme an, daß das kaum in Ihrem Interesse liegt.“

Schmitz: „Gewiß, Herr Richter, aber ...“

Richter: „Zum Donnerwetter, Kläger, halten Sie doch die Verhandlung nicht durch Ihr unnützes Gerede auf, ich habe heute vormittag noch zweiundsiebzig andere Prozesse zu erledigen. Glauben Sie, der König von Preußen hätte mich, den Amtsgerichtsrat Fachmann, nach dem Westen entsandt, damit ich stundenlang den Prozeß Schmitz gegen Müller verhandeln solle? Daran hat der König seinerzeit wohl nicht gedacht. Sind Sie nicht auch der Meinung, Kläger?“

Schmitz: „Jawohl, Herr Richter, ich wollte doch nur ...“

Richter: „Endlich, endlich. Sie wollten nur den Antrag stellen. Das hat lange gedauert, bis Sie zur Vernunft gekommen sind. Also, Sie stellen den Antrag. Der Beklagte ist nicht erschienen. Es ergeht daher antragsgemäß Versäumnisurteil ...“

So, Kläger, jetzt haben Sie endlich, was Sie wollten. Das hätten Sie aber schon viel eher haben können. Nunmehr sind Sie wieder für mich der Herr Peter Schmitz, und nun, mein lieber Herr Schmitz, jetzt sagen Sie mir unverblümt, was Sie auf dem Herzen haben. Sie sprechen von nun an nicht mehr zu mir als Ihrem zuständigen Richter, sondern als Mensch zum Menschen.“

Schmitz: „Ja, Herr Richter, ich wollte Ihnen immer doch nur sagen, daß Müller mich gestern abend bezahlt hat und ich ihm versprochen habe, heute bei Gericht die Klage zurückzunehmen.“

Kurtius

Der Mai ist gekommen!

Die Katze meiner Wirtin hat Frühlingsgefühle. Anscheinend äußert sich schmerzhafter Art, denn die Lautsprecher der näheren Umgebung können sich ihrem jammervollen Geschrei gegenüber nicht mehr durchsetzen. Außer mir, dem mobilisierten Herrn, haust noch eine mobilisierte Dame zwischen zwanzig und dreißig in der Wohnung. Besagte Dame hantierte kürzlich in der Küche und wollte dabei der frühlingsdrunkenen Katze Trost zusprechen. Meine erstaunten Ohren hörten: „Ja, was schreist du denn, Miese ... Es geht uns doch allen so. Aber wenn wir uns benehmen würden wie du, dann wäre ja die ganze Stadt München ein einziges Gebrüll ...“

Soll ich künden?

Mittägliche Stille auf der Café-Terrasse am Kleinhesseloher See. Plötzlich kllrt im Haus Porzellan. Die Gäste schauen auf. Aus dem Tor schließt stumm und verblissen eine graue Katze. Hinter ihr her jappt ein junger Jagdhund, der große Teile seiner Kraft in mordlustigen Winseln verbraucht. Die Katze flüchtet auf einen Baum. Am Nebentisch hat ein älteres Ehepaar den Vorgang interessiert betrachtet. Sie: „Die benehmen sich wirklich wie Hund und Katze ...“ Er (vertrümt): „Dabei hamse sich grad erst kennengelernt ...“

Zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit

durch private Arbeitsbeschaffung wurden von der Bevölkerung Sibirians zahlreiche Aufträge für Handwerk und Gewerbe erteilt.

In der langen Reihe figurieren neben 438 Aufträgen für Schneider, 577 für Maler, 455 für Sattler und vielen anderen noch auch 2 für Künstler und zu guter Letzt 1 für eine Hebamme. Wir wollen dringend hoffen, daß sich Sibirien baldhin für die beiden zuletzt genannten Rubriken tatkräftiger ins Zeug legen wird.



Das lebt so stille vor sich hin:
im Wiesengrund der Bach . . . das Moos . . .
der Erlenbruch . . . die Blumen drin —
macht keines Lärm, tut keines groß.

Und immer rinnt das Wasser doch,
und immer wieder treibt der Saft.
Der Himmel drüber ist so hoch,
die Erde drunter so voll Kraft.

Mit leisen Fingern, fort und fort,
wird hier ein Wunderwerk getan,
das stetig währt, das nie verdorrt . . .
Ich wollt', ich hätte teil daran!

Dr. Omlaß

Die Gottheit schreibt wunderliche Zeichen in dies Leben, lernen schon die kleinen Knaben. Aber wenn sie der Schulbank entwachen, kommen sie über dergleichen Wissen hinaus. So verstehen sie denn auch die Geschichte des Zaubers Fen Che kaum noch. Manche Menschen, mit denen ich sprach, sagten: „Ja, wir hörten von Fen Che, dem Maler, allerlir — und im Übrigen kennen wir diese farbenklecksende Gilde. Auf irgendeine Weise muß der Mensch lügen. Worte gedeihen nicht immer, manchmal sind sie auch gefährlich, oder die Zeit ist ihnen wenig zuträglich, so legen sich solche Brüder darauf, etwas zusammenzusetzen, das mit den natürlichen Dingen nichts mehr zu tun hat und den Menschen eine Scheinwelt vorgaukelt.“

Diese Leute verleugnen sich nicht. Sie haben die Zeit der Anbetung hinter sich gelassen und glauben nun, sich wehren zu müssen. Sie ertausen nicht einmal über die Blüte Kweihä, die einen ganzen Garten durchduftet. Das Wunder rührt sie nicht an — man soll sie also auch mit dem kleinen Zauber des Malers Fen Che unbehelligt lassen.

Wenn man den Geschichtsschreibern, die Fen Che noch gekannt haben, trauen darf, so hat er ein Lächeln besessen, das ohne Gleichnis gewesen ist. Es wird, vermute ich, das Lächeln menschlicher Allmacht gewesen sein. Man sagt, es sei ihm in den Jahren seiner harten Verfolgung zugewachsen. Das ist begreiflich.

Wer die Ordnung des Ringes stört, der wird ausgestoßen, einerlei, ob er nun ein Verbrecher oder ein Genie ist. Schließlich war es auch nur ein Verbrechen, daß Fen Che besser malte, als es damals landesüblich war. Zudem kümmerte er sich nicht um die geschickten Modernmacher, auch nicht um die rührigen Bruderschaften, wo sich die Künstler verhandeln, bis sie nichts mehr gelten. Aus solchen Gründen kam allmählich die Verschwörung der Pinsel zustande. Dabei merkte man dann, daß Fen Che mit sich selbst ganz eins, also kein Selbstentzweier war, wie es die meisten Menschen sind. Schließlich aber — stellte man fest — verstand er sich, ein Bildnis der Gottheit zu enträumen und anzubeten, das mit den Bildern, wie sie unter jenen Himmelsstrichen gebräuchlich sind, nicht übereinstimmte — und wenn es um das Göttliche geht zeigen die Menschen gern ihre unemenschlichen Seiten.

Auf diese Weise, kurz berichtet, fiel Fen Che der Verfolgung anheim. Man nahm ihm also die Nahrung, wo es nur anging, wie auch die Hyänen einander vom Fraß wegbeissen. Man zerstörte, unterteufelung oder verfälschte seine Bilder, verurteilte ihn auch hinterücks, bis sich seine Freunde von ihm lossagten und er zum erstenmal das Lächeln zeigte, das man nicht von seinen Erzeugern vererbt bekommen kann. Wer aber geächtet ist, der braucht sich mit der wimmelnden Horde nicht mehr abzugeben. Fen Che wurde seinem Werk so verhaftet, daß ihn nichts anzufechten vermochte. Man suchte zwar Hände ihm an, bedrohte ihn, überfiel ihn aus dem Hinterhalt, prügelte ihn — aber das alles geschah nur seinem irdischen Schatten.

Er selbst wandelte vollkommen in das Bild, das er malte, und hinterließ dabei keine irdische Spur.

Dieser Zauber Fen Ches ist oft mißdeutet worden, schließlich rätseln die Würmer auch am Reiterflug herum. Es war so, wie es die Worte aussprechen: Fen Che

Die Geisterkühne

Von Edmund Hoehne

Der Mond ist gut zur Nacht —

Erst legt er sich ins Gras zur Kuh, saugt aus dem Euter Milch voll Ruh; dann schwebt er über Weizenähren, läßt seine ihre Körner gären, badt laies Brot in seinen Strahlen, in sonn'entliehen Silberfahnen. Es dampft, es duftet durch die Nacht bauchfüßig — der Bäcker lacht, ißt warm das milch'ge Semmelbrot, würzt dann ein junges Häschen rot, legt es in seine milde Blut und schmort es lange, schmort es gut; zieht alle Ester aus den Trauben, kamm die Esenz den Beeren rauben, braut aus des Weines Seele Punsch, verhauchend, würzig, wie's sein Wunsch. Der Dunst von Brot, Milch, Braten, Reben läßt nun der Geisterkühne aufschweben, durch Busch und Wald, dich zu verlocken, zu kosten von solch edlen Brocken. Doch nirgend steht dein Tisch gedeckt, der Mond hat dich genarrt, genetzt, hat nur allein an sich gedacht.

Der Mond ist gut, sehr gut zur Nacht.

(Zeichnung von K. Bössing)



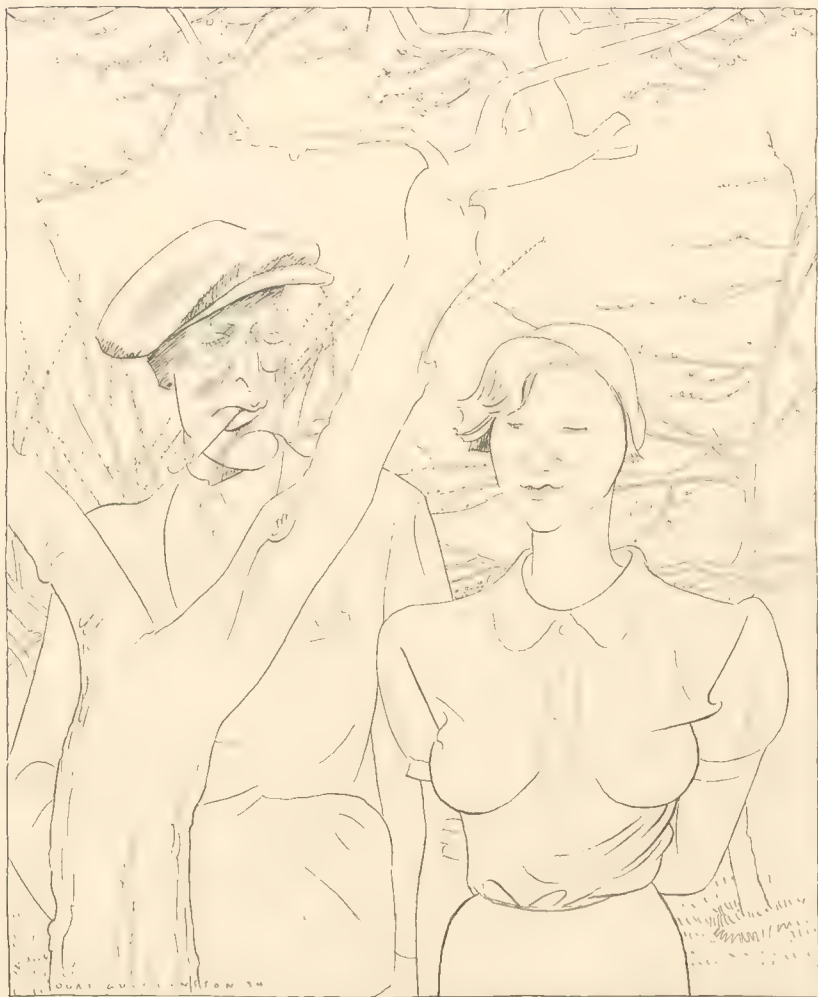
Der Tod im Felde

malte einen Pinienhain, der im blauen Abend rauschte. Das Getriebe lebte einsam und geschwisterlich, Wild, Vögel und kleine blinkende Käfer. Als Fen Ches Verfolger angingen, ihn mit Schmutz zu bewerfen, lächelte er und ging in den Pinienhain, gekleidet zwischen Schlinge und Schmetterling. Er ließ den Menschen das Bildwerk zurück und verschwand.

Man sagt nicht mit Unrecht, daß seine irdische Wanderung eine einzige Verfolgung gewesen sei. Er streifte in allen Himmelsrichtungen die Landschaften von sich ab, wie man einen Mantel hinwirft, und kleidete sich mit immer neuen Städten, Einöden, Flüssen und Berggärten. Aber für Geister seiner Art gibt es Gegner allerorts: soviel wie Spinnweben oder Kotflinken. Er malte das Bild des törenden Röhrichts, von bunten Enten bevölkert und überflogen. Die rosigen Strahlen des Lotos bekränzten die blauen Wasserstraßen. Als nun seine Gegner darangingen, ihn zu überfallen und vielleicht zu ersäufen, bestieg er das winzige Boot am Ufer und ruderte — von irdischer Marter befreit und lächelnd — auf den Wasserwegen in das schwankende Röhricht, das sich mit raschemdon Gewirr hinter ihm schloß.

Auf solche Weise konnte es möglich werden, daß Fen Che ein Weltumflieger wurde. Gegen Ende seines Lebens waren alle Landschaften und Provinzen durch ihn hingegangen. Seine Erlebnisse waren so vielseitig, daß er jegliche Furcht verloren hatte. Er malte damals an verschiedenen Orten nacheinander einsame Bambuswälder und bevölkerte sie mit gespenstischen Affen und gefährlichen Tigern. Er versuchte, immer tiefer in das Geheimnis einzudringen. Seine Feinde waren unterdessen aus Rand und Band geraten, weil er unzerstörbar war. Er fühlte vor ihnen zu den barmherzigen Tigern, während die Affen verzückt um ihn spielten.

Am Ende verging auch — wie er selbst unendlich vergangen war — die Spur seines Schattens. Die Legendenerzähler behaupten, seine Verfolger hätten ihn vor dem Osttor zu Tsinfan ermordet — oder besser noch, die Maler der Stadt hätten ihn aus Angst und Neid auf der Straße der leibhaftigen Güte mit einem Wasserkrug erschlagen. Sie wären mit diesem Krug, den sie randvoll von Überfließen gefüllt hatten, zu ihm gekommen, um ihm auf solche Art gleichnishaft zu zeigen, es gäbe für einen fremden Maler keinen Raum mehr zu Tsinfan — und erst sein abweisendes Lächeln hätte ihre untertänige Höflichkeit in mörderische Wildheit verwandelt. In Wahrheit zeigte sie ihm den vollen Wasserkrug und erläuterten, wie ein einziger Tropfen ihn zum Überfließen bringen müßte, als Fen Che von einer Rose, die er am Gürtel trug, ein Blütenblatt pflückte — und es leise gleich einer traumhaften zerlichen Gondel auf die Wasseroberfläche setzte, ohne daß ein Tröpfchen über den Rand ebbte — und darnach in seinem Lächeln dahingeg. Das geschah am Tag der Vollendung des Bildes vom großen Schwalbenflug. Fen Che rüstete sich auf die Reise — und als er sich den tausend Schwingen anvertraute, entschwebte er auch schon diesen Grenzen in das unbekannte Land.



„Die Sonne lacht, der Boom grünt und blüht, der Most schäumt. kurz, allens is aktiv. Jloobste woll. Meech'n, wir zwoo hab'n nu jarnischt zu tun?“

Blühender Baum in der Vorstadt

Zwischen kahlen, verrosteten Mauern
irrt der Wind.

Trübe Vorstadtstraßen trauern
nieder auf ein blasses Kind.

Wirr und wacklig stolpert der Zeun
von Haus zu Haus die enge Straße
und lauscht vergrünt auf plaudernde Frau'n
dräben an der Straßenecke.

So voller Schatten ist der Raum.

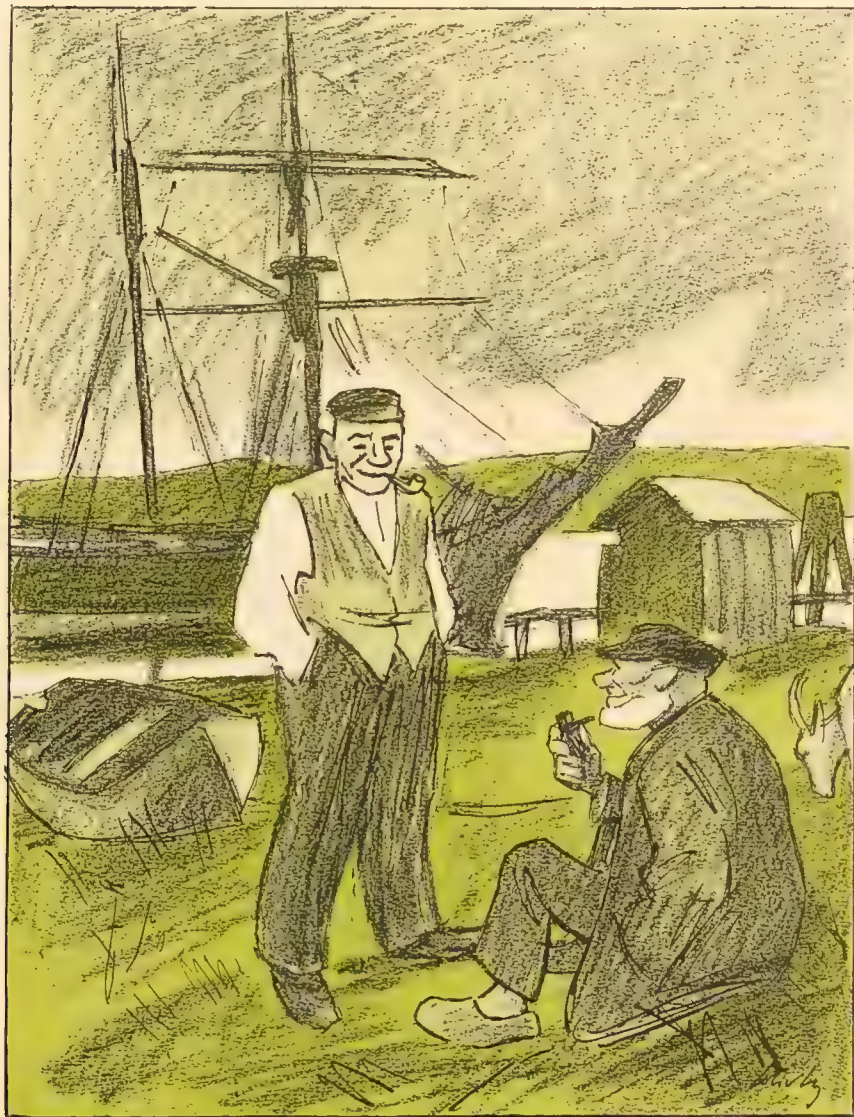
Nur du, mein Baum, mein Frühlingsbaum
schwingst froh die Äste durch die Luft
und blühest und prangst.

Empor, mein Herz, aus kühler Gruft,
darin du sagst und hangst!

Schlag Brücken über jede Kluft
und grüße, was dir Blüten bringt!

Die Mauer fällt,
und über alle Zäune springt
der Frühling in die Welt.

Karl Bröger



„Min Dochder schrev ut Rio, se harr 'n Söhn kregen.“ — „Nanu, de is doch man eerst sechs Monat verheiratet.“ — „Dat stimmt, aber dor hebbt se ja en ganz anner Zeitrechnung.“

SIMPLICISSIMUS

Frankreichs Besuch in Polen

»Karl Amos«



„Auch der schwarze Adler läßt mit sich reden, Monsieur Chante-clair! Warum sprechen Sie nicht auch mit ihm über den europäischen Frieden?“



Weich macht weich / Von Rafatöskr

In der dritten Wagenklasse
fährt der Mensch, der nicht bei Kasse,
Will dies für uns alle gilt,
ist sie häufig überfällt.

Unserer ist kein Coto,
Drum empfand man es bis dato
nicht etwa als Fleischart,
daß auf Holz man sitzen muß!

Ohne Neigung und verdrossen
prüfte man die Fahrtenossen.
Gallig wurde der Humor,
bis er gütlich eingefror.

Enggedrängt auf harten Planken,
fühlte man den Gestank wanken.
Und der Wunsch fiel keinem schwer,
daß es anders höher wär.

... Sehnsucht steht sich nicht betrogen.
Denn mit Polstern überzogen
wand nimmer die Bretterbahn,
woudrauf man sonst seufzend sank.

Eilig flehen die Unlusttrübe.
Mächtig schwillt die Nächstenebe,
und man schüßt sein Vie-4-Vie,
namentlich wenn's eine Sie.

Darf man seinen Ohren trauen?

Von Barara Ring

Es begann an einem Sommerabend in einem Sanatorium.

Die Gäste saßen auf der großen Terrasse in kleinen Gruppen zusammen und genossen den Sonnenuntergang. Ein einsamer Herr und eine noch einsamere Dame saßen etwas abseits und schauten trübselig auf die lichtüberfluteten Berge.

Ein schwerer, goldroter Red Rhode Island, ein Wyandotte und zwei Plymouth Rocks steckten die Schnäbel über ihren Bridgekarten zusammen und gackerten aufgeregt: sie hechelten die andern Gäste durch, zumal die Tennis spielende Jugend. Ein Perlhuhn kackelte wie ein ganzer Hühnerhof über die beiden Einsamen, die den scharfen Schnäbeln sehr willkommenen Beute waren. Ein paar teils jüngere, teils ältere Vögel saßen in der Ferne und schauten der Menge, Kurz und gut, alles war, wie es sich für ein vornehm Sanatorium gehörte. Von den Bergen her leuchteten die letzten Sonnenstrahlen, langsam erlosch die rote Glut, und ein kühler Hauch stieg vom Walde auf. Dann kam die Nacht und hüllte die Welt in blaue Schlieren. Die beiden Einsamen sahen es. Sonst keiner.

Im Gartenzimmer saß die schönste Dame des Sanatoriums und las einen englischen Kriminalroman. Sie schmolte, weil ihr Kavallerie sich nicht um sie kümmerte. Und nebenan im Billardzimmer, dessen Tür halb offen stand, spielte der Gatte der Schönsten, ein Rechtsanwalt, mit dem schwerhörigen Reeder Billard. Dem Rechtsanwalt war nie auch nur eine Spur von Eifersucht anzumerken: er schien volles Vertrauen zu seiner Frau zu haben, was mit von sämtlichen übrigen Gästen des Hauses nicht behaupten konnte.

Ein unheimbares Geräusch, das Zuschlagen der Verandatur, Ruhe. Der Rechtsanwalt, den Quele in der einen, die Kreide in der anderen Hand stand regungslos. „Nun Achtung! Jetzt ist es wieder an“, sagte der Reeder, der nichts gehört hatte. „Es ist so schrecklich hell hier. Im Grunde ist es ja ein Irrsinn, bei dem Wetter im Zimmer Billard zu spielen“, sagte der Rechtsanwalt laut.

„Wir können ja bei fünfundzwanzig Schluß machen statt bei fünfzig“, entgegnete der Reeder. „Aber dann gewinne ich sicher. Es sei denn, daß Sie sich noch aufrappeln.“ Der Rechtsanwalt spielte wild drauflos,

und der Reeder gewann. Als sie ins Freie traten, sahen sie die junge Frau auf dem Pfad, der zum Walde führte. Neben ihr ging der treulose Kavallerie im Tennisanzug. Der Rechtsanwalt sah ihnen eine Weile nach, dann machte er brüsk kehrt und stellte sich der einsamen Dame vor. Bald gingen auch sie dem Walde zu. Bisher hatte sich der Rechtsanwalt fremden Damen nur durch die Vermittlung seiner Frau genähert. Viele Schnäbel begannen zu schnattern, und viele Augen wurden ganz rund und leuchteten erwartungsvoll.

„Der Rechtsanwalt kam, lag seine junge Frau schon im Bett. „Du, du scheinst dich ja gut amüsiert zu haben“, sagte sie spitz. „Was das für ein Versteck sein soll, sich ewig mit der Person zu unterhalten.“

„Sie ist ein netter und kluger Mensch“, sagte der Rechtsanwalt. „Ich werde a wohl noch mit anderen Leuten sprechen dürfen.“

„Du lieber Gott, von mir aus gern“, sagte sie wütend. Sie sah ihn zu, während er auf und ab ging und sich entkeidete, und plötzlich fiel ihr auf, daß er doch eigentlich sehr gut gewachsen war.

„Apropos, mit wem warst du eigentlich im Gartenzimmer zusammen, während ich Billard spielte?“ fragte er gleichzeitig und knüpfte seine Schnürbänder auf.

„Mit niemand“, antwortete sie unbefangen.

„So“, sagte er. Und setzte nach kurzer Pause fast drohend hinzu: „Bist du dessen auch ganz sicher? Denk mal nach!“

„Natürlich bin ich dessen sicher. — Was willst du eigentlich damit sagen? Was bildest du dich überhaupt ein? Wütend richtete sie sich im Bett empor.

„Oh, ich habe nur zufällig einen Teil deiner Unterhaltung gehört.“

„Das ist nicht wahr, ich war ganz allein.“ Sie sah ihn kalt an und lächelte.

„Aber du hast anscheinend kein ganz reines Gewissen, sonst würdest du mir nicht durchaus etwas ankreiden wollen. Und selbst wenn ich im Gartenzimmer mit jemand gesprochen hätte, wäre ja auch nichts dabei. Das ist ja schon oft genug vorgekommen.“

Sein schönes, dunkles Gesicht wurde rot. „Es ist aber noch nicht vorgekommen, daß dich hier mit jemand geduzt hat. So viel ich weiß, habe ich allein hier vollen Vorzug — — oder hatte ich jedenfalls bis jetzt allein.“

„Du bist du eigentlich verrückt geworden?“, fragte sie. Aber ihre Worte klangen ein bißchen unsicher. Sie merkte es wohl selber, oder vielleicht erinnerte sie sich wieder hin und kehrte das Gesicht der Wand zu.

Die Abende wurden rauher und dunkler und waren stürmisch. Der Rechtsanwalt und die einsame Dame verbrachten sie mit einer Himmelskarte und einer Taschen-

laterne im Freien. Die junge Frau spielte Bridge oder Billard, ihr Kavallerie war abgelenkt: sie war nervös und erregt. Die Schnäbel bewegten sich eilig und beschäftigten sich eingehend mit den beiden Paaren. Daß ein Mann, der verlobt war, einer verheirateten Frau so den Hof machte! Und daß eine Frau, die einen so netten Mann hatte, sich so wegwerfen konnte! Man nahm allgemein die Partei des Rechtsanwalts. Nur konnte man sich nicht erklären, was ihn an der einsamen Dame anzog. Die war doch so unbedeutend und langweilig und sprach nie ein Wort mit jemand. Männer hatten doch einen so sonderbaren Geschmack!

Eines Tages reiste die einsame Dame ab, und der Rechtsanwalt begleitete sie zur Bahn. Da wechselte man auf die Seite der jungen Frau hinüber. Kaka — kaka — kaka —

An diesem Abend kam es zu einer Ansprache zwischen dem Ehepaar. „Ich reise morgen ab. Du kannst natürlich so lange hier bleiben, wie du willst“, sagte der Rechtsanwalt. „Du hast zweifellos verstanden, was geschehen ist. Ich habe dein wahres Wesen erkannt. Außerdem habe ich eine andere Liebgewonnen. Ich will mich scheiden lassen.“

Die junge Frau bekam einen Weinkrampf. Ihr geschah bitteres Unrecht — — sie war unschuldig — — ihr Leben war verpfuscht, dieses brutale Mann setzte sie einfach auf die Straße.

„Und warum tust du das?“

„Etwas wegen dieses kleinen, unschuldigen Flirts? Etwas anderes war es ja nie!“

„So, und die Szene damals im Gartenzimmer? Du hast verurteilt, daß ich herauszuliegen? Oh, ich hab' genau gehört, was du gesagt hast!“

„Und wenn es mein letztes Wort sein soll, ich kann nicht anders sagen! Es war außer mir kein Mensch im Zimmer.“

Ihre Stimmen waren laut und erregt.

„Was, du leugnest noch? Ich habe deutlich gehört, wie du sagtest: ‚Weg da! Komm mir nicht zu nah, mach, daß du fortkommst!‘“

Die junge Frau starrte ihn entsetzt an.

„Du bist verrückt! Oder du lügst, um deinen eigenen Leichtsin zu bemänteln.“

So gemein bist du geworden.“

„Du wagst es, mich leichtsinnig zu nennen? Das ist doch der beste Beweis für deine Verlogenheit!“

Die Worte flogen hin und her, wurden böser und immer verletzend, und die Kluft zwischen den beiden schloß sich, daß sie in einem Monat sich zu lieben glaubten, wurde breiter, immer tiefer — — unüberbrückbar.

Auf der Fensterscheibe krabbelte eine kleine Wespe. Der Rechtsanwalt legte in ihren Jungmädchentaugen einmal um einen dunklen Frauenkopf schwirrte, daß eine Hand nach ihr schlug und eine Stimme zu ihr sagte: „Wach auf! Du bist nicht zu nah! Mach, daß du fortkommst!“

(Deutsch von Tabitha von Bonni)

Eine Mutter

(Die Legende von der Entstehung der Kokospalme)

(Ost Gulbranson)



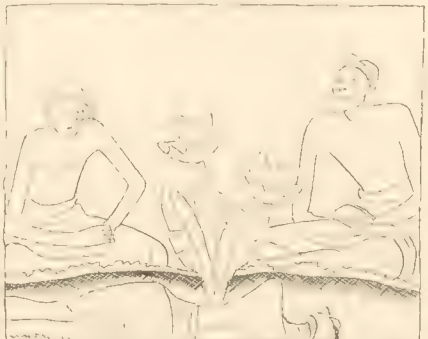
Mit ihren Knaben hatte sich eine Mutter in der Wüste verirrt. Hunger und Durst peinigten sie, und sie wußten sich nicht Rat noch Hilfe.



Vor übergrößer Schwäche gab die Mutter ihren Geist auf. Die Knaben aber bestatteten ihren Körper im Sande.



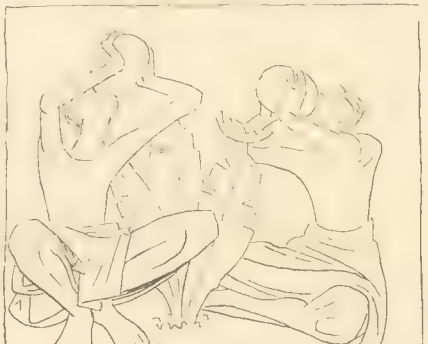
und saßen jammernd vor Leibes- und Herzenanot an der Stätte.



Und siehe, aus dem Herzen der toten Mutter erwuchs ein zarter Keim. Der stieß durch den Boden und schoß auf als grüner Schaft und trieb Blätter und Blüten.



Und die Blüten wandelten sich alsbald zu Früchten, die wie eines Weibes Brüste anzusehen waren.



Da griffen die Knaben danach und zerbrachen ihre Schalen. Und der Saft, köstlich wie Muttermilch, labte sie und errettete sie vom sicheren Hungertode.

Mariannes Wiegenlied

(E. Schilling)



„Schlaf, Kindchen, schlaf . . .“

Zu meiner Zeit sprachen sie in allen Fusedbuden, Stores und Bars rund um den Pazifischen Ozean vom alten Lary mit dem Holzein. Der alte Lary versah damals mit seinem Schoner „The Naughty Girl“ den Frachtverkehr von Insel zu Insel. Er war ein Hüner von Kerl in den späten Fünfzigern, mit einer Mähne schneeweißen Haars, hellen Augen, Pupillen makrellenblau leuchteten, und einem Gesicht, braun wie Borkenspane.

Das künstliche Bein, das Lary trug, war ein Wunderwerk mit Hebeln, Federn, Drähten und anderen Einrichtungen, die es seinem Träger ermöglichten, außer den Gelenken auch die hölzernen Zehen zu bewegen. Auf seinen Fahrten bestellte Captain Lary dauernd am Bein. Und die Pflanzler, Händler und Agenten in jenen Gewässern waren immer scharf darauf, zu erfahren, welche Verbesserungen Lary wieder erfunden hatte. Das künstliche Bein war mit der Zeit zu einer Art Sehenswürdigkeit geworden – wie die Leuchttürme in Hamburg oder der Dom in Köln. Aber erst durch die folgende Begebenheit kam das künstliche Bein des Captain Lary in aller Mund.

Die „Naughty Girl“ war Haina, eine kleine Insel der Gesellschaftsgruppe, angelaufen. Captain Lary ging über Bord, um das Schiff an den Ersten Steuermann abzugeben und besuchte seinen Freund McCoy, einen reichen Pflanzler.

Als Lary kam, war da noch ein Gast anwesend: Mr. Redie, ein Agent. Was taten die drei selbstverständlich – ? Sie tranken. Und spielten Karten. Sie tranken Palmwein und pokerten.

Lary hatte Glück. Er gewann. Als er ungefähr hundert Pfund gewonnen hatte, wendete sich das Blatt. Lary konnte tun, was er wollte; nichts gelang. Alle Tricks, alle Bluffs blieben ohne Wirkung. Lary verlor nicht nur seinen Gewinn, – bald ging auch sein mitgebrachtes bares Geld zu Ende.

Redie teilte die Karten aus. Sein hageres, sommersprossiges Gesicht war finster und verschlossen. Gleichmütig nahm er sein Blatt auf. Durch seine dicken Brillengläser musterte er es eingehend und sah fragend zu seinen Mitspielern hinüber.

Lary hatte vier Asse in der Hand. Das ist, wie jeder Pokerspieler weiß, eine hohe Karte, auf die man schon etwas riskieren kann. Lary setzte, um seine Gegner nicht gleich kopfscheu zu machen, drei Schilling. – McCoy hatte zwei kleine Paare. Dennoch bot er mit: „Die drei Schilling und noch drei!“ Redie sah Lary herausfordernd an und bot: „Die sechs Schilling und noch ein Pfund dazu ...!“

Der Captain überbot. McCoy paßte. Und nun entspann sich ein erbittertes Duell zwischen Lary und Redie. Keiner wollte nachgeben. Und in der Hitze des Gefechtes schoß Lary, der ansonst ein raffinierter Pokerspieler war, einen groben Bock: er schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Ich setze mein letztes Geld auf diese Karte!“ Er schoß alle Scheine zum Pott. Redie sah ruhig zu Lary rüber: „Das alles, – und dann noch zehn Pfund!“ Seine verwachsenen Augen schwammen hinter den dicken Brillengläsern.

Lary stand der Schweiß auf der Stirn. Nicht des Geldes wegen, – weil er sich hatte herausbluffen lassen. Er ließ seine Faust auf den Tisch fallen, daß es dröhnte: „Jetzt ist mir's egal! Ich setze mein Bein gegen die Zehnpfundnote. Einverstanden ...!“

McCoy suchte den Captain zu beruhigen. Aber der schien außer Rand und Band zu sein, der Palmwein hatte vielleicht doch zu sehr gewirkt. – Lary wies das Geld zurück, das McCoy ihm leihen wollte, und wiederholte sein Angebot. Mr. Redie bleckte die Zähne. „Alright!“ Schnallten Sie ihr Bein ab und legen Sie es zu dem Geld!“

Lary zögerte einen Augenblick. Dann rollte er sein linkes Hosenteil auf und schnallte das Bein ab. Er legte triumphierend seine Karten auf den Tisch: „Also – ich hatte die zehn Pfund!“ Redie zog die Augenbrauen hoch und deckte seine Karten auf. Er hatte einen Flush in Kreuz.

Der Captain war Verlierer. – McCoy wollte vermitteln und das künstliche Bein einlösen. „Ich habe verspielt und ver-

loren“, sagte Captain Lary dickköpfig. „Ich werde mir das Bein wieder holen. Morgen verlange ich Revanche.“ – „Recht so!“ entgegnete Redie.

Der Captain humpelte an zwei Stöcken hinaus. „Bye, bye, gentlemen! Morgen sehen wir uns wieder!“

Als der Captain am nächsten Nachmittag kam, war kein Mr. Redie zu sehen. Er hatte am Abend vorher tüchtig getrunken und war – das künstliche Bein des Captains unterm Arm – betrunken wie eine Strandhaubitze nach Hause getorkelt. Lary wartete. Er trank ein Glas Portwein nach dem anderen. Aber Redie kam auch am Abend nicht. Da schob Captain Lary ab. Wutentbrannt –

Als der Captain am nächsten Morgen aus seiner Kabine humpelte, waren die Segel gereift und alle Mann beim Deckwaschen. Lary brummte vor sich hin und suchte irgendeinen Grund, um Krach zu machen. Da sah er, daß ein Segel nicht richtig verstaut war und an einer Seite herunterhing. Ein fürchterliches Donnerwetter brach aus. Der schuldige Matrose mußte einen wahren Orkan von Flüchen über sich ergehen lassen. Er wurde in die Wanten geschickt, um das Segel in Ordnung zu bringen. Sei es nun, daß der Matrose durch den Wutausbruch des Captains hibbelig geworden oder nur ungeschickt war – er verlor seinen Halt, als er sich über die Yard lehnte, pendelte einen Augenblick frei in der Luft und schoß mit einem Schreckensruf kopfüber aus den Riggings. Zum Glück rollte der Schoner in der Brandungsflut, und statatt auf's Deck zu fallen, wo er sich gewiß alle Knochen zerbrochen hätte, fiel der Matrose in das Meer – das von Haien wimmelte. Lary sprang sofort über Bord als gutem Schwimmer – trotz nur eines brauchbaren Beines – gelang es

ihm, den Mann in wenigen Sekunden zu packen. Im selben Augenblick aber schoß ein riesiger Hai auf die beiden zu. Lary hielt mit einer Hand den Matrosen über Wasser, mit der andern stieß er dem Hai sein Messer bis zum Heft in den Leib. Inzwischen war ein Boot klargemacht worden. Die Ruderer verschreckten den Hai. Der Captain und der gereitete Matrose wurden an Bord gezogen.

Nachdem der Captain seine Kleider gewechselt hatte, ging er sofort an Land und suchte McCoy auf. Mr. Redie war nicht gekommen. Man hatte in seiner Wohnung nachgefragt – er war überhaupt nicht nach Hause gekommen. Kein Mensch wußte, wo er geblieben war. Lary mußte unverrichteter Dinge abziehen. „Ich werde warten, bis Redie wiederkommt, und wenn es eine Woche und noch länger dauert.“

Am folgenden Morgen, als Captain Lary den hölzernen Landungssteg entlang humpelte, sah er eine Menschenansammlung etwa fünfzig Meter entfernt am Strand stehen. „Ein toter Hai ist angeschwemmt!“ wurde ihm zugeufen, als er näher kam. „Ein Riesensbiest mit aufgeschlitztem Bauch.“

Es war der Hai, mit dem Captain Lary gekämpft hatte. Die Eingeborenen umstanden bewundernd das tote Unier. Zwei Negri hockten mit den Beinen auf den Fisch ein. Plötzlich bückten sie sich. Sie rissen und zogen an den Eingeweidern – das künstliche Bein des Captain Lary kam zum Vorschein. –

Es hatte keinen Zweck mehr, auf Mr. Redie zu warten ...

Als Lary zu McCoy kam, hielt der ihm eine Karte unter die Nase: „Look here, kannst du sehen ...?“

Die Karten, mit denen sie gespielt hatten, waren gezinkt gewesen ... Mit Hilfe einer

Wanderlust

Jos. Sauer



„Da heeß't doch „Angunft fimfzehn Uhr zweeundvierch!“ – „Na ja, uff dr Schtation – awr weß mersch denn, ob da ooch gleich e Gasthaus is?“

Berliner Bilder

Berliner Lokalzeitung:

Karl Arnold illustriert mit unerschütterlichem Geistes die Zuversicht unserer Zeit, aber er meißelt dabei die Gaben der überlegenen Geistesfreiheit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen."

Hamburgrer Fremdenblatt:

"... Mit dem feierlichen Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kalteisfleck des Berliner Inflationszeitmittels, Valutaschiebern, Kofamisten, Kofostern fälschlich aufgeschritten."

Hannoverscher Kurier:

"... Verhehlen wir uns doch jauchzt, was wir andiesem Künstler beifügen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfahrender Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors."



Deutsche Allgemeine Zeitung:

"... Das gibt ein amüsanteres und buntes Bild von Bozern, Konfessionären, Jahrmarktskappen, Börsianern, Filmadämen, Familienvätern, Kaffeehütern und Aufsteigendämigeltischen, ein bohaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie."

Deutsche Tageszeitung:

"Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gefügelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Gang gegangen und hat in finsternen Kaffeehütten, in lichter Bürgervohnungen und in grell strahlenden Progenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden."

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 3. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicitas-Verlag, München 13 • Postcheckkonto München 5802

Brille, die Vergrößerungsgläser hatte, konnte man genau sehen, welches Blatt der Gegner in der Hand hielt ...

Was eine richtige Seegeschichte ist, darin haben vorzukommen: Hamburg, St.-Pauli-Reservebahn, ein versoffener Segelschiffskapitän mit fuchsigem Bart, der Pazifische Ozean, Malaien, ein Seelenverkäufer (d. i. ein Schiff, das ohne Papiere, halbleck und mit geshangelter Mannschaft fährt. Die Ladung besteht aus Maschinengewehrteilen, die als Aufseilerien deklariert sind. So eine Art Totenschiff also: nach Traven ...), eine exotische Schöne — und Grog, sehr viel Grog. Das alles durchsetzt mit einem Geruch gemischt aus Teer, Tran, Algen, faulem Schellfisch — und die vorchriftsmäßige „wahre“ Seegeschichte ist fertig.

Verschiedenes davon fehlt in der Geschichte vom dem Fluch in Kreuz. Trotzdem ist sie auch erlogen ...

Die Magd des Barbiers im Abtritt

Unter dem 9. Januar 1789 brachte die recht vornehme, angesehenen „Frankfurter Kaiserliche Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung“ folgende sensationelle Nachricht:

„Ein sonderbarer Unglücksfall ist folgender: In dem Dorfe Plinzingen, Stuttgarter Oberamts, ist vor einigen Tagen die Magd des Barbiers in den Abtritt, dessen schlecht gemachter Sitz brach, hinab und auf einen zugespitzten Haufen des zusammengefahrenen Unrates so hart aufgefallen, daß ihr solcher in den Leib gieng und mit Instrumenten herausgerissen werden mußte, ein Fall, der sie das Leben kosten wird.“

Es muß im Jahr der französischen Revolution in der Tat hundekalt gewesen sein, denn die „Sonntägige Frankfurter Kaiserliche Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung“ meldete kurze Zeit darauf: „Bei der strengen Kälte sind in Berlin binnen wenigen Nächten 50 wachhabende Soldaten erfrorren.“

Das flinke Mädchen

Dr. Wollschelders hatten ihre Hausangestellte Anna fast vier Jahre lang. Dann heiratete Anna ihren Chauffeur, mit dem sie schon seit drei Jahren „gegangen“ war.

Fünf Monate später — wie das so geht — kam bei dem jungen Paar ein kräftiger Junge zur Welt.

Bei Dr. Wollschelders ist am Mittagstisch von dem freudigen Ereignis die Rede. Wälti — zehnjährig — hört eifrig zu. Als sein Meerschweinchen im Frühjahr Junge kriegte, hatte man ihn im Umriß aufgeklärt.

Jetzt also runzelt Wälti die Stirn: „Du, Mutti, man sagte mir doch, das dauert neun Monate!“ Mutti ist um eine Antwort verlegen, jedoch Wälti fährt nach kurzem Nachdenken fort: — aber weißt du, Mutti, ich kann mir das vorstellen. Unsere Anna war immer soch flinkes Mädchen. Die schafft das schneller.“

Recht hat er!

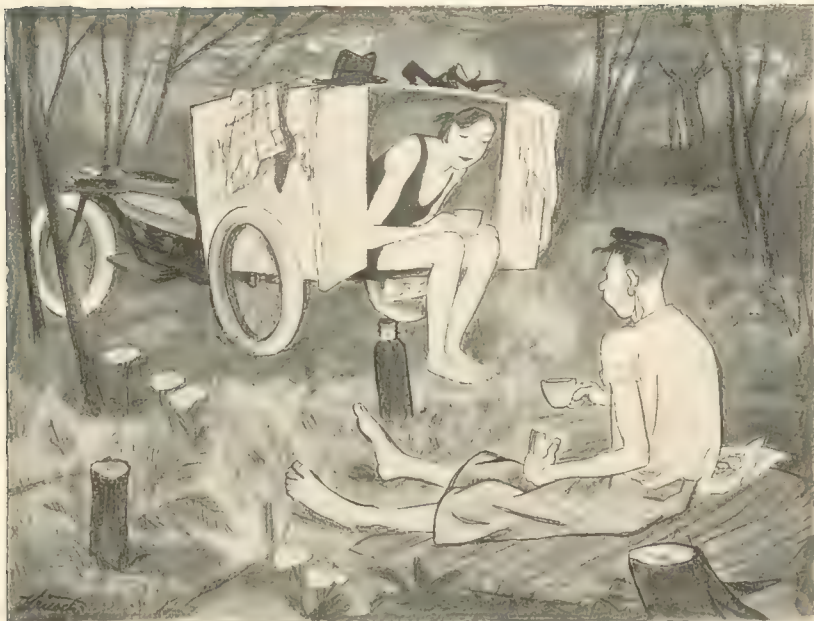
In der Zeitung stand: Elegante junge Dame, 1.55—1.63 groß, als Verkäuferin für Eisbude an bel. Ausgusststraße Sonntags nachm. gesucht. Vorzustellen usw. Elise hat sich natürlich sofort gemeldet. Aber

sie kam höchst enttäuscht wieder und erzählte: „Wir waren etwa fünfundzwanzig Bewerberinnen. Aber da war ein Herr, der hat jede mit der Zentimetermaß nachgemessen, vom Schötel bis zur Sohle, und hat gesagt, wir wären alle zu groß. Es hätte anders in der Zeitung gestanden: Zum Schluß habe ich gefragt: „Warum darf den eigentlich eine Eliseverkäuferin nicht über 1.63 groß sein?“ Da ist der Herr ziemlich böse geworden und hat gesagt: „Das geht sie gar nicht an. Ich will's ihnen aber sagen: weil meine Elise bude bloß 1.64 hoch ist. Sie können doch nicht mit dem Kopp durch die Decke, Fräulein!“

Grausamer Brauch — oder Sprachsünde?

In Nummer 2, Jahrgang 2 (1934) der Monatschrift „Neues Volk“ ist ein Bilderaufsatz über das Bauernhausmuseum in Bad Zwischenahn bei Oldenburg enthalten. Man erfährt aus den einleitenden Worten, daß Pflege und Aufsicht eine Bauernfamilie übertragen sind, „die die Verpflichtung hat, ständig die alte Ammerländer Tracht zu tragen und alle ihre haus- und landwirtschaftlichen Einrichtungen vor den Augen der Besucher ausschließend mit dem alten Bauernhausrat zu tun.“

Das ist sicherlich ein glücklicher Gedanke in Sinne der Anschaulichmachung, der ja ein tote Museum nur viel unvollkommener dienen kann. Aber erschrecken liest man in der weiteren Schilderung unter anderem: „Wenn es Abend wird, legt die Magd — immer vor den Augen der jeweiligen Besucher — die alte messingene Bettwanne ins Bett der Bäuerin, die mit glühenden Kohlen gefüllt ist.“



„Erst schimpfst übern Kaffee, nacha is dir d' Marmelad z' süß! Bei dir fehlt ja zum Ehemann bloß no der Mut zum Heiraten.“

Im Dschungel der Familie

Von Weare Holbrook

Sein Lebtag hatte mein Freund Ottinger den Tag ersehnt, da er der Großstadt den Rücken kehren und sich irgendwo in einem vertrauten Provinznest würde niederlassen können. „Man ist nirgendwo einsamer als in der Großstadt“, pflegte er zu sagen. „Du wirst es mir nicht glauben; aber wir wohnten sieben Jahre in einem Hause der 153. Straße und wußten nicht einmal, wie die Leute auf der andern Seite des Korridors eigentlich aussahen. Das ist die Großstadt!“

Sein Traum verwirklichte sich, als Frau Ottingers Onkel starb und ihr seinen Grundbesitz in einer kleinen Provinzstadt samt einem hübschen Einfamilienhaus hinterließ. Die Ottingers säumten nicht lange mit der Übersiedlung und versprachen, mich bald einzuladen.

Nach kaum sechs Wochen kam die versprochene Einladung — In Form eines verzweifelten telegraphischen Hilferufs. Ich nahm den nächsten Zug und fand meinen Freund einem Nervenzusammenbruch nahe vor. „Wer hat dich vom Bahnhof hergeführt?“, fragte er, kaum daß ich seine Schwelle überschritten hatte, ängstlich. „Ich weiß wirklich nicht“, mußte ich gestehen. „Es war ein Fordauto, aber ich habe den Chauffeur nicht nach seinem Namen gefragt.“

„Gott sei Dank, es war Jimmy Biddle“, seufzte Ottinger erleichtert auf. „Ich fürchtete schon, du seiest mit Vetter Ernst gekommen, dem die zweite Autotaxe hier gehört. Mit Vetter Ernst sind wir nämlich verfeindet...“

„Willst du etwa damit sagen, daß du in der kurzen Zeit deines Hierseins schon Familienfehden angefangen hast?“

„Nein, bewahre, wir haben sie nicht angefangen“, beeilte sich Ottinger zu erklären. „Wir haben sie geerbt. Vor vielen Jahren verkaufte der Onkel meiner Frau dem Großvater Ernsts ein Pferd, das zu lahmen begann, bevor er es noch in den Stall gebracht hatte. Vetter Ernsts Großvater behauptete, daß der Onkel meiner Frau ihn betrogen habe, und sie wurden

handgemeln. Seither sind die beiden Familien einander spinnefeind. Und wir haben diese Feindschaft zugleich mit dem Grundbesitz geerbt...“

In diesem Augenblick trat Frau Ottinger ein und brachte zischende Geräusche hervor. Ihr Gatte begann leiser zu sprechen. „Unsere Haushälterin Stella“, flüsterte er, „hat eine Schwägerin der Frau, die für Vetter Ernsts Frau das Reinemachen besorgt. Wir müssen uns daher mit dem, was wir sagen, in acht nehmen. Du siehst, hier in Katzelshausen ist jeder mit jedem irgendwie verwandt oder verschwägert...“

„Also eine einzige glückliche Familie sozusagen“, versuchte ich zu scherzen.

„Glücklich!“ Er lachte bitter. „Laß dir nur erzählen. Gleich am Anfang begingen wir einen unversehlichen Fehler, indem wir eine Einladung Frau Elmer Spilleys zum Abendessen annahmen. Elmer Spilley ist, wie wir zu spät erfuhrten, kleiner von den altingesessenen Spilleys. Er ist ein bloßer Zugewanderter, der vor weniger als vierzig Jahren in die Stadt kam, und nach der Behauptung Frau Eulalia Spilleys, deren Gatten Ur Großvater der erste Einwohner von Katzelshausen war, seinen gegenwärtigen Familiennamen bloß angenommen hat, um größeres Ansehen zu erlangen. Obwohl wir nun Elmer wie eine Kreuzotter meiden, können wir unseren ersten verhängnisvollen Fehler nicht mehr wettmachen.“

„Ich kann nun echte Spilleys von Pseudo-Spilleys recht gut unterscheiden“, fuhr Herr Ottinger fort. „Aber das hilft mir wenig, da auch die einzelnen Familien zumeist in feindliche Parteien zerfallen. Der erste Familienstreit geht auf das Jahr 1852 zurück, da der alte Major Spilley starb und seine beiden Söhne sich wegen

Vision

Nächtlich trieb zum Wehr
An der alten Eiche,
Schwarz von ferne her
Eine Wasserleiche.

Die sich jäh und schräg
Grauig losgerissen,
Ruht nun eifig still
In den Wassertiefen.

Schläft jetzt lächelnd hier,
Stumm in Eiferserne.
Kehrt nie mehr zu dir
In die Amselstajne. —

(Stroph. 5, v. 24.1000)



„Ladies and Gentlemen! Sie sehen hier ein typisches Verbrecherlokal. Der hohen Preise wegen können neben prominenten Gangstern natürlich nur noch Multimillionäre hier verkehren.“

Wenn du auch keine Wasserratte bist
und nicht mal weißt, was Pütz und Pinne ist,
nicht weißt, was Pinne ist ...

So will ich doch, wenn du mir Grog spendierst,
die erzählen, weil du danach gierst,
erzählen, weil du gierst ...

Das war im Jahre neunzehnhundertzwei,
da drehten wir vor Manikiki bei,
vor Manikiki bei ...

„Ich geh an Land, paß auf das Schiff auf, Hein,
hier gib's Hanako!“, sagte uns' Kaptein,
so sagte uns' Kaptein ...

Ne, ich paß Achtung, was ich kucken kann,
da legt auch schon ein Kano achtern an,
ein Kano achtern an ...

Ich schnapp ein Beil und sau nach achtern hin -
doch kein Hanako ist im Kano drin,
ist kein Hanako in ...

Ne braune Deern steht da ganz blaß und bang
und slängelt blönd sich an mir entlang,
und slängelt sich entlang ...

Und sagt in ihrem Cocosdialekt:
„Oh, helf mir, Hein, und halte mich versteckt,
und halte mich versteckt!“

Zu Damens bän ich ömmer gut und nett,
und ich versteck die slungig in mein Bett,
ihr slungig in mein Bett ...

Mit dem geht oben ein Spektakel los -
ich raufgestrich: Mein Gott, was seh ich bloß,
mein Gott, was seh ich bloß?

Destehwohlhunner Deerns ganz blaß und bang,
und slängeln alle sich an mir entlang,
und slängeln sich entlang ...

Und sagen all im Cocosdialekt:
„Oh, helf uns, Hein, und halte uns versteckt,
und halte uns versteckt!“ ...

Nun sag mal selbst, was hättest du gemacht?
An Betten hatten wir nur Sticker acht,
wir hatten doch nur acht ...

Wo sollt ich hin mit all die Weiblichkeit?
Und auch die Slängelg ging mir zu weit,
die ging mir auch zu weit ...

Da kommt uns' Köppen an und brüllt: „Von Bord!
Sonst gib's hier noch Dootslog, Blut und Mord,
noch Dootslog, Blut und Mord ...“

Denn was Hanaken sind, die kenn' kein Späß,
die wollen nix als egal Jungsaufrauf,
die wollen Jungsaufrauf ...“

Da slängeln ein bei ein sich von mir weg
de stöten Deerns - bis auf die unter Deck ...
bis auf die unter Deck!

Das sind so Fahrten, die man nicht vergißt -
besonders, wenn man erst verheirat' ist,
man erst verheirat' ist!!!

Im Dschungel der Familie

(Schluß von Seite 80)

der Erbteilung zerzwelten. John, der ältere Sohn, erhielt schließlich den größeren Teil zugesprochen, einschließlich des väterlichen Hauses in der Ahorn-Avenue. Sein jüngerer Bruder Martin rächte sich, indem er gegenüber dem Hause eine Leimfabrik errichtete. Stets wenn der Wind vom Süden kam, mußten John und seine Familie ihre Nasen durch Klammer verschließen. Bis heute noch kann man Johns Nachkommen an ihren langen, zusammengepreßten Nasen erkennen.

So begann die erste Fehde. Im Jahre 1873 ging Johns einzige Tochter mit einem der Söhne Martins durch, wodurch es zu keinem anderen Grunde, als um auf die dem Wind abgekehrte Seite der Leimfabrik zu gelangen. Dadurch wurde der Bruch nicht geheilt, sondern nur verschlimmert. Inzwischen vermehrten sich die Spillays wie die Goldfische. Martin Spillays erste Frau starb 1869, ihren Gatten mit sechs Kindern zurücklassend, und im folgenden Jahr heiratete er eine Witwe mit vier eigenen Kindern. Dem Eheband entsprossen zwei weitere Kinder, das runde Dutzend ergänzend. Nach dem Tode der Witwe ...

„Genug, genug!“ unterbrach ich ihn, „wo hast du denn deine genauen familienkundlichen Kenntnisse her?“ Ottinger seufzte. „Ein Teil vom Hörensagen, aber zum größten Teil trug ich sie selbst durch das Studium der Grabinschriften auf dem Friedhof zusammen. Dort traf ich auch auf die prunkvolle letzte Ruhestätte Onkel Jeremia Spillays. Er war ein reicher Mann, und kurz vor seinem Tode ließ er sich ein Marmoremausoleum für fünfzigtausend Dollar erbauen: als sein Testament eröffnet wurde, fand man, daß er die Bestimmung getroffen hatte, daß vor seinem Mausoleum am Morgen jeden Tages bis zum 1. April 1900 eine Flasche Milch und die Morgenzeitung niedergelegt werden müssen. Seine Nichten und Neffen waren begreiflicherweise wütend, und es gilt heute als unangenehm, seinen Namen auch nur zu erwähnen.“

Später begannen wir den Irrtum, unsere Lebensmittel im Warenhaus anstatt im Kolonialwarengeschäft des Ambrosius Botz einzukaufen. Seine Ware ist minderwertig, und er verlangt unverschämte Preise; aber er ist ein Schwager Frau Eulalia Spillays, und wir dürfen ihn nicht beleidigen, ohne selbst in Acht und Bann getan zu werden.

Aber am fürchterlichsten ist die Familie im Nachbarhaus“, seufzte Ottinger. „Sie heißen Biffeldorf. Nach der letzten Zahlung besteht sie aus neunzehn Personen,

einschließlich den Schwagersleuten - ausnahmslos chronischen Borgern. Als wir hierherkamen, rechneten wir ja damit, daß ein Nachbar dem andern gelegentlich aus-



(Kriesel)

Aus der neuen Hausordnung

„Leicht entzündbare Gegenstände dürfen auf Balkonen nicht abgestellt werden.“

helfen muß. Aber mit den Biffeldorfs hatten wir nicht gerechnet. Es begann damit, daß Frau Biffeldorf zu uns in die Küche stürzte, um sich ein Pfund Zucker auszuborgen. Dann ließ sich Herr Biffeldorf unsern Staubsauger aus, indem er erklärte, er fürchte, daß wegen der Lärm des Teppichklopfens im Hinterhof sterben könnte. Verschiedene jüngere Mitglieder der Familie entliehen unsere Rasenmäschine, zwölf Schallplatten, zwei Hängematten, drei Liegestühle, zwei Gartenschirme, unseren Zitronenquetscher, einen Schrank, und einen Handkoffer und sämtliche Bände unseres Konversationslexikons mit Ausnahme von Cro-Fas und Int-Mur. Es ist noch nicht so lange her, daß ich nach Hause kam und einen Biffeldorf in meiner Badewanne saß.“

In diesem Augenblick näherten sich Fußtritte, und ein herzliches „Hallo!“ erscholl vor der Tür. „Biffeldorfs!“ flüsterte mein Freund. „Folge mir!“ Benutsm führte er mich zu der Kellertreppe. Aus den Zehenspitzen schauten wir uns hinunter. Durch das Kellerfenster konnte ich einen kräftigen Mann in Overalls sehen, der gerade einen Gartenschlauch zusammenrollte. Sein scharfes Auge hatte uns in unserem Verlaß im Nu erspäht. „n Abend, Nachbar“, sagte er. „Unser Rasen wird wieder recht trocken. Es macht ihnen doch nichts aus, wenn ich mir Ihren Gartenschlauch für eine Weile ausborge.“

Durchaus nicht, Herr Biffeldorf“, erwiderte Ottinger mit schwacher Stimme. „Bedienen Sie sich nur!“ „Wenn Sie ihn einmal zurückhaben wollen, sagen Sie es mir nur ungeniert!“ fuhr Herr Schlauchaufwickler großmütig fort. „Haben Sie übrigens eine Zigarette bei sich - und ein Zündholz? Ich habe meine in meinem andern Anzug gelassen ...“

Aber Ottinger war bereits die Kellertreppen hinaufgelaufen. Ich fand ihn im Schlafzimmer, wo er mit Hilfe seiner Frau haastig einen Koffer packte. „Ich fahre in die Großstadt zurück, solange ich noch die Plomben in meinem Munde habe“, stammelte er. „Zurück in die schmutzige, lärmige Stadt, wo nicht jedermann jedermanns Vetter zweiten Grades ist, wo man seine Lebensmittel einkaufen kann, wo man will, und wo es unter den gesamten Passagieren eines Untergrundbahnzuges keinen einzigen Nachbar gibt.“

Du wirst es vielleicht nicht glauben“, fügte er sinnend hinzu, „aber wir wohnen sieben Jahre in einem Hause der 153. Straße und wußten nicht einmal, wie die Leute auf der andern Seite des Korridors aussahen. Das ist die Großstadt!“

Der alte Kapitän

(E. Thöny)



„Unsereens ward eerst søekrank, wenn e an Land bliewen mutt.“

Fünzig Jahre Deutsch-Südwestafrika

(Wilhelm Schultz)



Auf Grund friedlicher Verträge erwirbt 1883 der deutsche Kaufmann F. E. A. Lüderitz die ersten Landgebiete.



Auf Grund des „Friedens“-Vertrages von Versailles raubt man 1919 alle blühenden Kolonien.

SIMPLICISSIMUS

Pfingsten 1934

E. Schilling



Wie soll der Heilige Geist des Friedens zur Erde finden bei so viel Raubvögeln?



Pfingstsonntag

Nein — keine weiße Taube zog
mir heute als Himmelsgast ins Haus.
Nur eine braune Hummel flog
durchs offene Fenster mit Gebräus.

Voltaire, dem alten Spötter, strich
sie brummend um den schmalen Mund.
Der schmunzelte und sprach bei sich:
„Mein Honig ist dir nicht gesund!“

Nun summt sie zum Bücherbord.
Die goldenen Namen glänzten raus
und boten keinen Ruheport. . .
Da . . . auf dem Sims . . . ein Blumenstrauß!

Sie stürzte freudig drüber her
und brümmelte von Stern zu Stern.
Sie trant die Krügelin alle leer
und pries frohlockend Gott den Herrn.

Da hab' ich so für mich gedacht:
„Du kommst vom Himmel her gesandt!“
Und hab's gleichig nachgemacht
in meinem Keller, linker Hand.

Dr. Oetig

Wer darf die Zeche bezahlen?

Von Reinhard Koester

Wenn zwei elegant gekleidete junge Leute
in einem sehr vornehmen Restaurant nach
Horzenlust essen und trinken und dann in
Streit darüber geraten, wer die Zeche
bezahlen soll, so dürfte das meistens
darin seinen Grund haben, daß keiner von
beiden genug Geld besitzt, es tun zu
können. Und nicht einmal beide zusammen.
Trotzdem darf man dies — wie diese Ge-
schichte lehrt — nicht als allgemein gül-
tigen Grundsatz aufstellen.

Da fuhr nämlich eines schönen Frühling-
abends an einem der ersten Luxus-Restau-
rants im Bois de Boulogne eine fabelhafte
Limousine vor, der zwei fast athletisch ge-
baute, salopp, aber tadellos gekleidete
junge Männer folgten, denen man auf
den ersten Blick ansah, daß es Sportler
seiner Mühen. Offenbar gute Freunde und
in herrlicher Laune. Der Paga hörte
sah, daß sie dem Chauffeur eine Geld-
schein gaben und anordneten, er solle
noch dreißig Liter Benzin tanken. Dann
suchten sie sich den schönsten Tisch auf
der Terrasse aus und bestellten ein fürst-
liches Abendessen, das mit unzähligen
hors-d'oeuvres und Känguruschwanzsuppe
begann und mit einer Entée à la Rouen und
Melba-Pfirsichen endete.

Der Wirt war höchst erfreut über diese
guten Gäste — aber allmählich wandelte
sich seine Freude in immer angeregten
Mißtrauen. Denn es ist zwar erfreulich für
einen Gastwirt, Gäste zu haben, die alles
bestellen, was Küche und Keller hergibt,
und nur die erlesensten Weine und Cham-
pagner trinken — aber schließlich nur,
wenn er die Gewißheit hat, daß die Zeche
auch bezahlt wird. Ein Auto mit Chauffeur
bietet allerdings eine gewisse Sicherheit —
aber man kann nie wissen —

Da sah Monsieur Dumont, der diskret,
aber besorgt in immer angeregten Runden
den Tisch der beiden jungen Leute um-
kreiste, daß sich von einem ziemlich ent-
fernten Nebentisch ein sehr vornehm-
zurückhaltend gekleideter Herr erhob und
sich fast schüchtern dem Tisch der beiden
näherte. Ein Blatt Papier in der Hand
haltend. Die beiden jungen Leute sahen
erstauht auf, als er sich vor ihnen ver-
beugte, und schrieben dann lachend ein
kurzes Wort auf das dargereichte Blatt,
worauf sich der Herr mit dankender Ver-
beugung rasch wieder entfernte.

Monsieur Dumont nickte, als der alte Ober-
kellner ihm diskret zuflüsterte, daß die
beiden jungen Leute eben die dritte Fla-
sche Roy bestellt hätten, und schlangelte
sich dann auf Umwegen an den Tisch des
Herrn, der die beiden angestrichelt hatte.
Ob das Essen gemundet habe, fragte er,
obwohl der Befragte nur ein billiges Ge-

richt bestellt hatte. Und dann, die beiden
Herren dort drüben seien wohl vom

„Aber nein!“, lachte der Herr und zeigte
stolz die Autogramme, die er bekommen
hatte. „Das sind doch die berühmten fin-
nischen Kurzstrecken-Läufer Zoukanen und
Tormi, die vor zehn Tagen in New York
Bist an Brust in totem Rennen ange-
kommen sind! Die künftigen Olympia-Favori-
ten! Eigentlich toll, daß die Junge die
paar tausend Mark, die sie da bekommen
haben, nun möglichst rasch verjuxen
müssen, statt zu trainieren!“

Herr Dumont schrak auf, denn am Tisch
der beiden ging es ungewohnt laut zu.
Während die beiden bis jetzt französisch
gesprochen hatten, krackelten sie nun in
unverständlichen Lauten! Herr Dumont eilte
zu ihnen hin, da schon mehrere andere
Gäste indigniert die Köpfe wandten.
„Sind Sie mit Irgend etwas nicht zu-
frieden, meine Herren?“ fragte er in den
süßesten Flötentönen.

„Ach was!“, brummte Zoukanen. „Mit ihnen
bin ich zufrieden mit dem da nicht!“
Er zeigte verächtlich mit umgedrehtem
Daumen auf seinen Freund und sprach
nun wieder französisch. „Ich habe ihn
zum Abendessen eingeladen, und nun be-
hauptet er . . .“

„Unsin!“ fuhr Tormi wütend auf. „Ich
habe gesagt: der wirkliche Sieger läßt
den zweiten Sieger ein! Und es war ganz
klar, daß ich das Zielband zuerst er-
reichte — wenn auch nur um den Bruch-
teil einer zehnten Sekunde. Vor zehn Tagen
hat er es drüben selbst zugegeben — und
nun will er meine Einladung nicht gelten
lassen!“

Die beiden schrien so erregt, daß sich die
Gäste der umliegenden Tische umwandten
und lauschten.

„Gut!“, sagte Zoukanen böse. „Ich habe
das zugegeben — und ich bleibe dabei,
wenn wir unsere Verabredung dahin än-
dern, daß der zweite Sieger den wirklichen
einläßt!“ Er hielt ihm die Hand hin und
sagte in fremder Sprache etwas, was
wohl soviel wie „Topp“ bedeuten sollte.
Aber Tormi nahm die Hand nicht, schüttelte
ingrimmig den Kopf und knickte seinem

Sektglas mit zorniger Hand den Fuß ab,
indem er seinem Freund wieder unver-
ständliche Heimateute an den Kopf warf.

Der Herr der Autogramme aber hatte
war hinzugekommen und redete — offen-
bar ebenfalls ein Finne — in derselben
Sprache. Dann erklärte er strahlend den
Gästen und dem Wirt: „Ich habe den
Herren eben vorgeschlagen, sie sollten
doch hier draußen im Bois ihre hundert
Meter noch einmal laufen! Jetzt augen-
blicklich — so wie sie sind — die Gäste
können sie ja ausziehen — und alle Gäste
sind Ziel- und Schiedsrichter!“

Inzwischen hatte sich der Zwist der beiden
im Lokal herumgesprochen — und auch,
wer sie waren. Und als sich die verfein-
deten Freunde nun herzlich anlachten,
applaudierten alle. Herr Dumont wurde
einstimmig zum Zeihrichter gewählt, und alle
begaben sich auf die Straße, um die
Strecke abzumessen. Da sie aber nur
knapp fünfzig Meter geraden Weg bot,
sollte der Lauf hin und zurück gehen. An
der Umkehrstelle, einer alten Kastanie,
nahmen zwei Gäste Aufstellung, um be-
obachten zu können, daß alle richtig zu-
gehen würden. Denn es war abgemacht,
daß der Baum nicht mit der Hand berührt
werden dürfe, um sich einen Schwung in
entgegengesetzter Richtung zu geben.

Die beiden jungen Sportsleute zogen ihre
Jacken aus und übergaben sie ihrem
Landsmann. Dann hockten sie in Start-
stellung nieder und brausten auf das von
Herr Dumont gegebene Zeichen los,
angefeuert von den Rufen der höchst be-
geistigten Gäste.

Die beiden Herren, die das sachgemäße
Umkreisen der Kastanie beobachten sollten,
waren sehr erstaunt, als keiner der beiden
Läufer umkehrte, sondern beide in einen
Waldweg einbogen und verschwanden. Und
als man sich schließlich nach dem Land-
mann der Finnen umsah, dem sie ihre
Jacken und Hüte übergeben hatten, war
auch der verschwunden.

Die allgemeine Verblüffung löste sich all-
mählich in Gelächter, in das Herr Dumont
nur sauer-auß einstimmen konnte. Denn
auch das Auto, das man zum Tanken ver-
geschickt hatte, war nirgends zu finden —

Da es aussichtslos erschien, die drei oder
vier Zechpreller einzuholen, kehrten alle
in fröhlicher Stimmung — ausgenommen
Herr Dumont — in das Lokal zurück. Und
das einzige Gespräch des Abends war
dieser neue Zechpreller-Trick, bei dem
offensichtlich immer zwei der Bande die
berühmten Kurzstreckenläufer und die bel-
den anderen Chauffeur und „Landsmann“
spielten. Das ergab eine so angerocht
Stimmung, daß der Wirt den Verlust leicht
hätte verschmerzen können.

Dann aber betrat ein würdiger Herr in
grauem Gehrock das Lokal, der von Herrn
Dumont sofort freundschaftlich begrüßt
wurde. Er winkte kurz ab und begann —

Pfingstmorgen

Von Georg Witting

Es weht
Mit schimmernden, kalten Lüften.
Dorn' fester steht
Der kühlende Anath mit rofigen Hüften,
Tiefblau eine Blume im Haar überm Ohr.
Er bricht
Des nadtdautriefende Rühr.
Seine silberne Stimme spricht:
Eich!

statt nur zu Herrn Dumont — zu allen Gästen des Lokals folgendermaßen zu reden: „Meine Damen und Herren! Sie alle waren Zeugen der unerhörten Zechprellerei, die hier geschehen ist! Als mir vor vier Wochen etwas Ähnliches passierte, behauptete mein Freund Dumont, daß derartige Vorkommnisse bei ihm völlig ausgeschlossen seien, da er ein zu waches und scharfes Auge habe. Er hat mit mir — da ich das bestritt — daraufhin um zweitausend Franken gewettet.“ Er winkte den Oberkellner zu sich: „Wieviel machte die Zechе meiner beiden Neffen und des dritten Herrn? Sechshundertsechzig Francs für die beiden und vierzig Francs für den einzelnen Herrn? Sagen wir also rund — ein königliches Trinkgeld eingeschlossen — neunhundert Francs.“ Er machte eine kleine Kunstpause und wandte sich an den erstarrten Herrn Dumont: „Dann darf ich dich also um elfhundert Francs bitten, lieber Freund!“

Einen Augenblick war alles still, dann aber toste das Gelächter los, zumal die beiden Kurzstreckenläufer mit ihrem „Landsmann“ fröhlich singend das Lokal betraten — — —

Das Protzenschild von vorgestern

(Karl Arnold)



Irrungen, Wirrungen

Ich will nicht sagen, daß so etwas nur im Schwäbischen vorkommen kann, aber es ist jedenfalls dort passiert, in einem Dorfe nicht weit vom Federsee, wo Geräucherter mit Kraut zum Sonntagsgessen gehört, das der Hausfrau weniger Arbeit macht und ihr Zeit läßt, mit der nötigen Sammlung ihren kirchlichen Pflichten zu genügen. Die Frau Bürgermeister hatte sich schon in den Sonntagsstaat gesteckt und, da sie noch im gefallsüchtigen Alter war, im kleinen Spiegel die Haare unter ihrem Hut in immer noch gefalligere Form gezuft.

Da läuteten auch schon die Glocken, und die Frau Bürgermeister dachte als gute Christin noch schnell an das Weiterleben nach dem Gottesdienst, d. h. sie dachte sich, daß es Zeit sei, dem auf der Herdplatte abseits langsam dünstenden Kraut das Geräucherte beizugeben, damit es während ihres Kirchgangs weich werde.

Indem sie sich zum Gehen wandte, nahm sie vom Küchentisch das waggelnde Gesangbuch und die Scheibe Fleisch. Ein Griff, ein Wurf; die Augen schon auf die Türe, die Ohren auf Gottes Ruf gerichtet, war sie draußen.

Erst als sie in der Kirchenbank ihr Gebetbuch aufschlagen wollte, merkte sie, daß sie das Geräucherte in der Hand hielt, und sie sank vor Entsetzen noch tiefer in die Kniee. Niemand als Gott allein merkte ihre Verwirrung und sah das Gesangbuch im Kampfe mit den Umschlingungsversuchen des Sauerkrautes.

Dafür hatte freilich das Rauchfleisch den Weihrauchduft der Kirche aufgenommen. Aber dem Herrn Bürgermeister, dessen Appetit nicht nur durch die sich ergebende Verspätung, sondern mehr noch durch unbändiges Lachen aufs äußerste gesteigert worden war, schmeckte es dann nur um so besser.

Lieber Simplicissimus!

Von seltener Gemütsstärke eines Akademikers legt nachfolgende anzeigende Zeugnis ab, die mit breitem Trauerband in den „Stroltzer Nachrichten“ erschienen ist: Alt-Mochum, schon von Fritz Reuter als „Oil-Mochum“ erwähnt, heißt der Stadtteiler der früheren Residenz Neustrelitz, wo die bekannte Ingenieurschule Technikum ihren Sitz hat:

Nach meiner Studienzeit von zwölf Semestern gebe ich meinen wertigen Gläubigern zur Kenntnis, daß ich, nachdem ich sechs Monate lang angestrengt an meinem Schulbetrug gearbeitet hatte, meine liebe Musestadt Alt-Mochum verlasse. W. B. Strindz, 23. April 1934.

„Könn' Se nich lesen? Aufgang für Dienerschaft und Lieferanten is rückwärts!“ — „Kommt jar nich in Frage; ick liefere nich; ick hole! Melden Se man ruhig der Herrschaft den Gerichts-vollzieher.“



„Sixt as, da stehna mir drin, in dem Reiseführer, glei in drei Sprachen! Wann jetz recht vui vo dene Ausländer kemman, wia red'n ma nacha mit eahna?“ — „Ja, bayrisch, vasteht si! Dös is gratis im Pensionspreis inbegriffn.“

Im Bann der Gestirne

(Paul Scheunke)



„Eigentlich wollten wir ja ins Jebirge, weil ich doch 'n Steinbock bin. Aber wissen Se, wat die Astrolog'n jesacht hat? 'Nuch in die la mæng. Herr Kulicke! Die Fische sind noch immer oben auf, und dann folgt der Wassermann.' Und nu jehn wa eben nach Büsum.“

Die Flucht nach Chemnitz

Von Hans Seiffert

Daß alljährlich viele Chemnitzer Pfingsten in Chemnitz verbringen, ist eine Tatsache, die keinen Menschen wundern wird. Aber daß Hansgeorg zu Pfingsten von Berlin ausgerechnet nach Chemnitz zu einer begabten und tauben Tante auf Besuch fuhr — wo er doch für dasselbe Geld wahrhaftig reizvollere Gegenden hätte aufsuchen können —, das heisst eine Erklärung. Ich will sie dem Leser keineswegs vor-

erhalten. Hansgeorg ist nämlich seit Oktober vorigen Jahres an einer Berliner Zeitung zweiter Feuilletonredakteur, also der Mann, der die einlaufenden Manuskripte sichten, lesen und prüfen muß. Mancher macht das Jahrzehntlang, und es schadet ihm nichts, weil er eine eiserne Konstitution hat. Hansgeorg aber hat keine eiserne Konstitution. Im Gegenteil. Und so reibt sich der arme Junge buchstäblich auf. In normalen Zeiten mag es noch angehen; achtzig bis hundert Manuskripte jeden Tag —; man gewöhnt sich dran, und es ist doch immerhin etwas Abwechslung unter den Sachen. Zu den Festen jedoch schwillt die Flut zu beängstigender Höhe und noch viel mehr beängstigender Monotonie. Im Mount Everest von Gedichten, zwei Monblancs von ernsten und heiteren Skizzen türmen sich dann auf Hansgeorgs Schreibtisch, und in all den Sachen steht, mit ein bißchen anderen Worten natürlich, immer dasselbe. Immer dasselbe. Es ist furchtbar. Weihnachten und Ostern hat Hansgeorg brav durchgehalten, so sauer es ihm auch wurde. Zu Pfingsten hatte es aus. Auf den

Bedauernswerten prasselten zweitausenddreihundertvierundsechzig Pfingstgedichte hernieder. Alle priesen sie die „bräutlichen Schleier der pfingstlichen Birken“, reinten Blütenduft und Waldesluft, Linde und Winde, Silberglanz und Eifentanz. Der Reim Tandaradel — Mal kam nur acht-hundertvierzehnmahl vor. Fast noch trostloser sah es in den neunzehnhundertvier-undachtzig Pfingsterzählungen aus, die Hansgeorg durchackern mußte. Die Zahl der in den Geschichten getätigten Pfingst-verlobungen ließ für künftigen Bevölkerungsstuwachs das Beste hoffen, die darin beschriebene Naturschönheit genügte für eine zweite Weltenschöpfung.

Und da — Sie werden das verstehen — hatte den armen Hansgeorg ein Abscheu gegen alle diese pfingstliche Süßigkeit erfaßt. Ihm graute vor den bräutlichen Birken, duftenden Blütenräumen, schluchzenden Nachtigallen, Lämmerwölkchen am blauen Firmament. Es war ihm unmöglich, all das, was er wochenlang Tausende von Malen gelesen hatte, nun auch noch erleben zu sollen. Und deshalb, sehen Sie, fuhr er nach der Industriestadt Chemnitz zu seiner alten und stocktauben Tante. Dort war er gefeit. — Seine Berechnung stimmte. Die Tante empfing ihn mürrisch: aus dem Fenster seines Zimmers blickte er, auf Fabrikmauern und himmelhohe Schornsteine. Außerdem regnete es. Hansgeorg war glücklich.

Am Spätnachmittag des ersten Pfingst-tages bekam die Tante Besuch von einem jungen Mädchen, einer entfernten Ver-

wandten. Als sie sah, daß ein junger Mann zu Gast war, blieb sie auch zum Abendessen. Sie war ein hübsches Ding; sie hörte recht verständlich zu, als Hansgeorg von der Zeitung erzählte, und er fand sie nicht unsympathisch. Gegen neun verab-schiedete sie sich, um nach Haus zu gehen. Die Tante sagte, Hansgeorg müßte sie begleiten; es wäre weit, beinahe durch die ganze Stadt, und ein junges Mädchen dürfte nachts nicht allein gehen.

Hansgeorg nahm nicht ungern seinen Hut und ging mit. Es hätte längst aufgehört zu regnen, der Himmel war klar und samtblau. Sie schlug einen kleinen Umweg vor, durch die Anlagen am Schloßteich — „da ich ja nun einen starken Schutz habe!“ lachte sie übermütig.

Als man den Park erreichte, bot er ihr galant den Arm. Sie hingte sich zutraulich ein. Es war still, nur, aus einem Biergarten in der Nähe tönte Musik. Das Mondlicht lag in silbernen Tafeln auf den Fabrikdächern in der Ferne, es zog einen flimmernden Pfad über die Wasserfläche des Schloßteichs und spielte im Laubwerk einiger Birken, das der Abendwind leise bewegte. „Wie schön das ist! So pfingstlich!“ sagte sie und lehnte sich an Hansgeorgs Schulter.

Als er sie küßte, schlug im Gebüsch eine Nachtigall. Es war akurat wie in der Pfingstliteratur unterm Strich. Was nützt es dem Menschen, wenn er nach Chemnitz fährt? ...

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:

„Karl Arnold gloriert mit unerbittlichem Grinsen die Ausübung unserer Zeit, aber er meißelt dabei die Götze der überlegenen Götter, so daß uns die Blätter eher ein inneres Zerkochen bereiten, als daß sie abstoßen.“

Hamburger Fremdenblatt:

„... Mit dem fiesenden Instrument des Chirurgen und Zimoßphäre und Katerdofkop des Berliner Inflationssens mit Tanzdielen, Valaischbüchern, Rosamissen, Dokotten säubertlich aufgeschüttet.“

Hannoverscher Courier:

„... Verhehlen wir uns doch ja nicht, was uns andrerer Künstler bezeugt: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfindender Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humore.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:

„... Das gibt ein amüßantes und buntes Bild von Dofen, Konfessionären, Jahrmaststypen, Hofianern, Sittmädchen, Familienvätern, Raschmenen und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom faurer Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:

„Karl Arnold, der den Münchner Spieler so oft mit der Bleistiftspitze gekniffelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Gang gegangen und hat in finsternen Raschmenen, in leichten Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Drogenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden.“

Aus den Jahren der Korruption Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postfachkonto München 5802

Kleiner Rat für die Pfingstfahrt

Pfingsten fahren alle Knaben,
welche einen Wagen haben
und das nötige Benzin,
mit der Braut zu Mutter Grün.

Blinzelnd in den Himmel kiekend
feiern sie das große Weekend,
bis die Braut in ihrer Hand
aufschreit wegen Sonnenbrand!

Ist die Neigung noch so herzlich —:
Sonnenbrand bleibt trotzdem schmerzlich,
und die Haut, wo er sich zeigt,
ist der Liebe abgeneigt.

Darum soll man nicht verfehlen,
seine Braut gut einzusülen,
wenn sie auch für kurze Frist
daraufhin leicht klebrig ist.

Aber wie bei deiner Lore
denk an Öl auch beim Motore,
weil er sonst genau so bockt,
klopft und keucht und spuckt und stockt.

Braut und Motor brauchen beide
zwecks rein-ungetrübter Freude
— wie das jeder Fachmann weiß —
Öl. Sonst laufen sie sich heiß.

Der Engel der Barmherzigkeit / Von Anton Sailer

Ein gehüllt von dem wärmenden Gruß des Lichtes ging der Maler Valentin über die Straßen den nahen Hängen zu. Er war hungrig; er dachte an die Phantastik des Nichtigseins, die ihn umstrickte, die jeden Morgen und jeden Abend die geringsten Hoffnungen seines kümmerlichen Lebens zerstörte; und seine Müdigkeit ließ ihn still, gleich einem Träumenden wandeln. Ja, sie betete ihn sogar ein in gleichgültige Wunschlosigkeit, die seltsamen Frieden und merkwürdige Sicherheit brachte. Und immer mehr von allem Grimm befreit, spürte Valentin den Lenztag in wachendem Blinken an seiner Seite gehen, und plötzlich sagte er zu ihm: „Du guter Kamerad!“ Schön war es, draußen zu gehen! Die Stadt schien völlig fern zu sein, ein paar Häuschen nur standen klein und weit verstreut, eine Kiesgrube war da, Wiesen und Felder. Der betörenden Magie, die Kiesgruben auf alle Mauer ausübten, konnte sich auch Valentin nicht entziehen; so

setzte er sich an ihren Hang, ausruhend und das farbige Wunder unter ihm genießend. Trotz aller Vielfältigkeit breitete sich dort solche Einheit, daß das Auge lange brauchte, um die ganze Skala zu zerlegen und einzeln zu erfassen. In tiefer Ockerfarbe lag der Sand, und das Geröll auf ihm lief in matten, aber vielfältigen Abschattierungen hindurch. Dann waren warme, graue Töne da, von Schutt gebracht. Das Grau war von dem satten Weiß einiger Steine durchbrochen, und in dem beläute schwärzlichen Braun eines aufgeschütteten Hügels leuchtete kostbares Rot von Ziegelsteinen — ein Rot, welches durch das Blau eines Wellblechstreifens daneben bereits in Orange ausflimmerte und damit also eine bezaubernde Harmonie zu dem beherrschenden Ockerton schuf. Grobzigig und in breit fallenden Wellen prägte sich die Zeichnung der Grube aus, in abschließender Rundung eine für sich existierende Welt bildend — mit Hügeln und

Flächen Ruhe und Bewegtheit, Geheimnis und Gleichnis aller Erde zeigend. Valentin saß, von sanfter Heiterkeit erfaßt, in gelöstem und empfänglichem Staunen völlig der Betrachtung hin gegeben. Sein Atem, sein ganzes Menschensystem wurde ruhig; Geistigkeit flackerte hoch — doch nicht kalte, beherrschte Gehirnmathematik, nein das Wissen des Herzens, die Güte und der Anstand, die Liebe und die Wärme des Blutes sammelten sich und blühten auf. Die Erkenntnis der Verbundenheit mit Erde, Sonne, Mond und Sternen strich wie warmer Windhauch um seine Fingerspitzen; und ein Glückliche spürte, was mit ihm geschah. Er spreizte wohl die Finger auseinander, weit sie von sich haltend, sie waren zu Gräsern geworden; die Nägel schimmerten wie roter Mohn, die Falten der Gelenke hatten sich zu Ackerfurchen verwandelt, und Ameisen krabbelten darin, erregendes Schauern durch den ganzen Körper sendend.

Die Anekdote

(Karl Arnold)



Die Frau Frings hat ihren Mann verloren.
„Nu is Eure arme Mann ja auch jestorwe!“ sagt Frau Schmitz, die Nachbarin, zur Frau Frings.
„Jaja“, sagt Frau Frings.
„Wie wollt ihr et denn nu mit der Beerding maache?“
„Et jibt kein Beirbinn“, sagt Frau Frings. „Ich lasse minge Mann verbrenne.“
„Ach so“, meint die Frau Schmitz, „un wat machst ihr denn mit der Asche?“
„Die benutz ich für 'ne Eieruhr“, sagt Frau Frings. „Dä faule Kopp hat in singem Lewwe keine Schlag jedeun — da soll er wenigstens jetz, wo er tot is, ein bißche arbeede!“

Die Gemeinschaft der Kreatur

*Willst du wahren Pfingstgeist atmen,
mußt du über Felder gehn,
wo die Wolken dich umwirren,
Wald und Wiesen stumm erzittern
und im Zwang der Säfte stehn.*

*Laß dich von der Kraft durchfluten,
die in allen Poren weht,
Alle Keime, alle Zellen,
sieh, sie bauen, drängen, schwellen,
sieh, wie alles zeugend bebt.*

*Jede Kreatur ist göttlich,
ist erfüllt vom heiligen Geist,
der in Mensch, Tier, Baum und Blume,
ja der kleinsten Ackerkrume
die Gemeinschaft aller preist.*

Julius Zurlöf

(Schluß von Seite 61)

reich eines Lagerplatzes nebenan betrachtend, zu den schwärzlichen Ästen der Bäume blickend, von Traurigkeit erfüllt und von Verzweiflung übermannt, wußte er plötzlich, daß er verloren war. Nie war das Alleinsein bitterer als jetzt, nie war dessen Kälte so groß gewesen. Und in flüsterndem Frösteln des Körpers, in riesender Einsamkeit der Seele schob er sich langsam vorwärts: nach ein paar Schritten schon mußte er seinen Hut abnehmen, so beunruhigend brach Schwäche in Schweiß und Fieber aus ihm. — „Guten Abend!“ klang es im selben Augenblick. Auf- fahrend blickend, sah er das Kolonialwarengeschäft an der Ecke vor sich. Die Frau wollte eben schließen und hatte ja sein Hutabnehmen ihn begrüßt. „Wie geht es Ihnen?“ fragte sie weiter, mit mütterlicher Besorgnis sein junges, bleiches Gesicht betrachtend. „Warum kommen Sie nicht mehr?“ — Er sah reglos zu ihr, und in ihren Augen glomm plötzlich das Auf- fahrende. — „Nun“, ergänzte sie einen nichtgesprochenen Satz, „einmal werden Sie schon wieder Geld haben! Kommen Sie!“ — Er folgte ihr in den Laden. Wie in allen einsamen Geschäften an dem Rand einer Stadt, gab es auch hier alles zu haben. Und beide Arme voll von guten Sachen, ging Valentin in pochendem, tränennahem Glück nach Hause.

Borgen macht Sorgen

Von K. R. Neubert

Es beginnt meist damit, daß man seinen neuen Anzug, seinen neuen Mantel oder Hut, seine neue Freundin bewundert. Dann neigt er sich geheimnisvoll lächelnd an unser Ohr: „Im Vertrauen gesagt: ich bin momentan in Verlegenheit. Kannst du mir bis übermorgen zehn Mark borgen?“ Du erhältst sie dann bestimmt zurück: „Diese Zusage bekräftigt er durch irgend ein Papier, auf dem zu lesen steht, daß er übermorgen tatsächlich im Besitz einer bestimmten Summe sein wird. Man gibt ihm die zehn Mark. Nun kann der Vorhang fallen, der erste Akt ist vorüber. Der zweite Akt der Tragikomödie beginnt damit, daß man übermorgen vergeblich auf ein Lebenszeichen des Schuldners wartet. Man erwischt ihn zufällig ein paar Tage später. Und er erschrickt. Im nächsten Augenblick, aber schon wieder, und begrüßt einen begeistert. „Endlich treffe ich dich! Ich hab dich um Entschuldigung zu bitten. Es war mir neulich nicht möglich. Das Geld war um Nu weg. Die Wirtin, der Schneider, na, und leben will man ja auch; also, sei mir nicht böse. So bald als möglich zahle ich dir das Geld zurück.“

Jetzt rennt man, wenn man Glück hat: acht Wochen, wenn man Pech hat: acht Monate hinter dem Zehnmarkschein her, den man Andreas geliehen hat. Die Telefonspeisen sind inzwischen auf eine Mark und vierzig Pfennige angelaufen. Für Fahrgeld hat man achtzig Pfennige ausgegeben. Aber entweder hat man Andreas nie angetroffen, oder man hat ihn angetroffen, jedoch kein Geld.

„Wie dumm!“ ruft er vorwurfsvoll aus, „gestern hätte ich dir das Geld geben können. Warum bist du gestern nicht gekommen?“ Man glaubt ihn mit großem Recht zu korrigieren: „Wem bist du dann gestern nicht zu mir gekommen?“ Diese Frau hört er nicht. Wenn er sie doch hört, weiß er so viel darauf zu antworten, daß man sich schließlich noch entschuldigen muß, gestern nicht gekommen zu sein.

Wenn man ihn dann Wochen später gelegentlich vorsichtig an die gewisse Angelegenheit erinnert, ist er ärgerlich und trumpft auf: „Du hättest das Geld schon längst haben können. Du mußt mich nur im richtigen Moment daran erinnern. Heute ist es leider nicht der richtige Moment.“

Man muß sich fast Vorwürfe machen, daß man ihn immer im falschen Moment belästigt. Es kann nun vorkommen, daß man an den Knöpfen der Weste abzählt, ob man Andreas anruft oder nicht. „Der richtige Moment“ — nicht der richtige Moment, der richtige Moment — nicht der richtige Moment, der richtige Moment. Man ruft an. Leider teilt einem der Herr X. mit, daß Herr X. vor einer halben Stunde das Haus verlassen habe. Man hängt tief enttäuscht den Hörer an, denn man hat das Gefühl, daß es heute der richtige Moment gewesen wäre. Heute hätte er großzügig an Telefonaten erklärt: „Hier ist Herr X. stehen zu deiner Verfügung. Du kannst sie sofort haben.“

Schließlich reißt einem die Geduld. Man trifft ihn in einem Café, wo er ein reichliches Frühstück mit Schinken, Ei und Konfitüre verzehrt. Man macht ihm Vorwürfe. Redet sich in Wut. Er bietet einem eine Zigarette an.

„Also, nun hör mal auf. Ich kann wirklich gerade noch das Frühstück bezahlen. Ich habe nur noch einen Postcheck in der Tasche. Aber damit du beruhigt bist —“ Er zieht plötzlich die Brieftasche. Ein freudiger Schreck durchzuckt einen. Ah! Endlich! Er will einem wenigstens den Scheck geben! Doch er denkt nicht daran. Er reißt einen Briefbogen auseinander und kritzelt etwas auf das kleine Blatt. „Hier!“ sagt er dann großartig, „ich habe dir eine Quittung ausgestellt. Damit du keine Angst hast.“ Er reicht einem die Quittung wie einen Zehnmarkschein. Er macht dabei ein befriedigtes Gesicht, als wäre die Angelegenheit nun so gut wie erledigt. Nun kann man nicht anders, man steht wütend auf und sagt: „Du bist ein Halunke!“

Damit ist der zweite Akt der Tragikomödie vorüber.

Im dritten Akt ist man im Anfang also mit Andreas verfeindet. Man ruft nicht mehr an, geht sich aus dem Wege. Dabei könnte man den Zehnmarkschein gut gebrauchen. Da klingelt eines Abends, als man vielleicht gerade an Andreas und den Zehnmarkschein gedacht hat, das Telefon. „Hier ist Herr X.“, sagt eine gefühlvolle Stimme. „Lebst du noch? Ich möchte dir nur sagen, daß du heute dein Geld bekommen kannst.“

„Herrlich!“ will man ausrufen, doch man beherrscht sich. Man verabredet eine Zusammenkunft in irgendeinem Lokal. Man rast los, um den richtigen Moment, der endlich eingetroffen ist, nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen. Andreas sitzt schon da und lächelt fast glücklich. „Alter Freund!“ begrüßt man sich. Man ist ja so froh, daß man sich wieder gefunden hat. Verachämmt steckt Andreas einem zwei Fünfmarkstücke zu. Ein denkwürdiger Augenblick! Man ist ergriffen. Alles ist gut! Und man bestellt eine Flasche Wein. Noch eine. Es wird ein toller Abend. Nachher kommt der Ober mit der Rechnung. Man holt die beiden Fünfmarkstücke hervor und muß noch etwas dazulegen. Schwankend steht man auf der Straße. Mühsam besteigt man den Autobus. Noch eine zu Hause. Hier ist der richtige Moment, der Katzenjammer. Eigentlich hätte man die zehn Mark besser verwenden sollen. Da ist man ihnen nun monatelang nachgerannt, hat telefoniert, hat sich geärgert, fast wäre eine Freundschaft daran entstanden, und nun hat man das Geld kaum abgeholt, und bekommt, an einem Abend ausgegeben. . . Und noch etwas mehr. Wieviel Verdruß, Mühe und Speßen hätte man sich erspart, wenn man Andreas gleich gesagt hätte: „Wiedergeben? Lieber nicht! Ich rechne nicht darauf!“

Brief an einen Rechtsanwalt

Herrn Doc. Sch!

Habe Ihren Brief erhalten, und muß zu meinem größten Bedauern hier mitteilen, das Sie sich mit meiner Frau wieder begeben haben, und bitte Sie höflichst die Scheidungsklage zurück zu ziehen. Hochachtungsvoll B. W.

Pfarrer, bleib bei deiner Kirche!

(Olat Gulbranson)



„Gebn S' fei Obacht, Hochwürden! Da find' i scho' wieder politische Notizen in Eahnam Brevier!“

Dolly mischt sich unter Kegelbrüder

Von Hans Dujs

Kein Wort gegen den Kegelsport! Wenn man nämlich den Aussagen so vieler meist wohlbeleibter und geschäftlich solider Herren in den besten Jahren trauen darf, so bringt dieser Kegelsport eine ganz enorme Steigerung des Wohlbefindens mit sich, ja, diese Wirkung ist so ungewöhnlich, daß der sonst durch geschäftlichen Arger gereizte und daher brummige Hausherr schon am Tage vor seinem Kegelabend eine merkliche Besserung seines Allgemeinbefindens verspürt und ein entsprechend aufgepußtes und nach allen Seiten hin menschenfreundliches Wesen zur Schau trägt.

Dies zur Rechtfertigung des Kegelsports, falls ein anormal mittrauischer Freund des Kegels auf den absurden Gedanken kommen sollte, daß diese kleine Geschichte in irgendeiner Weise dessen offensichtlich Wert anzuzweifeln wage. Und nun zur Sache:

Sie müssen wissen, daß Erwin und Franz sehr intime Kegelfreunde sind. Sie müssen auch wissen, daß Erwin seit einiger Zeit sehr glücklich mit Dolly verheiratet ist. Was Sie aber nicht zu wissen brauchen, ist, daß Dolly der Meinung ist, die Vertrautheit zwischen Erwin und Franz sei größer als die Vertrautheit zwischen Erwin und ihr, — denn das zeigt diese Geschichte zur Genüge.

Es ist am Tage nach einem Kegelabend, den Erwin unerklärlicherweise geschwänzt hatte, als Dolly früh um neun Uhr den verblüfften Franz im Büro aufsucht. „Das ist aber furchtbar nett von dir!“ legt Franz alzu laut begeistert los, „leg

ab, nimm Platz, was kann ich dir anbieten? Wirklich reizend von dir!“ Dabei kratzt ihn irgendwie der Instinkt, mächtig auf der Hut zu sein.

Auch Dolly zeigt ein ziemlich unsicheres Benehmen. Sie lächelt forciert und sagt mit gespielter Leichtigkeit, aber leider zittert ihre Stimme ein wenig dabei: „Ich hatte hier gerade in der Nähe zu tun, und da wollte ich doch nicht verfehlen... übrigens...“ und nun wird ihr Ton bedeutend natürlicher — übrigens hat ja Erwin gestern bei dir übernachtet, nicht wahr?“

Da haben wir den Salat, denkt Franz, wenn der Idiot mir doch wenigstens... Jetzt heißt es aber scharf aufpassen, alter Junge, damit du den Erwin nicht hineinreißt! — „Ja“, lächelt er entschuldigend, „es war reichlich spät geworden. Aber wenn man so richtig beim Kegeln ist, da vergißt man die Zeit mal.“

„Kegeln?“ fällt Dolly ihm drohend in die Rede, „kegeln?? Ich denke, ihr habt mit dem Agenten über das Geschäft geredet? Jedenfalls sagte das Erwin am Telefon.“

„Das... das... war nachher“, Franz gerät ins Stottern, und die Flüche, die er verschlucken muß, lassen ihn beinahe ersticken.

„Ist denn das Geschäft wenigstens zustande gekommen?“ fragt Dolly mit so spitzen Lippen, daß Franz nicht weiß, ob es noch Ironie oder schone Perfidie ist. Er ist nahe daran, die Fassung zu verlieren; denn er merkt, wenn es noch zwei Minuten mit diesem Vorhöl weitergeht, wird er sich

rettungslos festrennen mit seinen erfundenen Antworten. Also raft er sich mit letzter Kraft zusammen.

„Ja, Gott sei Dank, es ist zustande gekommen“, haspelt er heraus, dabei ostentativ nach der Tür sehend, „und das haben wir doch begreifen müssen, dabei ist es ja so spärlich geworden, daß Erwin gleich bei mir geblieben ist, die Einzelheiten wird er ja heute abend erzählen, ich habe nämlich jetzt eine dringende Konferenz, entschuldige.“ Bitte, daß ich mich nicht schmeißen muß, vielen Dank noch für deinen Besuch und grüß Erwin, diesen... Ja, also auf Wiedersehen!“

UFF! Die Dolly ist fort. Aufatmend steht Franz einen Augenblick an der Tür. Dann springt er mit einem Satz ans Telefon.

„Erwin? Ja, hier ist Franz. Weißt du, was du bist? Du bist das größte Rindvieh, das mir je auf dieser Erde über den Weg gelaufen ist! Wenn du schon gestern abend meine Sachen gemacht hast, konntest du mich dann nicht wenigstens rechtzeitig informieren, was für Märgen du deiner Dolly erzählst? Jetzt ist sie eben bei mir gewesen, ich kann dir sagen, ich habe Blut geschwitzt, aber mich doch ganz großartig aus der Affäre gezogen... Was, du weißt nicht, was ich will? Wieso? Du bist gestern den ganzen Abend mit deiner Dolly zu Hause gewesen...??“

Wumm! flog der Hörer auf die Telefongabel. Aufgesehen! Diesem Baby von Weibsbild auf den Leim gekrochen! Das konnte nicht einmal mit Sekt wieder abgewaschen werden. Und Erwin, der Schurke, hatte sich gelachelt. Von diesem Tage ab war die Vertrautheit zwischen Erwin und Franz nicht mehr so groß wie zwischen Erwin und seiner Dolly.

Größenwahn

St. M. Becki



Südamerikanisches Geplänkel

Die Brasilianer liegen mit den Argentinern, denen vielfach der Ruf nachgläubiger und rühriger zu sein, in ewiger eifersüchtiger Konkurrenzfehde, und wenn zwei Angehörige dieser Länder sich über den Weg laufen, geht es nur selten ohne kleine Sticheleien ab.

Ein Mann aus Rio trifft mit einem Mann aus Buenos Aires zusammen, und um das vermutete Überlegenheitsgefühl des Argentiniers zu ironisieren, sagt er mit hinterhältigem Ernst: „Was ist eigentlich Wahres daran? Bei uns wird erzählt, in Buenos Aires wäre der Himmel zweiwundert Meter höher als in Rio!“ Der Argentinier bleibt kochernst: „Nein“, sagt er dann kopfschüttelnd, der Himmel ist bei uns nicht höher: bloß der Horizont ist weiter.“

Kleiner Wunschtraum von der Sommerfrische

Von Fritz A. Mendel

Auf der einen Seite der Düne lag die Ostsee ruhig in der Sonne. Auf der anderen Seite lag Bertram ebenso, und wer ihn hätte liegen sehen, dem wären wohl Bedenken gekommen, ob sich so ein faules Stück Fleisch überhaupt fortbewegen ließ. Aber es sah ihn niemand. Und weil deshalb auch niemand Argernis nehmen konnte, hatte Bertram die weiße Badehose ausgezogen und lag nackt und braungebrannt auf den heißen Sandkörnern. Die Hinterseite streckte er der Sonne entgegen, und die faßte es keineswegs als Herausforderung auf. Vielleicht läuschte sie sich über den wahren Tatbestand, denn Bertram hatte sich heute zum ersten Male von allen Hemmungen und der Badehose gelöst, darum hob sich eine gewisse Stelle von seiner übrigen Bräune ab, so als hätte er noch die weiße Badehose an.

Bertram lag in diesem sanften Küder der Düne und war unerhört beschäftigt. Er buddelte nämlich die Badehose in den Sand, dann zog er sie wieder heraus, und dann, ja dann buddelte er sie wieder ein. Ähnlich wie bei einer Elehrühr rann ihm der saubere Sand durch die Finger, aber plötzlich ließ er allen Sand auf einmal fallen,



„Sehng S', Fräuln Lenerl, grad an die hohen Feiertäg geht ma mei Frau selig scho arg ab.“ — „Müassen S' halt wieder heiraten, Herr Huaber!“ — „O mei, solchene Knödel macht koane mehr . . .“

denn auf der anderen Seite der Düne schrie jemand mit kurzen Abständen: „Die See!“ — „Die See!“ Bertram schüttelte sich den Sand aus den Ohren, aber er hörte nur immer wieder: „Die See!“ — „Die See!“ Schnell fuhr er in die Badehose und kroch vorsichtig an der Düne empor. Natürlich, ein Mädchen . . . dachte er. Gar nicht weit von ihm saß es und jubilierte: „Die See!“ — „Die See!“ Bertram kroch leise näher und überlegte, was er sagen könnte. Vielleicht: „Fräulein, wo kann man sie abstellen?“ Er warf es wieder. Dafür erschrackte er das begeisterte Mädchen durch die Bemerkung: „Verzeihung, es heißt der See . . .“ Das Mädchen warf den Kopf herum. Eine ganze Reihe von Ausrufen, die See betreffend, erstarben auf seiner Zunge. Bertram stellte fest, daß es doch kein Mädchen, sondern eher eine junge Dame sei. Sie hatte sich wieder so weit gefaßt, um ihren Schreck hinter Ablehnung verbergen zu können. „Wer sind Sie denn?“ fragte sie. „Ich bin der Strandwärtin“, antwortete Bertram und grinsten sie an. „Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie hier nicht baden dürfen.“ „Warum nicht?“ „Hier ist das Herrenbad“, sagte er schlicht. Jetzt schien ihr ein Licht aufzugehen. „Ich bleibe aber doch da“, lachte sie. „Dann muß ich Sie leider aufschreiben“, meinte Bertram. „Wie heißen Sie?“

„Brigitte.“
„Woher?“
„Berlin.“
„Beruf?“
„Kunstgewerblerin.“
Mit einem dumpfen Wehlaut sank Bertram in den Sand. „Die See!“ — „Die See!“ stöhnte er.
„Seit einem Jahr freue ich mich darauf,

hier sitzen zu können, und jetzt haben Sie meinen Freudengeschrei zugehört . . .“ Sie schenken sich ein blöches zu schämen. „Und wenn mich nicht alles täuscht, sind Sie auch noch allein gerüstet . . .?“ „Natürlich, ich brauche doch kein Blümchen Männertrutz . . .“ „Dann darf ich Sie wohl allein lassen, allein mit dem kunstgewerblichen Blümchen Männertrutz.“ Damit erhob sich Bertram und zog sich hinter die Düne zurück. In seiner Kule angekommen, streckte er sich wie vorher aus. Nur die Badehose behielt er an. Ja, da lag er wieder, aber nicht mehr faul, eher wie ein Jäger auf dem Anstand. Nach zehn Minuten rief es ganz nahe: „Männertrutz . . .“ Bertram schaute auf. Im Badeanzug und pudelnack stand Brigitte vor ihm: „Herr Strandwärtin, ich habe doch gebadet.“ „Männertrutz“, ätschte er zurück. Sie ging nicht darauf ein, sondern fragte, ob er jetzt mit ins Dorf käme. Sie habe Hunger. Bertram erhob sich. Es geschah etwas Lächerliches. Ein Herr in der Badehose verbeugte sich leicht und sagte: „Ich heiße Bertram.“ Mit nackten Füßen stapften sie auf der Düne entlang. Immer weiter entfernten sie sich von dem Ort ihrer Bekanntschaft. Immer kleiner wurden ihre Gestalten und hoben sich dennoch streng gegen den sehr blauen Himmel ab.

Die Pflanze

Von Hermann Sendelbach

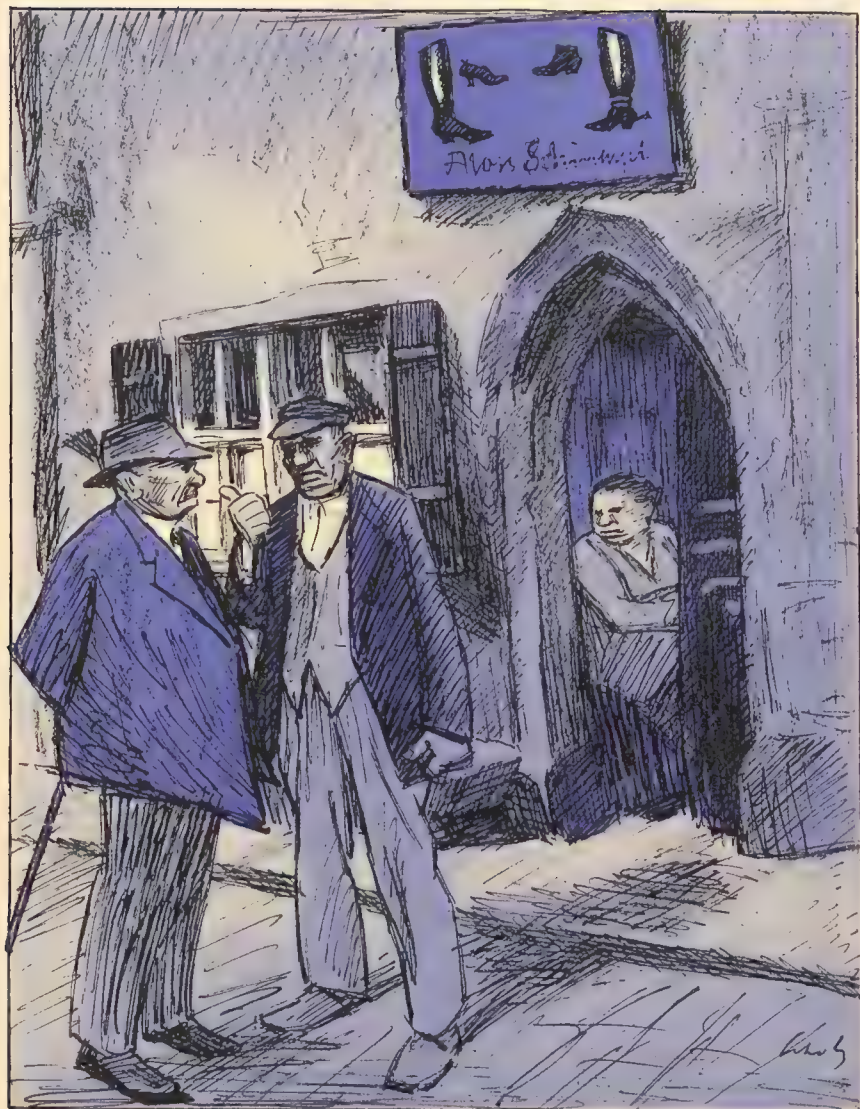
*Aus der Erd' und der Gestirne Kräfte
Formt sich zaubrisch atmendes Gebild.
Hauch der Lüfte mischt sich mit den Säften.
Aufbrich's stark in Blättern und in Schäften,
Und das grüne Leben steigt und quillt.*

*Die Erwachte trinkt in gler'gen Zügen,
Hebt den Seinstraum triebhaft in das Licht,
Als begehre sie nach Sternenflügen.
Doch es bleibt ein laises Nüchterngehen,
Eh' die Blüte aus der Knospe bricht.*

*Dann verfängt sie sich im Sichbescheiden
Und gibt all ihr Sehnen an die Frucht.
Mütterlich Verzichtes und Erleiden
Wird ihr Tag, — bis zu dem jähren Scheiden,
Wenn der Same eigne Heimat sucht.*

Denunziantengemüt

(Wilhelm Schulz)



„Da Rohrmoser Franzl von Oberhaching ko am letzten Viechmarkt so was gar net g'sagt ham. Da Franzl is do' scho vor guat dreivierteil Jahr gschtorbn . . .“ — „Ganz wurscht! Am Viechmarkt is 's gsagt worn, dös woäß i aus ganz gewisser Quelle!“

SIMPLICISSIMUS

Französischer Wunschtraum

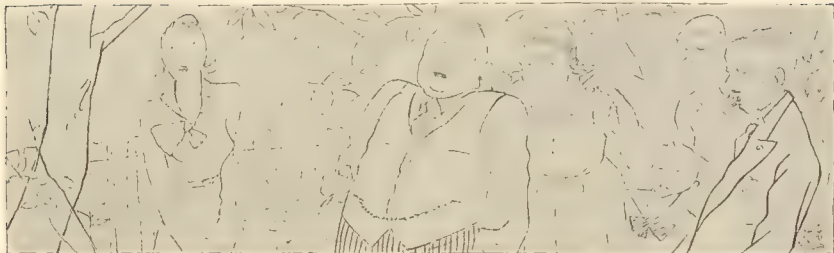
„E. Thöny



Um die Freiheit und Unbeeinflussbarkeit der abstimmungsberechtigten Saarländer zu gewährleisten, wird jedem als „Schutzengel“ ein französischer Soldat zur ständigen Begleitung beigegeben.

Der Kanonenschlag / Von Heinz Oscar Wuttig

(Zeichnungen von R. Kriesch)



Die Raketen bohrten sich pfeifend in den besten Himmel und zerplatzten dort in den unwahrscheinlichsten Farben. Goldregen überschüttete die Schrebergärten, und Onkel Ottos Laube spreizte sich in der bengalischen Beleuchtung wie ein monumentaler Palast. Es war einfach großartig! Den Beschluß des Ganzen, die Krönung des Feuerwerks, sollte jetzt ein Kanonenschlag ausmachen, den Onkel Ottos Neffe Robert beigeleitet hatte. Robert war in der Lehre bei einem Dro-

Größe des Paketes unheimlich vorkam, stand der Schweiß auf der Stirn. Tante Olga hielt sich schon jetzt die Ohren zu, der kleine Heini weinte vor Angst. Die anderen standen weit vorgereckten Halses, nur der Neffe Robert stand unbekümmert wie ein Feldherr und beobachtete den laufenden Funken. Bis auf zehn Zentimeter hatte dieser schon den Feuerwerkskörper erreicht. Jetzt nur noch fünf. Noch drei! Gleich mußte er losgehen! Onkel Otto riß weit den Mund auf. Er hatte bei der Artillerie gedient. Allein nichts geschah. Man wartete noch eine Minute, dann wurde man ungeduldig. Neffe Robert umschlich das Erdbeerbeet und präsente das Kanonenschlag an. — War er vielleicht feucht geworden? Das wäre natürlich höhere Macht; denn an der Mischung lag es bestimmt nicht. — Oder ob er doch statt Phosphor — Natron genommen hatte? Die Gläser standen dicht beisammen. Ein beschämender Gedanke! Der Kanonenschlag lag friedlich auf dem Stein. Robert nahm ihn in die Hand. Die Lunte war bis zum Ende abgebrannt, hatte aber nicht gezündet. Merkwürdig! — Onkel Otto verfröstelte inzwischen die Verwandtschaft. Robert sei doch immerhin erst ein pyrotechnischer Anfänger, und er würde schon dafür sorgen, daß es noch knalle. Und der Heini bekomme eine Backpfeife, wenn er nicht aufhören zu weinen. — Neffe Robert hatte inzwischen aus der Laube Papier und Sägespäne gebracht und machte zwischen den Beeten ein lustiges Feuer. Als er genug Glut hatte, warf er einfach den Kanonenschlag hinein. Ein genialer Gedanke! — Doch die Wirkung blieb aus. Ruhig brannte das Feuer herunter, der Bindladen war schon fast verkohlt, und der Kanonenschlag lag noch immer so harmlos da, als ob er nur mit Zucker und Salz gefüllt wäre. Neffe Robert war sehr bedrückt. Und endlich gab er es auf. Der Abend war jetzt allen verdorben. Die ganze Verwandtschaft fühlte sich um den Abschluß betrogen. Onkel Hans sagte, ein Feuerwerk ohne Kanonenschlag überhaupt kein Feuerwerk; und Kanonenschläge kaufe man fertig im Laden und überlasse das nicht so einem Lausjunker. Und Bier hätte es überhaupt zu wenig gegeben. — Klein-Heini fragte noch einmal, wann es denn nun endlich knalle, worauf er noch eine Backpfeife bezog. Und Lenchen, die zum nächsten Sonntag eingeladen wurde, sagte schnippisch, sie gehe lieber in den Lunapark, da gäbe es doch wenigstens ein ordentliches Feuerwerk. So ging man sehr verärgert auseinander. — Onkel Otto blieb als einziger zurück. Ging noch einmal durch den Garten, hob den verhängerten Kanonenschlag auf und warf ihn in eine Ecke der Laube. Dann schloß er alles ab und ging ebenfalls verärgert nach Haus. —

Im Spätherbst, als die Haselnüsse reiften, saß die ganze Gesellschaft wieder einmal in der Laube. Längst hatte man das verunglückte Feuerwerk von damals vergeden auf dem Baum. Draußen war es kalt, und auf kleinen Ofen stand der Teekessel und zischte. Diesmal gab es auch für Onkel Hans genug Bier. Er saß dem Ofen am nächsten. Der Funke warf von Zeit zu Zeit Holz und Reisig in ihn hinein. Schließlich lag

nichts mehr in seiner Nähe. Mit unsicheren Schritten ging er in eine Ecke des Raumes und holte aus ihr einen Armvoll Holzkloben, Papier und Brettstücke heran. Warf das alles auf einmal in die offene Ofentür und setzte sich wieder an den Tisch. Der Teekessel sumimte, es war gemütlich und warm. — Plötzlich gab es einen ohrenbetäubenden Knall. Eisenstücke, Splitter und Dreck spritzten herum. Tür und Fenster wurden nach außen gepreßt. Die Wand bekam einen Riß, und dicker schwarzer Rauch erfüllte die Laube. Die Frauen schrien, soweit sie nicht in Ohnmacht lagen. Die Männer fluchten und eilten ins Freie. Klein-Heini war durch die offene Tür auf das Erdbeerbeet geflogen, und Onkel Hans sah aus wie ein Neger und hatte einen hellen Offenring um den Hals. Nur der Neffe Robert stand verkürrt inmitten des Chaos und stammelte verzückt: „Das war mein Kanonenschlag!“



gisten und hatte Schwarzpulver, Schwefel und Phosphor sorgfältig gemischt und das Ganze mit gebleimten Bindfaden verschürzt. Der Kanonenschlag war ein ansehnliches Paket geworden. Mit ihm und seinem Gefolge stand jetzt Roberts junge Berufsehre auf dem Spiel. Natürlich wollte er die Zündschnur, den einen halben Meter langen Phosphorfaden, selber in Brand setzen. — Der Kanonenschlag wurde auf einen Stein zwischen die Erdbeerbeete gelegt. Ein Streichholz flammte auf, und Neffe Robert sprang zurück. Die umstehende Gesellschaft zog sich ebenfalls auf respektvolle Entfernung hin gegen den Zaun, Aufgeregt und gespannt wartete man auf das Ereignis. Der Funke zündete den Faden entlang. Onkel Otto, dem plötzlich die





„Mon Dieu! Mir scheint, dieser Dummkopf hat abgerüstet!“

Kleine Gartentragedie / Von Katasstr

Am Starenkasten auf der Stange
ist jetzt ein Hochbetrieb im Gange,
weil nämlich aus dem Ehebund
der übliche Effekt entstand.
Fünf gelbe Schnäbel fließen ständig,
die freßbegierde ist unändig
und ebenso das Feldgeschrei.
Der Stoffumsatz geht nebenbei . . .

Von einem Hausdach in der Nähe
bemerk't's mißbilligend die Krähe,
die alles Tadelnswerte bucht.
„Wie? Nennt man das nun Kinderzucht?
Herrsch't hier Verschwendung und Sitte
und Lebensart und Demut — bitte?“

Hochwürden Krähe sagt sich: „Nein!“
und greift drum pädagogisch ein.
Das heißt, sie wartet, bis die Alten
nach frischem kalter Umschau halten,
fliegt dann herbei, zieht — trotz Protest —
den ärgsten Schreier aus dem Nest
und schlägt sich seitwärts in die Fichten,
um ihn dort sittlich aufzurichten,
wobei sie viel Geschick bezeugt.
Denn siehe: der Krakeeler schweigt . . .

Natürlich fehlt es nicht an Leuten,
die diesen Vorgang schnell mißdeuten.
Gottlob, die Krähe löst das nicht
dank ihrem innern Gleichgewicht.



„Halloh, stop, Mister Jap!“ — „Oh, ich wahre nur die Interessen Chinas.“

Fräulein Kuhlkes Lebensziel

Von Annette Kispert

Vor Jahren wohnte ich als Untermieter bei Fräulein Kuhlke. Sie war Aufwartefrau in einem Bürohaus, aber sie hatte durchaus nicht die Absicht, ihr Leben lang dies zu bleiben. Tagtäglich erklärte sie mir: sie besäße Ehrgeiz, sie wolle höher hinaus, sie wolle Toilettenfrau werden.

Ich hatte bis dahin niemals gehört, daß eine Toilettenfrau im Rang über einer Aufwartefrau steht. Fräulein Kuhlke behauptete es jedenfalls und belächelte nachsichtig meine Unwissenheit. Und dann erfuhr ich von ihr, daß Toilette und Toilette, auch wenn Holz, Porzellan und Wasserlauf sich gleichen wie ein Ei dem andern, noch lange nicht dasselbe sind, und daß überhaupt eine anständige Toilette einem nicht einfach in den Schoß fällt, daß man ein kapitalkräftiger Mensch sein müsse, um Be herrscherin einer besseren Toilette zu werden, es sei denn, man habe besondere Protektion. Und sie warf mit Kautionszahlen um sich, daß ich im Geiste bekommen feststellte, daß mir der Beruf einer Toilettenfrau, auch wenn ich noch so heftig jemals darauf erpicht sein sollte, schon aus pekuniären Gründen ewig verschlossen bleiben wird.

Als ich nach Monaten mein Quartier wechselte und ihr zum Abschied „eine prima Toilette“ wünschte, drückte sie mir die Hand mit einem Innigen: „Man hofft, man strebt, — wenn's nur kein Luftschloß blüht.“

Und, siehe da, es blieb kein Luftschloß.

Eines Tages betrat ich die Toilette eines eleganten Restaurants, und da, vor mir, inmitten des blitzend gekachelten Vorraums neben blinkenden Waschbecken mit funkelnden Hähnen „warm“ und „kalt“, neben üppigen Spiegeln und Glastischen mit allem, was die feine Dame zur Aufbesserung ihres Hauptes benötigt, stand, eingehüllt in eine riesige schneeweiße Schürze, Fräulein Kuhlke. Sie streckte mir beide Hände entgegen: „Daß ich das erlebe, daß ich Sie hier begrüßen darf!“ Dann, höflich-sachlich, wurde ich in eine der niedlichen Zellen bekomplimentiert, und als ich wieder heraustrat, erlaubte mich Fräulein Kuhlke, drückte mich sanft auf einen weißlackierten Stuhl, vollführte eine raumumfassende graziöse Armbewegung — kein Empfindsel hätte es schwungvoller machen können — und flötete stolz: „Ist es nicht ein Schmuckkasten?“

Ich versicherte ihr, daß sie zweifellos auf ihre Weise das große Los gezogen habe.

„Und wenn Sie, wenn ich es verdanke?“ Sie lächelte verschnitzelt. „Wittkopf! Sie besinnen sich doch noch auf den alten Wittkopf von eine Treppe tiefer?“

Mein Gedächtnis wußte nicht mehr von Wittkopf, aber Fräulein Kuhlke sprach von ihm eifrig weiter. „Wittkopf“ war doch Kellner hier im Lokal, ganze dreißig Jahre lang. Und er war doch immer so merkwürdig scharf auf mich. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, ich sei die richtige Frau für ihn, und er würde sowieso jetzt abgebaut, und gesparrt hätte er recht hübsch, und Rente bekäme er auch und also. Aber ich sagte immer: „Wittkopf, ich bin ein Selbständiger gewohnt, mein Streben geht wo anders hin.“ Doch wie Wittkopf eben ist, er ließ nicht locker. Und da gab ich mir denn schließlich einen Ruck und erklärte ihm: „Gut, Wittkopf, eine Liebe ist der andern wert; wenn Sie mir die Toilette in Ihrem Lokal verschaffen, dann soll's sein, dann ward' ich Ihre Frau.“ Und mein Wittkopf — wie gesagt, er war dreißig Jahre hier tätig und war beliebt beim Chef —, also, mein Wittkopf wie ein Flitzbogen hin und die Sache vorgetragen. Und wie der Chef merkte, daß Wittkopfs ganzes Lebensglück davon abhing, da ließ es auch gleich: „Wird gemacht, Wittkopf, wird gemacht.“ Und im Handumdrehen hatte ich meine Toilette.

„Und einen Mann dazu“, lachte ich.

„Aber gewiß doch! Ich werde doch Wort halten.“ Und ihr Mann sitzt nun so allein zu Hause? Fühlt er sich denn glücklich auf die Art?“

„Ob der glücklich ist!“ Sie reckte schwanenartig ihren mageren Hals. „Wenn ich nachts heimkomme, Sie sollten mal sehen, wie er da schon lauert.“

„Lauert?“

„Ich bitte Sie! Ein Mensch, der dreißig Jahre lang wo tätig war, der will doch was hören von der Stätte, wo er gewesen ist. Und ich weiß Bescheid über seine ganze Toilette, mir kommt alles zu Ohren, da ist kein Angestellter, den ich nicht persönlich kenne. Wittkopf wäre ja wie abgeschnitten von seiner ganzen Vergangenheit, wenn er nicht diese Verbindung durch mich mit seinem alten Lokal hätte. Das hätte der Mann ja gar nicht ausgehalten, der wäre längst eingegangen, da können Sie Gift drauf nehmen. Wenn ich heimkomme und ihm berichte, das ist einfach Lebensfutter für ihn.“

Die Türe schnellte auf. Ein paar Damen traten ein. Frau Wittkopf-Kuhlke stürzte eilfertig zu den Zellen. Aber noch im letzten Moment raunte sie mir mit funkelnden Augen zu: „Sie müssen mal am Sonntag kommen, wenn's Licht voll ist. Da können Sie Betrieb bei mir sehen. Kommen Sie mal am Sonntag.“ Und, schon halb draußen aus dem Schmuckkästchen, hörte ich hinter mir noch ein stolz-zufriedenes: „Ja, ja, ich habe nicht umsonst gehofft und gestrebt.“

Wohl ihnen, Frau Wittkopf-Kuhlke; nicht jeder kann dies von sich sagen.

Die Anekdote

(Karl Arnold)



Rührseliges Kinostück. Die Frau weist, daß ihr Taschentuch schon vor Nässe quetscht. Nach dem ersten Akt reicht ihr der Mann sein eigenes trockenes Taschentuch.

Darauf sie: „Ach, läst, Schorsch, der zweite Akt geht auch noch rein!“

Seelengröße

Immer bewundere ich von neuem den alten Rottländer, der von Zeit zu Zeit die Grube des Hauses leert. Da hier nicht von „non olet“ gesprochen werden kann, geschieht es so selten wie möglich. Nun mußte mir doch kürzlich mein Brillenutal mit Brille in die Grube fallen, und damit war ich in der verzweifeltsten Lage, auch einmal außer der Zeit den alten Rottländer kommen zu lassen, daß er danach „tauche“. Rottländer tut das ohne Zieren, denn er hat als Schutzmittel gegen das Unangenehme ja seine Pfeife, die er unaufhörlich qualmend im Munde hängt und, die wie eine Gasmasken wirkt. Es muß an jenem Tag aber ein Unstern über seinem Tun gewaltet haben, denn bei irgendeinem hingemurmelten Fluch entglitt die wertvolle Schutz- waffe seinen Zähnen und fiel in die Masse.

Und da bewährte sich dieser Mann in der höchsten Gefahr. Was tat er? Er griff wie der Blitz danach, fischte sie heraus, wischte sie ebenso blitzschnell an der Hose hinten ab, steckte sie in den Mund, sog daran und sagte befriedigt lächelnd: „Se zieht no!“ Und schaffte weiter.

Kulturrkritik

Ich war nach längerer Zeit wieder einmal in das alte Städtchen gekommen, hatte die winkligen Gassen durchstreift, ein stilles Wiedersehen gefeiert mit dem eifernspinnenden Kreuzung, unter dessen Gewölben wir uns damals als Domyngsasiaten in den Schuipausen ergangen hatten, und war nun von den Erinerungen und vom schlechten Pflaster etwas müde geworden. Zeit zum Mittagessen war es auch schon, und so lenkte ich meine Schritte nach dem Ratskeller.

Das Rathaus stand noch mit seinem Renaissancegiebel und dem Turm mit der Barockhaube, über dem Eingang zum Ratskeller leuchtete noch die derbe, sinnenkristalle Steinplastik; aber die Neuzeit hatte auch ihren Einzug gehalten: vier oder fünf Benzin- zapfen leuchteten grellblau in der Sonne, mehrere Autos parkten, die zwei von der Tankstelle hatten alle Hände voll zu tun.

Unten im Ratskeller, im ersten Zimmer, adä eine Menge Leute laut und hastig. Im nächsten Raum war es still und dümmig. Ein alter Kellner bediente mich mit jener feierlich-heiteren Gemessenheit, die aus dem simplen Vorgang des Essens einen Akt voll tiefster und schöner Bedeutung macht. Seine Augen leuchteten väterlich liebevoll, als ich einen guten Wein wählte.

Um ihm eine Freude zu machen, sprach ich zu ihm von den Vorteilen des Autos, das, wie man ja sähe, viele Gäste hierher- brachte . . .

„Pah, diese Leute!“ sagte er da unendlich geringschätzig. „Für ihr Auto wollen sie jeder eine andere Sorte Benzin und Öl. Aber für sich selber bestellen sie alle bloß Borkwurst mit Salat und ein Bier . . .“

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:

„Karl Arnold gloriert mit unerbittlichem Grisel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meißelt dabei die Gaben der überlegenen Geistesfreiheit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Zerküßnis bereiten, als daß sie abhelfen.“

Hamburger Fremdenblatt:

„... Mit dem feiernden Instrument des Chorgesangs wird Atmosphäre und Balletkopf des Berliner Inflationstanzes mit Tanzdritten, Valzschreibern, Kokosmisten, Asototen äußerlich aufgeschüttelt.“

Hannoverscher Kurier:

„... Verhehlt wie uns doch jauchend, was wir andiesem Künstler begeben: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfindersicherer Port in Einfalt und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:

„... Das gibt ein amüßantes und buntes Bild von Boren, Konfessionären, Jahrmachtsleuten, Böhmiern, Filmhändlern, Familienadligen, Kaufleuten und Aufsteigendengemeinschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom jaurer Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:

„Karl Arnold, der den Münchner Spitzler so oft mit der Bleistiftspitze gefügelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Gang gegangen und hat in finsternen Kaufhäusern, in lichten Bürgerwohnungen und in hell strahlenden Progenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden.“

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicitas-Verlag, München 13 • Postcheckkonto München 5802

Zweierlei Naturgeschichte

Überall

stilles Schlafen,
in dunklen Ecken und Winkeln
und sogar froh in der Sonne,
warten und warten,
geruhig und harmlos, —
und gieren doch nach dem Leben ahnungslos
saugen mit dem roten Saft (Geschöpfe;
Wollust ein,
pressen dann
auch ihren eigenen Gefährten
alle Kraft und allen Willen
aus den Wirbeln —
und pressen sie auf!
die eigenen Gefährten!!!
„Jaja...“, sagt Opa
und schielt auf Omas Bild,
das sie als große Dame,
pompös mit Kapothut,
darstellt,
wie alle müssen uns eben,
so gut es geht,
mit Gottes Natur abfinden.“ —

„Pfui Spinn!“
lacht der Enkel
in Opa verkniffenes Greisengesicht,
„ich,
um in der Naturgeschichte zu bleiben,
habe es mehr mit dem Hahn,
der täglich seine zwieluchtigsten Hennen ...
sagen wir mal ... versorgt!
ganz ohne gefressen zu werden!“

„Leichfertige Jugend ...“,
brummt Opa
in seinen
elsternen Bart.

Hans Dais

Der letzte Verrat / Von Mang

„Komm her! — Na, komm her!“ Sorgfältig suchte Tip-Top zwischen den Wurstabfällen, die ihm die gutmütige Fleischersfrau zugesteckt hatte, den appetitlichsten und verlockendsten Wurstzipfel heraus, um ihn verführerisch hin und her zu schwenken. Auf dem wüsten Platz, an dessen Rande Tip-Tops Wohnung lag, irrte nun schon seit Stunden ein kleiner, brauner Hund herum. Schmutzig war das glatte Fellchen; um den dünnen Hals hingen die Reste einer zerfaserten Schnur: verschreckt zuckte das Tierchen bei jeder Bewegung Tip-Tops. Der aber hatte Zeit: nichts war so wohlfeil als seine Zeit: endlich gelang es ihm, das Tierchen so weit heranzulocken, daß er es mit schnellem Griff fangen und auf sein „Bett“ bringen konnte.

Bett: das war nun eigentlich eine infame Hochstaperei. In die Lehmboschung des Platzes war eine flache Höhle gegraben: drin lag eine alte Matratze, die ihrer Unwohnlichkeit wegen sogar von den Wanzen wieder verlassen worden war. Holzpflocke hielten alle Sackfetzen vor der offenen Seite fest. Das war Tip-Tops Wohnung. Tip-Top war ein richtiger Pennbruder: freilich war er in der kleinbürgerlich-respektablen Gegend das einzige Exemplar seiner Gattung und erfreute sich darum sozusagen wohlwollender Duldsamkeit seiner Umgebung. Er bettelte nicht; das war merkwürdig — immer kam er in die umliegenden Geschäfte als Käufer. Freilich verlangte er stets nur „für n Sechser Wurstabfall“ oder „für n Sechser Käsekanten“ und erwartete, daß man ihm dafür ein großes Paket der begehrten Dinge über den Ladentisch schob. Aber er bot-

telte nie. Ebensovienig hatte man ihn jemals bei irgendeiner Arbeit erwisch. Gestohlen hatte er auch noch nicht. Das Inventar der öffentlichen Plätze betrachtete er allerdings als sein Privat Eigentum. Irgend jemand hatte ihn einmal auf der Post gesehen, wie er unter Vorlegung unsagbar schlimmer Legitimationspapiere eine geringe Summe abhob — und somit war die Legende entstanden, daß Tip-Top der verstoßene Sohn einer guten Familie sei: ein Pennbruder, wie geschaffen für diese Gegend, in der Jedermann „etwas Besseres“ war und das graue Elend des Stehkragenproletariats in die Häuser nistete, die bis in den Hausflur hinauf nach billigem Fett und ewig aufgewärmtem Essen rochen, trotzdem die Frauen nur mit Hut und Handschuhen auf die Straße gingen.

Einiges mußte ja an der Legende von Tip-Tops Herkunft wahr sein, denn unter den Jungen der Gegend war es wohl bekannt, daß mang Tip-Top bis in die Pythagorasgegend unbesorgt jede Konstruktionsaufgabe und jede andere mathematische Aufgabe anvertrauen konnte. Wußte er sie auch nicht mehr zu erklären, so löste er sie doch um einen Groschen für Schnaps recht gern und immer richtig. Hatte er dann getrunken, so sang er uralte Schlager und Vagabundenlieder oder führte mit seiner Flasche groteske Tänze auf. Und diese Kinder, denen das unvernehmliche Gesicht des Elends fremd war, deren Lebenswege schon täglich in den Wohnungen ihrer Eltern bis auf jedes Semester ihrer Ausbildung festgelegt und vorberechnet wurden, umwoben drum die Gestalt Tip-Tops mit der Gloriorie einer roman-

lichen Freiheit: nur, um ihm Brot und Schnaps-groschen zu bringen, wurde manche Frühstückstulle und mancher Taschengeldgroschen über den Etat hinaus von ihnen erbeutet.

Schon schlug es eins: gleich mußten seine Freunde kommen. Was die wohl sagen würden? Zärtlich strich Tip-Top über den Kopf des kleinen Hundes; er hatte ihn in seinen zerlumpten Mantel geschoben, und das Tierchen zitterte nun nicht mehr. Großartig, daß er nun einen Hund hatte! Wie schön ihm der kleine Kerl die eingesunkene Brust wärmt! Karichen würde ihm sicher eine kleine Schüssel besorgen, schlafen würde der kleine Hund mit ihm auf der Matratze, und Milch und Wurst würde er für das Tierchen schon heranschaffen.

Siehste wohl — bloß Milch un Wurscht, un so viel du willst, kannst kriegen. Der schaff ich noch immer. Kleck mal — da kommen die Jungs! Schon hatten sich von dem Schwarm der Schulkinder wohl zehn Jünglinge abgesondert, die unter der Schar ihrer Altersgefährten Tip-Tops eigent-liche Mäzene waren.

„Maze, Karichen, Herbst — kuckt mal her! Ich hab 'n Hund — 'n ganzen feinen!“
Flink war die ganze Bande bei ihm.
„Knoke, Mensch, Tip-Top . . . hast 'n Jefangen? Willste 'n verkaufen? Aufgeregt umstanden die Jungen Tip-Top und seinen Schützling. Empört wies der das Ansinnen zurück.

„Wo er mir so schön wärmt? Seit Hujo dot ia, bin ich immer so alleine gewesen! Nee, den behalt' lo!“ Und mit einem erweisen Ausdruck, vor dem auch der vorlautesten der Jungen der Spott versieg, sagte er hinzu: „Erst wenn man fier wat Lebendigs anleien kann, macht der Leben een binken Spaß!“

Still gingen die Jungen nach Hause. Hugo, der Freund Tip-Tops . . . den hatten sie ja auch alle gekannt — und wußten alle, wie ihn vor einem Jahr ein Automobil überfahren hatte. Erst jetzt fiel ihnen ein, wie väterlich der lange Tip-Top immer für den kleinen Hugo gesorgt hatte. Kurz vor Hugos Tod war das Freundschaftsverhältnis der beiden freilich etwas erkalte. „Hujo hat sein Leib in een Weib verjagt“, hatte Tip-Top seinen jungen Mäzenen anvertraut, und es war deutlich zu merken gewesen, wie der lange Penbruder darunter litt.

Am nächsten Tag brachte Max richtig eine alte Unterlasse, Karichen eine leere Bierflasche. Herbst eine alte wollene Decke, und Fritz hatte sogar ein kleines, altes Halsband aufgetrieben. Tip-Top kaufte wieder um einen Sechser Milch für seinen Hund. Nun war er alle Tage Stamm-gast am Milchwagen, und rührend war es, zu sehen, wie der alte Stromer dem kleinen Tier alles zu verschaffen suchte, was so ein Hundeleben angenehm macht.

Inzwischen aber zog sich das Unheil gegen den

langen Penbruder und seinen vierbeinigen Freund zusammen. Einmal, als er mit dem kleinen Georg, einer der Jungen, sah auf seinem Schulweg an der Anschlagsäule ein kleines Plakat: „Verloren oder gestohlen Ende voriger Woche ein kleiner brauner Rehpsinscher, auf den Namen Chéri“ hörend. Wiederbringer oder Person, die

Donaufage / Von Hans Wohlt

Der ferg von Heining hält Hochzeit heut, eine Bauerndauert hat er gefreit mit Huben und Kösteln und einer Truhe voll Geld. Auf Geld ist sein falsches Herz gestellt.

Schön Agnes igt nit nur eine steinarte Magd, und drum hat der ferg ihr abgelegt.
Ach Donau, Donau, rinn du mit Blut!
Wie weh doch verflozene Liebe tut!

„Zwischen Mond und Morgen beim Hahnentratt halbrunken flößt der ferg vom Gelad, die Braut an der Seite. Das Ungelinn, die Donau, zieht gar still und gefinn.

Doch wie die Jille Irromitteln schneht, ein Schwall sich schloßweiß und steil erhebt, er hebt aus der Tiefe sich schäumend dar und spült der Braut den Kranz aus dem Haar.

Als hätte geheime Gewalt sich gelöst, das Schiff wird in widriger Wirbel geföhrt, es taumelt, von fremder Willfür bewegt, wie Flug auch der fähmann das Ruder legt.

Und wieder aus gärendem Abgrund es jicht und speilt der Braut in den Schoß die Gischit. Es sprubelt und bäumt sich der Wafferleib, er schüttelt sich toll gen das plärrende Weib.

Jeht wildert dem fergen das Herz, und er fchreit: „Du Donauteufel, ich trug deinem Teid!“ Das Sichmesser aus dem Gurt er reißt und blind ins finstere Sekreitel schmeißt.

Und aus gefülltem Wirbel sogleich aufschwacht ein Feidmann, versetzt und bleich: Schön Agnes langsam vorüberfchwimmt, im Hals ihr grell das Messer glimmt.

den Aufenthalt des Hundes nachweist, erhält 50 Mark Belohnung.“ Dann die Adresse. Und die Fünfzig — die war ganz fett gedruckt. Beim Heimweg zog Georg seinen Freund Karichen zu der Anschlagsäule. Ja, es war kein Zweifel — das war Tip-Top-Hund, der hier gesucht wurde. Und fünfzig Mark . . . ach, fünfzig Mark waren ein schauerhaftes Stück Geld — fünfzig Mark, das war für beide Jungen die Teilnahme an der Ferienwanderung, zu der die Eltern kein Geld geben wollten. Aber ihnen würde Tip-Top den Hund nicht herausgeben — sie mußten klüger sein.

Am Nachmittag klingelten zwei nette, sauber gekleidete Jungen an der Tür der Frau Bankdirektor Sternthal.

„Wir kommen wegen dem Hund . . .“ Schon saßen sie in dem atembekommend feinen Zimmer und erzählten von Tip-Top und dem gesuchten Hündchen. Gleich, gleich sollte das Hündchen befreit werden, sagte die Dame, die netten Kinder brachten nur den Chauffeur zum Polizeirevier zu begleiten.

Dann saßen sie im Wagen. Duftwolken entströmten dem Kleid der gnädigen Frau. Ein Beamter kam mit, um das gestohlene Hündchen zu befreien.

Von weitem sah Tip-Top die kleine Karawane über das Feld herankommen. Er dachte nicht daran zu fliehen oder zu widerstreben. Ja, er hatte den kleinen, halb verhungerten Hund an sich gelockt und behalten — er las schon lange kleine Säulen-anschlüge mehr; dem Polizeibeamten schien es plausibel, denn sonst hätte der Stromer sich wohl selbst die Belohnung geholt.

Derweil war das Hündchen auf seine Herrn zugefahren. Die zog aus ihrer Tasche ein duftendes, weißes Seidentuch, um das Tierchen, schmutzig, wie es war, nicht mit den gepflegten Händen anfassen zu müssen. Dann barg sie den wieder-gefundenen Liebling an ihrem umfangreichen Busen. Die kleine Karawane machte keck, ohne sich weiter um Tip-Top zu kümmern. Der stolperte vorwärts. Noch einmal wollte er den Kopf des Hündchens, mit dem er in diesen Tagen Lager und Nahrung geteilt hatte, streicheln. Aber Chéri hatte heimgefunden. Und als seine Herrn vor der Annäherung der zerlumpten, schnapduftenden Gestalt nervös zurückzuckte, da hatte er seine nadelspitzen Zünchen in den Ballen der schmutzigen Hand gegraben, die ihm in diesen Tagen so oft das Futter gereicht hatte.

Tip-Top hatte eine harthaut. Kaum ein Blutstropfen quoll an der Bißstelle auf. Der Stromer wischte ohne ein Wort den Geifer des kleinen Hundes an seine zerlumpte Nase ab. Mit roten Ohren stapften Georg und Karichen hinter den Fremden her.

Am nächsten Morgen war Tip-Top verschwunden.

Fertig vorliegend:

Halbjahrsband

XXXVIII. Jahrgang

Zweites Halbjahr
Oktober 1933 — März 1934
Ganzleinengebunden RM 16.80

und die neue

Einbanddecke

mit Inhaltsverzeichnis zum zweiten Halbjahr
Oktober 1933 — März 1934
des 38. Jahrgangs
Ganzleinen RM 2.50

Simplicissimus-Verlag, München 13
Eisbachstraße 30

Bestirnt Jagdplan
H. u. R. GERSTMANN
BERLIN W.35
DORNBURGSTR. 7 8107200 4807-8

ZEITUNGSAUSSCHNITTE

LIEFERUNG VON ALLEN NACHRICHTEN, ABILDUNGEN, INSERATEN

IN- UND AUSLANDES

IM ABO-NEMENT VON MASSIGEN PREISEN

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:
Kottler
Zum Schwabenwirt
Mozartstr. 69
Die original schön-
deutsche Gaststätte

BERLIN:
Kottler Zur Linde
Hamburger Straße 2
s. d. Talienzenstraße
Das Berliner
Königler-Lokal

Insoriert ständig
im „Simplicissimus“

Die Deutschen
Michels Bilderbuch
Kartellort RM. 1.-
Simplicissimus-Verlag

984 Werkzeuge
enthält unser interes-
sante Katalog West-
falen - Werkzeugen,
Hagen 233 / Westfalen

Briefmarken gratis
für Auslandsreisen und werbefrei. Ein-
zahlungsgeld gegen Referenz der Briefmar-
ke. P. Lahn, Berlin-Stiglitz, Kleiser & Co.

Neurasthenie
Nervenzwölher,
Nervenzwölher,
verh. m. Schwä-
che der besten Kräfte. Wie ist das mit
Jugend und Alter zu beheben? Wert-
voll, nach neuesten Erfahrungen bearbeitet
Reichiger für jeden Mann, als Jung oder
alt noch gesund oder schon erkrankt. Gegen
Entsendung RM. 1.50. Briefmarken
zu beibeh. v. Verlag Strauss & Herold (Schweiz)

Für das Rheinland suchen wir einen
tüchtigen, fertigen und fleißigen

Anzeigenvertreter

ber bei der einflussigsten Rundfunk-
eingeführt ist.

Angelegenheiten des „Simplicissimus“
(H. G. Werner)

München 2 C, Xaver
Entsendung RM. 1.50. Briefmarken
zu beibeh. v. Verlag Strauss & Herold (Schweiz)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten. Die Einzelnummern RM 7.- 400 Abonnement (12 Hefen) RM 7.- 400. **Abteilungsleiter:** Anzeigen-Redaktion, München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457. **Verantwortliche Schriftleitung:** I. V. B. Müller, München. **Verantwortlich für den Anzeigenteil:** G. Stäuber, München. **Herausgeber:** **Simplicissimus-Verlag** G. m. b. H., München. **Redaktion und Verlag:** München 13, Eisbachstraße 30. **Famsprescher:** 371 307. **Coy right 1934** by **Simplicissimus-Verlag** G. m. b. H., München. **Druck:** G. Stäuber und Schröder, Stuttgart. **Für unverlangt** gesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. **Entsendung** an second class matter Post Office No. 319.

Lieber Simplicissimus!

Das hervorragenden Bankiers Westermann Söhnchen Philipp ist in einem strengen Internat, damit er spartanische Sitten kennenlerne. Nach einiger Zeit schreibt er von dort: „Bitte schickt mir ein Daunen-kissen. Es gibt hier nur harte Roßhaar-polster.“ Papa dekretiert: „Nein! Harte Roßhaarpolster sind gesund.“ Postwendend kommt ein zweiter Brief: „Habt Ihr etwa gedacht, daß ich auf dem Daunenkissen schlafen wollte? — Ich dachte es für zehn Pfennig pro Nacht an die andern Jungens

zu vermieten.“ Da lächelt der Vater stolz und hält die Zukunft der Firma für gesichert.

Nach B., einem oberbayerischen Pfarr-dorf, kommen die Burschen der umliegen-den Orte mit Vorliebe zum „Fensterin“. B. ist deshalb direkt bekannt. Nun soll nach langer Zeit einmal wieder in B. eine Mission stattfinden. Am Sonntag vor Be-ginn der Mission sagt der Pfarrer am Ende seiner Predigt, in der er zu fleißigem Be-such der Mission aufgefordert hat, zu den zahlreichen auswärtigen Besuchern, die

auch in der Kirche anwesend sind: „So, und ihr Burschen von S., L., K. und R., wenn ihr so gerne zu uns nach B. kommt beim Mondenschein, dann hoffe ich bestimmt, daß ihr auch kommt beim Sonnenschein der ewigen Gnade. Amen.“

Wenn ein Mädchen an einem schönen Mai-tage einen sechzigjährigen Mann freund-lich ansieht, dann soll er ja keine goldenen Schlösser bauen. Denn dann sitzt ihm höchstens sein Schlops schief oder ein Knopf steht irgendwo offen.

Unsichere Gegend

(Alfred Kubin)

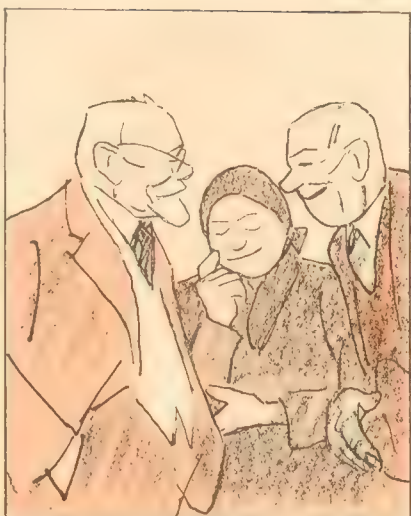


Konsultation

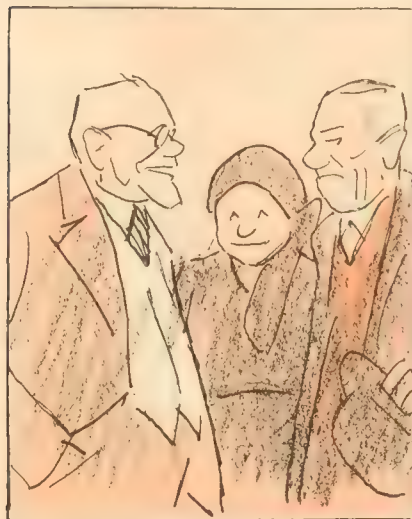
(Wilhelm Schulz)



„Also heiraten möchten Ihr und ein Ehestandsdarlehen kriegen?“ — „Jawui, Herr Bezirksarzt.“



Wie alt sind S' denn, Haslacher? — „Zwoarasiebzag.“ — „Und die Jungfer Braut?“ — „Sechsavierzg.“



„Da wird aber wenig Aussicht auf Nachkommenschaft sein, mein' ich.“ — „Mir ham halt denkt, mir tean a Schweinezüchterei auf mit deam Gëld.“



„So? Aber wenn keine Kinder zu erwarten sind, gib'ts kein Geld.“ — „San scho do aa, Herr Bezirksarzt. I bring zwoa ledige Buam mit.“



„Nimm dir doch endlich auch so 'n ausgeschultes Mädchen, Ilse, bei uns wird ja dadurch keine Arbeitskraft verdrängt!“ — „Allerdings, da haste recht, Arbeitskraft biste wirklich keene, lieber Maxi!“

Ausflug / Von Johan Luzian

*Die Erde wird grün, der Himmel wird weit,
der Tank ist gefüllt,
und die Straßen warten im Land,
daß wir saugend auf Hügel und Halden
unsre Herzen den Winden, den Fernen verschenken!*

*Die Bäume blühen für uns,
die Wiesen schimmern im Primelgold,
und knospende Wälder nehmen uns auf.
Die Dörfer gleiten dahin, die Türme blühen im Licht,
und von ragenden Bergen schwärmen die Blicke zu Tal
immer ins Ferne, ins Neue, ins Weite.*

*Auf spiegelndem Fahrdamm trägt uns der Wagen
den Wolken zu, immer den Wolken zu —
Leben, o Leben, wie lieben wir dich!*

Die Tulpe im Rettichbeet

Das Gärtnermädchen hatte zum Scherz eine Tulpenzwiebel mitten in ein Rettichbeet eingesetzt.

Als die Kräuter der Rettiche und die Stengel der Tulpe ans Licht kamen, begann ein Wettwachsen besonderer Art: Die samtgrünen Tulpenblätter schmeichelten sich an dem hochragenden Stiel empor und entfalteten erst dann ihre gemessenen Formen

in klassisch-strenger Adernführung, als sie keine Gefahr mehr liefen, mit den wirrdrigen, erdverschmutzten und rauen Rettichkräutern in Berührung zu kommen.

„Was für ein eingebildetes Gewächs! Und diese steife Haltung! Und diese langweilig einformigen Blätter!“ höhnten die Rettiche. Die der Tulpe am nächsten wachsenden beschlossen, weitere Wurzeln zu treiben und der Hochstengeln alle Nahrung zu rauben.

Was konnten die Dummkrautigen wissen, daß es auch Geschöpfe gibt, die von ihrer eigenen Substanz leben können, so daß ihnen kein Massenboykott etwas anhaben kann!

Das Erstaunen wuchs: Still, groß und flegelich unbekümmert entfaltete die Tulpe das satte Rot und das flammende Gelb ihrer wohlgeformten Blütenkrone, Tag um Tag aufs Neue!

„Auch das noch!“ beschwerten sich die Rettiche. „Es ist unerhört, sich wochenlang in einem aufreizenden Faschingskostüm zur Schau zu stellen, während wir uns im sommerlichen Faschingsbetrieb der Arbeit abquälen!“

Da kam eines Tages das Gärtnermädchen und hackte das Unkraut aus, das in den benachbarten Beeten wucherte. „So, nun hast du uns die längste Zeit geärgert, nutzlose Närrin!“ frohlockten die Rettiche.

Das Mädchen aber murmelte geschäftig ernst vor sich hin: „Jetzt ist es Zeit, daß wir die Rettiche heraus tun und auf den Markt richten. Sie haben lange genug ihre Freude an der schönen Tulpe haben können!“

Sprachs, riß die Dickwurzeln alle heraus, drehte die Kräuter ab und sammelte die wertvollen Rettiche in einem Korb.

Die saftigsten wählte sie zum Vesperbrot aus. „Wirklich gute Rettiche!“ lobte die Gärtnersfamilie, „und so appetitanregend!“

Die Tulpe sah von einer hochgeschwungenen, feingeschiffenen Vase aus zu, wie ihre früheren Nachbarn verpaist wurden, und lächelte samten dazu.

Ernst Christ



„MOCHTEST DU ES ZUM GROSSEN STIL BRINGEN IN DER KUNST, IN DER DICHUNG? ICH WEISS DIR EIN REZEPT DAZU: HABE EINE GROSSE SEELE. WENN MAN'S NUR IN DER APOTHEKE BESTELLEN KÖNNTE! ES KOMMT ALLES DARAUF AN, OB EINER EIN KERL IST, DAS HEISST, OB ER KALIBER HAT.“
FRIEDRICH THEODOR VISCHER

Die rote, schwarze und goldene Internationale

(Karl Arnold)



„Unsere politischen Welterfolge sind, scheint's, vorüber. Wir müssen zusehen, daß wir da und dort wenigstens national getarnt unterkommen.“

SIMPLICISSIMUS

Boxkampf Krieg — Frieden

(Olaf Guhransson)



In Genf wird die 79. Runde ausgetragen. Beide Weltmeister sind gut in Form, so daß mit einem erneuten „Unentschieden“ gerechnet wird.

Gneisenau in „Wallensteins Lager“

Von Edmund Hoehne

Nun war Napoleon auf St. Helena; nun war Metternich in Wien. Gneisenau aber, dessen Kriegskunst die des Korsen niedergelacht, der Könige und Marschälle hinter: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ und Kongreßplänen bis nach Paris geführt hatte, saß still im plötzlich preußischen Koblenz und führte das rheinische Generalkommando.

Sein Stab sah Clausewitz, den heimlichen Klassiker der Strategie, dazu den Sohn des toten Scharnhorst und zwei Schilliche Offiziere; man korrespondierte mit Ernst Moritz Arndt und Görres, lud Schenkendorf, den Sänger der Erhebung, Gruner, den Schleichjäger zwischen Frankreichs Lagerzelten, den alten General Langen, der den Ackerboden aufständischer Farmer Amerikas unter Steuben gegen Seine heilig-ferne Majestät von England mitverteidigt hatte, ein. Noch waren nach dem Wiener Kongreß Diplomaten und Militärs aller Nationen unterwegs, alle rasteten hier und fanden eine saltsame Welt: geistvolle Offiziere, Künstler in Uniform, Sieger, liebenswürdige Frauen, entzückendes, edelstes Biedermädel, freien Umgang mit allen Bürgern, die keine Spießer waren; was hier fehlte, waren Adelsdükel, Haudegenten und Waldpavillonpolitik.

Es galt, das spröde, verhandelte Land für die unbeliebten neuen Herren aus der sagenhaften, armseligen Sandmark bei Berlin zu gewinnen. Man fuhr im offenen Winzerkahn Rhein und Mosel hinab. Am Ufer stand die Landwehr (die Junker sagten: Lämmelwehr unter Tütendreher-Lieutenants); die derben Böller dröhnten, der Ehrenwein schäumte in blideren Zunftpokalen, und die Bauernfeuer loderten von den Bergen: „General, General des Volks in Waffen!“

„Do hördet mer awer in een arm Familie!“, hatte ein reicher Kölner zur Einpreibung gesagt. Aber halt —, der Gneisenau hat's in sich, der gewinnt das Herz des Landes im Sturm — gut so, denn eins hat die arme Familie immerhin mitgebracht: Ordnung, Fleiß, Unbestechlichkeit, — das kann nicht schaden, seitdem Frankreich alles aufgewühlt hatte, — die arme Familie kann dem Gneisenau natürlich kein Geld geben, etwa für die Landwehrinvaliden, ich geb ihm was —

Aber in Berlin waren wieder die Herren mächtig, die nach Jena 1806 alles Heil in rückhaltlosem Einschwenken in die französische Front gesehen hatten, die mißtrauisch die Reformen von Stein und Scharnhorst, ja, die ganze Frühjahrserhebung von 1813 als Jakobinerum und Insurrektion ansahen, welche die Volksbewaffnung zum Teufel wünschten und am liebsten ihre Bauern wieder erbruntertänig hätten: Napoleon ist fort — gut! Noch besser wäre es, verschwände wieder der ganze Nationalspuk, der ihn verjagt hatte. Und der Geheimrat von Schmalz setzte sich hin und denunzierte die ganze ehemalige Reorganisationskommission von 1807 sowie den „Tugendbund“, den Napoleon verboten hatte, als „Armeejakobiner“, „Demagogengeneräle“, als Militärrevolte im Bunde mit der frechen Studentenschaft, die ein großes, einiges Deutschland von Holstein bis zum Breisgau, ja, bis Graz fordert, die einen lebendigen Staatsorganismus mit verjüngten Ständen, freien Bauern, verantwortungsfreudigen Bürgern und einem stolzen Heerbann aus allen Volksschichten — kurz, die Revolution will —

Und man flüsterte dem dürrhinnigen Friedrich Wilhelm III. ins Ohr: „Majestät erinnern sich an die warnende Frage des Kaisers Alexander von Rußland, ob man nicht eines Tages den König von Preußen vor seiner eigenen Armee in Schutz nehmen müsse? Deren Sieg doch durch York zu Tauroggen eingeleitet und durch das eigenwillige Genie Gneisenau beendet wurde? Welche die verherrlichte Meuterei von Schill manifestiert? Zu Koblenz liegt „Wallensteins Lager“ — Majestät hörten wohl von dem Stück des desertierten Militärarztes Schiller — es setzt uns freche Kritik an der Politik des Kaisers und der erlauchten Fürsten vor, die wohl Fridericus, aber nicht Gemeinen, Korporalen und machtlustigen Pronunziamentenführern zusteht, — das Drama raunt von einem neuen Deutschland, das über die Köpfe der Dynastien hinwegsteigt und nach Norden blickt statt in südliche Hausmachtteile Österreichs am Po. Nun, es gibt so etwas wie einen Wallenstein vor den Toren Frankfurt, wo der Hohe Bundestag brät, wie die Hydra „Deutsches Volkstum“ geköpft und gebrannt werden kann, — es gibt dort die ganze gefährliche Lagerbrut vom jungen Piccolomini bis zum Seni, — Vorsicht, Majestät, Vorsicht! Gneisenau trinkt Rheinwein mit Teutoniens, er hat die Poesie in Staatsakten verteidigt — er wird eines Tages Turnierhymnen verwirklichen, er nimmt Gelder an —“

„Ei!“, sagte der König, „den „Wallenstein“ hat sich mancher respektable Fürst angesehen, und besagter Schiller wurde immerhin gedacht, er soll in Berlin gespielt werden. Kann das Ballett mitwirken?“



Sub specie aeterni

Von Dr. Gwiglas

Über Ernst und über Spaß,
über Worte, über Taten,
ob gelungen, ob mißraten —
über alles wächst ja Gros.

Wächst einmal auch über dich,
angegrauter alter Junge,
wenn dir der Gebrauch der Zunge
peinlich in das Nichts entwich.

Andre sind bereits dann da,
die sich beßer drauf verstehen,
bis auch sie von dannen gehen.
Und so fort . . . etcetera.

Klio sitzt in guter Ruh,
objektiv gewissermaßen,
mählt von Zeit zu Zeit den Rasen
und gießt etwas Felje zu.

Theaterspiel war des Königs einziger Luxus: insbesondere das Ballett in möglichst leichten Spielchen hatte es ihm, in allen seinen Ehren, angetan. Nun, die jungen Damen konnten Pagenkostüme anziehen und das Reiterleid an der leuchtenden Rampe singen, welche die hübschen Beine wie stets zur Geltung brachte (jährlich 150000 Taler Zuschuß).

Inzwischen hatte Gneisenau stolz den Abschied erbeten; er wurde Gouverneur von Berlin, damit man ihn in der Nähe hatte und den Napoleonwürger „Volk“ nicht allzusehr erzürnte. Und Seine Exzellenz der Herr Gouverneur wurde gebeten, der Aufzucht beizuwohnen. Die Loge des Königs war halb verhängt: Seine Majestät waren „nicht da“, was das wohlzorgene Haus respektierte.

Das Stück war höchst rade und unpassend, nicht viel besser als die ungeheuerlichen „Räuber“. Aber die Knabenmädchen als Jungsoldaten waren niedlich: sie sangen:

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
man sieht nur Herren und Knechte;
die Falschheit herrscht, die Hinterlist
bei dem Folgen Menschengeschlechts;
wer dem Tod ins Angesicht schauen kann,
der Soldat allein ist der rechte Mann!

Zwei Fliegen mit einem Schlag

(E. Thöny)



„Ja, siehst du, Mutter, wir sollten eben heraus aus dem Beruf und heiraten. Aber wen?“ — „Pah, du inserierst einfach: Tüchtige Kontokorrentbuchhalterin bietet stellenlosem Kontokorrentbuchhalter ihren gut bezahlten Posten gegen Neigungsehe.“

Und ein beordeter Adjutant in Zivil warf der Chorführerin, wie königlich üblich, einen Rosenstrauß zu. Aber ein General X. von Tz., der 1806 seine Festung pünktlich an die Franzosen übergeben konnte, hatte ihr zusammen mit einer Banknote den Auftrag gegeben, den aller Welt wohlbekannten Strauß roter Rosen in Gneisenaus Loge zu werfen, was sie, schelmisch salutierend, ausführte. Der König hatte zu dem Spaß seine knurige Einwilligung gegeben; der Herr von Schmalz beobachtete — Ein paar Studenten klatschten. Denn wenn die Schmalzgesellen den Gneisenau verdächtigten, konnte man als Bursche wohl auf ihn hoffen; und allidieweil nunmehr die Burschen zu ihm aufzusehen, hatte der Schmalz recht gehabt.

Aber Gneisenau nahm stumm die Rosen von der Brüstung und warf sie zu Füßen des Bannerträgers, der vor Quastenbergs Zeit das Reichspanier hielt. Das war ein Invalid von 1913, der hier als Statist seine armselige Rente aberdienen helfen mußte

(Einfall des Königs), und der als solcher dem „ganzen“ Berlin von 1817 bekannt war. Und jetzt klatschten nicht nur die vier Wartburgler, sondern das ganze Haus. Die Damen zogen die Blumen aus dem Haar, und vor dem Invaliden, der unbeweglich mit seiner Fahne geradeaus sah, häuften sich die dankbaren Blüten.

Der Vorhang vor Gneisenaus Loge war zugezogen. Der Held zog einen Brief von Clausewitz aus Koblenz hervor (polizeilich geöffnet und schlecht verklebt): „Das Leben hat hier eine ganz andere Farbe angenommen. Der Scherz ist von unseren Lippen entflohen, die Freude ausgewandert aus unsern Herzen: mühselig schreitet der Geist auf der Landstraße des Geschäftslebens vorwärts. Das magische Bild unseres hiesigen Lebens ist nichts anderes als ein Transparent mit weggenommenen Lampen; niemand mag noch daran Vergnügen haben. Oh, Exzellenz —!“

La France

(Karl Arnold)



„L'Europe — c'est moi!“



„Tja, man muß eben immer mit dem Strom schwimmen! Seit Jemeinnutz vor Eijennutz jeht, lasse ick unsere Anjestellten aus eigener Initiative zwomal im Tag tief aufatmen.“

Tote beklagen sich über Ruhestörung durch Karnickel . . .

wie aus folgender Notiz im „Magdeburger General-Anzeiger“ hervorgeht:
„Die Karnickel sind wieder eine richtige Plage auf dem Westfriedhof geworden. In diesen Tagen kam zu mir in die vor-
derste Grabstelle ein Karnickel am hellen Tage, um sich am jungen einer Konifere göttlich zu tun. Da braucht man sich nicht wundern, warum sie bei aller Pflege atmählich eingehen...“

Der Sänger

Herr Paltauf sitzt in seinem Stammgasthaus.
Er ißt sich den doppelten Rostbraten munden und hat nichts dagegen, daß sich ein bleicher, wehmütig dreinblickender Jüngling an seinen Tisch setzt.
Der Jüngling bestellt eine Portion Kartoffeln, Kartoffeln ohne alles, bitte, und blickt verträumt ins Leere.
„Hm -“, brummt Herr Paltauf mißtrauisch,

während der Jüngling elegisch vor sich hinsummt: „Ich küsse Ihre Hand, Madam!“
Herr Paltauf kämpft mit seinem Rostbraten; der Jüngling bestellt zu seinen Kartoffeln ein Glas Milch und träillert vorsonnen: „Gern hab' ich die Frau'n geküßt!“
Herr Paltauf schüttelt den Kopf, bestellt das dritte Krügel Bier und sagt zu dem Jüngling, der eben „Ach, wie so trügerisch sind Frauenherzen“ intoniert: „Alsdann, wissen S', Erdäpfel und a' Glaserl Milch, no Jo, da kann ma halt nix net machen . . . Aber wie S' zu derer Diät kumen san, des brauchen S' mir net vorz'singen“

„Nun ade . . .“

Binnenländer an der Waterkante — du lieber Gott!
Wir sind kaum ausgestiegen in Hamburg Hbf, kaum in einen „Ring“ geklettert, schon zu den St.-Pauli-Landungsbrücken hinuntergeschaukelt, da stehen wir, auch schon mitten drin im dicksten Betrieb: alle Kais schwarz von Menschen, Arme heben sich, Tücher flattern auf, die ganze lange Uferstraße ist ein einziges Rufen. Über das

Wasser klingtes schmetternd und schmerzlich: „Nun ade, du mein lieb Heimatland . . .“
Und durch das Gohoh der Sirenen, umschwirrt von winzigen Barkassen, zieht langsam ein mächtiges Motorschiff der Hamburg-Süd elbawärts. Alle Decks voll von Menschen. Und auch hier, weiß wendend im Wind, Tücher über Tücher. Und die eine tausendfache Stimme.
Mein Gott, das ganze Hamburg ist ja auf den Beinen, um den Scheidenden ein letztes Lebewohl zuzurufen! Wie herrlich, diese Anteilnahme der Bevölkerung! Und wie schön, daß wir das gleich an unserm ersten Tag in Hamburg miterleben!
„Nun ade . . .“
Ich sehe, wie es in Lilp hochsteigt, zwei kleine Tropfen glänzen in ihren Augen, sie schwankt beide Arme, ruft, rutt . . . Auch mich beschleicht ein eigenes Gefühl: Auswanderer zu fernem Zielen, vielleicht werden sie nie wieder heimkehren, verdammt noch mal . . .
„Da man allens halb so slimm, Junge Frau“, meldet sich da eine freundliche Seebärenstimme neben uns, „die machen ja man bloß ne lütte S'-pritztour in die Ostsee, drei Tage, nöch . . .“
Tschaaaah . . .

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:

„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Geißel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Feinheit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Schaben wecen, als daß sie abstoßen.“

Hamburger Fremdenblatt:

„... Mit dem feiernden Instrument des Scharfens wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Bestandes der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Zokasissen, Bokotten fäuberlich aufgeschnitten.“

Hannoverscher Kurier:

„... Verbeihen wir uns doch jauchzt, was man diesen Künstler besagen: er ist ein Richter der Linie, der Farbe, ein erfahrener Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humores.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:

„... Das gibt ein amüsanteres und buntes Bild von Soffen, Konfessionären, Jahrmaktsstypen, Borkanern, Filmadamen, Familienvätern, Raichemmen- und Aufstiegsdamengestalten, ein hochst vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom laurer Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:

„Karl Arnold, der den Münchner Spießler so oft mit der Bleistiftspitze geißelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in tiefen Raichemmen, in laicheren Bürgerwohnungen und in geistlichen Strahlen den Drogenbäckern viele für unser Zeit erschreckend treffende Typen gefunden.“

Aus den Fahnen der Korruption Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postcheckkonto München 5802

Ein Mensch...

XVIII

Ein Mensch denkt oft mit stiller Liebe
An Briefe, die er gerne schrieb.
Zum Beispiel: „Herr! Sofern Sie glauben,
Sie dürfen alles sich erlauben,
So teil' ich Ihnen hierdurch mit,
Daß der bewußte Fieselstich
Vollständig an mir abgeprallt —
Das Weitere sagt mein Rechtsanwalt!
Und wissen Sie, was Sie mich können? ...“
Wie herzlich wir dem Menschen gönnen,
An dem, was nie wir schreiben dürfen,
Herumzuschießen in Entwürfen.
Es macht den Jörnigen sanft und kühl
Und schärft das deutsche Sprachgefühl.

Edmund Staß

Der Strich durch den gestrichelten Raum

Diese wahre Geschichte trug sich in jener Zeit zu, da in allen deutschen Landen das Kündigungs- und Abbaugespenst umging.

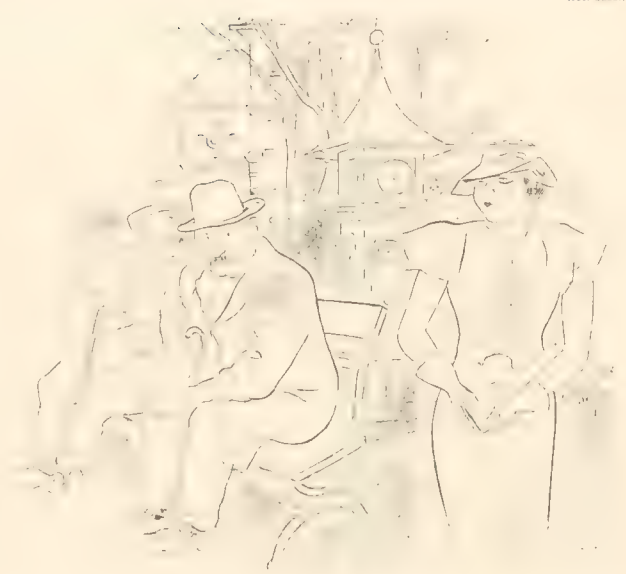
Der Verkehrskontrollleur, Inspektionsrat Pfifferle von der Reichsbahndirektion ... Nun, wo kann Pfifferle schon her sein? Nehmen wir einfach Stuttgart an, wie es gleich ist. Inspektionsrat Pfifferle also begleitete einen Güterzug. Pfifferle wurde langsam traurig; denn sein Tage-

buch wies heute noch keinen einzigen Eintrag auf. Anscheinend gab es unter den Beamten auf den verschiedenen Güter-Abfertigungs-Bahnhöfen keine Sünder mehr. Pfifferle fing zu denken an. Hmhm! Infolge der Wirtschaftskrise wurden überall weniger Güter angeliefert. Gut, Personal abbauen! Dann waren die anderen Beamten wieder mit Arbeit überlastet, dann bildeten sich Mißstände, dann blühte der Weizen für den — Kontrollleur Pfifferle. Also abbauen! Aber das war nicht seine Sache, das war Sache der Direktion. Pfifferle wollte ihr wenigstens einmal die bezügliche Vorschläge unterbreiten. Da lief es ihm blitzplötzlich abwechselnd eiskalt und siedend den Rücken hinauf und hinunter. Er sah nämlich im Geiste den allgewaltigen und gestrengen Herrn Direktor mit verschränkten Armen langsam im Zimmer auf und ab schreiten und hörte ihn sprechen: „Abbauen! Jawohl, Herr Pfifferle, wird besorgt. Aber hören Sie einmal! Ihre Kontrollfahrt ist diesmal negativ verlaufen! Ich kann das nicht verstehen. Ein bewährter Kontrollleur vermochte während eines langen Tages nicht einer Unordentlichkeit zu begegnen? Ist das im Grunde genommen nicht eine Anerkennung für die Außenbeamten und zugleich der Beweis dafür, daß der Kontrollleur überflüssig ist?“ — „Buuwwww!“ Pfifferle beaulte ein richtiger Schüttelfrost. Nein, nein, das ging nicht, daß er seine Direktion dar aufmerksam machte, daß abnormales Personal eingespargt werden könne. Indem er das tat, steckte er seinen Kopf selber in die Schlinge und brachte ihn, um mit Selber zu sprechen, mit einundfünfzig Prozent Wahrscheinlichkeit nicht mehr heraus. Pfifferle drückte den Klemmer wieder auf die Nase und blätterte die Frachtbrieft neuerdings durch. Er dachte an das Wort eines alten Kollegen: „Was ein richtiger Kontrollleur ist, hat immer

Veranlassung, etwas zu beanstanden, und wer das nicht kann, der eignet sich eben nicht für das Amt eines Kontrollleura.“ Pfifferle schwitzte. Gerade wollte er den Pack Frachtbrieft zu dem Stückgutwagen nach, sagen wir Marbach in Württemberg, dem Packmeister zurückgeben, da heilten sich mit einem Male die Züge des Kontrollleura auf, und seine Schweinsauglein lachten nur so vor Glückseligkeit. Nun bot sich doch noch Gelegenheit, in das Tagebuch einen sehr wichtigen Eintrag zu machen. Gott sei Lob und Dank! Ja, auf dem letzten, dem allerletzten Frachtbrief war der „gestrichelte Raum“ schlamplig — durchstrichen, der gestrichelte Raum, der so bedeutungsvoll ist. Er ist auf der zweiten Seite eines Frachtbrieft rechts oben zu finden und dient wie bei der Postanweisung zur Aufnahme des Wertes der Sendung in Buchstaben. „Da schaut's her!“ erging sich Pfifferle gutgläubig im Selbstgespräch. „Versündigt sich so ein Hecht ausgerechnet am gestrichelten Raum“, und er notierte: „Im Frachtbrieft von Lochhausen nach Marbach vom 3. Oktober 1931 ist der gestrichelte Raum nicht vorschriftsmäßig ausgetrichen.“ Am nächsten Tage legte Inspektionsrat Pfifferle diesen Befund der Direktion Stuttgart vor und bat um Feststellung des „Fehligen“, wie sich Pfifferle fachmännisch ausdrückte. Dieser sah, wie schon erwähnt, in Lochhausen, das unsertwegen in der Fürther Gegend liegen kann. So ging nun ein ant sprechend begründetes Schreiben von der Reichsbahndirektion Stuttgart an die Reichsbahndirektion Nürnberg zur Verfolgung des Sünders in Lochhausen. Dort hatte seinerzeit nach dem Turnus der in Geschichten hinlänglich bekannte Meier, Sekretär Meier, Dienst getan. Er bestritt aber ganz energisch die Schuldfrage und bat um Einsicht in den Frachtbrieft. Der Akt lief zurück — zurück an das

(Joe. Saver)

Joseph Höbner



„So a Deandl is halt do was netts, grad gern o'schaugn tuat ma 's.“ „Wos hast'n vom O'schaugn, wann s' di net o'schaugt?“

Arch. Kuhn. *Chirurg. Nr. 255* 36

Empfehlenswerte Gestaltung

Kottler
Zum Schwabenwirt
Metzstraße 69
Das original sdd-
deutsche Gastelätte

Liefert:

Adressen

schreibt:

Wurfsendungen

erledigt:

für Sie

Adolf Schustermann

1. The first step is to identify the problem or question that needs to be answered. This involves understanding the context and the specific requirements of the task.

Druckschriften bitten wir

Druckschriften bitten wir

10

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint w
nummer RM .60; Abonnement Im V

Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 286
geb. **Simpfelmus-Verlag G. m.**

München, DA 15 200 I. V., • Erfüllung
Gewähr:

Remedies

F. Felder, Stuttgart-Wellmendorf

Neurasthenie

Neurasthene verbd. m.
der besten Kräfte. Wie ist dies
ärztlichen Standpunkte aus ohne we-
nigsmittel zu behandeln und zu heilen
voller, noch neuesten Erfahrungen be-
rogeher für jeden Mann, ob jung o-
der noch gesund oder schon erkrank-
Einsendung von M 150 in Briefmarke-
zeichen V Verlag Silva und C, Herisau

Das grosse **COOR**

Katalog West
Werkzeugco.,
253 Westfalen

650
Bisouss

Preis

simplicissimus.

Thageer

Magazin
Exakt
Das Ende des

Die Kunst des
Blind-Photographieren.
Exakta-Prospekt mit DeLussac.

Beding. gratis durch die Photokopie
oder vom

DRESDEN-STRIESEN 7

കുറിയായാലും,

• der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die B

Anzeigenteil: E. Galshauer, München o. H.

Copyright 1934 by Simplicius mus-Verlag G m
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird

Office New York, N.Y.

Der **SIMPLICITIBUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. **Bezugspreise:** Die Einzelhefte RM 1,- 80. Abonnement im Ver. d. H. RM 7,-. **Ausleihepreise** für die 10gepessenen Hefen: Zeile RM - 20. **Auf alle Anzeigennahmen:** P. C. Mayer Verlag, München 22, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 226-65, 226-57. **Verantwortliche Schriftleitung:** V. B. Götting. **Verantwortlich für den Anzeigen- und Verlags-Teil:** H. Götting. **Herausgeber:** **SimPLICITIBUS-Verlag** G. m. b. H., München 8, Redaktion und Verlag München 13, Elisenstraße 30, Fernsprecher 30, 30-30. **Gründungsdatum:** 1934. **Vertriebsstelle:** München 8, b. H. Götting. **Druck:** **Erfüllungsdruck München** und **Postschick München** 502. **Druck** von **Stracker und Schröder**, Stuttgart. **Für unverlangt eingesandte Manuskripte** wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. **Entered as second class matter:** Post Office New York, N.Y.

Der Papierkorb / Von Reinhard Koester

Würden Sie, sehr geehrter Herr, jemals auf die Idee kommen, abends nach Ladenschluß noch einen Papierkorb kaufen zu wollen, obwohl Sie nicht die geringste Verwendung dafür haben? Noch dazu eine Verwendung Papierkorb, trotzdem Sie eigentlich mit jedem Pfennig rechnen müßten? Ich glaube zuversichtlich, hier liegt ein Fall vor, in dem Autor und Leser sich völlig einig sind, wenn die erwartete Antwort nicht anders lautet als: „Nein!“

Auch der Schriftsteller Herbert Bolz hätte es sich, noch um sieben Uhr abends nicht träumen lassen, daß er sich dreißig Minuten später im Besitz dieses für ihn durchaus unbrauchbaren und unnötigen Zimmer-Ausstattungsgegenstandes befinden würde. Darum vermuten Sie — diesmal auch die verehrten Leserinnen eingeschlossen — nicht zu Unrecht, daß hier seltsame und anormale Umstände mitspielen!

Oder ist es nicht seltsam und anormal, wenn ein Schriftsteller, der mit einer Barschaft von knapper einer Mark trübselig seiner Behausung zugeht, auf diesem Weg einen alten Bekannten trifft, der in wenigen Jahren vom kleinen Chagren-Schauspieler zum hochbezahlten Filmstar aufgewachsen ist und sich trotzdem sofort erinnert, daß er sich mit dem anderen eben jenem vorverwahrnten Herbert Bolz — vor Jahren einmal dreißig Mark gepumpt hat? Nach meinen reichen Erfahrungen ist das äußerst ungewöhnlich. Aber was ich Ihnen versichere, daß sich dies tatsächlich ereignet hat, müssen Sie mir es schon glauben.

So stand also Herbert Bolz plötzlich mit dem ungeahnten Reichtum von baren dreißig Mark in der Tasche um sieben Uhr auf Minuten auf dem über Kurfürstendamm, nachdem der Filmstar-Freund sich mit zierlichem Händewinken entfernt hatte, und spürte heftige Lebensfreude in sich aufquellen. Und das Gefühl, daß er gleich vom Magen und vom Herzen auf, weshalb er bedenkenlos den Entschluß faßte, mit seiner Freundin, die eigentlich seine Braut war, gut und reichlich zu Abend zu essen.

Diese seine Freundin hieß Ellen und war erste Verkäuferin in einem sehr vornehmen Möbelgeschäft, das als „Konsumwerkstätten für moderne Innenausstattungen“ hieß. Da sie die Stellung noch nicht lange innehatte, hatte sie Herbert gebeten, sie nie nach Ladenschluß abzuholen, sie nicht im Laden — wenn dies Wort für ein so vornehmer Geschäft gebraucht werden darf — anzurufen und noch weniger aufzusuchen. Außer in ganz dringlichen Fällen.

Ein solch dringlicher Fall lag heute nach Herbert Bolz' Ansicht vor. Mangels flüssiger Geldmittel hatten sie sich heute nicht wie sonst in der gewohnten kleinen Konditorei verabredet, und wenn er sie noch treffen wollte, blieb nichts übrig, als sie abzuholen. Rasch entschlossen schwang er sich auf den nächsten autobus, spottete des Geld sparenden Begriffs „Teilstrecke“ und stand um sieben Uhr siebzehn vor den blitzblanken Schaufenstern, die höchste Wohnungskultur sehen ließen. Da war ein Herrenzimmer von raffiniert-schlichter Pracht ausgestellt, aus edelstem Holz gefertigt. Beim Betrachten des Schreibschreibtisches freilich mußte sich Herbert Bolz unwillkürlich das Schienbein reiben, denn die vorbildlich-moderne Form äußerte sich in lauter haarscharf zulaufenden Ecken, deren unbedachte Berührung zweifellos äußerst schmerzhaft sein mußte.

Schmerzlicher aber war, daß er seine geliebte Ellen nicht mehr in dem sonst noch verschwenderisch beleuchteten Raum erblickte! Vor dem Fenster auf und ab wandelnd ließ er seinen Blick über die kleineren Einrichtungsgegenstände gleiten, die man gemeinhin als Kunstgewerbe bezeichnet. Und da blieb sein Blick auf schlichten Papierkörben haften, die nur aus einem Stück bunter Pappe bestanden, das mit einem bunten Faden zusammengefügt und geschmückt war. Große und kleine — und der kleinste kostete

doch höchstens anderthalb oder zwei Mark kosten —

Um halb acht Uhr pflogte Ellen den Laden zu verlassen — und eben drönten zwei Glockenschläge von der Gedächtniskirche. Herbert Bolz wollte Gewißheit haben. Er mußte durch den reichen Besitz schritt auf die Tür zu und drückte die Klinke nieder. Die Tür war verschlossen. Aber schon erschien auf das Geräusch hin ein sehr eleganter Herr im hellen Raum, näherte sich der Tür und öffnete eine Serie von Sicherheitsschlössern, bis die Tür ihren Zweck, Einlaß zu gewähren, erfüllen konnte.

„Verzeihen Sie“, sagte Herbert Bolz beklümmt, „ich sah da zufällig diese entzückend-einfachen Papierkörbe —“ Und mit entschuldigender Geste: „Aber ich komme vermutlich zu spät.“

„Oh, bitte sehr!“ sagte der elegante junge Mann. „Treten Sie unbesorgt ein!“

Der Wald

Von Georg Britting

Die Tannen, Ast in Ast gedrängt,
Werfen die Zapfen in das Moos,
Das lüsten, wie ein Weiberschöß,
Die prallen unhörbar empfängt.

Im Steinbruch kollert Sand und Kies,
Sonst regt sich nichts im grünen Paradies

Es schärft der Fuchs den Räuberzahn
Am Draht, zerbeißt die Schlinge nicht,
Die ihm den Fug hellblutig sicht.

Der Marder schleicht, die Schnecke kriecht.
Das rote Licht
Vom Fliegenpilz schnell giftig durch den
Tann.

(K. Rosäing)



Tod auf den Schienen

Herbert Bolz warf einen raschen suchenden Blick in den Raum, aber Ellen zeigte sich nicht.

„Ihre Verkäuferinnen scheinen schon nach Hause gegangen zu sein —“, meinte Bolz entschuldigend, „und ich möchte ...“

Aber bitte mit welcher Absicht, ich habe Ihnen den Papierkorb gern noch persönlich gezeigt. Nun muß man wissen, daß Herbert Bolz kein junger Mensch war und einer der Vorderkies-Öffiziersfamilien entstammte, bei denen Arbeit zwar keine Schande war, wohl aber, als arm zu erscheinen. Darum zeigte er nicht auf den kleinsten, wenn auch vorzüglichsten auf den zweitkleinsten der Papierkörbe und nickte: „Den da möchte ich haben!“

„Sehr gern!“ sagte der elegante junge Mann, nahm den Korb und wickelte ihn eigenhändig in ein sehr geschmackvolles Papier, das er mit einem entzückenden bunten Band verschnürte.

„Zwölf Mark fünfzig, wenn ich bitten darf!“ hauchte er.

Einen Augenblick lang blieb Herbert Bolz das Herz stehen. Dann legte er kühl den eben empfangenen Zwanzigmarschein hin und ließ den traurigen Rest zu den beiden Fünfmarkstücken gleiten.

Die Arbeiten im Atelier von Frau Vera Worack werden jetzt sehr verlangt!“ sagte der junge elegante Mann, während er ihn zur Tür geleitete.

Zwei Minuten später hatte Herbert Bolz mit dem sehr geschmackvoll verschnürten Paket auf der Straße — ohne seine Ellen und mit einem Papierkorb, den er wirklich nicht gebrauchen konnte.

Er schalt sich dumm und mußte doch innerlich lachen. Jetzt war schon alles egal! Da er Ellen nun nicht mehr erreichen konnte, wollte er der Abend auf andere Weise festlich beschließen! Und da war ja nicht weit in einem kleinen Lokal ein Stammlokal, in dem er schon oft mit Redakteuren, Verlegern, Schriftstellern und allerlei Menschen, die zum Gesamt-begriff „Künstler“ zählen, viele Wochen war er nicht mehr gewesen. Hier wollte er lieber mit Ellen zusammen sein wollte, wenn er mal ein paar Mark übrig hatte. Aber nun — heute war alles egal!

Großes Hallo empfing ihn am Kopfende der vollbesetzten Tafel auf der dicke blonde Gottfried Bulkow, der Feuilleton-Redakteur einer großen Berliner Zeitung.

„Na, das freut mich aber, lieber Bolz“, begrüßte er ihn fröhlich, „daß Sie an meinen Geburtstag gedacht haben, obwohl Sie sich sonst nie mehr sehen lassen!“ Und nach dem Paket greifend, das Bolz unter dem Arm trug: „Da bin ich aber gespannt, was Sie mir mitgebracht haben!“

Während Bulkow das herrlich-geschmackvolle Einwickelpapier abriß, kam Herbert Bolz zur Besinnung und erfaßte rasch die Situation.

„Tja, lieber Herr Bulkow“, lächelte er schmerzlich, „da Sie meine Manuskripte in letzter Zeit sozusagen in den Papierkorb wandern lassen, dachte ich, Ihrer sei überfüllt und Sie brauchen vielleicht einen zweiten.“

Der Tisch lachte.

„Teufel — Teufel!“ meinte Bulkow, „und um sich diesen kleinen Scherz zu leisten, kaufen Sie eine Worack-Arbeit aus den Wm!?! Allerhand! Ihnen scheint's ja wieder recht gut zu gehen!“ Er schüttelte ihm herzlich die Hand. „Wir sprechen nachher miteinander.“

Es wurde ein sehr fideles Abend. Der Vorabend, an dem er aus Papp gewesen wäre, hätte man womöglich später noch Sekt daraus getrunken. Um drei Uhr weinte Bulkow Tränen der Rührung über Bolz' Geschenk. Am nächsten Tag erhielt Bolz einen Auftrag über eine Serie von Aufsätzen. Bulkow hat es Herbert Bolz nie vergessen, daß er sich so viel Geld hat kosten lassen, ihn zu seinem Geburtstag mit einem kleinen Scherz zu überraschen. Seitdem geht es Herbert Bolz ganz anders. Er versteht, daß er sich von Herrn Bulkow als Hochzeitsgeschenk den Papierkorb aus dem Atelier Worack auserbitten hat!

Prognosen

(E., Theory)



„Na, wird dat Wetter aushalten, Herr Bergrat?“ — „'s Wedda? Da feitt si nix. Awa ob S ö aushaltn, dös is a Frag!“



„Da los' ich eben, der Affendrüse-Professor Woronoff heiratete trotz seiner achtundsechzig Jahre ein einundzwanzig-jähriges Mädchen.“ „Fragt sich nur, ob der jungen Dame mit einem Surrogatten gedient ist.“

Der Zeitungsleser

Ich traf Kramer, Dr. Georg Kramer, auf dem Sofa liegend und Zeitung lesend vor. Vor dem Sofa lagen schön aufeinander geschichtet vier Säulen Zeitungen.

„Was machst du denn da?“ fragte ich ihn erstaunt.

„Du siehst doch, ich lese die Zeitung.“

Ich blickte ihm über die Schulter und las die Schlagzeile: „Die Tscheljuskin-Männschaft auf einer schwimmenden Eisscholle.“

„Die Zeitung ist doch uralt“, erlaubte ich mir zu bemerken.

„Selbstverständlich ist sie uralt; ich komme aber nicht dazu, sie sofort zu lesen. Den ganzen Vormittag bin ich beim Gericht, nachmittags im Büro, und abends muß ich die Akten durcharbeiten. So hebe ich mir die Zeitungen auf und lese sie dann alle hintereinander, wenn ich Zeit dazu habe.“

„Aber dann sind sie doch nicht mehr aktuell. Zum Beispiel die Tscheljuskin-Leute sind schon . . .“

„Psst!“ würgte er rasch meinen Satz ab. „Verrate mir das Ende nicht!“

A. R.

Wiener Guckkastenbildchen

Der Herr Oberoffizial kommt schon etliche dreißig Jahre ins Café Greilitzberger.

Er gehört sozusagen zum eisernen Bestand des Kaffeehauses, und der alte Franz, der den Herrn Oberoffizial seit uralden Zeiten bedient, weiß genau, daß der Herr Oberoffizial ein schwer zu behandelnder Gast ist.

Denn der Herr Oberoffizial bringt die schlechte Laune vom Amt ins Kaffeehaus mit.

Ist der Kaffee fertig, will er ihn dunkler, ist er dunkel, will er ihn lighter; hat die Virginia keinen Zug, schimpft er, und hat sie einen, dann schimpft er auch.

Er ist ein grantiger, sekkanter, bissiger Herr, der Herr Oberoffizial.

Dieser Tage aber war er wie ausgewechselt.

Nörgelte nicht, trank den Kaffee so, wie er war, schimpfte nicht über den vorhandenen Zug und hatte sogar so etwas wie ein grüesgrünes Lächeln aufgesetzt.

Der alte Franz war zuerst sprachlos, traute seinen Augen nicht, machte einen Versuch mit einer Virginia, die absolut nicht brannte und vom Herrn Oberoffizial trotzdem andäusend geraucht wurde, und sagte schließlich verdutzt: „Tschuldigen schon, Herr Oberoffizial, heut san S' ja wie ausgewechselt! . . . Ja, sag'n S'“

„Herr Oberoffizial, san S' leicht in Pension gangen oder ham S' Eahna vielleicht gar de Hämorrhoiden operiern lassen?“

A. K. B.

Lieber Simplicissimus!

Der Berghofer ist dreiundachtzig Jahre alt und hat sich beim Heben eines schweren Karloffelsacks einen Leistenbruch zugezogen. Aber von dem Bruchband, zu dem ihm der Doktor dringend rät, will er nichts wissen. „Moana S' ebbas“, knurrt er ihn unwirsch an. „I möcht' zeitliebens mit deam Zaumzeug rumlaffa?“

•

Stilblüte aus der „Wormser Tageszeitung“ (Nr. 109): „Schneider-Creuzot und seine willfähigen Militärs sahen ihre Stunde kommen und rasselten mit ihren Schwertern und langgedrehten Schnurrbärten, daß Mars seine Freude gehabt hätte . . .“

•

Meine Hausangestellte wird von ihrem leutseligen Kassenarzt wegen Mandelentzündung behandelt. Da er mit Vorliebe pluralische Wendungen gebraucht, so komme ich eben recht, um Zeuge folgender Schlußbelehrung zu sein: „Also gel, Fräulein, zuerst tun wir ein paaral gurgeln, dann nehmen wir noch zwei bis drei Tabletten, und hernach legen wir uns ins Bett!“

•

Soff und Suff wanken nach Hause. Mit starker Schlagseite. Einer stützt den andern. Mit der Straße als Hypotenuse bilden sie ein Dreieck, das sich kraft irgendwelcher physikalischer Gesetze mühsam aufrecht erhält.

Da verliert Soff seinen Hut, seinen schönen, neuen Hut. Wie soll er ihn aufheben, ohne daß Suff kippt?

Ha! Die Litfaßsäule!

Er stellt Suff an die Säule. Und meint: „Hupp . . . halt dir feste . . . hupp.“

Nach einer Weile ruft Suff: „Soff, zu Hilfe! Zu Hilfe! Ich kann de Säule nich mehr halten! Se rutsch mal eja! aus de Finger!“

•

Von Sentimentalität völlig unbeschwert ist folgendes Inserat, das eine Karlsruher Zeitung brachte:

Für Muttertag schönsten Geschenk:
Ruhesessel
mit auswechselb. Klosetteinrichtung, D.R.G.M.



„Wirklich 'n hochintelligentes Görl!“ — „Und ob! Wie sie dich kommen hört, ruft sie ganz aufgeregt: „Nu will ich bloß sehen, ob der neue Onkel zuerst an den Blumen riecht oder an der Flasche.““

Wandlungen / Von Ratajöskr

*Von d'Annunzio gibt es neue Kunde,
Seine vielgewandte Feder schreibt
„Lebensläufe der berühmten Hunde“.
— Was ihn wohl dazu bewegt und treibt?*

*Hat er sich am Menschen übernommen
und sein Schwatzen und Gefue satt?
Ist er etwa auf den Hund gekommen,
weil ihm dieser mehr zu sagen hat?*

*Ward von einem misanthrop'schen Schauer
sein Empfinden plötzlich angeweht?
Fand er gar wie Arthur Schopenhauer,
daß ein Pudel sitflich höher steht?*

*Jedenfalles hat hier Gabriele,
scheint mir, einen guten Griff gefan.
Und voll Rührung grüßt ihn meine Seele,
die ihn sonst nicht grade leiden kann.*



„Laß doch das alte Ekel! Wir Jungen wollen eine Brücke schlagen von Land zu Land!“

SIMPLICISSIMUS

Volare necesse est

(Wilhelm Schulz)



Wenn er leben soll, muß er fliegen können!



Der großen Meister alte Tönesprache
hast du beschenkt mit laufend neuen Klängen.
Du schlugst den Fels, und er begann zu idnen,
das ganze Weltall zwangst du zu Gefängen.
Du bleibst der Tänzer, Jubler, bliesst treu dem Schönen,
du ringsum alles in Verwirrung fangt.
Habe Dank!

Zell Gersberg

Das Wachsherz

Von Johannes Hardt

An einem schönen Frühlings-Samstagsnachmittag erhielt Fräulein stud. phil. Martha Halbreiter einen Ellbrief aus Madrid. Dr. Paul Martin, Kunsthistoriker, zur Zeit gemeinsam mit seinem Freund Hans auf einer Studienreise, schrieb:

„Liebe Martha! Tu mir die Liebe und nimm Dich sofort Marias an. Du weißt, wie sehr sie Hilfe braucht, seit Hans sie verlassen hat. Bisher war sie immer meinem brieflichen Zuspruch zugänglich, aber jetzt muß ihre Verzweiflung einen Grad erreicht haben, der gefährlich scheint. Heute erhielt ich von ihr einen schlampigen, wohl in größter Erregung aus ihrem Skizzenbuch gerissenen Fetzen — man kann es nicht Brief nennen —, auf dem sie mich beschwört, mit Hans zu sprechen und ihn zu überzeugen, daß er ihre letzte Bitte erfülle. Sie schreibt, sie könne ohne Hans nicht mehr leben, und sie sei fest entschlossen, sich umzubringen, aber nur mit einem Revolver aus seiner Hand. Ich bitte Dich, Martha, nimm die Sache ernst, sei nicht ironisch! Gut, Maria scheint hysterisch geworden zu sein, aber Hans hat sie so weit gebracht, und auch Hysterie ist eine Krankheit. Das Gräßliche ist, daß sie diesen Fetzen mit Blut geschrieben hat. Ich habe Hans meine Verachtung gründlich gesagt. Wir alle wissen zwar, wie sehr er unter Marias Wesen gelitten hat, aber jetzt ist er so verändert, daß er hellauf lachte, als ich ihm den tragischen Zettel zeigte. Er machte sich sofort daran, das Blut zu analysieren, und er behauptet, es sei Ochsenblut. Ich finde diesen Zynismus ekelhaft! Ob Ochsenblut oder eigenes Blut, das Mädchen ist in einem fast unzurechnungsfähigen Zustand! Ich habe die allergrößte Sorge um sie. Das arme, kleine Ding! Sie ist so hilflos und so rührend anhänglich. Bitte, Martha, opfere alles andere und widme Dich jetzt ganz der armen Maria. Hilf dem kleinen, blonden Mädchen. Du bist ja so stark! Ich habe alles Vertrauen zu Dir, daß es Dir gelingt. Herzlich P. M.“

Als Martha diesen Brief gelesen hatte, war ihre Sonntagsvorfreude ziemlich vorbei. Nichts war ihr fremder und unbegreiflicher als eine so schreckliche Verwirrung, wie sie in Marias Seele plötzlich auftreten konnte. Dabei war sie immer wieder sehr im Zweifel, ob es sich hier wirklich um einen Defekt handelte oder um das Raffinement einer Frau, die weiß, daß Schwäche und Hilflosigkeit an den Beschützerinstinkt des Mannes appellieren und daher sehr anziehend wirken.

Trotzdem machte sich Martha gleich auf den Weg zu Maria. Sie mußte lange läuten, bis geöffnet wurde. „Ach, du bist es!“ sagte Maria. „Hast du auch einmal wieder Zeit für mich? Aber das ist dumm jetzt, ich habe gerade Besuch ... weißt du, der Jürgen ist da. Er ist immer so gut zu mir, seit Hans mich verlassen hat.“

„Hm, ja, dann gehe ich eben wieder. Was tust du morgen, Maria? Wenn du magst, machen wir einen schönen Ausflug nach Andechs?“

„Ach ja, da ist doch die Wallfahrtskirche! Du, Martha, kauf doch bitte schnell noch ein Wachsherz für mich, das könnte ich oben opfern, ich glaube, bei Huber ist noch auf, wenn du läufst.“

„Schon recht, und ich hole dich morgen früh sieben Uhr ab. Gute Nacht, Maria!“

Während sie die Treppe wieder hinunterlief, registrierte Martha: Sie will ein Wachsherz opfern für Hans. Sie hat Besuch von Jürgen und kann mich nicht hereinlassen.

Bei Huber war noch auf. Martha wählte das größte Herz aus, das es gab. Tief nachdenklich ging sie damit heim.

War das ein Sonntagmorgen! Martha lief leichten Herzens durch die kleinen Gäßchen Alt-Schwabings. In den Vorgärten blühte es durcheinander, überdacht von Goldregenrauten und Fließendolden. Martha freute sich auf den Tag, als sie wieder recht nett sein zu Maria. Was ging sie die Sache mit Jürgen an? Nichts! Es schlug gerade sieben Uhr, als sie bei Maria läutete. Nichts rührte sich. Sie läutete geduldig in kleinen Abständen. Plötzlich wurde ihr angst, und ihr Herz gab einen Stich. „Maria“, schrie sie und trommelte mit beiden Fäusten an die Tür. „Maria, Maria!“ Was war da passiert? In furchterlicher Sorge wollte Martha gerade zur Hausmeisterin laufen, als Maria öffnete. Sie stand im hellblauseidenen Nachthemd leichenblau in der Tür, mit blauen Stiefmütterchen im blonden Haar und blutrot geschminktem Mund. Beinahe hätte Martha hellauf gelacht, aber da roch es ja nach Gas! „Was treibst du denn?“ schrie sie zornig und stürzte an den Gashahn, um ihn abzudrehen und riß Fenster und Türe auf. Es war nicht schlimm mit dem Gas. Maria konnte erst kurz vor sieben Uhr die Dummheit gemacht haben, und das sah sehr nach Theater aus diesmal.

Maria hatte sich inzwischen materlich auf die Couch geworfen und schluchzte herzerbrechend. „Ich will nicht mehr leben“, schrie sie. „Ich kann nicht mehr leben ohne ihn! Warum läßt du mich nicht in Ruhe, laß mich doch sterben, du hast ihn mir ja auch genommen!“

„Aber, Maria, du weißt genau, daß ich Hans kaum kenne.“ „Das ist nicht wahr, geh, geh, ich will sterben, ich hasse dich, geh fort! Niemand liebt mich, alle lassen sie mich!“

Gas kann sie nicht geschluckt haben, es war ja fast nichts, aber

(Fortsetzung auf Seite 124)



„Ist's hier nicht wie im Paradies so schön, Mädi? . . . Und wenn jetzt die Schlange mit dem Apfel käm'?" – „Oh . . . da müßt' uns die Wirtin einfach einen Apfelstrudel draus machen!"

Das Berliner Volksfest in Sicht

Nu fällt det bald wech, wat uns neidisch sein läßt
uff München und Hamburg und Dresden:
nu kriecht ooch Groß-Berlin sein Fest
und det wird eens von die größten!

Da kann det „Oktobafest" jar nich mehr mit,
und die „Vogelwiese" – i na, wat denn!
Der „Hamburjer Dom", meenste? Güttigst,
die stelln wa flatt in den Schatten!

Wenn wir – det saach 'ok de frisch-fromm-frech –
so wat anpacken, wird det 'ne Saache!
Da bleibt denn den Anden die Spucke wech!
Von wejen – det ik nich lache!

Ik meene, det war ooch die höchste Zeit
und det war een knorka Jedanke – i
Wir wissen doch ooch mit Vajntejen Bescheid
an die Havel, die Spree und die Panke!

Und „jedo eenmal in Berlin!" –
den Spruch könn'n wa flatt überhören,
denn zu unsa Volksfest muß jede mal hin –
ooch aus Dresden, Hamburg und München!

Benedikt



„Im Lwenbrukeller a Salatessen abhalten — ja, geht denn ds net gegen die Stammeseigenart?“

Das Wachsherz

(Fortsetzung von Seite 122)

sie hat scheinbar einen Nervenschock, dachte Martha. Sie brachte nasse Umschläge und ging dann zum Telefon.

„Wen rufoft du an?“ schluchzte Maria.

„Den Arzt.“

„Nein, ich will keinen Arzt! Du möchtest mich wohl ins Irrenhaus bringen? Ich bin schon ruhig, ich bin schon ruhig. O Gott, mein Kopf, mein armer Kopf!“ Martha begnügte sich also damit, die Umschläge zu wechseln und Maria zu streicheln. Nach einer halben Stunde fragte Maria nach dem Wachsherz. Martha holte es aus ihrer Handtasche, und Maria nahm es feierlich in Empfang. Zuerst kbte sie das Herz, dann kbte sie Marthas Hand, und auf einmal sprang sie auf und tanzte durchs Zimmer. „Wann geht der Zug, Martha? Gott segne dich für das Wachsherz! Ich will nach Andechs pilgern wie eine Buerin. Soll ich mein schwarzes Kleid anziehen? Ach, Martha, sicher wird mir geholfen, ich will ja auf meinen Knien beten, bis sie bluten!“

„Wenn du in einer Viertelstunde fertig bist, dann geh es gerade noch“, sagte Martha. Und so führen sie nun doch hinaus.

Sie gingen zuerst hinunter zum Ammersee, der frisch pltschernd auf kleinen Wellen die bunten Khne schaukelte. Dann liefen sie

den Weg hinauf, mitten zwischen blühende Wiesen hinein. „Nein, wie süß“, rief Maria entzückt, „und die goldigen Blumen, nein, wie herrlich!“ Sie wütete in den schönen, weißen Margueriten, und Martha wagte nichts zu sagen. Sie kamen durch lichten Buchenwald und gingen woglos bergauf. Es war etwas mühsam, man rutschte leicht im braunen, glätten Laubteppich, und Maria zerr sich den Strumpf an einer Brombeerstaude, die sie nicht beachtet hatte. Sie war eine Zeitlang still und scheinbar ärgerlich. Aber als sie oben waren bei dem jgersteig, zu dem Martha geführt hatte, war sie begeistert. „Ach, wie süß!“ rief sie. „Ist der See nicht goldig? Man möchte geradezu dichten, wenn man das sieht!“ Martha wagte es: „Darf ich dich erinnern“, sagte sie, „daß du dich vor drei Stunden umbringen wolltest? Siehst du, wenn man mit seinen zwei Augen dieses schöne Land ansehen darf, den See, in dem das Licht badet, das duftende Waldmeer, das selbige Dunkelblau des Himmels und die silbergraue Ahnung der Berge, ist das nicht schon Freude genug, um zu leben?“

„Wie goldig du das sagst, Martha, ganz poetisch! Aber weißt du, ich kann einfach nicht ohne Liebe sein. Wenn ein Mann so recht toll ist nach mir, dann bin ich glücklich! Was fällt Hans eigentlich ein? Aber ich lasse ihn nicht, ich verderbe ihm alles, was er auch anfängt!“ Marias Stimme klappte bedenklch über. „Aber Maria“, sagte Martha, du wolltest doch heute um ihn beten?“

„Ja, das werde ich auch, und ich werde erhört werden, das fühle ich! Wenn ich nur wüßte, wer dahinter steckt!“

Martha lachte. „Na also, jetzt bist du ja wieder vernünftig!“ Es war heiß geworden. Die beiden Mädchen legten sich ins Gras und ruhten aus. Die Erdbeeren blühten. Eine Eidechse sonnte sich auf einem Baumstumpf. Die jungen Tannen hatten weiche, lange, hellgrüne Triebe. Über den blumigen Wiesen summt es . . .

Sie hatten noch eine halbe Stunde Weg, und es schlug gerade Mittag, als sie unter den rotblühenden Kastanien der Kloster-Enggedrängt saßen die Menschen und aben Rettliche und Klosterkase und tranken das gute Bier der Mönche. Alle waren sie fröhlich, ja, es war wie ein Festrausch über ihnen. Auch Martha und Maria setzten sich und aßen und tranken. Von den Kastanien tropften die Blüten ins Bier.

Martha, die Protestantin, beneidete plötzlich Maria. Maria war katholisch. Sie konnte jetzt hingehen mit ihrem Wachsherz und es mit einem Eidechsen. Maria an das feine Gitter binden vor dem Marienaltar, zu all den anderen Täfeln und rührenden Inschriften. „Maria hat geholfen“, Maria wird helfen“, gestickt von Kinderhändchen auf Stramin, in Holz gebrannt, auf liniertes Papier mit zittrigen, alten Händen geschrieben . . . Eine verschlossene Welt für Martha.

Ein junger Mann hatte sich an ihren Tisch gesetzt. Er sah nett aus und war gut angezogen. Maria fing sofort an, zu kokettieren, und das zu beobachten machte Martha riesigen Spaß. Der junge Mann war natürlich nicht dumm und nützte die Gelegenheit. Er erzählte auch so nebenbei, daß er mit seinem neuen Wagen

Bundessportführer Starhemberg

(Rudolf Kriesch)



Vor dem Regen

*Plötzlich ist alles nah
und seltsam stumpf. Der Wind
ist müd und nicht mehr da.
Die tiefen Wolken sind*

*wie Schatten über den Wiesen.
Der Tag wird furchtsam und still,
nur eine Lerche will
singend noch überfließen.*

*Dann schlagen die Tropfen nieder
schwer auf Blume und Blatt:
Der Sommer hat
seine Lichter und Düfte wieder!*

Hans Graven

heraufgefahren sei, und daß der Wagen sehr gut gelaufen wäre. Na also! Martha freute sich.

Der junge Mann schlug vor, in den Turm der Kirche hinaufzu-
steigen. Maria war sofort dabei. Maria wollte unten auf sie
warten. Das war natürlich böse Absicht, aber es gab ihr auch
zuviel Leute im Glockenturm. Sie erinnerte sich einer wunderbar
ruhigen Stunde an einem Schlechtwettersonntag. Da war sie
ganz allein oben gestanden lange Zeit, und die Glocke hatte zur
Vesper geläutet, und der Turm hatte leise mitgeschwungen. Und
dann war ein Laienbruder heraufgekommen, der wohl glaubte, daß
niemand oben wäre. Trotzdem war er geblieben, und während
sie beide hinausschauten auf die blühende Welt drunten, auf die
Kastanienblütensträucher und Fliederbüsche, auf die weithin sich
schlingenden Streifen der Felder, auf helle Wege, die ins Land
hineinliefen, da erzählte der Laienbruder, daß er einmal ein
Bauernsohn war aus dem Schwäbischen.

Als der junge Mann, er hieß übrigens Herbert Kirner, mit Maria
wieder herunterkam, hatte sich Maria in seinen Arm gehängt und
hinkte. Sie hatte sich auf der letzten Stufe den Fuß verknallt.
Martha wollte nichts verderben und glaubte daran, und so fuhren
sie im Wagen von Herbert Kirner nach Hause. Sie fuhren durch
das weilige Land, zwischen tiefen, herrlichen Wäldern Starnberg
zu, und es war ein netter Einfall von Herbert Kirner, dort im
Indos noch zu Abend zu essen und Maiwein zu trinken.

*

Der Maiwein war gut, und Maria trank rasch. Die Laternen
brannten und hoben im Dämmern Dinge und Menschen ins
Unwirkliche, Phantastische. Grau in grau lag der See, weithin
rauschend, ohne Ufer.

Herbert Kirner war sehr verliebt. Maria lachte heile Koloraturen
in die zärtliche Nacht, und das Tisch Tuch deckte kupferlich
das erste Spiel zweier Hände, die zusammen wollten.

Es war auch der Wein schuld, daß Martha in ein Schweigen
hinein fragte: „Maria, wo hast du eigentlich das Wachsherz?“
„Ach, das Wachsherz!“ rief Maria, und eine Lachsalve stieg zum
Himmel. „Du, das ist herrlich, daß du daran denkst! Ich werde
es ertränken, hier im See.“ Sie kramte es aus ihrer Handtasche.

„Hoppla!“ sagte sie, und das Herz flog in weitem Bogen über
Bord, fallengelassen von einer weißen Hand. Es kam, nachdem es
untergetaucht war, wieder hoch und schwamm noch ein wenig.
Plötzlich war es verschwunden.

„Gratuliere, Hans!“ sagte Martha leise.

„Was sagtest du?“

„Nichts, Maria.“

Martha ging sehr spät allein durch die kleinen Gäßchen Alt-
schwabing heim. Die Kastanie vor ihrer Flieder blühte feierlich
in der Mondnacht. Der Flieder duftete . . . Das Leben war
wieder schön, denn die Gefahr war vorbei.

„Jegger! na, abi is schnöll gang'n, aba wia kumm i
wieder auffer?“

Des deutschen Mächels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplificissimus-Verlag, München Postfach. München 5802

Der Fleidner und sein Bruder

Von Trude Sand

„Kennen Sie den Fleidner, den Maler? Was? Don kennen Sie nicht?“

So fragte kürzlich ein älterer, etwas heruntergekommener Herr, der zufällig in unsere Abendgesellschaft geraten war. Und da niemand den Fleidner kannte, gab der Mann folgende Geschichte zum besten:

„Vor zehn Jahren war er sehr berühmt, der Fleidner; vielleicht auch mehr berüchtigt als berühmt, aber immerhin! Seine Bilder fielen nämlich hauptsächlich dadurch auf, daß sie in keiner Hinsicht, weder in der Farbe noch in der Zeichnung, weder im Thema noch im Material etwas mit dem zu tun hatten, was man gemeinhin unter Malerei versteht. Ich hatte die Ehre, ihn persönlich zu kennen. Er war auch als Mensch ein Kauz. Er ernährte sich fast ausschließlich von Fischen, die er in einem riesigen Aquarium selber züchtete.

Als ich ihn eines Tages besuchte, bemerkte ich, während ich die fünf Treppen zu seinem Atelier hinaufstieg, daß oben jemand stand und in das Treppenhaus spuckte. Ich mußte Obacht geben, um nicht getroffen zu werden. Der sonderbare Schütze schien seine Ladungen keineswegs aufs Geratewohl abzufeuern, sondern haarscharf nach mir zu zielen. Wollte rannte ich nach oben und — stießen Sie sich vor, es war ein Mann von etwa vierzig Jahren. Er lehnte gemütlich über dem Geländer, die Arme verschränkt, und lachte mir vergnügt ins Gesicht. Dann spuckte er seelenruhig weiter, er hatte schon das nächste Opfer aufs Korn genommen.

Ich war so perplex, daß ich nicht wußte, wie ich mich verhalten sollte.

Ich klingelte. Fleidner öffnete die Tür einen Spalt weit, ließ mich hineinschlüpfen und riegelte schleunigst wieder zu.

„Um Gottes willen!“ rief ich. „Fleidner, wer ist der Mann?“

„Mein Bruder!“ jammerte er. „eine schöne Schweinerei, wie?“

„Ihr Bruder?“

„Ja, wer denn sonst! Zustände, sage ich Ihnen! Ich werde verrückt! Er kommt morgens um acht her und hält sich bis Punkt acht Uhr abends auf

dem Flur vor meiner Tür auf. Er spuckt allen Leuten, die die Treppe heraufkommen, auf den Hut. Eine nette Beschäftigung, wie? Bis vor einigen Wochen ist er in einer Anstalt gewesen, dann haben sie ihn wegen absoluter Harmlosigkeit entlassen. Wegen absoluter Harmlosigkeit! Wie finden Sie das? Die Polizei erklärte, sie wäre für solche harmlosen Fälle nicht zuständig. Erst wenn es schlimmer käme, könnte sie eingreifen. Wenn es schlimmer käme! Sagen Sie mal, was halten Sie von einer solchen Polizei? Aber setzen Sie sich doch, mein Lieber!

Fleidner war nur mit einer Badehose bekleidet. Auf dem Kopf trug er einen großen Strohhut, am linken Fuß eine Socke. Er war ein unersetzter Kori, fett und behaart, aber springlebendig, überall standen und hingen angefangene Bilder, oder besser: Expressionen. Die Hälfte des Ateliers füllte ein Aquarium aus, in dem viele hundert Fische munter ihr Lebenspensum absolvierten.

„Wollen Sie mit mir speisen?“ fragte Fleidner. Und ohne meine Antwort abzuwarten, griff er in das Aquarium, schnappte ein paar Fische, schlug sie fachmännisch ins Genick, dann schnitt er sie auf und reinigte sie. Man sah, er war ein Meister auch in diesem Fach. Er zündete den Spirituskocher an, tat Öl in die Pfanne und ließ die Fische langsam braten. Dabei klagte er mir sein Leid: „Ich bin heute überhaupt noch nicht aus der Wohnung gegangen. Ich traue mich nicht hinaus, wissen Sie. Mein Bruder hat heute seinen bösen Tag. Er hat bereits mehrfach gegen meine Tür gebumst, er hat mir gedroht, er kann mich nämlich nicht leiden. Ich weiß nicht, weshalb. Aber auch dieser Schmerz geht vorüber, kann ich Ihnen versichern. Ich kenne meinen Bruder. Das Bumsen an der Tür, das ist nur der Beginn eines Anfalls. Der schwillt rapid an, ich weiß Bescheid, na, und dann preßt eben die Polizei ein, und ich bin erlöst. Ich habe die Herrschaften von nebenn gebeten, sofort die Polizei zu alarmieren, wenn es auf dem Treppenfur kracht oder splittert. Ich habe nämlich kein Telefon.“

Die Fische waren nun durchgebacken. Wir nahmen sie in die Hand und knabberten sie ab. Sie schmeckten vorzüglich. Ich fragte Fleidner nach seinen nächsten Arbeiten, aber er hörte kaum zu, sondern horchte angestrengt nach dem Treppenfur hin, ob sich dort noch nichts bemerkbar machte. Es blieb ruhig.

Plötzlich fing der Fleidner an, im Atelier hin und her zu gehen, schneller, immer schneller. Schließlich trat ihm auf die Stirn. Er blieb stehen, hielt sich den Bauch fest, krümmte sich und sah mich verzweifelt an.

„Was ist?“, rief ich, „fehlt Ihnen was? Ist Ihnen der Fisch nicht gut bekommen?“

„Ich bin verloren“, winselte er, „ich muß wo hin.“

„Ich verstand nicht, was er meinte.“

„Verloren“, sagte er tonlos.

„Wieso verloren, das verstehe ich nicht?“

„Sie haben ja keine Ahnung von dem Ernst der Situation“, jammerte er. „Sie sehen einen Tod gewöhnen vor sich. Die Toilette befindet sich auf der anderen Seite des Flurs. Mein Bruder wird mich erschlagen, ich ahne es.“

„Er ergreift das Eisbüfcel, das vor dem Spiegel lag, und warf es sich um die Schultern. Er band sich einen Staubwedel im Nacken fest, so daß er steil hinter seinem Kopf emporragte, obendrauf spielte er seinen Hut. Er nahm die Bratpfanne und einen hölzernen Löffel und machte daraus ein Schlagzeug. Dann grölte, tanzte und jазzte er wie ein Kambale, während ich vorsichtig die Tür öffnete und ihn hinausließ.“

Und in der Tat! Der Verrückte lachte. Er lachte so laut und unabding, daß man es durch den hölzernen Lärm, den der andere verursachte, noch hören konnte. Das ganze Haus wurde im Nu mobil — und offenbar auch die Herrschaften von nebenan: denn als mein guter Fleidner kurz darauf wieder zurückgetänzelt kam, quakend und die Bratpfanne bearbeitend, kamen vier Polizisten die Treppe heraufgestürzt und nahmen ihn fest.

„Ich bin ja gar nicht der Verrückte!“, schrie er.

„Das sehen wir!“, sagten die Polizisten sanft und führten ihn ab.

Der Bruder lebte gemütlich über dem Geländer, die Arme verschränkt, und lächelte. Solange die Polizisten im Treppenhaus waren, spuckte er nicht. Dazu war er zu schlau, obwohl er verrückt war.

Der Fleidner ist natürlich einige Tage später wieder entlassen worden. Er war ein Genie, ein expressionistischer! Ich dachte, Sie würden ihn kennen.“

Es geht nichts über Männerschertze! Sind sie gut, hat man ein paar Jahre über sie zu lachen. Nirgends aber ist für Männerschertze ein besserer Boden als auf Skihütten: denn die Winterabende sind lang, ewig kann man nicht „Grüne Wiese“ spielen: auch die besten Witze werden alt. Dann wird es Zeit, die Schertze zu rufen. Man kann ein Huhn aus dem Stall holen und dieses dem Freund in das Nachtkästchen stecken: man kann in die Gletschersalbe einen Klebstoff mischen: man kann im Stiegenhaus den Ahnungslosen erschrecken: man kann das Hemd zunähen und auf den Sessel Schnee legen — ach, was lassen sich mit Schnee allein für tausend Schertze auführen, denn Schnee läßt sich überall hineinstopfen, und er wird immer unangenehm, wenn er auftaut. Mit solchen und ähnlichen Schertzen hatten sich Fritz und Kurt also auf der Skihütte die Zeit vertrieben. Keiner von den beiden war zu Bette gegangen, ohne vorher das Zimmer gründlich untersucht zu haben; keiner hatte sich morgens angezogen, ohne vorher alle Taschen umgedreht und die Schuhe gebeutelst zu haben. Aber der Urlaub ging zu Ende, Fritz und Kurt mußten wieder in die Stadt zurück, und dort gibt es weniger Gelegenheit für dergleichen Späße. Fritz ging wieder als Rechtsanwalt schön brav in seine Kanzlei,

Kurt oblag seinen vielen Vertretungen. Sie hatten einander gut genug kennengelernt auf der Skihütte, Kurt behielt seinen früheren Anwalt, und Fritz dachte nicht daran, seine Autoreifen bei Kurt zu beziehen. Durch Kurts Gespräche auf der Hütte war oftmals eine gewaltige Persönlichkeit stolzisiert, ein Generaldirektor Rüdiger, von dessen Gunst vieles in Kurts Geschäften abhing. Fritz hatte auch eine jener höflichen Karten unterschrieben, die Kurt an seinen hochmütigen Gönner aus Schnee und Eis gesandt hatte. Einen Besuch bei Kurt wollte Fritz wohl gelegentlich machen, ganz einschlafen lassen wollte er diese Winterbekanntschaft doch nicht. Er beschloß den Freund zu überraschen und fuhr eines Tages dort vor. Als er anklopfte, öffnete ein kleines, ängstliches Weiblein mißtrauisch die Türe. Von der alten Freude an Späßen gepackt, sagte Fritz: „Bitte, melden Sie in einer sehr dringenden Angelegenheit den Generaldirektor Rüdiger!“ Das kleine Weiblein knickte tief. Fritz mußte ein Lachen unterdrücken. Also auch die Bedienerin wußte wohl, welch mächtiger Mann dieser Generaldirektor war. Das kleine Weiblein ging, Fritz schloß wieder die Tür, warf den Kopf zurück, steckte die Rechte zwischen die obersten Knöpfe

des Rockes, wölbte die Brust und wartete. Er hörte bald darauf eine Tür schlagen, vernahm, wie Kurt die Bedienerin schallt, daß diese den Herrn Generaldirektor nicht weitergeführt habe, und sah alsbald in der sperrangelweit aufgerissenen Tür Kurt in tief gebückter Stellung, ganz Ergebenheit und Hingabe, vor sich stehen. „Tiefer, tiefer, lieber Kurt“, sagte er, dem Freund von der Skihütte auf die Schulter klopfend, „wie es mir gebührt!“ Der gute Kurt schluckte nach Luft, verließ den Zorn, zwang sich zur Freundlichkeit, aber ein böses Funkeln in den Augen ließ sich doch nicht ganz unterdrücken. Fritz besah sich, immer noch erhaben und scheußlich überlegen, die Wohnung Kurts, lobte und tadelte die Bilder, spielte den Generaldirektor eine Weile weiter und empfahl sich dann, den Freund zu weiterem Elfer ermunternd, mit großartigen Gebärden. „Ich werde mich bemühen“, versicherte Kurt beim Abschied. „Und ich werde auf der Hut sein“, erwiderte Fritz, der noch einmal dem hineingelegten Freund auf die Schulter klopfte. „Wenn aber wirklich Rüdiger kommen sollte, dann halte dich bei der Türe an, damit du bei solch einer tiefen Verbeugung nicht auf die Nase fällst.“ Fritz glaubte, die Tür etwas heftiger ins

(Schluß auf Seite 130)

Hemmungen

(E. Frauendorfer)



„Was hast du denn nur, liebst du mich nicht mehr, Else?“ — „Doch — aber wir sitzen heut grad auf Vaters Vormittagsbank.“

Die gelbe Panik

(Olaf Gulbranson)



„Keine Angst, Madame Europa! Ich komme nur, um meinen Dank abzustatten für die ausgezeichnete Erziehung, die Sie mir haben zuteil werden lassen.“

Männerschere

(Schluß von Seite 128)

Schloß fallen zu hören, als dies notwendig gewesen wäre.

Fritz wartete in seiner Kanzlei ein paar Tage auf den Gegenhieb. Nichts rührte sich. Kurt wurde ihm unheimlich. Fritz ermahnte sein Fräulein in der Kanzlei zur Vorsicht. Niemand sollte ohne genaue Prüfung vorgelesen werden. Vom schlechten Gewissen gepöngelt, rief er Kurt endlich an. Das Freundes Stimme antwortete ohne Arg. Wie gut sich Kurt verstellen konnte! Jetzt habe er keine Zeit, nein, heute ganz bestimmt nicht, aber morgen selb. Sonnabend, da könne man doch wieder einmal einen gemeinsamen Ausflug machen, die Schneeberichte seien günstig.

Fritz sagte zu, legte den Hörer ab, rieb sich die Hände und lächelte vor sich hin. Morgen ein Ausflug, heute keine Zeit. Die vielen Geschäfte glaubte er dem guten Kurt ganz und gar nicht. Also stand heute der Überfall bevor. Haha, so leicht ließ sich Fritz doch nicht hineinlegen. Er war auf der Hut.

Eine Stunde später schnurrt der Apparat. Das Fräulein meldete: ein Herr sei hier und wünsche in einer sehr dringenden Angelegenheit den Herrn Doktor zu sprechen. Wie der Herr heißte, wollte Fritz, die Brauen hochziehend und die Asche von seiner Zigarette knispend, wissen.

„Generaldirektor Franz Karl Rüdiger“, antwortete das Fräulein. „Der Herr Generaldirektor hat nicht viel Zeit, er wünscht Herrn Doktor sogleich zu sprechen.“

Fritz grinste: war es nicht Kurts Stimme, die er durch den Apparat mit seinem Fräulein sprechen hörte? Fritz überlegte nur eine Sekunde lang; vor ihm lag eine dicke Aktenmappe. Seine linke Hand griff nach ihr.

Den Knaben wollen wir einigermaßen überraschen, beschloß Fritz. Dieses Bündel hier bekommt er auf den Kopf. Es wird schmettern. In der Schule haben wir selbstezt die gleiche Wirkung erzielt, wenn wir zu unterst den Atlas legten und diesen noch durch ein paar gewichtige Bücher beschwerten. Wenn der Schlag damals den Überfallenen unvermittelt auf das Haupt traf, dann schnappten ihm die Knie ein, blieb ihm der Mund offen stehen und traten die Augen ein wenig hervor.

Fritz wog die Akten mit der Linken: die hatten ein gutes Gewicht. Aber Kurt hält auch mehr aus als ein Gymnasialist. Strafe muß sein. Warum wählte Kurt auch solch ein plummes Manöver.

„Ich lasse den Herrn Generaldirektor bitten“, sagte Fritz überlaut, damit Kurt, wenn er neben dem Fräulein stand, es hören und glauben sollte, daß seine Täuschung vollkommen gelungen sei.

Fritz warf den Hörer hin, ergriß mit beiden Händen das Aktenbündel, sprang auf und stellte sich dicht neben die Türe. Das schwere Bündel erhob er über den Kopf. Der Schlag wird nicht von schlechten Eltern sein.

Die Schritte kamen näher. Tüchtige Schritte, dachte Fritz, hämmend vor Eifer, klopfend vor Unternehmungslust. Der gute Kurt prahlt sogar beim Gehn! Vertreter und Vertreter ist zweierlei, hatte Kurt immer gesagt; und die Art und Weise, wie man eintritt, entscheidet über den Erfolg des Geschäftes!

So, jetzt war der gute Kurt an der Tür. Jetzt ging es auf. Nun trat er leicht vorgebeugt auf. Aber da sauste auch schon das schwere Aktenbündel mit aller Wucht dem abnormen Freund auf den Kopf. Dieser brüllte auf, taumelte in das Zimmer, torkelte Luft schnappend gegen die Wand und lehnte dort mit eingeknickten Knien. Fritz sprang vor: aber sein Freuden schrei erstarrte ihm im aufgerissenen Mund, und nun war es an ihm, daß die Knie zu zittern und seine Lippen nach Luft zu schnappen begannen: denn dort an der Wand lehnte mit ein wenig heraustretenden Augen ein ihm gänzlich fremder Mann, der Gesichter schnitt, keuchte und wohl versuchte, einen fürchterlichen Fluch loszulassen.

Das Aktenbündel mit der nahrhaften Causa Huber contra Swancina polterte zu Boden: die Eingaben, Expensen, Rekurse und Bescheide flatterten durch das Zimmer: Fritz schwankte, und der Fremde schwankte auch, einmal vor, einmal zurück, wie die sägenden Holzgruppen, die man auf dem Jahrmarkt kaufen kann. Beiden quollen die Augen heraus, beide hatten den Mund offen, keiner aber konnte ein Wort hervorbringen.

Fritz überlegte, während der Schreck ihm das Haar sträubte, was er diesem Manne dort sagen sollte. Der Fremde, dem schon das Mißtrauen des Fräuleins draußen unangenehm aufgefallen war, verneinte, sich einem Irrn gegenüber zu befinden. Irrt darf man vor allem nicht reizen, dachte der Fremde weiter, also verhalten wir uns still und schauen wir, wie wir von hier wieder fortkommen.

„Schmerzt Sie Ihr Kopf?“ fragte Fritz nach einer Weile.

„Danke, nicht im geringsten!“ antwortete der Mann, sich nach seinem entfallenden Hute bückend.

„Ein fürchterlicher, leider kaum zu entschuldigender Irrtum“, stammelte Fritz. „Ich dachte, mein Freund käme herein. Ich bin selbstverständlich zu jeder Art von Genugtuung bereit. Ich kann mir leider selbst nicht erklären, was hier vorgegangen ist. Verzeihen Sie mir! Ich bitte Sie darum!“ Und dann, einer innern wohlmeinenden Stimme gehorchend, folgte Fritz in bewunderndem Tonfall noch hinzu: „Gut nur, daß Sie so stark und kräftig sind. Ein anderer Mann hätte diesen Schlag kaum ausgehalten!“ Welch heilkräftiger Nachsatz, der den Herrn Generaldirektor schließlich doch noch versöhnte. Dann es war wirklich der Generaldirektor Rüdiger, und Kurt hatte ihn zu Fritz geschickt, damit dieser wirklich sehe, daß Kurt mit solch hervorragender Bekanntschaft nicht gefunkelt hatte.

Die beiden Herren kamen dann auch ins Gespräch, Fritz erhielt sogar den Prozeß, aber nur unter der Bedingung, daß er dem Gegner mit der gleichen Wucht auf das Haupt schlagen werde wie dem Herrn Generaldirektor. Man versprach einander auch, über diese Sache nicht weiter zu reden.

Auf diese Weise erfuhr Kurt auch niemals, weshalb Fritz seinen Scherz auf der Sonnabendtour (Kurt hatte seinem Freund heimlich einen schweren Stein in den Rucksack gesteckt) so abgeklärt lächelnd hingemommen und mit der Vergeltung dieses Streiches so lange auf sich hatte warten lassen.

Lieber Simplicissimus!

Ich kam mit einem Handwerker ins Gespräch, der mich kennt. Er klagte über schlechte Geschäfte, und ich tröstete ihn damit, daß es bei uns erst recht schlecht gehe, weil mit der Kunst eben gar nichts zu machen sei. „Ja wissen Sie“, sagt er, „das ist aber schon eine saumumme Branche!“

(Alfred Kubin)

Alter Brunnen



„Hat's dir in der Kirche gefallen?“ fragt der Vater seinen Sohn. „Ach nein, der liebe Gott stand auf dem Balkon und hat immerzu geschimpft.“

Meiner Wohnung direkt gegenüber befindet sich ein Leichen-Kommissar. Auf seinem Leichenwagen I. Klasse steht der Spruch: „Sterben ist mein Gewinn.“

Ein Siebenjähriger schiebt während des Unterrichtes seinem Banknachbar einen Zettel zu: „Um elfe verhaue ich dich, aber du mußt ooch da sein!“



„Spar' dir man die Spucke, Justav! Jejen so 'ne kalte Platte kommste mit 'n warmen Jefiehle nich mehr uff!“

Bildnis einer Fliegerin

Von Walter Bauer

Welchen Namen sie auch trage —
ihr wahrer Name ist: Tochter des Ikarus:

Gleich einem Stern, losgelöst vom Gewirr der großen Brüder,
umkreist sie die Erde in langen Reisen,
Jahreszeiten überspringend nach ihrem Gefallen.

Ihre Arme sind zu Flügeln ausgebreitet,
ihr Blut rinnt durch das Gestänge, an dem sich das Eis des
Weltraumes ansetzt,
sie spürt den Wolkenstrom in ihrem Rückgrat,
ihr Leben erhebt sich im Gesang motorischen Dröhnens.

Sie durchquert Amazonenströme der Luft, Wildnisse, Wüsten;
Blitze umflammen wie Erleuchtungen den Geist.
Auf ihren Schatten blickt sie manchmal, der wie ein Hund
treu und laufflos ihr folgt bis zum Mount Everest.

Unsere Träume gleichen Andeutungen ihrer Wirklichkeit;
sie beugt sich, lächelnd wie eine Steppengöttin, über die
Flucht von Antilopen,
an den afrikanischen Seen erwarten sie blaßrote Morgen-
röten von Flamingoschwärmen.

Nichts aber ist so seltsam wie die Nacht —
Schatzhaus der Sterne, Haus der Unruhe und Ängste.
Sie möchte sich aufschwingen,
in einem unbewachten Augenblick Gott die Plejaden zu
entreißen —
eine Kette von Sternen! Das wäre
ein schöner Schmuck für sie —
veredelt durch Smaragde der Hoffnung,
in ihr selbst gefunden,
wenn sie die Grüße der Landungsfeuer erblickt.



„Vorläufig ist es ja noch Honig . . . aber er kommt mich sicher teuer zu stehen.“

SIMPLICISSIMUS

Genfer Ärztekommision

(Karl Arnold)



Man darf die Hoffnung nicht aufgeben! Wir transplantieren das bewährte Kraut in die Leiche der Kriegsabrüstung
und übergeben diesen Fall einer Friedensaufrüstungskommision zur Nachbehandlung."



Hensli flog zur Venus

Von Hans Schubert

Parlamentarische Redeblüten aus den Jahren 1919—32

I.

„Der Völkerbund ist nur dazu da, die Giftzähne von Sowjetrußland auf die Beine zu stellen.“

„Der Geist Helfferichs ist der nackte Pferdefuß, welcher am Marke des deutschen Volkes nagt.“

„Die Interessen des Proletariats sind das einzige Band, das vielleicht die Splitter wieder zu einem großen Bau zusammenschweißt.“

„Das Betriebsrätegesetz ist der langsam fließende Quell, der allmählich das ganze deutsche Wirtschaftsleben zu erdrosseln droht.“

„Darüber kann gar kein Zweifel sein, daß wir dieser Vorlage der Regierung rückgratlos zustimmen müssen.“

„Es wirkt geradezu wie ein Brechreiz, wenn man sieht, wie die bürgerlichen Parteien mit demselben Atemzug, mit dem sie zur Einheitsfront aufrufen, gleichzeitig den Dolch schleifen, um das Proletariat niederzutreten.“

„Glauben Sie, Kapital und Großindustrie würden Ihre Knochen dazu hergeben, daß die Kommunisten Honig daraus saugen können?“

„Meine Herren! Die Sache ist nicht so einfach. Es gibt unter den Kommissionsmitgliedern Leute, die nicht einmal mit Druckerschwärze reinzuwaschen sind.“

„Dieses Ermächtigungsgesetz ist der Riesenbandwurm, welchen der Reichstag nur mit großem Widerwillen geschluckt hat.“

„Man nennt den Etat des Reiches auch Haushaltsplan. Der Name rührt daher, daß das Haushalten geplant ist; durchgeführt wird es doch nicht.“

„Es scheint mir unmöglich, dieses Loch mit einer Kampferspritze stopfen zu wollen.“ (Zuruf: „Versuchen Sie es einmal mit einer Klsterspritze!“)

„Zurufe von hinten sind manchmal die wirksamsten.“

Die Rakete stand zum Start bereit. Neben dem langen Reporter vom Kantonalen Radio reckte sich, nervös und glücklich, eine gesunde, hartbäckige, vierschötig kurzgebaute Denkmäschinerie im Lodenwams. Das war Hensli, Doktor Hensli und Observator vom astrophysikalischen Observatorium zu Nüchtlingen. Eigentlich mochte ich ihn ganz gern. Er war immer angenehm. Er äußerte nie eine Meinung als die seine. Er lebte in ewiger Gewissensangst vor dem ungewollten Plagiat. Und er suchte Orplod oder Thule noch immer irgendwo im Raum. Selbst das Opfer seines lederhähnen Lebens — wenn es dazu kam — mußte leerer Schall bleiben. Diesem Hensli aus Nüchtlingen fehlte auch die letzte Spur einer Glut. Mit der Erinnerung seiner wenigen Freunde verbindet sich nie eine Frau.

„So — 'Bödsinn!' meinte Schramm, mein Leibmonteur. „Jenseits der Heavyside wird er sich den Schnupfen holen. Mir schwant was, daß die Sache schief geht.“ Er nennt seine Kiste „Karus“. Gestern hat mir von einem einzelnen Bein geträumt, das in eine Alm mit Sterntälern fiel. Mich dauern nur die Meerschweinchen.“

Hensli hatte Vermutungen über die Bewohnbarkeit der Venus aufgestellt, wies dort Sauerstoff und Stickstoff aus. Das gab immerhin noch Möglichkeiten wie der mittlere Amazonas zur Regenzeit, für einen Gummischwamm unter Umständen bewohnbar. Hensli war aber mehr ein trockenes Brötchen, für den Mara geeignet und von Kindesbeinen gegen jeglichen Durst trainiert. In der Kalahari soll er vor Jahren eine indische Technik der Werdurchquerung erprobt haben, so mit Coué oder ähnlich, die ihm dahingehend bekam, daß er seither überhaupt nicht trank. Er konnte einfach nicht. „Mir gehen für diesen Zweck völlig die Atmosphären unserer niederschlagsreichen Gegend“, pflegte er zu sagen.

Diese Einmarke nahm sich doch erschreckend klein aus im Vergleich zum Menschen. Wie, wenn ich mich jetzt hatte? Ich erwartete einen kubischen Verlauf der Beschleunigung und hatte daher mit der Konstruktion des „Wohnraums“ ein wenig geknappt zugunsten der Maschine. Man würde es unter normalen Verhältnissen in wenigen Stunden schaffen. Soweit hier „normal“ überhaupt am Platze war. Aber Hensli lehnte meine Bedenken lachend ab: „Sie werden sich wundern, wie ich zurückkomme. Die Möglichkeit von Zusammenstößen ist unendlich klein. Meine Tierversuche lassen keinen Zweifel zu. Und schließlich muß einer mal den Anfang machen.“

Dagegen war nichts einzuwenden. Nur gerade dieser Hensli — ich musterte ihn kritisch, wie er durch die Luke kroch. Erst versuchte er es mit dem linken Bein und mit dem Kopf, dann mit dem rechten Bein und rechten Arm. endlich zuerst mit den Beinen. Ich dachte an Schramms Sterntälerraum und fröstelte. Hensli zögerte einen Augenblick mit dem Kopf im Loch. Wir sahen uns an, etwas dumm und markwürdig abgemerkt gegen die vergangene Nacht am Fernrohr. Das war doch noch anders als mit der Kalahari.

Inzwischen schützte der Lange unermüdlich in sein Mikrophon, primitiv aufgezoogenen astronomischen Kram für altgewordene Sextanten. Wir hatten ja Zeit. Es war noch früh am Tage, und wir mußten die Kulmination abwarten, die — ich weiß es noch auf die Minute — kurz vor Mittag war. Vorläufig blinkte das Ziel unserer irrinsinnigen Wünsche als blendend weißer Stern zwischen den Schattierungen des Frühs. Luzifer oder der Morgenstern, fiel mir ein. In den Tälern um unsere Alm quoll der Nebel. Dieses kantonale Mikrophon stand wie

ein Kranich, etwas schief und leicht schläfrig in der Wiese. Wie ein Marabu, Symbol der Erkenntnis. Es ging etwas aus von ihm wie eine unhörbare, unerhörte Lästerung gegen die Alm, gegen den Morgenstern, gegen das beginnende Schauspiel in unseren Rücken. Die Berge huben und brennen an. Luzifer erbläht mehr und mehr. Mit voller Kraft und ohne eine Spur von Rot kam die Sonne, räumte mit den Nebeln auf, zeigte uns die gegenseitige Häßlichkeit unserer übernachtigen, unrauteten Gesichtser.

Ich dachte wieder an die Versuche mit den Meerschweinchen. Es müssen schon einige Tausend gewesen sein, ehe der pedantische Hensli zu seinen Schlüssen kam. Lauter kleine Raketen mit Meerschweinchen, ins Nichts hinein. Eine hinter der anderen. Hier und da war eine zurückgekommen, aus China, aus den Staaten, vom Balkan, sogar von einer Insel. Hier und da hatte ein Tierchen noch gelebt. Zuletzt lebten dann alle, die auf vorbestimmten Orploden. Das ist ein schweres Los, Meerschweinchen in einem kantonalen Institut für Weltraumforschung zu sein. Die Murrer hier oben hatten es besser.

Hensli grinst jetzt durch das Bullauge. Im ungewissen Licht der halbdunklen Scheibe glüht er einem Gnom. Er hat Pan ermordet, kam mir von irgendwo in den Sinn. Diese Alm hier war die letzte Zuflucht Pans. Einsam stand das Mikrophon. Vielleicht hatte der Redner Schillpauze. Vielleicht auch suchte er Edweiß. Kurz entschlossen trat ich vor den Apparat:

„Hier spricht die Hensli-Expedition von der Brautwiesenalme. Wie lächerlich sind unsere Wünsche, wenn sie jenseits unserer Maße und Seelen sind. Wie dumm ist unser Tun mit Zuckersolange und Zahlen sind, mag es ja sein. Wehe aber, wenn zur Zahl die Gestaltung kommt und sich im Zählen bläht und bläht als After-schöpfung.“

Diese Rakete hier gleicht einem Sarg, einem dünnen Metallkoffer, in dem die kragigen Herrn, mit Verschraubungen gegen den Vampirglauben, hier oben auf der Brautwiesenalme leben noch Vampire. Meine Seele, aus jedem Grund gerissen, versucht sich jetzt an einer ersatzweisen Belebung von Raketen. Das bekommt ihr schlecht. Meine Verantwortung um das Leben Henslis, die Spargroschen euros ehrenwerten Vereins zur Förderung der Weltraumfahrt (die insgesamt verloren sind, denn ich halte hier ein Telegramm vom Mount Hamilton in der Hand, wonach die vermutete Spektrallinie des Goldes einer näheren Untersuchung nicht standhält), meine plötzliche eigene Ernüchterung aus mehr privatem Grund, das immer steiler werdende Tageslicht, die lebende Schallplatte, die Edelweiß auf, — alles, alles vermisch sich hier zu einem Wechselbalg von erlogener Stimmung, die ich krampfhaft aufrecht halte. Warum eigentlich? Man sollte dem ganzen Theater kurz den Rücken kehren.

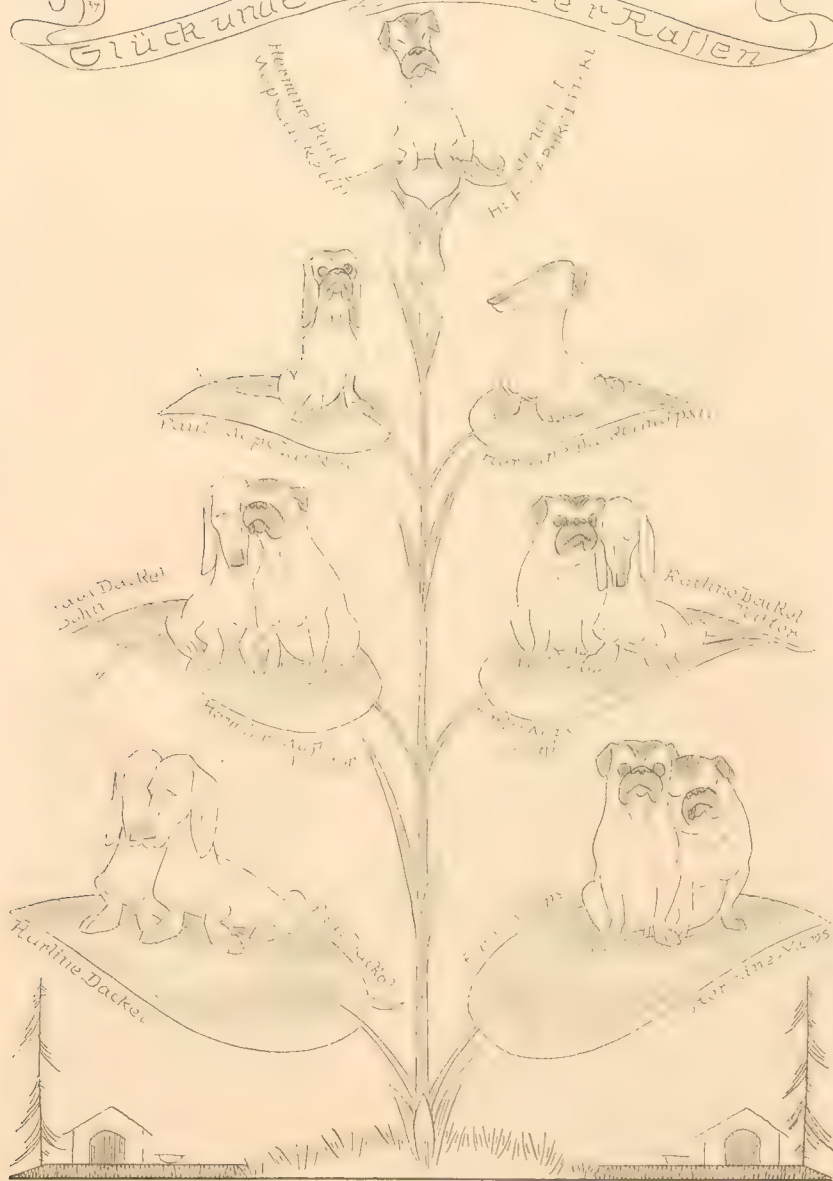
Der Sarg hier hat sich mittlerweile aufgerichtet. Herr Hensli gestikuliert durch das Bullauge, ohne daß er noch eine Möglichkeit hat, sich zu verständigen. Wenn wir die Schraubenflügel jetzt wieder lockern würden, leidet die Dichtung. Hensli hat eine Stoppuhr in der Linken, die Zündung zwischen Daumen und Zeigefinger in der rechten Hand, ein Biondewitz wie bei photographischen Apparaten. Er will jetzt eine Blitzlichtaufnahme von der Brautwiesenalme machen.

So im Sarg, in unserer Alm, Verzeihung: ist unsere Rakete doch schon imponierend! Man versteht jetzt schon besser, was diese Leute eigentlich wollen und was man sich selbst dabei gedacht hat. Und überdies wird es langsam Mittag. Du lieber Himmel, wie sehen schon die ersten Autos aus.

(Schluß auf Seite 137)

1897
Karl Arndt

 Glück und Ende zweier Rassen



Unfall über Unfall

(Olaf Gutbranson)



„Jessas na, san scho wieda zwoa Stern z'sammg'stoßn! Könnna s' net aufpass'n, dö Bazi!“ — „Kein Wunder! Eure Milchstraße gehört schon längst repariert!“

Hensli flog zur Venus

(Schluß von Seite 134)

Die festgeschraubte Lukenür hat einen stählernen Umfassungsring. Dieser Ring legt sich jetzt wie eine Drossel um mein Herz, denn in einer knappen Viertelstunde wird Hensli Zündung geben. Hensli wird niemals wiederkehren ...

Ich weiß heute nicht mehr, wie lange ich so gesprochen habe. Ich weiß auch nicht, ob ich damals „Haltet!“ schrie, wie ich mir manchmal einbilde. Das andere ging in einem fürchterlichen Toben unter. Ein Höllenlärm von Rauch, Licht, Hitze und Gestank. Ein Mensch verließ die Erde auf seine eigene Art.

Dann schob ich mechanisch den Chronograph in die Tasche. Er zeigte elf Uhr dreißigzwanzig Minuten siebenkomma-sechs Sekunden Ortszeit an. Hensli hatte die Kulmination der Venus bis in Bruchteile der Sekunde getroffen. Er würde landen.

Dieser Gedanke war ehrlich schadenfroh und durchaus prophetisch, denn schon nach vierzehn Tagen kam Hensli schwer-verprügelt von der Venus wieder. Seine Rakete war über und über mit den Fellern von Meerschweinchen beklebt. Innerhalb der Rakete fand man massenweise Gravuren in einer eigenartig schönen Schrift, ein System mit nur zwei Lettern, entfernt ähnlich den Umrissen von Mann und Weib. Man fand auch den Abdruck einer enormen, gutgegliederten Männerhand, hart und schwielig, wie mit natürlicher Farbe abgeklatscht. Dagegen fehlten alle wesentlichen Bestandteile der wissenschaftlichen Apparate. Zum Beispiel die Optiken beim Filmgerät, die Schieber bei den Kassettens, die Nonien bei den Winkelmeßgeräten oder die Wasserwaagen und Fadenkreuze beim transportablen Refraktor, und was weiß ich noch. In den von Hensli pedantisch nummerierten Fächern der Ausrüstung fand man dagegen:

— hier eine seltsame Rübe, dort eine apfelartige Frucht, Anderswo wieder einen hölzernen Becher mit noch tauchtem Rand wie vom Abdruck einer Lippe. Eine Pan-fütte aus Rohr, Leinen mit Mäanderkar-te, frauliche Hüftspangen aus einfachem Eisen mit anspruchlosem Stein, ein Sandalen-paar aus Binsen, ganz kleine Löffelchen wie für Kinder und dergleichen noch in Massen.

Über das schmale Ruhebett war ein unendlich fruchtbarer Humus verstreut. In der Brieftasche fand Hensli sehr viel später eine Handvoll Ahren.

Sie wollen noch wissen, ob man die Schrift entziffert hat und was sonst noch? Wir haben sie entziffert, Traugott Löschke und ich.

Aus Hensli bringt niemand etwas heraus. Auch die Folter würde nichts aus ihm herausbringen. Schramm mit, die Deutung der Phänomene läge doch auf der Hand, wenn sie auch nicht erwünscht sei. Was mich selbst betrifft — nun, in meiner Bude hängt eine Photokopie dieser merkwürdigen Schrift aus einer anderen Welt, dieser Venusmenschen-schrift, vor deren Dasein bisher alle Philologen die Köpfe panikartig in den Sand steckten. Es soll eine Fälschung des armen Hensli sein. Der Mann ist überhaupt so gut wie ruiniert. Was mich selbst betrifft — zu mir also kommt der Traumputz auch am Tage, in ganz verzweifelter Stunden aber wenigstens mein Freund Traugott Löschke, der Lyriker, der auch sonst nicht kleinlich ist. Über einigen Pullen haben wir einmal folgendes ausgeknobelt, was hiermit der Vergessenheit entrissen sei:

Botschaft der Venus an die Erde:

Viele meinen, die Venus stecke noch im Kambrium. Es schwämmen nur Trilobiten und Brachiopoden dort herum. Das aber ist ein Irrtum.

Ständchen

(A. Kubini)



„Ich fürchte fast, bis sie aufwacht, sind mir meine Beine eingeschlafen!“

Auch wir haben einmal hier Film gedreht. Auch wir haben einmal helser um Vorschuß gefleht. Immer noch um ein Stockwerk höher steht. Die Wälder ganz raubekahl abgemäht. Bei einigem Erfolg die Nüstern gebläht, gebäht und gedacht: es gäht.

Da aber die Kohlefelder alle wurden und die ehemals darin Beschäftigten heftiger und immer heftiger knurrten und die Stätten des täglichen Wohlstands zusehends zusammenschurrtten —

— haben wir eines Tages umgeschwenkt, und zwar nicht die Ingenieure, aber ihre Produkte in den nördlichsten Eismeer-ozean dicht am Pol versenkt, börsartig Widerstrebende aufgehängt, uns nur ganz kurz ratschlagend zusammengedrängt und alsdann in den noch restlichen Wäldern versprengt.

Die Wissenschaftler haben wir sitzen lassen und über ihren Realenzyklopädien schwitzen lassen und haben sie die zurückgelassenen Reste nach Gutdünken besetzen bzw. beschmutzen lassen —

— nach hundert unserer Jahre sind wir dann kräftig wie die Bären zurückgekommen. Alle Wissenschaftler hatten sich inzwischen das Leben genommen.

Die Laboratorien standen offen und bloß. In Sternwarten wuchs Moos. Über den eingebrochenen Kuppeln stand der Himmel, unschuldig groß.

Auch wir haben Erfahrung mit den Mikro-zephalen. Sie suchen den Sinn des Daseins in Qualen, beweisen den zwar endlichen, aber unbegrenzten Inhalt der Welt mit Zahlen, und wenn es nicht mehr weiter geht, dann machen sie Wahlen. Und lassen sich als Professor Hensli malen.

Wir haben uns ehrlich abgeschunden und haben nun endlich eine erträgliche Daseinsform gefunden: wir arbeiten, ganz wie es uns selber paßt, acht oder vierundzwanzig Stunden und bestehen sehr überwiegend aus Gesunden.

Wir lassen uns daher keinesfalls von häßlichen Affen, die in Blechpackungen vom Himmel fallen, auf eine rückständige Art begaffen, sondern werden uns solche Gäste postwendend vom Halse schaffen. — Dieser hier suchte bei uns Ungleich-schwänzige, achmelzgeschuppt, und hat sich auch in jeder anderen Hinsicht als lästig entpuppt.

Wir haben ihn darum durchgebleuert und in Richtung auf seine Herkunft wieder abgefeuert.

Christentum oder Geschäft?

Hört: mit Hilfe meines Zwickers hab' ich im Tagblatt ich erspäht, daß die High Church ihre Vickers-Aktien gern verkaufen läßt.

Viele tausend Pfunde hat sie in Kanonen angelegt. Und nun plötzlich wird vom Pazifismus ihr Gemüt bewegt.

Ist es wirklich das Gewissen und des heil'gen Geistes Wehn?
Oder tut sie's nur gerissen,
weil die Kurse günstig stehn?

Relativität

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplificissimus-Verlag, München Postfach 66. München 5802

Erste Besetzung / Von Karl Kurt Wolter

Der erste Franzose, der anfangs Dezember achtzehn zu uns ins Quartier kam, hieß Paul Basso und war Kanonier der 26. Batterie im 87. Artillerie-Regiment. Er hustete häufig und hatte sein Gesicht stets glatt rasiert. Er bekam mein Zimmer im zweiten Stock, das sich nicht heizen ließ. Anfangs gingen wir Kinder ihm ängstlich aus dem Weg, aber am zweiten Tag trafen wir ihn auf der Treppe, und er lächelte uns an, als wollte er mit uns reden. Da er jedoch unsere Furcht bemerkte, fehlte auch ihm der Mut zur fremden Sprache. Erst bei der folgenden Begegnung wagte er es. „Wie „eißt du?“ fragte er meinen Bruder, der gerade mit mir am Treppengeländer hinuntertratschen wollte.

„Heißt du“, sagt man“, antwortete Herbert zu meinem Erstaunen.

„Iche „eiße Pohl . . .“, erklärte der Soldat und gab Herbert die Hand. Ich hatte Angst, daß etwas geschehen könnte, und griff ein.

„Das ist mein jüngerer Bruder Herbert“, sagte ich schnell, „und ich heiße Peter.“

„Trés bien, Petère . . . Bon jour“, meinte der Franzose und drückte mir die Hand. Dann ging er. Als wir die Haustür zuschnappen hörten, sahen wir uns beide an und lachten; wir wußten eigentlich nicht warum. „Der ist dumm“, fand Herbert und rutschte vergnügt am Geländer herunter.

Am nächsten Tag brachte uns der Soldat Schokolade mit. Jedem schenkte er ein großes Stück. „Er ist doch nicht so dumm“, erklärte jetzt mein Bruder. Es erschien uns wie eine selige Erinnerung an frühe Kindheit, solange hatten wir keine Schokolade mehr gehabt.

Strahlend zeigten wir den Eltern unsere Geschenke.

„Ihr sollt von den Franzosen nichts annehmen“, wollte mein Vater bestimmen; aber meine Mutter

wehrte ab. „Laß doch“, sagte sie. „Wegen dem blühen.“ — „Vielleicht ist sie vergiftet!“ meinte unser Dienstmädchen.

„Habt ihr euch wenigstens bedankt?“ forschte mein Vater. —

In den folgenden Tagen brachte uns der Soldat jedesmal ein Stück Schokolade mit. Wir zeigten es aber nicht mehr den Eltern, sondern aßen es gleich auf. Mein Freund Heini aus dem Nachbarhaus, dem ich von unserer Einquartierung erzählte, kam jetzt auch täglich, wenn unser Franzose vom Dienst heimkehrte. Zu dritt lauerten wir ihm dann auf der Treppe zum oberen Stockwerk auf. Wir hatten bereits starkes Zutrauen zu dem Soldaten gefaßt und nannten ihn „Pohl“. Pohl hingegen versuchte, in deutscher Sprache mit uns zu reden. Dazu hatte er sich ein grünes Sprachbüchlein erworben. Jeden Tag, wenn er uns traf, hatte er einen anderen Satz auswendig gelernt. Das schien ihm viel Mühe zu machen, zumal er ständig unter Husten litt.

„Guttes Tag, „err Petehr und „err „erbert und „err „einli“ begrüßte er uns am Nachmittag. „Wie „aben Sie gelaßen?“

„Danke, gut“, antworteten wir ernst, weil das gewissermaßen zum offiziellen Teil gehörte.

„Ier ich „abbe Ihnen etwas mit-ge-bracht . . .“, buchstabierte er mühsam, und wir warteten dabei, gierig wie die Kiebitze, auf seine Schokolade. Froh aufstehend, daß die sprachliche Anstrengung gut überstanden war, verteilte dann Pohl seine Geschenke. Und wir taten jedesmal freudig erstaunt „Oh, Schokolade!“, als wäre es das erstmal, daß wir von ihm welche erhielten, und als ob wir so etwas nicht erwartet hätten.

Pohl betrachtete uns mit stiller Zufriedenheit, gab jedem die Hand, sagte noch „Of Widerseen“, meinte Kindern . . . , und verschwand nach oben.

Einmal nahm er uns sogar mit hinauf. Man sah vor Kälte ganz deutlich den Atemhauch im Zimmer. Wir fragten — nur um etwas zu sagen —, ob es ihm nicht kalt sei, hier . . . „Non, non, mes enfants . . .“, versicherte er geradezu ängstlich, ob man es ihm auch glauben möge.

Niemals hat er sich über etwas beschwert. Als er einmal bei seinem Kommen im Haus meiner Mutter begegnete, hatte sie, die fließend Französisch sprach, einige Sätze mit ihm gewechselt. „Er ist aus dem zerstörten Gebiet bei Lille“, berichtete uns hernach die Mutter. „Zwei kleine Geschwister von ihm sind durch einen Granatschlag im Elternhaus ums Leben gekommen. Er sagt, er wisse, was es heißt, ein ruhiges Heim haben. Deshalb wolle er uns auch möglichst wenig zur Last fallen . . .“

Leider blieb er nur ganz kurze Zeit. Schon nach einer Woche wurde er abgelöst. Er gehörte zur Fronttruppe, die man als ungeeignet für das besetzte Gebiet hielt und zurückzog.

Viele Wochen später, als bereits der Postverkehr wieder aufgenommen war, empfingen wir aus Frankreich einen Brief von Paul Basso. Wir mußten uns erst eine Weile besinnen, bis uns der „Pohl“ richtig vor Augen stand. Wie die gute Figur eines schönen Märchens erschien er uns.

Aus dem Brief ersahen wir, daß er uns schon zweimal geschrieben hatte, ohne daß wir etwas erhalten. Er teilte mit, daß sein Deutsch nur langsame Fortschritte mache, und er bedanke sich nochmals für die freundliche Aufnahme bei uns. Herbert und ich schickten ihm eine Postkarte und schrieben, daß auch wir seine Abreise bedauerten, weil die jetzige Einquartierung nicht so nett sei und uns keine Schokolade schenke.

Nach einigen Tagen erhielten wir aber unsere Karte zurück. Dicke rote Stempel befanden sich

darauf, neben denen etwas in französischer Sprache stand. Meine Mutter sagte, das sei von der Zensur, und wir hätten auf der Karte aus etwas nicht schreiben dürfen. Unserem Vater verschwiegen wir es, weil wir sonst gehauen worden wären. Wir schrieben auch dem Pohl nicht mehr. Sie hätten wir ihm mitteilen sollen?

Lupinen

Nun deckt die Ackerkrumen das Gelb von den Lupinen, ein Meer von Duft und Blüten, ein Tummelplatz der Bienen.

Die Blüten sprechen: „Wir! Wir find die Sonne drohen! Wir find des feldes Zier! Wir bleiben ewig oben!“

Wir nehmen jetzt Besitz vom ganzen Erdenrund. Wir find die Kraft vom Blis, find jahlos, stark und hunt!“

Der Bauer aber lacht: „Das wird man euch verkünden! Natur gab euch die Macht, aus eufst Stiefloch zu binden.“

Ihr sollt nur in den Tiefen des Bodens Wurzeln ziehn, daß Kräfte, die dort schliefen, bald oben sichtbar blühn.

Denn — seid ihr davon voll, pflegt ich euch wieder unter. Ihr geht vor Hochmut toll. Korn trägt bald blüht und munter

aus eurer Kraft und mehr! die ungewollte Tat.

Ihr feid ihr Dung und nährt! einft eine befreie Saat.“

Stenach 1907

„Aber bitte nicht böse sein . . .“

Von Fritz A. Mende

Es ist nicht nur eben fortgeblasener Zigarettenrauch, der durch das fast gefüllte Nacht-Kabarett schwebt, es ist sozusagen Zigarettenrauch mit Patina, eine Art Traditions-Mief, der von unzähligen Bildern, ja selbst den Stühlen, Bänken und Tischen ausstrahlt. Ein kleines Licht, das vom Podium her deutlich machen, sich aufschwingen, strahlen möchte es, aber es ist doch nur ein ganz kleines Kabarettlicht und ihm gegenüber so viel Atmosphäre. Die Töne flattern wie verschrackte Fledermäuse durch den Raum. „Tatata...“ macht das Lied. Man kann sich denken, dass es ein merkwürdiges Paar kommt langsam durch den schmalen Gang, der zum Kabarett führt. Ein alter Weißhaariger — ja soll ich Herr oder Mann sagen...? Ach was, ein Kerl, ein richtiger breitgebauter, noch lange nicht ausgebrannter Karl laggt vorsichtig vorwärts, denn er ist unerbötig betrunken. Einen Schritt hinter ihm geht ein bleicher junger Mann, der neben dem alten Recken ausgesprochen unbedeutend aussieht. Er dreht eine Mütze, die ihn als Taxi-Chauffeur kennzeichnet, schuchtern in den Händen und weiß weder mit sich noch mit dem Lokal irgend etwas anzufangen.

An einem Tisch machen sie halt. Der Alte beugt sich zu mir: Sie gestatten, daß wir uns zu Ihnen setzen und nach einer kurzen Pause fahrt er fast schmeichlich hinzu: „Aber bitte nicht böse sein...“ Ich bin es bestimmt noch. Der Alte bestellt Wein. Als die Kellnerin ihn bringt, zählt er auch schon und gibt ihr eine runde Mark Trinkgeld. Meine Tischgenossen trinken sich zu. Während der Weißhaarige den Römer mit einem Zug leert, nippt sein Begleiter vorsichtig, und dann bedankt er sich. Er ist wirklich Taxi-Chauffeur, und der Alte, sein Fahrgast, hat ihn eingeladen, nicht erst kurz vorher, sondern — wie ich höre — seit ungefähr sechs Stunden.

„Aber wenn ich Alkohol trinke, darf ich ja immer fahren“, bemerkt der Chauffeur. Du brauchst heute auch nicht mehr. Wir laufen heim“, beruhigt der Alte. „Aber ich halt“ halt noch eine Fuhr nach Oberammergau... Der Alte fährt mit dem rechten Arm durch die Luft. „Oberammergau? Du bist ein großer Idealist“ und wieder folgt er leise hinzu: „Aber bitte nicht böse sein...“ Ich glaube nicht, daß es bei

dem Chauffeur dieser Aufforderung noch bedarf. Ein bißchen Tatata trifft auf den betrunkenen Alten. Der dazugehörige Text-Fetzen spannt sein gefurchtes Gesicht. „Rue de la Madeleine“, hat er gehört. „Madeleine“, spricht er nach, und während es es bricht, läsen sich die Gesichtszüge wieder. Die Lippen klaffen auf, und nach vom Wein formen sie: „Madeleine...“ Die Lippen geraten in bacchantisch-lüsterne Verzückung: „Madeleine, Madeleine“, sagen sie.

Der kleine Wort-Rausch scheint vorüber. „Aber bitte nicht böse sein...“ flüstert der Alte. Dann besinnt er sich: Die Madeleine in Paris... die Madeleine liegt Ecke Rue Royale und Boulevard... Boulevard... Es fällt ihm nicht ein. Als wolle er sich entschuldigen, sagt er: „Ich war vor dem Krieg in Paris.“ Dann bohrt er wieder: „Boulevard...“ Um ihn in seiner Not zu helfen, rufe ich ihm zu: „Boulevard der Madeleine...“ Der Alte strahlt mich an, beide Hände streckt er mir über den Tisch zu, aber er läßt sie gleich wieder sinken. „Bitte nicht böse sein...“, murmelt er begütigend.

Ein Schokoladeverkäufer kommt an unseren Tisch. „Schokolade, Mokkaohhchen“ (ja, er sagt Bohhchen... „Nix gefällig?“ Der Alte verlangt fünf Tafeln, aber der Verkäufer scheint es nicht glauben zu wollen. „Fünf?“ fragt er.

„Ich bin Familienvater“, braust der Weißhaarige auf. „Jawohl, fünf!“ Der Schokoladeverkäufer zählt das erhaltene Geld. Es ist zuviel, aber er darf alles behalten. Ganz fassungslos vor Glück verabschiedet er sich und zweifelt vorübergehend an der Schiechtheit der Welt.

„Ich bin Familienvater“, sagt der Alte noch einmal zu mir herüber und verstaut die Schokolade in der Rocktasche. Die einmal geweckte Erinnerung an seine Familie läßt ihn nicht mehr los. Energisch steht er auf. Weil ich ihm eben den Boulevard genannt habe, erhebt er sich und will einfach stehen lassen. Deshalb bogen er sich fast an mein Ohr. Kurz formen sich seine Lippen wie vorher zu einem bacchantisch-nassen Bogen und flüstern: „Ich habe nämlich in der Lotterie gewonnen...“ Dann hebt er den Kopf und sagt: zärtlich halb und halb pathetisch: „Aber bitte nicht böse sein...“

Pläne u. Ziele

neue Planenblätter liefern wir sehr schnell und zu besonderen Bedingungen aus 60 Jahren Praxis Erfahrung in vielfält. Beratung, Vorstufe mit. Pläne, Zeichnungen, P. P. Lichte, München 12, Osterstraße 2

1984 Werkzeuge enthält unsere untere. Geis-Katalog, West. Italia - Werkzeuge, Magen 253, Westfalen

„Der Deutsche Jäger“ München

erfolgt sofort. Einmalig. 1. Jahrgang, 2. Jahrgang, 3. Jahrgang, 4. Jahrgang, 5. Jahrgang, 6. Jahrgang, 7. Jahrgang, 8. Jahrgang, 9. Jahrgang, 10. Jahrgang, 11. Jahrgang, 12. Jahrgang, 13. Jahrgang, 14. Jahrgang, 15. Jahrgang, 16. Jahrgang, 17. Jahrgang, 18. Jahrgang, 19. Jahrgang, 20. Jahrgang, 21. Jahrgang, 22. Jahrgang, 23. Jahrgang, 24. Jahrgang, 25. Jahrgang, 26. Jahrgang, 27. Jahrgang, 28. Jahrgang, 29. Jahrgang, 30. Jahrgang, 31. Jahrgang, 32. Jahrgang, 33. Jahrgang, 34. Jahrgang, 35. Jahrgang, 36. Jahrgang, 37. Jahrgang, 38. Jahrgang, 39. Jahrgang, 40. Jahrgang, 41. Jahrgang, 42. Jahrgang, 43. Jahrgang, 44. Jahrgang, 45. Jahrgang, 46. Jahrgang, 47. Jahrgang, 48. Jahrgang, 49. Jahrgang, 50. Jahrgang, 51. Jahrgang, 52. Jahrgang, 53. Jahrgang, 54. Jahrgang, 55. Jahrgang, 56. Jahrgang, 57. Jahrgang, 58. Jahrgang, 59. Jahrgang, 60. Jahrgang, 61. Jahrgang, 62. Jahrgang, 63. Jahrgang, 64. Jahrgang, 65. Jahrgang, 66. Jahrgang, 67. Jahrgang, 68. Jahrgang, 69. Jahrgang, 70. Jahrgang, 71. Jahrgang, 72. Jahrgang, 73. Jahrgang, 74. Jahrgang, 75. Jahrgang, 76. Jahrgang, 77. Jahrgang, 78. Jahrgang, 79. Jahrgang, 80. Jahrgang, 81. Jahrgang, 82. Jahrgang, 83. Jahrgang, 84. Jahrgang, 85. Jahrgang, 86. Jahrgang, 87. Jahrgang, 88. Jahrgang, 89. Jahrgang, 90. Jahrgang, 91. Jahrgang, 92. Jahrgang, 93. Jahrgang, 94. Jahrgang, 95. Jahrgang, 96. Jahrgang, 97. Jahrgang, 98. Jahrgang, 99. Jahrgang, 100. Jahrgang, 101. Jahrgang, 102. Jahrgang, 103. Jahrgang, 104. Jahrgang, 105. Jahrgang, 106. Jahrgang, 107. Jahrgang, 108. Jahrgang, 109. Jahrgang, 110. Jahrgang, 111. Jahrgang, 112. Jahrgang, 113. Jahrgang, 114. Jahrgang, 115. Jahrgang, 116. Jahrgang, 117. Jahrgang, 118. Jahrgang, 119. Jahrgang, 120. Jahrgang, 121. Jahrgang, 122. Jahrgang, 123. Jahrgang, 124. Jahrgang, 125. Jahrgang, 126. Jahrgang, 127. Jahrgang, 128. Jahrgang, 129. Jahrgang, 130. Jahrgang, 131. Jahrgang, 132. Jahrgang, 133. Jahrgang, 134. Jahrgang, 135. Jahrgang, 136. Jahrgang, 137. Jahrgang, 138. Jahrgang, 139. Jahrgang, 140. Jahrgang, 141. Jahrgang, 142. Jahrgang, 143. Jahrgang, 144. Jahrgang, 145. Jahrgang, 146. Jahrgang, 147. Jahrgang, 148. Jahrgang, 149. Jahrgang, 150. Jahrgang, 151. Jahrgang, 152. Jahrgang, 153. Jahrgang, 154. Jahrgang, 155. Jahrgang, 156. Jahrgang, 157. Jahrgang, 158. Jahrgang, 159. Jahrgang, 160. Jahrgang, 161. Jahrgang, 162. Jahrgang, 163. Jahrgang, 164. Jahrgang, 165. Jahrgang, 166. Jahrgang, 167. Jahrgang, 168. Jahrgang, 169. Jahrgang, 170. Jahrgang, 171. Jahrgang, 172. Jahrgang, 173. Jahrgang, 174. Jahrgang, 175. Jahrgang, 176. Jahrgang, 177. Jahrgang, 178. Jahrgang, 179. Jahrgang, 180. Jahrgang, 181. Jahrgang, 182. Jahrgang, 183. Jahrgang, 184. Jahrgang, 185. Jahrgang, 186. Jahrgang, 187. Jahrgang, 188. Jahrgang, 189. Jahrgang, 190. Jahrgang, 191. Jahrgang, 192. Jahrgang, 193. Jahrgang, 194. Jahrgang, 195. Jahrgang, 196. Jahrgang, 197. Jahrgang, 198. Jahrgang, 199. Jahrgang, 200. Jahrgang, 201. Jahrgang, 202. Jahrgang, 203. Jahrgang, 204. Jahrgang, 205. Jahrgang, 206. Jahrgang, 207. Jahrgang, 208. Jahrgang, 209. Jahrgang, 210. Jahrgang, 211. Jahrgang, 212. Jahrgang, 213. Jahrgang, 214. Jahrgang, 215. Jahrgang, 216. Jahrgang, 217. Jahrgang, 218. Jahrgang, 219. Jahrgang, 220. Jahrgang, 221. Jahrgang, 222. Jahrgang, 223. Jahrgang, 224. Jahrgang, 225. Jahrgang, 226. Jahrgang, 227. Jahrgang, 228. Jahrgang, 229. Jahrgang, 230. Jahrgang, 231. Jahrgang, 232. Jahrgang, 233. Jahrgang, 234. Jahrgang, 235. Jahrgang, 236. Jahrgang, 237. Jahrgang, 238. Jahrgang, 239. Jahrgang, 240. Jahrgang, 241. Jahrgang, 242. Jahrgang, 243. Jahrgang, 244. Jahrgang, 245. Jahrgang, 246. Jahrgang, 247. Jahrgang, 248. Jahrgang, 249. Jahrgang, 250. Jahrgang, 251. Jahrgang, 252. Jahrgang, 253. Jahrgang, 254. Jahrgang, 255. Jahrgang, 256. Jahrgang, 257. Jahrgang, 258. Jahrgang, 259. Jahrgang, 260. Jahrgang, 261. Jahrgang, 262. Jahrgang, 263. Jahrgang, 264. Jahrgang, 265. Jahrgang, 266. Jahrgang, 267. Jahrgang, 268. Jahrgang, 269. Jahrgang, 270. Jahrgang, 271. Jahrgang, 272. Jahrgang, 273. Jahrgang, 274. Jahrgang, 275. Jahrgang, 276. Jahrgang, 277. Jahrgang, 278. Jahrgang, 279. Jahrgang, 280. Jahrgang, 281. Jahrgang, 282. Jahrgang, 283. Jahrgang, 284. Jahrgang, 285. Jahrgang, 286. Jahrgang, 287. Jahrgang, 288. Jahrgang, 289. Jahrgang, 290. Jahrgang, 291. Jahrgang, 292. Jahrgang, 293. Jahrgang, 294. Jahrgang, 295. Jahrgang, 296. Jahrgang, 297. Jahrgang, 298. Jahrgang, 299. Jahrgang, 300. Jahrgang, 301. Jahrgang, 302. Jahrgang, 303. Jahrgang, 304. Jahrgang, 305. Jahrgang, 306. Jahrgang, 307. Jahrgang, 308. Jahrgang, 309. Jahrgang, 310. Jahrgang, 311. Jahrgang, 312. Jahrgang, 313. Jahrgang, 314. Jahrgang, 315. Jahrgang, 316. Jahrgang, 317. Jahrgang, 318. Jahrgang, 319. Jahrgang, 320. Jahrgang, 321. Jahrgang, 322. Jahrgang, 323. Jahrgang, 324. Jahrgang, 325. Jahrgang, 326. Jahrgang, 327. Jahrgang, 328. Jahrgang, 329. Jahrgang, 330. Jahrgang, 331. Jahrgang, 332. Jahrgang, 333. Jahrgang, 334. Jahrgang, 335. Jahrgang, 336. Jahrgang, 337. Jahrgang, 338. Jahrgang, 339. Jahrgang, 340. Jahrgang, 341. Jahrgang, 342. Jahrgang, 343. Jahrgang, 344. Jahrgang, 345. Jahrgang, 346. Jahrgang, 347. Jahrgang, 348. Jahrgang, 349. Jahrgang, 350. Jahrgang, 351. Jahrgang, 352. Jahrgang, 353. Jahrgang, 354. Jahrgang, 355. Jahrgang, 356. Jahrgang, 357. Jahrgang, 358. Jahrgang, 359. Jahrgang, 360. Jahrgang, 361. Jahrgang, 362. Jahrgang, 363. Jahrgang, 364. Jahrgang, 365. Jahrgang, 366. Jahrgang, 367. Jahrgang, 368. Jahrgang, 369. Jahrgang, 370. Jahrgang, 371. Jahrgang, 372. Jahrgang, 373. Jahrgang, 374. Jahrgang, 375. Jahrgang, 376. Jahrgang, 377. Jahrgang, 378. Jahrgang, 379. Jahrgang, 380. Jahrgang, 381. Jahrgang, 382. Jahrgang, 383. Jahrgang, 384. Jahrgang, 385. Jahrgang, 386. Jahrgang, 387. Jahrgang, 388. Jahrgang, 389. Jahrgang, 390. Jahrgang, 391. Jahrgang, 392. Jahrgang, 393. Jahrgang, 394. Jahrgang, 395. Jahrgang, 396. Jahrgang, 397. Jahrgang, 398. Jahrgang, 399. Jahrgang, 400. Jahrgang, 401. Jahrgang, 402. Jahrgang, 403. Jahrgang, 404. Jahrgang, 405. Jahrgang, 406. Jahrgang, 407. Jahrgang, 408. Jahrgang, 409. Jahrgang, 410. Jahrgang, 411. Jahrgang, 412. Jahrgang, 413. Jahrgang, 414. Jahrgang, 415. Jahrgang, 416. Jahrgang, 417. Jahrgang, 418. Jahrgang, 419. Jahrgang, 420. Jahrgang, 421. Jahrgang, 422. Jahrgang, 423. Jahrgang, 424. Jahrgang, 425. Jahrgang, 426. Jahrgang, 427. Jahrgang, 428. Jahrgang, 429. Jahrgang, 430. Jahrgang, 431. Jahrgang, 432. Jahrgang, 433. Jahrgang, 434. Jahrgang, 435. Jahrgang, 436. Jahrgang, 437. Jahrgang, 438. Jahrgang, 439. Jahrgang, 440. Jahrgang, 441. Jahrgang, 442. Jahrgang, 443. Jahrgang, 444. Jahrgang, 445. Jahrgang, 446. Jahrgang, 447. Jahrgang, 448. Jahrgang, 449. Jahrgang, 450. Jahrgang, 451. Jahrgang, 452. Jahrgang, 453. Jahrgang, 454. Jahrgang, 455. Jahrgang, 456. Jahrgang, 457. Jahrgang, 458. Jahrgang, 459. Jahrgang, 460. Jahrgang, 461. Jahrgang, 462. Jahrgang, 463. Jahrgang, 464. Jahrgang, 465. Jahrgang, 466. Jahrgang, 467. Jahrgang, 468. Jahrgang, 469. Jahrgang, 470. Jahrgang, 471. Jahrgang, 472. Jahrgang, 473. Jahrgang, 474. Jahrgang, 475. Jahrgang, 476. Jahrgang, 477. Jahrgang, 478. Jahrgang, 479. Jahrgang, 480. Jahrgang, 481. Jahrgang, 482. Jahrgang, 483. Jahrgang, 484. Jahrgang, 485. Jahrgang, 486. Jahrgang, 487. Jahrgang, 488. Jahrgang, 489. Jahrgang, 490. Jahrgang, 491. Jahrgang, 492. Jahrgang, 493. Jahrgang, 494. Jahrgang, 495. Jahrgang, 496. Jahrgang, 497. Jahrgang, 498. Jahrgang, 499. Jahrgang, 500. Jahrgang, 501. Jahrgang, 502. Jahrgang, 503. Jahrgang, 504. Jahrgang, 505. Jahrgang, 506. Jahrgang, 507. Jahrgang, 508. Jahrgang, 509. Jahrgang, 510. Jahrgang, 511. Jahrgang, 512. Jahrgang, 513. Jahrgang, 514. Jahrgang, 515. Jahrgang, 516. Jahrgang, 517. Jahrgang, 518. Jahrgang, 519. Jahrgang, 520. Jahrgang, 521. Jahrgang, 522. Jahrgang, 523. Jahrgang, 524. Jahrgang, 525. Jahrgang, 526. Jahrgang, 527. Jahrgang, 528. Jahrgang, 529. Jahrgang, 530. Jahrgang, 531. Jahrgang, 532. Jahrgang, 533. Jahrgang, 534. Jahrgang, 535. Jahrgang, 536. Jahrgang, 537. Jahrgang, 538. Jahrgang, 539. Jahrgang, 540. Jahrgang, 541. Jahrgang, 542. Jahrgang, 543. Jahrgang, 544. Jahrgang, 545. Jahrgang, 546. Jahrgang, 547. Jahrgang, 548. Jahrgang, 549. Jahrgang, 550. Jahrgang, 551. Jahrgang, 552. Jahrgang, 553. Jahrgang, 554. Jahrgang, 555. Jahrgang, 556. Jahrgang, 557. Jahrgang, 558. Jahrgang, 559. Jahrgang, 560. Jahrgang, 561. Jahrgang, 562. Jahrgang, 563. Jahrgang, 564. Jahrgang, 565. Jahrgang, 566. Jahrgang, 567. Jahrgang, 568. Jahrgang, 569. Jahrgang, 570. Jahrgang, 571. Jahrgang, 572. Jahrgang, 573. Jahrgang, 574. Jahrgang, 575. Jahrgang, 576. Jahrgang, 577. Jahrgang, 578. Jahrgang, 579. Jahrgang, 580. Jahrgang, 581. Jahrgang, 582. Jahrgang, 583. Jahrgang, 584. Jahrgang, 585. Jahrgang, 586. Jahrgang, 587. Jahrgang, 588. Jahrgang, 589. Jahrgang, 590. Jahrgang, 591. Jahrgang, 592. Jahrgang, 593. Jahrgang, 594. Jahrgang, 595. Jahrgang, 596. Jahrgang, 597. Jahrgang, 598. Jahrgang, 599. Jahrgang, 600. Jahrgang, 601. Jahrgang, 602. Jahrgang, 603. Jahrgang, 604. Jahrgang, 605. Jahrgang, 606. Jahrgang, 607. Jahrgang, 608. Jahrgang, 609. Jahrgang, 610. Jahrgang, 611. Jahrgang, 612. Jahrgang, 613. Jahrgang, 614. Jahrgang, 615. Jahrgang, 616. Jahrgang, 617. Jahrgang, 618. Jahrgang, 619. Jahrgang, 620. Jahrgang, 621. Jahrgang, 622. Jahrgang, 623. Jahrgang, 624. Jahrgang, 625. Jahrgang, 626. Jahrgang, 627. Jahrgang, 628. Jahrgang, 629. Jahrgang, 630. Jahrgang, 631. Jahrgang, 632. Jahrgang, 633. Jahrgang, 634. Jahrgang, 635. Jahrgang, 636. Jahrgang, 637. Jahrgang, 638. Jahrgang, 639. Jahrgang, 640. Jahrgang, 641. Jahrgang, 642. Jahrgang, 643. Jahrgang, 644. Jahrgang, 645. Jahrgang, 646. Jahrgang, 647. Jahrgang, 648. Jahrgang, 649. Jahrgang, 650. Jahrgang, 651. Jahrgang, 652. Jahrgang, 653. Jahrgang, 654. Jahrgang, 655. Jahrgang, 656. Jahrgang, 657. Jahrgang, 658. Jahrgang, 659. Jahrgang, 660. Jahrgang, 661. Jahrgang, 662. Jahrgang, 663. Jahrgang, 664. Jahrgang, 665. Jahrgang, 666. Jahrgang, 667. Jahrgang, 668. Jahrgang, 669. Jahrgang, 670. Jahrgang, 671. Jahrgang, 672. Jahrgang, 673. Jahrgang, 674. Jahrgang, 675. Jahrgang, 676. Jahrgang, 677. Jahrgang, 678. Jahrgang, 679. Jahrgang, 680. Jahrgang, 681. Jahrgang, 682. Jahrgang, 683. Jahrgang, 684. Jahrgang, 685. Jahrgang, 686. Jahrgang, 687. Jahrgang, 688. Jahrgang, 689. Jahrgang, 690. Jahrgang, 691. Jahrgang, 692. Jahrgang, 693. Jahrgang, 694. Jahrgang, 695. Jahrgang, 696. Jahrgang, 697. Jahrgang, 698. Jahrgang, 699. Jahrgang, 700. Jahrgang, 701. Jahrgang, 702. Jahrgang, 703. Jahrgang, 704. Jahrgang, 705. Jahrgang, 706. Jahrgang, 707. Jahrgang, 708. Jahrgang, 709. Jahrgang, 710. Jahrgang, 711. Jahrgang, 712. Jahrgang, 713. Jahrgang, 714. Jahrgang, 715. Jahrgang, 716. Jahrgang, 717. Jahrgang, 718. Jahrgang, 719. Jahrgang, 720. Jahrgang, 721. Jahrgang, 722. Jahrgang, 723. Jahrgang, 724. Jahrgang, 725. Jahrgang, 726. Jahrgang, 727. Jahrgang, 728. Jahrgang, 729. Jahrgang, 730. Jahrgang, 731. Jahrgang, 732. Jahrgang, 733. Jahrgang, 734. Jahrgang, 735. Jahrgang, 736. Jahrgang, 737. Jahrgang, 738. Jahrgang, 739. Jahrgang, 740. Jahrgang, 741. Jahrgang, 742. Jahrgang, 743. Jahrgang, 744. Jahrgang, 745. Jahrgang, 746. Jahrgang, 747. Jahrgang, 748. Jahrgang, 749. Jahrgang, 750. Jahrgang, 751. Jahrgang, 752. Jahrgang, 753. Jahrgang, 754. Jahrgang, 755. Jahrgang, 756. Jahrgang, 757. Jahrgang, 758. Jahrgang, 759. Jahrgang, 760. Jahrgang, 761. Jahrgang, 762. Jahrgang, 763. Jahrgang, 764. Jahrgang, 765. Jahrgang, 766. Jahrgang, 767. Jahrgang, 768. Jahrgang, 769. Jahrgang, 770. Jahrgang, 771. Jahrgang, 772. Jahrgang, 773. Jahrgang, 774. Jahrgang, 775. Jahrgang, 776. Jahrgang, 777. Jahrgang, 778. Jahrgang, 779. Jahrgang, 780. Jahrgang, 781. Jahrgang, 782. Jahrgang, 783. Jahrgang, 784. Jahrgang, 785. Jahrgang, 786. Jahrgang, 787. Jahrgang, 788. Jahrgang, 789. Jahrgang, 790. Jahrgang, 791. Jahrgang, 792. Jahrgang, 793. Jahrgang, 794. Jahrgang, 795. Jahrgang, 796. Jahrgang, 797. Jahrgang, 798. Jahrgang, 799. Jahrgang, 800. Jahrgang, 801. Jahrgang, 802. Jahrgang, 803. Jahrgang, 804. Jahrgang, 805. Jahrgang, 806. Jahrgang, 807. Jahrgang, 808. Jahrgang, 809. Jahrgang, 810. Jahrgang, 811. Jahrgang, 812. Jahrgang, 813. Jahrgang, 814. Jahrgang, 815. Jahrgang, 816. Jahrgang, 817. Jahrgang, 818. Jahrgang, 819. Jahrgang, 820. Jahrgang, 821. Jahrgang, 822. Jahrgang, 823. Jahrgang, 824. Jahrgang, 825. Jahrgang, 826. Jahrgang, 827. Jahrgang, 828. Jahrgang, 829. Jahrgang, 830. Jahrgang, 831. Jahrgang, 832. Jahrgang, 833. Jahrgang, 834. Jahrgang, 835. Jahrgang, 836. Jahrgang, 837. Jahrgang, 838. Jahrgang, 839. Jahrgang, 840. Jahrgang, 841. Jahrgang, 842. Jahrgang, 843. Jahrgang, 844. Jahrgang, 845. Jahrgang, 846. Jahrgang, 847. Jahrgang, 848. Jahrgang, 849. Jahrgang, 850. Jahrgang, 851. Jahrgang, 852. Jahrgang, 853. Jahrgang, 854. Jahrgang, 855. Jahrgang, 856. Jahrgang, 857. Jahrgang, 858. Jahrgang, 859. Jahrgang, 860. Jahrgang, 861. Jahrgang, 862. Jahrgang, 863. Jahrgang, 864. Jahrgang, 865. Jahrgang, 866. Jahrgang, 867. Jahrgang, 868. Jahrgang, 869. Jahrgang, 870. Jahrgang, 871. Jahrgang, 872. Jahrgang, 873. Jahrgang, 874. Jahrgang, 875. Jahrgang, 876. Jahrgang, 877. Jahrgang, 878. Jahrgang, 879. Jahrgang, 880. Jahrgang, 881. Jahrgang, 882. Jahrgang, 883. Jahrgang, 884. Jahrgang, 885. Jahrgang, 886. Jahrgang, 887. Jahrgang, 888. Jahrgang, 889. Jahrgang, 890. Jahrgang, 891. Jahrgang, 892. Jahrgang, 893. Jahrgang, 894. Jahrgang, 895. Jahrgang, 896. Jahrgang, 897. Jahrgang, 898. Jahrgang, 899. Jahrgang, 900. Jahrgang, 901. Jahrgang, 902. Jahrgang, 903. Jahrgang, 904. Jahrgang, 905. Jahrgang, 906. Jahrgang, 907. Jahrgang, 908. Jahrgang, 909. Jahrgang, 910. Jahrgang, 911. Jahrgang, 912. Jahrgang, 913. Jahrgang, 914. Jahrgang, 915. Jahrgang, 916. Jahrgang, 917. Jahrgang, 918. Jahrgang, 919. Jahrgang, 920. Jahrgang, 921. Jahrgang, 922. Jahrgang, 923. Jahrgang, 924. Jahrgang, 925. Jahrgang, 926. Jahrgang, 927. Jahrgang, 928. Jahrgang, 929. Jahrgang, 930. Jahrgang, 931. Jahrgang, 932. Jahrgang, 933. Jahrgang, 934. Jahrgang, 935. Jahrgang, 936. Jahrgang, 937. Jahrgang, 938. Jahrgang, 939. Jahrgang, 940. Jahrgang, 941. Jahrgang, 942. Jahrgang, 943. Jahrgang, 944. Jahrgang, 945. Jahrgang, 946. Jahrgang, 947. Jahrgang, 948. Jahrgang, 949. Jahrgang, 950. Jahrgang, 951. Jahrgang, 952. Jahrgang, 953. Jahrgang, 954. Jahrgang, 955. Jahrgang, 956. Jahrgang, 957. Jahrgang, 958. Jahrgang, 959. Jahrgang, 960. Jahrgang, 961. Jahrgang, 962. Jahrgang, 963. Jahrgang, 964. Jahrgang, 965. Jahrgang, 966. Jahrgang, 967. Jahrgang, 968. Jahrgang, 969. Jahrgang, 970. Jahrgang, 971. Jahrgang, 972. Jahrgang, 973. Jahrgang, 974. Jahrgang, 975. Jahrgang, 976. Jahrgang, 977. Jahrgang, 978. Jahrgang, 979. Jahrgang, 980. Jahrgang, 981. Jahrgang, 982. Jahrgang, 983. Jahrgang, 984. Jahrgang, 985. Jahrgang, 986. Jahrgang, 987. Jahrgang, 988. Jahrgang, 989. Jahrgang, 990. Jahrgang, 991. Jahrgang, 992. Jahrgang, 993. Jahrgang, 994. Jahrgang, 995. Jahrgang, 996. Jahrgang, 997. Jahrgang, 998. Jahrgang, 999. Jahrgang, 1000. Jahrgang, 1001. Jahrgang, 1002. Jahrgang, 1003. Jahrgang, 1004. Jahrgang, 1005. Jahrgang, 1006. Jahrgang, 1007. Jahrgang, 1008. Jahrgang, 1009. Jahrgang, 1010. Jahrgang, 1011. Jahrgang, 1012. Jahrgang, 1013. Jahrgang, 1014. Jahrgang, 1015. Jahrgang, 1016. Jahrgang, 1017. Jahrgang, 1018. Jahrgang, 1019. Jahrgang, 1020. Jahrgang, 1021. Jahrgang, 1022. Jahrgang, 1023. Jahrgang, 1024. Jahrgang, 1025. Jahrgang, 1026. Jahrgang, 1027. Jahrgang, 1028. Jahrgang, 1029. Jahrgang, 1030. Jahrgang, 1031. Jahrgang, 1032. Jahrgang, 1033. Jahrgang, 1034. Jahrgang, 1035. Jahrgang, 1036. Jahrgang, 1037. Jahrgang, 1038. Jahrgang, 1039. Jahrgang, 1040. Jahrgang, 1041. Jahrgang, 1042. Jahrgang, 1043. Jahrgang, 1044. Jahrgang, 1045. Jahrgang, 1046. Jahrgang, 1047. Jahrgang, 1048. Jahrgang, 1049. Jahrgang, 1050. Jahrgang, 1051. Jahrgang, 1052. Jahrgang, 1053. Jahrgang, 1054. Jahrgang, 1055. Jahrgang, 1056. Jahrgang, 1057. Jahrgang, 1058. Jahrgang, 1059. Jahrgang, 1060. Jahrgang, 1061. Jahrgang, 1062. Jahrgang, 1063. Jahrgang, 1064. Jahrgang, 1065. Jahrgang, 1066. Jahrgang, 1067. Jahrgang, 1068. Jahrgang, 1069. Jahrgang, 1070. Jahrgang, 1071. Jahrgang, 1072. Jahrgang, 1073. Jahrgang, 1074. Jahrgang, 1075. Jahrgang, 1076. Jahrgang, 1077. Jahrgang, 1078. Jahrgang, 1079. Jahrgang, 1080. Jahrgang, 1081. Jahrgang, 1082. Jahrgang, 1083. Jahrgang, 1084. Jahrgang, 1085. Jahrgang, 1086. Jahrgang, 1087. Jahrgang, 1088. Jahrgang, 1089. Jahrgang, 1090. Jahrgang, 1091. Jahrgang, 1092. Jahrgang, 1093. Jahrgang, 1094. Jahrgang, 1095. Jahrgang, 1096. Jahrgang, 1097. Jahrgang, 1098. Jahrgang, 1099. Jahrgang, 1100. Jahrgang, 1101. Jahrgang, 1102. Jahrgang, 1103. Jahrg



„Warum kaprizierst du dich denn durchaus auf Gicht, Tante? Es kann doch auch bloß ein chronischer Rheumatismus sein.“ — „Nee, nee, Kinder, Gicht ist feiner.“

Der Rosmarinstock

Herr Müller, Herr Grafe und Fräulein Bläß sind Angestellte eines Leipziger Verlags-hauses. Müller hat für seine Frau zum heutigen Geburtstag einen Rosmarinstock gekauft und ihn bis zum Ende der Bürozeit zu Fräulein Bläß auf das Fensterbrett gestellt, damit sie sich immer „mal ne Nase voll nehmen“ kann. So zwischen Maschineschreiben und Fakturenausstellen.

Er kommt nun kurz vor Feierabend zu seinem Stöckchen, um auch mal ne Nase voll zu nehmen. Plötzlich stutzt er, sieht sein Stöckchen scharf an, faßt an die neuen Triebe, die auf jedem Zweig sitzen, und kommt mit etwas auf dem Finger zu Fräulein Bläß.

„Is das ne Laus?“

Fräulein Bläß sieht ein grünes Etwas. „Sichr“, sagt sie noch uninteressiert, da sie gerade dabei ist, eine Faktur auszuschreiben. Grafe tritt dazu. „Is das ne Laus?“ fragt Müller wieder.

„Das weel 'ch nich, wo isses denn här?“

„Nu, hier vom Schdogg.“

Beide treten vor den Rosmarinstock, und Grafe sieht noch mehr von diesem grünen Etwas auf und unter den Blättern sitzen. Das macht ihn kühn.

„Das sinn Bladlese.“

Jetzt wird Fräulein Bläß interessierter.

„Das sinn ne ganze Masse. Kroße un Glaene“, überzeugt sie sich. „Ful Delf!“ Müller ist tief deprimiert. Es werden Vorschläge gemacht, wie den Läusen bei-zukommen ist.

„Zigarettendenasche mit etwas Wasser“, schlägt Fräulein Bläß vor. Müller atmet erleichtert auf, doch Grafe will nichts davon wissen.

„Das vrgläd bloß de Bläddr. De Leise bleim desdrwäch doch lām, un dr Schdogg gehd druff. Nee, da is nisch ze machn. Ich habs emal mit Schmierseefe vrauchd, abr das had och nischd genidzd.“

Müller ist erschüttert auf den Stuhl von Fräulein Bläß gesunken und sieht traurig auf den Stock. Grafe fühlt in seinem dunklen Drang, daß man der Mann nicht ungetröstet gehen lassen kann.

„Nu, wenn se reef sin, flechn se so-wieso ford“, sagt er und geht wieder an seine Arbeit.

Ch. P.

Herz, Hirn, Hosen...

*Nicht soll man unterschätzen,
wie einer in den Hosen steht,
es braucht ja nicht den Anstand zu verletzen,
wenn man sehr aufrecht durch die Gegend geht.*

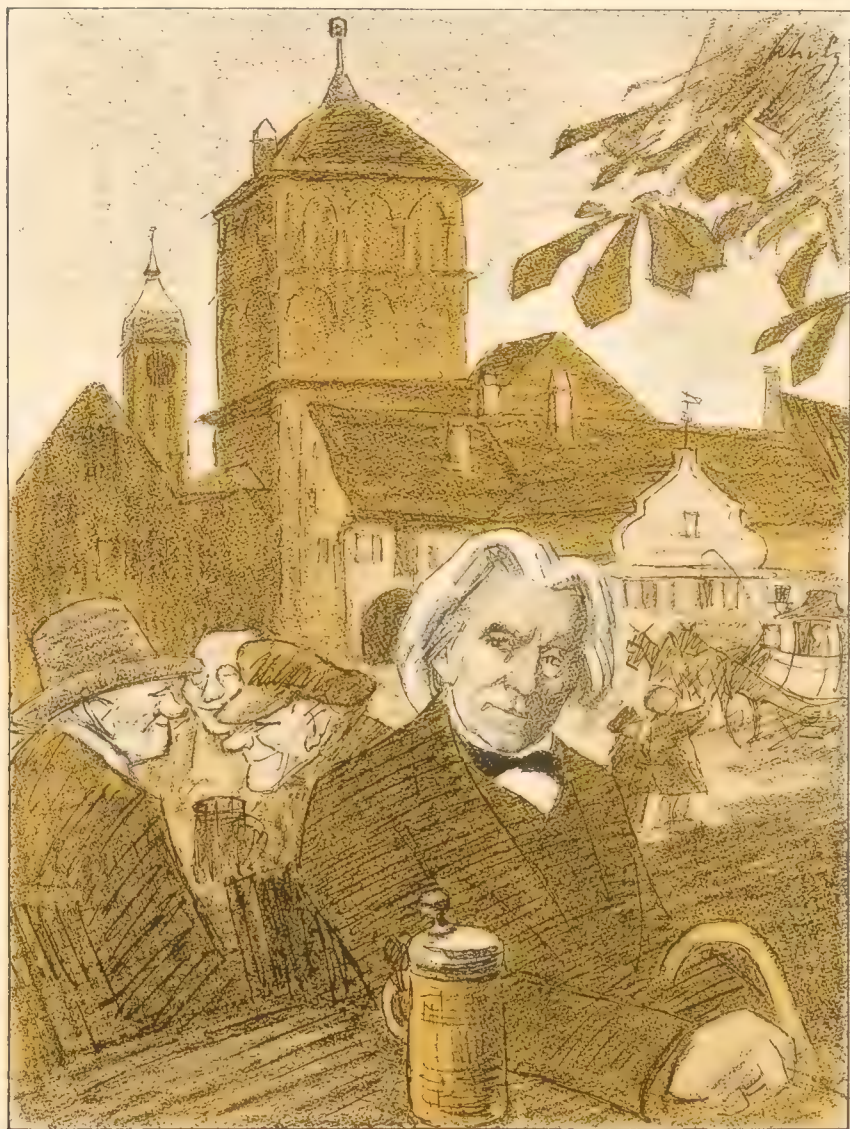
*Doch ist das Hirn nicht zu vergessen,
das Hosenmaß und -ziele sinnvoll lenkt,
nur am Verstand kannst du ermessen,
ob deine Hose nicht von sich aus denkt.*

*So wohlbestallt an Him und Hosen,
bist du dennoch ein armer Wicht,
wenn zwischen Hirn und Hosen
es dir an Herz gebricht!*

Hans Dals

Ludwig Richter zum Gedächtnis

Wilhelm Schütz



Du hast dem Volk ins Herz geschaut
bei Lust und Leid, bei Tag und Nacht,

und hast im stillen mitgebaut
an unsres innern Reiches Macht.



Schiffsbewegung der Hornlinie

Von Anton Schnack

M. S. „Presidente Gomez“ ist am 12. Februar 1934 in Port of Spain eingetroffen.

Ich möchte mit ihm fahren.

Der Tropenhimmel brennt.

Die Nächte duften von gewürzten Waren.

Die keiner kennt.

Ingwer, Zimt, Muskat

Wehen im Passat.

Ich gehöre zu den Schiffsmatrosen.

Länderhungrig, meerbetört.

Nackte Brust, verschmierte Hosen.

Gelber Taifun rührt.

Inseln, Knabentraum,

Grün im Brandungsschaum.

Wo die alten Weltendecker fuhrten,

Fahr ich nun.

Wellenschlag verlöschte ihre Spuren,

Manche auch in Nacht und Tiefe ruhn.

Holder Robinson,

Warum starbst du schon?

Wo die Kugel piffte der Seepiraten,

Treiben wir bei Nacht.

Tote können unserm Schiff nicht schaden.

Lang ist her die wilde Enterschlacht.

Roter Strandkorsar,

Warum bist du nicht mehr Raubgefahr?

Riesenfische aus dem Wasserreiche

Schwimmen oft vorbei:

Sägefische, Quallen, dämmerbleiche.

Delphin, Wal und Hai.

Rätselhaftes Meer,

Niemals wird dein Abgrund leer.

Wenn wir laden in den heißen Häfen

Säcke mit Kaffee,

Trommelt hinter den verbrannten Schläfen

Fieber, Koller, Weh.

Irgend etwas muß bezaubernd sein

In dem Hafen Port of Spain.

Immer fahren Schiffe auf den Ozeanen:

Ich bin nicht an Bord.

Und es pfeifen Dampfer, die an Abfahrt

Und ich bin nicht dort. [mahnen.

Und ich bin nicht dort;

Paradiesvertreibung, Trauerwort!

„Wenn du einen Onkel in Amerika hättest!“

Von Chrieschan Haale

In Südfrankreich war es, an der Küste des Mittelmeeres. Das Dorf hieß Lusanne. Ich arbeitete dort. Als Deutschem war es mir gelungen, dort bei sehr bescheidenen Ansprüchen eine Zeitlang mein Brot zu finden.

Die Menschen sind hier äußerst genügsam. Ihre Weinberge sind nicht für sie da, wenigstens nicht für den Tagelöhner dieser

Zonen. Der kennt kaum den teureren Wein.

Im sengenden Sommer, wenn die See kochte und der Kopf düsig quoll, ging ich des Abends gern hinauf in den Wind, der aus der Ebene und vom Meere herankam, um zu atmen und um den Blick, der an klaren Tagen bis zu den Alpen hindrang, zu weiten. Dann unten im Dorf fielen die

fjordartigen Felsenwände schroff ins Meer, und daran klebte Lusanne. Oft auch im Herbst, wenn die gläsernen Felsblüten auf den Bergwiesen blühten und starben, und öfter noch in den langen, eintönigen südlichen Wintern stieg ich hinan, träumte vom fernen Glück, das mich nie mehr erreichte, sann und verweilte. So kam es denn, daß ich unter den Häuslern und armen Bauern mit der Zeit einige Bekannte gewann.

Der Ärmste einer war Aristide Bonaparte. Er wohnte in dem kleinsten und dürftigsten der elenden Wohnhäuser, besaß nichts als einen Tisch, einen Stuhl und eine Bettpritsche, auf der er des Nachts ohne Unterzeug schlief. Er hatte sie mit Laub belagert, ein Lammfell deckte ihn zu. Sein Beruf — eigentlich hatte er gar keinen sogenannten Beruf — war sehr schwer. Hier und da benötigte man seine kräftigen Arme, Holzfuhr, die auf großen Eselschritten unter schwierigen Brems- und Jonglierkünsten zu Tale gebracht werden mußten, bediente er Viehherden, die unter unsäglichen Anstrengungen auf die hochgelegenen Weideplätze getrieben wurden, hütete er; und doch sagte man, er habe keinen Beruf. Trotz allem, bei der Schwere seiner Tätigkeit und bei dem Rufe der Berufslösigkeit, aß er des Abends doch friedlich vor der niedrigen Tür seiner Wohnhütte. „Dem Gengüßmann raucht sein Herd!“

„Möchtest du nie ein anderes Leben führen?“ fragte ich ihn eines Abends. „Warum, Herr?“ fragte er scheinbar zurück. „Er sagte „Sie“ zu mir, so höflich war er gegen meine bescheidene Eleganz. „Weil es angenehmer, bequemer und damit glücklicher sein könnte als dein Leben hier oben“, erklärte er eindringlich. „Ich bin zufrieden“, sagte er einfach. Wobei noch zu beachten ist, daß dortzuande zu frieden und glücklich dasselbe bedeutet. „Möchtest du nicht besser essen, besser schlafen, am Tage wie die besseren Leute spazieren gehen können, so wie die Fremden unten in den großen Hotels?“ fragte ich weiter. „Ah, Herr, meine Pritsche ist gut! Und das hier ist Waldaub, sehen Sie. Dabei esse ich immer gutes Schwarzbrot mit Feigen.“ Und er wendete sorgsam seinen Feigenvorrat um, den er in der warmen Herbstsonne für den kommenden Winter trocknete.

Es war ihm nicht beizukommen. So mußte ich es anders herum versuchen. Das große Lost Neln, der Onkel in Amerika! Onkels in Amerika waren hier nicht Seltenes, jede dritte Familie am Ort hatte irgendwo in Amerika einen dorthin ausgewanderten Angehörigen.

„Wenn du nun einen Onkel in Amerika hättest“, fragte ich ihn neugierig, „und du würdest ihn beerben?“ Aristide sah mich verwundert an. „Was würdest du mit dem Geld machen?“ fragte ich schnell weiter.

Ganz erstaunt weiteten sich seine Augen. — — — Dann begann er mit einem Male lauthals zu lachen. Es war ein gewaltiges Lachen, das seine mächtigen Zähne im verwiterten Pan-Gesicht aufblitzen ließ. Ein Lachen, das von den Hängen widerdröhnte. Ein Lachen von wahrhaft antikem Ausmaß.

„Ihr seid gut, Herr!“ sagte er zwischen immer neuem Gelächter. „Ihr seid wirklich sehr komisch, Herr!“ Und er stieß mich gutmütig in die Seite. Dann legte er mir seine schweren dunkelbraunen Tatzen auf den Arm und sagte, noch immer laut lachend: „Wo ich doch gar keinen Onkel in Amerika habe . . .!“

Lieber Simplissimus!

Der Lehrer erzählt den Kleinen von der Verkündigung Mariä. „Maria saß in ihrer Wohnstube, da tut sich plötzlich die Tür auf, und herein tritt mit zwei weißen langen Flügeln...“ — „Ich weiß schon, ich weiß schon, der Klapperstorch!“ läßt sich da plötzlich eine Stimme vernehmen. „Noch nicht!“ fährt der Lehrer fort.

Ich saß dieser Tage in einem kleinen Kaffeehaus in Eger, wo auch viele Sachsen, die über die Grenze kommen, einkehren. Zur Unterhaltung der Gäste spielte eine kleine Kapelle.

Sie spielte deutsche Volkslieder.

Sie spielte eine Stunde.

Zwei Stunden.

Drei Stunden.

Immer noch Volkslieder.

Hinter mir an einem Tisch saß ein sächsisches Ehepaar. Und als wieder eine Volksweise ertönt, murmelt sie zu ihm: „Weesde, Amihl, nu gennst dii ahwr ooch widr mal was Bärwärses schpieln...“

Auf einem Eibdampfer zwischen Hamburg und Altona.

Eng aneinander geschmiegt sitzt auf dem Oberdeck ein junges Paar, bestaunt die neigen Hafen- und Werftanlagen. Ein

großer Überseer, der vorübergeschleppt wird, läßt den kleinen „Grünen Dampfer“ leicht auf dem Strom schaukeln. Sie drückt sich noch fester an ihn. Er, sehr erfreut, legt seinen Arm um ihre zarten Hüften.

Sie: „Duh, drigge mich nor nich so...“

Er: „Was hässe denne?“

Sie: „Ach, 'oh wees nich, 'oh gloobe, mir is ä bißchen lewl.“

Er: „Awwr da genn mir doch gar nich morohn naach Hälcholand fahrn!“

Sie: „Warumbden niche?“

Er: „Na, da wärschde doch ärschd rächd seegrangk, weil mir da doch uffm richdjen Ozeahn fahrn!“

Sie, mit Entschiedenheit: „Ach, 'es Fahrn machd je mich nich grangk. plohs 'es Waggehn!“

Generalprobe

(Paul Schaurlich)



„Leidenschaftlicher, Verehrteste, stürmischer! Eine Heroine, die nach Aktschluß nicht trocken gelegt werden muß, hat ihren Beruf verfehlt!“

Ist Geld mehr als Blut?

(E. Thöny)

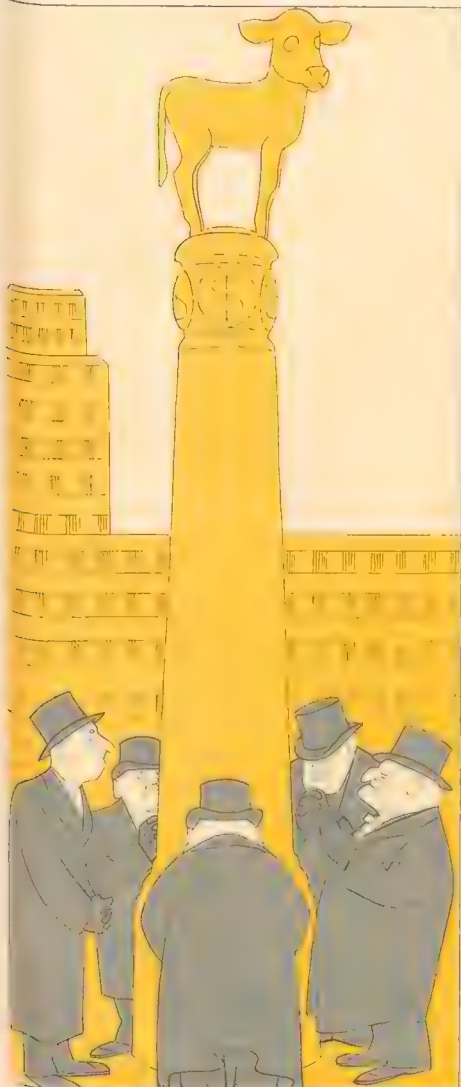


Am 6. Februar 1934 hatte das französische Volk die Kraft, im Namen der Sauberkeit gegen die Diebe des Volksvermögens zu stürmen. Wann wird es aufstehn im Namen der Sicherheit gegen die ewig haßerfüllten Rufer des Krieges?

SIMPLICISSIMUS

Amerika, du hast's nicht besser

(Karl Arnold)



Da soll nun Roosevelt die Wirtschaft ankurbeln: die Finanzkräfte beten, und die Arbeitskräfte streiken!



Der deutsche Meister Gottfried v. Cramm Tennismeister von Frankreich

Wer — so! — lügt, der — — —

Von Katarina Botsky

Trude, ein zukünftiger Bühnenstern (in vierzehn Tagen ging's in ihre erste Engagements), sechzehn Jahre alt und Tochter eines achtbaren Hutmachers, glänzte noch in einer Strandpension fast ersten Ranges in einem Baderöschchen mit besseren Allüren. Ihr Ruf drang indessen schon in die Weite. Oder — wie hätte sonst eine Dame, die sich Claire-Marie Magnunia nannte, eines Mittags kommen können und sie bitten — — —. Man saß gerade beim Nachtisch — Omelette o. kommt vor die Tür —, da wurde Trude vom Serviermädchen eine pompöse Visitenkarte überreicht. Die dazugehörige Dame wünsche sie dringend zu sprechen. Trude sprang in hohem Bogen zur Tür; doch dort besann sie sich eines andern. So prompt durfte kein angehender Bühnenstern auf einen unbekannten, wenn auch fremdartigen Namen reagieren. Hatte man sie nicht beim Essen gestört? Sich darum am eignen Gürtel festhaltend, nützte sich Trude — o Pein der Neugier! — zur Tür hinaus. Prinzessinnhaft langsam schwebte sie vor die fremde Dame im Nebenzimmer hin. Knicksen? O nein! Trude legte die Zungenspitze vornehm auf einen Backzahn und sprach also leicht gekränkt: „Man hat — man hat mich mitten im — Essen gestört!“ Ja, sagte man so? Trude errötete verschwenderisch.

„Oh, mein gnädiges Fräulein!“ rief hurtig die fremde Dame. „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung. Wenn es sich nicht um eine sehr wichtige Angelegenheit handelte, hätte ich ja nie gewagt, Sie, mein gnädiges Fräulein, zu so unpassender Zeit aufzusuchen. Ich war schon zweimal im Laufe des Vormittags hier, um Sie zu sprechen. Man rief mir, um dreizehn Uhr dreißig wiederzukehren. Da bin ich! Gestatten Sie, mein gnädiges Fräulein, daß ich mich Ihnen als Kollegin vorstelle. Bin allerdings nicht mehr bei der Bühne, erteile nur noch dramatischen Unterricht. Bin zu meiner Erholung hier, denn ich habe eine anstrengende große Schülerschar.“ Das ältliche dralle Wesen in Grün mit dem verschminkten Intrigantinnengesicht unter einer Art spanischem Hut (Zeit Philipp II.) aus schwarzem Samt hustete präntlos. Trude empfand sofort Widerwillen dieser Zunftgenossin gegenüber, und es fiel ihr schwer, ihn zu vergeben.

„Oh, mein gnädiges Fräulein! Ich komme zu Ihnen mit einer großen Bitte. Es handelt sich um eine kleine Theateraufführung im hiesigen Kurhaus, die ich mit Ihrer gütigen Mitwirkung zu veranstalten erträume.“ — Ich bin dabei! wollte Trude so gleich rufen, besann sich aber wieder eines andern. Man

mußte sich stets etwas rar machen, nicht gleich ja sagen, sonst hielten die Leute nichts von einem. Trude setzte den rechten Fuß vor und sprach vornehm reserviert: „Madame —!“ (wegen des fremdartigen Namens). „Madame —! Ihre Bitte ehrt mich durchaus. Doch wir — ich und meine — Begleitung“ (ihre Schwester) „reisen in drei Tagen ab.“

„Aber das wäre ja — das wäre ja —!“ „Madame“ errötete vor Enttäuschung, denn sie gedachte sich mit Hilfe dieser Jungen und vielleicht auch talentierten Schönheit den leeren Säckel zu füllen. „Das wäre zu — zu schade“, hauchte sie. „Bei diesem schönen Wetter wollen gnädiges Fräulein schon abreisen? Der ganze Badeort wäre ja untröstlich darüber! Und ich hätte eine so herrliche Rolle für diesen entzückenden Blondkopf in einem reizenden Stückchen von Fulda.“

„Wann lebte Fulda?“ fragte Trude gedehnt. Die Magnunia überhörte lächelnd die Frage. „Und das Stückchen heißt —“, fuhr sie fort, „das Stückchen heißt —.“ Sie schlen im Moment nicht den Titel zu finden. Mit edler Theatralik hämmerte sie sich ein paarmal mit der geballten Rechten an die Stirn: „Hier sitzt der Wurm, der mir meine Karriere zerstörte. Er heißt — Ihre Stimme sank in die Tiefe — „Gedächtnisschwund! Mögen Sie die Götter, mein gnädiges Fräulein, vor einem ähnlichen Schicksal bewahren!“ (Sie ließ widerlich, dachte Trude, aber ich darf es ihr nicht zeigen.)

Jetzt lächelte die Magnunia wieder. „Sie hätten in dem Stückchen von — ein entzückendes Kammerzöfchen zu spielen.“ (Kammerzöfchen? dachte Trude gedehnt.) „Wie müßte ihnen das Häubchen stehen? Das wäre zum Entzücken gar! Allerdings, wenn Sie abreisen wollen, dann — muß ich mich wohl nach Ersatz umsehen.“

„Also wir bleiben noch etwas länger hier, und ich spiele die Rollet“ rief Trude energisch, alle Reserve vergessend. Die Magnunia drückte ihr mit innigem Schwung die Hand. „Ich habe es gewußt, mein gnädiges Fräulein! — Vielleicht bemühen Sie sich morgen vormittag in meine Pension“ (teigisch): „Waldfrieden“, dann wollen wir dort eine Leseprobe veranstalten. Das Stückchen

Sommersonnwende

Von Hermann Sendelbach

Des Lichtes Woge darf nicht höher schwellen.
Doch unser Träumen stürmt noch kühner an,
Glaubt und begehrt noch immer größere Hellen,
Urlicht aus unerfäpßlich tiefen Quellen
Und einer Sonne niegebeigte Bahn.

Wohlan, mag's nun auch leise rückwärts fluten:
In unsern Seelen bleibt und wächst das Licht.
Läßt Feuer heut die blaue Nacht durchgluten,
Zum Himmel sprühn in heißen Flammenruten,
Suchend des Ewig'n stillen Angeficht!

Ein Trogen will die Herzen uns entzünden,
Und doch hebt eine Demut uns die Hand.
Wer mag der Wende heil'gen Sinn ergünden?
Es sinkt das Licht — und wird ins Steigen münden
Und immer wieder segnen alles Land.

Abschied

(E. Thöny)



„Und nu gib mir noch 'n Küßchen, Mausi!“ — „Nee, du brichst mir ja doch bloß 'ne Wimper ab.“

hat nur zwei Rollen. Die eine bekommen Sie, die andere spiele ich.“

„Könnten Sie nicht lieber die Kammerjungfer spielen?“ fragte

Trude naiv. „Wen stellt die andere Rolle vor?“

„Eine Baronin“, hauchte die Magunia etwas indigniert.

„Na ja, die spiele ich!“ jubelte Trude.

„Aber, mein gnädiges Fräulein, ich verfüge nicht mehr über die erste Jugend, um ein Zöfchen spielen zu können.“ (Auch nicht über die zweite, dachte Trude.) „Während Sie, mein Fräulein“,

(Was hat sie gesagt?) „nicht mehr als neunzehn Lenze zählen?“

„Sechzehn!“ rief Trude heftig. „Dessenungeachtet traue ich mir durchaus zu, eine Baronin zu spielen. Doch wenn Ihr Alter für die Zofe nicht paßt — ah hier! — dann will ich sie übernehmen!“

Noch am selben Abend lief Trude außer sich zur Magunia, weil sie soeben gehört hatte, daß eine andere die ihr angebotene Rolle spielen sollte. Das war doch gar nicht zu glauben nach dem Abkommen von heute mittag?! Im „Waldfrieden“ (zweiten

(Schluß auf Seite 149)

Gegen den Strom

(W. Schütz)



„Ihre hervorragende Schwimmtechnik kennen wir ja nachgerade, Monsieur Barthou; aber vorwärts kommt man so nicht!“

Wer — so! — lügt, der — — —

(Schluß von Seite 147)

Ranges) saßen die Gäste auch gerade beim Essen, als Trude dort anlangte; aber die Magunia war nicht unter ihnen, denn sie beköstigte sich abends selbst in ihrem Stübchen unter dem Dach. „Vielleicht bemühen Sie sich zu der Dame hinauf“, sagte ein Dienstmädchen zu Trude, wobei sie das Wort „Dame“ ziemlich wegwerfend aussprach. Hitzig stieg Trude die engen dunkeln Stiegen empor. Ganz oben hielt sie Umschau. Ganz oben sollte „die Dame“ wohnen. Aber hier gab es doch nur noch zwei Bodentüren? Durch die eine schimmerte allerdings Licht. „Hallo!“ rief Trude, um sich bemerkbar zu machen.

Da tat sich diese Tür auf, und in ihrem Rahmen stand in einem langen feuerroten Kattunkorsett, aus dem eine gelbe Büste unanständig hochragte, eine häßliche Alte mit einem Blaubermund, das ganze Haar auf Papilloten gewickelt und das ganze Gesicht eingekremt. Trude trat mit einer Grimasse wider Willen zurück. Das war doch nicht — die Magunia?

„Mein gnädiges Fräulein — Sie?“ (Also doch die Magunia!) „Wie konnte man Sie, mein gnädiges Fräulein, hier heraufsteigen lassen?“ — „Na, wenn Sie hier oben wohnen?“ meinte Trude. „Nun ja, — Aber Ihregelegenheit schickt man doch keine Bodentreppe herauf —!“ Die Schmeichelei war gut, doch wie mit etwas Unangenehmem betrüffelt. Sie hatte nicht den klaren Ton der schönen Worte von heute mittag; sie klang zweideutig. Aber noch wie Trude nicht, womit sie betrüffelt war. „Ich komme meiner Rolle wegen“, sagte sie kurz. „Ihrer Rolle wegen?“ Die Magunia tat erstarrt.

„Ja, der — in dem Stück von Fa-7, Fu-7.“ — „In welchem Stück?“ unterbrach die Magunia, maliziös grinsend. „In dem mit den zwei Rollen“, half sich Trude. Ihr Blick irrte voll Scham über die Claire-Mariesche Fettbalustrade. Die Magunia hob den Busen durch einen stolzen Atemzug noch höher, griff dann aber doch nach einem geblümten Schal, den sie zögernd und zärtlich auf das schwappende Ungetüm tat. „Ach so —!“ murmelte sie heiter und überlegen. „Meine kleine unverbindliche Anfrage bei Ihnen —!“

Aber das war doch kein Fall accomppli, mein — liebes Kind! Sie wollen doch auch in drei Tagen abreisen!“

„Das hatte ich doch schon widerufen!“ Trudes Stimme schwankte zwischen Zorn und Schmerz. „Wer soll nun die Zofe spielen?“

„Eine — Dame der Gesellschaft hat sich dazu bereit erklärt. Denken Sie — eine Dame der Gesellschaft!“

„Die ziehen Sie mir trotz unsers Abkommens vor? Und vielleicht kann sie nicht einmal etwas!“

„Das spricht doch gar nicht mit — bei einer Dame der Gesellschaft! Sie kennen noch nicht das Leben, liebes Kind.“

Trude glaubte zu träumen. Mittags dieses beständige: „mein gnädiges Fräulein“, dazu noch ganz unbetrüffelt mit — mit? Die wenigen Worte von heute abend — jetzt wußte Trude es — waren mit Hohn durchtränkt gewesen. Und die Schmeichelei von heute abend erst recht. Das ganze verärgerte Wesen der alten Komödiantin war plötzlich auf Hohn und Herablassung gestimmt — weil sie eine andere für die Rolle der Zofe gefunden hatte — eine Dame der Gesellschaft! Trudes Temperament begann ins Kochen zu geraten. War sie, die Tochter achtbarer Leute, schlechter als eine Dame der Gesellschaft?

Die Magunia stand so recht erhaben und jedes Schamgefühl bar vor ihr in ihrem feuerroten Korsett, das einen grünen Unterrock krönte, das Papilloten-Medusenhaupt herausfordernd erhob. „Was wünschen Sie noch, mein gnädiges Fräulein?“ Jedes Wort eine Hohnsalve. Das war für die Grimasse, die dieses Gänschen vorher bei ihrem jähen Anblick geschnitten hatte. Das war für die Ziererei von heute mittag. Das war für den Widerwillen gegen ihre ganze Erscheinung, den sie, Claire Marie, sehr wohl bei der jungen Gans gespürt hatte.

Trudes Temperament kochte bei der Hohnsalve über. „Was ich noch wünsche?“ wiederholte sie hitzig. „Ihnen zu sagen, was ich von Ihnen denke.“ Sie reckte ihr Gesicht in die nach Käse duftende Bodenkammer und sprühte „Madame“ mit den Augen an. Die wickelte sich, maliziös die Zähne flütschend, in ihr schmales Busentuch. „Sie sind eine alte Intrigantini!“ entfuhr es Trude ganz hoch. „Hihi . . .“, kicherte häßlich die Magunia. „Und Sie“, höhnte ihr Blaubermund. „Sie sind das Gegenteil einer Dame der Gesellschaft. Glauben Sie, ich habe nicht gehört, wie Sie auf der Treppe schimpften, weil sie nicht beleuchtet ist?“

Trude hatte einen Schritt vorwärts getan, als sie vernahm, daß sie das Gegenteil einer Dame der Gesellschaft sei. Bei dem von der Treppe wick sie diesen Schritt vor lauter Verblüffung wieder zurück. Es klickte ihr vor der Magunia. „Ich hätte auf der Treppe geschimpft?“ stammelte sie. „Ich habe kaum bemerkt, daß die Treppe unbeleuchtet war. Sie sind auch — eine Lügnerin!“ Von Zorn überwältigt, machte sie sich bereit, „Madame“ einen Kinnhaken zu landen, da sah sie deren falsche Zähne und ließ es sein. „Wer — so! — lügt“, begann sie piano, „der stiehlt auch!“ prasselte sie. Dann machte sie stramm kehrt.

Die Anekdote

(Karl Arnold)



Schulz ist ein wütender Skatspieler. Wenn er irgendwo zwei Männer findet, schon wird ein Spiel arrangiert. Wer nicht Skat spielen kann, wird unbarmerzig angelernt. Die halbe Stadt ist schon verskate. Neulich kommt Schulz in ein Restaurant und setzt sich zu zwei Wildfremden an den Tisch. Nach wenigen Minuten holt er die Skatkarten aus der Tasche, mischt und fragt, verbindlich lächelnd: „Sie gestatten doch, daß ich mitspiele?“



Bei der Chefvizite kommen wir an ein Bett, in dem eine fünf- undneunzigjährige Frau liegt. Der Chef fragt: „Sind Besonderheiten in der Anamnese?“ Der Stationsarzt: „Ja, Masern im Jahre 1840.“

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:

„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffl die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Gelehrtheit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Schagen bereiten, als daß sie abstoßen.“

Hamburger Fremdenblatt:

„... Mit dem fezzierenden Instrument des Schreiers wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berinder Inflationszeit mit Tanzdritten, Valutaschiebern, Zokamissen, Zokotten (überlich aufgeschritten).“

Hannoverscher Kurier:

„... Verzeihen wie uns doch jauch, was wir andielem Künstler besigen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein eckfendischer Poet in Einfalt und Komposition, ein Gemei des Komischen, des Humors.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:

„... Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Bopern, Konfessionären, Tjahmarcistypen, Zöfianen, Sillmädchen, Zamielndoten, Raßdemmen und Kurfürstenbanngesellschaft(en), bodhaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom faurer Tröme.“

Deutsche Tageszeitung:

„Karl Arnold, der den Wünder Spreier so oft mit der Bleistiftspitze gefügelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Gang gegangen und hat in finsternen Raßdemmen, in leichten Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Drogenhäusern viele für unser Zeit erschreckend treffende Typen gezeichnet.“

Aus den Jahren der Korruption Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 j. I. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postcheckkonto München 5802

In Sachen Gebrüder Saß

Das Schicksal kennt halt keinen Spaß,
einmal erwischt es jeden —
es nützte auch den Brüdern Saß
nun nichts mehr, nichts zu reden.

Man sieht in Dänemark nicht gern
Importe dieser Sorte,
und drum beschloß man, einzusperrn
die „Brüder ohne Worte“ —

Und böß zwecks Austausch freundschaftlich
man uns drei Tonnen Eier,
wir sagten: „Danke! Lieber nicht.
Die Jungs sind uns zu teuer!“

Wir wären auch um sie nicht bang,
wenn sie nie mehr erschiene
und trauerten ihr Leben lang
hinter dänischen Gardinen.

Laßt sie den Abschieds-Schlußchoral
drei Jahre lang dort proben:
„Grüß mir die Sore noch einmal,
die wir noch nicht verschoben —“

Denckdrt

... und morgen ist nicht heute ...

Von Alexandervon Keller

Wir waren im Lichtspieltheater gewesen und hatten uns nicht unterhalten. Wir hatten weder geweint noch gelacht. Wir hatten versucht zu schlafen — die Musik war zu laut gewesen.

Nach einer Weile sagte Bartlett, mein Begleiter, nachdenklich: „So ein Film erinnert mich immer an eine Geschichte aus meinem Leben ... Er war vier Jahre Regisseur in Hollywood gewesen und hatte einen guten Namen.“

„Vor einigen Jahren“, sagte Bartlett, „als ich mitten in der Arbeit war, meldete mir Simm, mein Hilfsregisseur, zwei Herren wünschten mich zu sprechen. Nun, — ich war nicht gerade erbaut darüber, da aber Simm irgendwelche Bemerkungen über Kleider, den Schneider des Prinzen von Wales und ähnliche Dinge machte, ließ ich die Herren bitten. Es waren nette, liebenswürdige Menschen. Der ältere, er hieß Williams, schien aus einem Modemagazin gestiegen zu sein; der jüngere — McCormick — grinst ununterbrochen und schien über alle Dinge der Welt eine ungeheure Freude zu empfinden. Ich bot den Herren Zigaretten, Eisimonade und Grape Fruits an.“

„Was kann ich für Sie tun?“ Mr. Williams sagte: „Unser Verlangen ist wohl ungewöhnlich, da wir aber bezahlen wollen, werden Sie uns wohl ruhig anhören ... Ich habe eine Tochter. Sie heißt Maud. Gefällt Ihnen der Name? Mir nicht. Aber meine Frau wollte den Namen haben ... Nun — das spielt keine Rolle. Maud ist leidlich hübsch ... keine Schönheit ... sie hat eine ganz gute Gestalt — die Beine sind vielleicht nicht ganz gerade ... man merkt es aber kaum ... beim Sprechen stößt sie etwas mit der Zunge an ... Ich finde es nicht schön — aber mein lieber McCormick — er ist mit Maud verlobt — findet es entzückend ... außerdem ...“ Einen Augenblick, sagte ich, „Sie scheinen sich geirrt zu haben. Ich bin kein Mädchenhändler ...“ Mr. Williams lachte fein. „Dann handelt es sich nicht, Mr. Bartlett, ich müßte Ihnen meine Tochter eingehend schildern, ehe ich weiterspreche ... Nun — um es kurz zu machen —, Maud hat eine einzige Leidenschaft ... sie will zum Film.“ „Ausgeschlossen ...“, sagte ich ärgerlich und stand auf.

„300.000 ...“, sagte Williams ruhig und sah mich aus seinen blauen Augen forschend an.

„Was soll das heißen?“ fragte ich etwas atemlos ... „600.000 ...“, murmelte Mr. Williams. Dabei blieb es ... „Das war ein Geschäft ... Ich konnte 600.000 Dollar verdienen, ohne viel arbeiten zu müssen. Es galt: Mit Miß Maud Williams einen Film zu drehen. Der Film sollte so schlecht sein wie möglich, ich durfte der jungen Dame nichts ausstellen. Ich sollte sie spielen lassen, wie sie wollte. Der Titel und der Inhalt sollten so dumm sein, daß dem Publikum nach den ersten Szenen übel wurde ...“

„... es handelt sich darum“, sagte Mr. Williams grinsend, „dem Mädchen jede Lust an der Sache zu verkehren. Verstehen Sie? Wenn sie dann — nach der ersten Aufführung — die Kritiken lesen wird ... wenn ihr die Berufenen sagen werden, sie möge doch um Gottes willen Strümpfe stopen, aber nicht Filme drehen ... dann — wird sie geheilt sein. Und das ist unser einziger Wunsch ...“

Ich fand einen vollkommen untalentierten Autor — er war früher Briefträger gewesen und las nur Frauenromane in Lieferungen — die Lieferung zu 2 Cents. Er hatte keine Phantasie. Er war der dümmste Kerl in ganz Amerika. Er schrieb das Manuskript in zwei Tagen. Der Film blieb ... und morgen ist nicht heute ... Meine Hilfsregisseure und meine Kameralleute weigerten sich, mitzutun. Ich bestach sie mit je 30.000 Dollar. Als sie Miß Maud Williams zum erstenmal spielen sahen — verlangten sie 50.000 ... und ich zahlte die 50.000 ... Herrgott — das Mädchen spielte so, daß der dritte

das Zauberwort für

Bartlett seufzte. „Heute bedauere ich natürlich alles . . . aber es ist zu spät. Ich kündigte den Film großzügig an. Ich bestach die Zeitungen, die das Bild des Mann Williams bringen sollten . . . wohlverstanden! Ich sollte es sich hebeln nur um die Fachpresse. Die anderen Blätter beachtete ich nicht . . . die brauchte ich doch . . . Die sollten das Verdammungsurteil sprechen . . .“
Ich lachte. „Nun – das war ja ein teuflischer Plan. Sie hat sich wohl das Spielen gründlich abgewöhnt! Die Zeitungen und das Publikum müssen ja gefolgt haben . . .“

XIX

Ein Mensch heist haunend fast entsezt,
Daß die moderne Technik jetzt
Den Raum, die Zeit total besiegt:
Drei Stunden man nach London fliegt
Der Fortschritt herrscht in aller Welt.
Jedoch, der Mensch besitzt kein Geld.
Für ihn liegt London grad so weit
Wie in der ersten alten Zeit.

Swain North



In einem kleinen schwäbischen Landstädtle im Frühjahr 1910, an einem Samstagmorgen. Beim Metzger steht die Kundschaft Schlange auf den Sonntagsbraten. Eben ist die Pfarrersköchin an der Spitze, „Kaisersbraten“ verlangt sie

Der Metzgermeister tut einen furchtbaren Schauer, rollt die Augen durch den ganzen Laden, führt mit dem Handbell einen nutzlosen Schlag aus auf den leeren Fleischbock und schweigt.

„No... was ich mit dem Kalbs... haxn?“ erkundigt sich die Köchin.

Aus der Menschenschlange bogen sich links und rechts Köpfe vor: „Aber... das ist... nicht richtig...“

„Aber...“ Der Meister nebt noch viel erschrecklicher zu schauhen an. Aber die Antwort wird ihm endgültig erspart. Denn aus dem Hintergrund ruft mit heller Stimme das Bürgermeisterschild: „Die Markt...“

„Hax... Hax... krieger... die fried...“

Die große Verbreitung
des Simplicissimus, sein
guter und lauffähiger
Vertrieb im In- und
Ausland zeigt An-
zeichen aller Art einen
guten Erfolg.

Die Inflationsspreite sind sehr niedrig angesetzt. Verlangen Sie unverbindlich Angebot von der Inflationsverwaltung des

faßensstraße 11, Aachen
 (ersch. 1964, 1965, 1966)

Der
kleine Roman
von
HANS LEIP:
MISS LIND
UND DER

HATROSE
kostet nur mehr
kart. RM. 1.—
geb. RM. 2.50
Simplicissimus-
Verlag
München 13

Gratis
sendet Ihnen gratis 2.5
über Ihren Artikel
Gummi-Industrie

BERLIN:

Kottler
Zum Schwabenwirt
Moltzstraße 69
Die original süd-
deutsche Gaststätte

Kottler Zur Linde
Marburger Straße 2
a. d. Tauentzienstraße
Das Berliner
Künstler-Lokal

Es liegen fertig vor:

Zweites Halbjahr
Oktober 1933 — März 1934
Ganzeleingebunden RM 16.50
und die neue

mit Inhaltsverzeichnis zum zweiten Halbjahr
Oktober 1933 März 1934 des 38. Jahrgangs
Ganzleinen RM 2,50

Des Deutschen Michaels Bilderbuch
Kartoniert RM. 1,-
Simplixsimus Verlag
München 17

erscheint wöchentlich, Donnerstags, reich illust. u. glanz. ausgeh. 2. Ausgabe A nur RM. 1,50 monatlich, / Ausgabe B mit Unfallversicherung bis RM. 4000,- RM. 2,- monatlich.



Älteste deutsche Jagdzeitung!

Ständige Beilagen:

„Jagdhandliche Umkleen“	„Der Gebrauchshund“
„Jagdsynologische Umkleen“	„Weste / Munition / Duff“
„Jagdbrechliche Umkleen“	„Für unsere Jäger“

Probenummer kostenlos von

J. C. Mayer Verlag / München 2 C.

BUREAU
für
ZEITUNGSAUSSCHNITTE

H. v. R. GERSTMANN
BERLIN W 35
DOERNBERGSTR. 7 87. (10720W 4807 8)

LIEFERUNG
VON ALLEN
NACHRICHTEN, ABBILDUNGEN,
INSERATEN
etc.
IN- UND AUSLANDES

74. ABONNEMENT ZU MASSIGEN PREISEN

Dur SIMPLICISSIMO erscheint wöchentlich eine Auswahl Besten nennen sieben Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten sowie der Verlag entgegen den **Bezugspreisen:** D 6,- netto
Zusender RM – 60,- Abonnement im Vierteljahr RM 7,- • **Anzeigenpreise** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile RM – 20,- • **Aussagen:** Anzeigenannahme: C.F. Mayer Verlag, München 2 C.
Friedrichstraße 10, 80333 München • Telefon 089-23333 • Telefax 089-23333 • Telex 720100 • Fernschreiber 720100 • E-Mail: cfm@cfm.de • Internet: www.cfm.de • Druck: C.F. Mayer Verlag,
München; Simplicissimus-Verlag G.m.b.H., München • Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 • Copyright 1933 by Simp. casuar-Verg. G.m.B.H.
München, DA 15 200 I - Vj. • Erfüllungsort München • Postscheck München 20 • Druck von Strecker und Schreiner, Stuttgart • Für vorläufige Aussagen Manuskript wird kein
Gewinn erzielt.



„Sagen Sie mal, warum tragen Sie eigentlich die schöne alte Volkstracht nicht mehr?“ — „Ja mein', dös ganz Zeugn' hot mir so a Stadtr'ack abzwickt; bloß grad mein' Kropf hot a mir g'lass'n.“

Die neue Linie / Von Weare Holbrook

Bis vor einigen Monaten wollte mein Freund Milfred kaum, daß es so etwas wie Luftwiderstand gebe. Dergleichen, so meinte er, habe lediglich die Flieger, die Schießsachverständigen und rekordlusternten Rennfahrer zu bekümmern. Das Problem, die Atmosphäre mit einem Mindestmaß an Reibung zu zerteilen, ließ ihn völlig kalt. Aber mit dem Ankauf seines neuen Autos trat eine völlige Änderung ein. Milfred wurde ein begeisterter Anhänger von Kurven und Stromlinien. Sogleich ging er daran, seine neue Theorie im Familienkreise in die Praxis umzusetzen. Vor allem ließ er die abstehenden Ohren seines Jüngsten von einem Chirurgen zurücklegen. Dann handelte er seinen Schäferhund gegen einen Dackel ein, vertauschte das Schiffmodell auf dem Kaminsims mit dem eines Unterseebootes, überredete seine Frau, sich einen Fagenkopf schneiden zu lassen, und bestand darauf, daß das Brot bei Tisch keilförmig geschnitten werden müsse. Sein Vorschlag, die Betten durch Entfernung von Kopf- und Fußleisten der Stromlinie anzupassen, scheiterte jedoch an dem Widerstand seiner Frau.

Selther wendet Milfred seine ungezielte Aufmerksamkeit seinem neuen Auto, Modell 1934, zu, das den letzten Triumph der Technik über den Luftwiderstand darstellt. An eine in die Länge gezogene Taucherglocke gemahnend, besitzt es winzige schrägliegende Fenster, damit der Luftzug an ihnen abgleiten könne, und fast bis zum Boden herabreichende Schutzgitter, damit sich der Wind nicht in den Speichen der Räder verfangt. Die Nympe auf der Motorhaube liegt platt auf dem Bache, um den Winden den geringstmöglichen Widerstand darzubieten. Die Insassen des Wagens befinden sich ebenfalls in einer fast waagrecht Lage. Der Konstrukteur hatte offenbar unter den beiden Möglichkeiten, das Wagendach zu erhöhen oder die Passagiere zu senken, die letztere gewählt. Milfred gab zu, daß er eine gute Weile ge-

braucht hatte, um sich an das Chauffieren in halbbliegender Stellung zu gewöhnen. „Zuerst“, so sagte er, „hielt ich oft, sehr zum Verdrüß der hinter mir Fahrennden, vor einem vermeintlichen roten Licht. Dann entdeckte ich, daß es überhaupt kein Verkehrssignal war, sondern lediglich der Granatstein meiner Krawattennadel. Aber seitdem ich Maschinenbinder trage, haben diese Mißverständnisse aufgehört.“ Als ich von Milfred zur ersten Spazierfahrt eingeladen wurde, hatte ich das Gefühl, als sei sein Auto genau meinen Körperformen angepaßt. Als Nachteil empfand ich nur die Möglichkeit eines anmutigen Abgangs. Ein jeder Versuch, seine Füße zurückzuziehen, um sich von dem Sitze aufzurichten, scheitert an dem Sitze selbst, der fast eine Fläche mit dem Boden bildet. Doch das würde wahrscheinlich nichts ausmachen; denn gelänge es einem, sich aufzurichten, wie weit käme man schon? Nur ein paar Zentimeter hoch in seinen Hut hinein — das ist alles.

Das einzig Folgerichtige ist daher, durch Tastversuche die Wagentür zu öffnen und dann sein rechtes Bein aufs Geratewohl auszustrecken, bis man mit den Zehen das Trittbrett fühlt. Nachdem man derart die Verbindung mit der Außenwelt hergestellt hat, rolle man sich auf den Bauch, erfasse den Sitz von unten mit beiden Händen und stoße sich ab, bis einen plötzliche Finsternis umhüllt. Dies bedeutet, daß ihr steifer Hut sich zufolge des Anpralls an die Wagendecke über Ihre Nase gestülpt hat. Sie haben die größtmögliche Höhe erreicht.

Von nun an müssen Sie sich seitlich bewegen und die Wirbelsäule so waagrecht als möglich halten. Erinnern Sie sich stets daran, daß Sie bereits einen Fuß außerhalb des Wagens haben! Die Schlicht ist daher schon halb gewonnen.

Während Sie sich so nach und nach ins Freie schlingeln, werden Sie wahrscheinlich finden, daß Ihr Fortschritt durch gewisse Teile Ihrer Kleidung gehemmt wird,

die darauf bestehen, zurückzubleiben. Machen Sie sich nichts daraus! Die Passanten sind heutzutage an derartige Schauspiele bereits gewöhnt.

Nachdem Sie die oberen Teile Ihres Körpers durch eine Reihe strategischer Flankenbewegungen durch die Türe gewunden haben, werden Sie wahrscheinlich imstande sein, den linken Fuß herauszubringen. Hierbei wird ihr rechter Fuß vom Trittbrett abgleiten und Ihr Kinn in unsanfte Berührung mit ihrem linken Knie kommen. So schmerzhaft dieser Anprall auch sein mag, so hat er doch die Wirkung, Ihre Befreiung zu beschleunigen. Bevor Sie es recht wissen — bevor Sie überhaupt viel von irgend etwas wissen —, sind ihr Kopf und ihre Schultern aus dem Wagen gerauscht. Noch halbtaub klammern Sie sich an die offene Tür und stammeln unzusammenhängende Dankesworte für eine prächtige Spazierfahrt.

Und während der Wagen weiterfährt, gewahren Sie für einen Augenblick sich selbst, wie Sie sich in seinen polierten Flächen spiegeln — mit eingedrücktem Hut, herabbaumelnden Augengläsern, bis zu den Armen aufgestülptem Rock und hochaufgeschürztem rechten Hosenbein... Die Konstrukteure scheinen in ihren letzten Automodellen die Stromlinie zur Vollendung gebracht zu haben. Sie haben den Widerstand der bewegten Luft auf ein Mindestmaß herabgesetzt. Aber davorerlicherweise ist das gute alte Modell des menschlichen Körpers auch im Jahre 1934 unverändert geblieben. Ihm die Stromlinienform zu verleihen ist die Technik bis nun außerstande gewesen.

(Übersetzte Ausgabe aus dem Amerikanischen)

Nur ein Druckfehler

aus dem „Oberländer Volksboten“: So wurde ein Strand angelegt, der es nun auch den Nichtschwimmern gestattet, sich den Badefreunden an dem schön und nahe gelegenen See hinzugeben.

Das exemplarische Rhinoceros

Kuberg Maria Red



Nun sieh mal dieses gute Tier:
wie aus dem Aug' ihm, glanzbefeuchtet,
ein schlichter Seelenfriede leuchtet
Warum nicht dir? Warum nicht mir?

Es ruht und dämmert vor sich hin,
ganz in sich selber abgechloffen,
derweil wir beshaft und verdrossen
uns Wärmer aus den Nasen ziehn

Es ist so still. Wir sind so laut
Wie sollen wir uns das erklären?
Verweilt sein Geist in höhern Sphären?
Ist's einfach bloß die dicke Haut?

Stallhof

Münsteriana

In Münster, der Stadt des tollen Bomberg und des Professors Landois, gibt es noch „individuelle“ Gasthäuser und Kneipen. Eine Kneipe mit bester Tradition ist die Altbierkneipe von A., die in manchen Teilen an eine westfälische Bauernstube erinnert, mit ihrem offenen Herdfeuer und ihrer patriarchalischen Bedienung. In dieser Kneipe stand vor gar nicht allzu langer Zeit der alte A., mit dem Rücken am Herdfeuer, hatte die Hände hinter sich gelegt und wärmte sich. Ein Gast versuchte den alten A. aus der Ruhe zu bringen, in-

dem er sagte: „Na, A., hewt Se Hämorhoiden?“ Worauf ihm der alte A. seelenruhig erklärte: „Nä. Aber 'n Bodderbrot mit Skinken, dat könnt Se wol kregen!“

dem kleinen „Blag“ auf die Finger klopfte und sagte: „Muß nich! Is bäbä!“

In dieser Stadt sind die „Luthersken“ ein wenig verschrien. Es ist noch gar nicht allzu lange her, daß eine Amme, die ihr Kind spazieren trug und an der „Luthersken“ Kirche vorbeikam, wo das Kind, „wehrig“, die Hände nach der Kirche ausstreckte,

Und der Schulze eines Nachbarstädtchens, der mit seiner Frau auf seinem Dogcart an der Kirche vorbeifuhr, die gerade zu Ende war und den Strom der „Ketzer“ auf die Straße schickte, wies mit der Peitsche ein wenig verächtlich auf die Kirchgänger und sagte: „Kiek äs, Trina, wat sich dat Untügs vermährt!“

Motor und Liebe

(Alfred Hiery)



„Türmt fabelhaft los, der Kerl — wundert mich — neulich habe ich ihn sinnlos betrunken gesehen!“ — „Wat, der säuft?“ — „Nee — von Jüäck betrunken, mein Lieber, dat is schlimmer!“

Ein Schaffner träumt

Er gab gerade das Abfahrtszeichen,
Da hört er, wie er die Plattform betritt.
Eine Stimme, eindringlich ohnegleichen:
Ich will noch mit!

Er läßt den Wagen sofort wieder halten
Und ist furchtbar erschrocken und weiß nicht
warum
Auf der Straße laufen vermummte Gestalten
Und schauen sich nach dem Rufer um.

Der Rufer reitet auf einem Pferde.
Die Stimme klingt hohl und unendlich weit.
Sie tönt wie vom andern Ende der Erde.
Der Schaffner denkt bei sich: Ich habe ja Zeit!

Es fragen die Passagiere im Wagen:
„Worum fahren Sie uns denn nicht nach Haus?“
Er möchte ihnen den Grund gern sagen,
Doch er bringt keinen Ton aus der Kehle heraus.

Er prüft die Nummern auf seinen Karten.
Auf allen sind Wefere im Scherenschnitt.
Und er weiß nur das eine: Ich muß eben warten,
Denn der Reiter muß mit!

Er schaut auf die Uhr: Er hält schon vier Stunden.
Die Fahrgäste streben vom Platze empor,
Doch sie sind auf den Sitzen festgebunden,
Und das kommt ihm durchaus nicht komisch vor.

Die Nacht ist allmählich hereingebrochen.
Er wartet und wartet. Trots alledem.
Er hat es jemandem fast versprochen.
Er weiß nur nicht wem.

Plötzlich will er zum Klingeln sich fertig machen,
Aber es nirgendwo mehr eine Schnur endigt.
Da lacht er unbändig, und ersticht fast vor Lachen.
Und lacht noch, als ihn seine Wirtin weckt.
Hans Bauer

Ein Band Eichendorff

Von Hans Seiffert

Ein wenig müde saß ich im Zimmer und
dachte ins Leere. Es war Nachtmittag,
die Sonne schien allzuheiß herein, so daß ich
schon vor einer Weile die Gardine hatte
ziehen müssen. Ein Sonnenstrahl fand
aber doch einen Weg zu mir und wan-
derte langsam über die bunten Rücken der
Bücher auf dem Bücherbord an der Wand.
Dunkelrot, blau, grün glühten sie auf und
erloschen wieder nach einer Weile. Plötz-
lich aber leuchtete es golden mir in die
Augen: das war der Band Eichendorff mit
dem zierlichen goldenen Schindkorkwerk auf
dem Rücken. Es war wie eine Lockung.
Ich folgte ihr, nahm den Band vom Bord
und schlug ihn auf. Da fiel ein Zehnmark-
schein heraus, der darin gelegen hatte!
Wie konnte der so ins Reich gekommen
sein! Ich war noch nie so glücklich gewesen,
daß ich Zehnmarkscheine als Lesescheine
hätte benutzen und gar achlos vergessen
können. Und Freunde, die das Buch von
mir entliehen hatten? Ach, die besaßen ja
noch weniger Geld als ich! Seltsamer Zu-
fall! Unschlüssig hielt ich den Schein zwi-
schen den Fingern.
Er gehört dir, sagte ich mir zuletzt. Und
da er auf so seltsame und unerklärliche
Weise in meinen Besitz gelangt war, be-

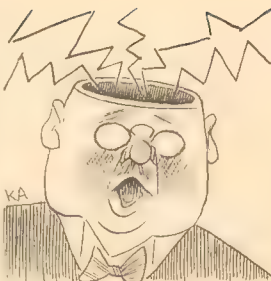
schloß ich, ihn auch auf besondere Weise
wieder auszugeben. Ich holte meinen
Freund ab, und wir fuhren mit einem Auto-
bus irgendwohin.
Die Sonne stand schon tief, als wir aus-
stiegen. Wir gingen durch eine Dorfstraße
und kamen dann in einen Wald. Es wurde
kühler, und die Büsche dufteten stärker.
Nach einer Weile war es uns, als ob wir
leise Musik hörten, bunte Laternen glän-
zten zwischen den Stämmen auf, und als
wir auf eine Waldwiese traten, fanden wir
uns nahe bei einem Wirtsgarten, wo ein
Sonnenfest gefeiert wurde.

Das war uns gerade recht. Wir traten ein
und nahmen an einem der langen Tische
Platz. Man brachte uns Essen und Wein;
wir aßen und tranken, dazwischen tönte
immer die seltsame Musik. Es war ein alter
Mann, der eine Glasharmonika spielte; mit
wasserbenetzten Fingern strich er über
die Ränder der Gläser, die, verschiede-
hoch mit Wasser gefüllt, vor ihm auf einem
Klangbrett standen. Mein Freund schüttelte
den Kopf. „Daß es so etwas noch gibt“,
sagte er. „Seit hundert Jahren habe ich
keine Glasharmonika mehr gehört.“ Er
redet manchmal so, mein Freund.
Dann trat ein Mädchen an unseren Tisch.
Ich hatte schon mehrmals einen sonder-
baren Blick von ihr aufgefangen; jetzt kam
sie heran, eine große bunte Laterne in der
Hand, und streifte erst mich, dann meinen
Freund, und der leuchtenden papiernen
Kugel. Dabei lachte sie uns an. Wir luden
sie ein, sich zu uns zu setzen; sie tat es,
ohne sich zu zieren. Sie lachte mit uns
beiden, stieß an mit uns beiden; als bald
darauf zum Tanz aufgespielt wurde,
tanzte sie mit uns beiden. Wir waren
wohl auch beide verliebt in sie, und wir
betrachteten uns mit Blicken, in denen
mehr Nebenbuhlerschaft als Freundschaft
zu lesen war. Sie bemerkte es, und
es machte ihr Freude. Es dauerte gar
nicht lange, so erhitzen wir uns und ge-
rieten in Streit. Die Sommerabendluft, der
Wein, die schwankenden Lichter, die Musik,
die Liebe — alles kam zusammen. Als das
Mädchen uns so stehen sah, bereit, mit
den Fäusten aufeinander loszugehen,
lachte sie schallend auf und war ver-
schwunden. Ich durchstreifte den Garten
und suchte sie überall, aber es war um-
sonst. Auch mein Freund hatte sie nicht
gefunden, wie ich sah, als wir uns an
ferneren Tisch wieder trafen.

Wir waren beide nüchtern geworden und
schämten uns ein wenig voreinander. Schon
wurdens auch die Laternen ausgelöscht, die
meisten Gäste waren gegangen; nun kam
der Wirt auch zu uns, wir möchten zahlen,
darauf schließen wolle. Es sei spät.
Ich legte den Zehnmarkschein aus dem
Eichendorffband auf den Tisch. Er nahm
ihn, betrachtete ihn, dann sah er mich arg-
wöhnlich an. „Der Schein ist falsch!“
Ich hatte kein anderes Geld bei mir. Mein
Freund hatte überhaupt kein Geld mit-
genommen.

Der Argwohn des Wirtes wuchs.
„Dann die Uhr zum Pfande, mein Herr...“
Die Uhr war weg.

Aber mein Freund hatte seine Armbanduhr
noch. Er stellte sie los und übergab sie
dem Wirt.
Dann gingen wir durch die Nacht heim-
wärts. Die Straßen leuchteten weiß im
Mondlicht, und der Nachtwind strich über
das Land.



Parlamentarische Rede- blüten aus den Jahren 1919—32

II.

„Die Vermehrung der Bevölkerung auf dem
flachen Land vollzieht sich auf eine ganz
natürliche Weise. Ich werde Ihnen gleich
zeigen wie.“

„Greifen Sie sich einmal nachdenklich und
aufrechtig an den Kopf, und Sie werden
gleich spüren, wo Sie der Schuh drückt.“

„Das ist der springende Punkt, auf dem
die Opposition so gerne herumreitet.“

„Die Lammesgeduld des Volkes hat sich
über Nacht in eine Lawine verwandelt, die
alles in ihren Strudel hinabzieht.“

„Die Sozialdemokraten in ihrer Hilflosigkeit
gegenüber der Weltwirtschaftskrise laufen
am Schwanz der Bourgeoisie herum.“

„Es muß volles und klares Licht einge-
schickt werden.“

„Meine Herren! Die Lokomotivführer stehen
mit einem Fuß im Zuchthaus und mit dem
anderen nagen sie am Hungertuch.“

„Zuerst wurde dem Steuerträger die Haut
über die Ohren gezogen, und dann wurde
er ausgepreßt wie eine Zitrone.“

„Bei den Märzvorgängen sind von beiden
Seiten Fehler gemacht worden, von rechts
wie von links. Jetzt gilt es, festzustellen,
wer die richtigen Fehler gemacht hat!“

„Da sitzt der Ernährungsminister und kann
nichts machen, und dann halten ihn die
Koalitionsparteien noch die Stange.“

„Der jetzige Kultusminister ist ein Mann,
dessen linke Hand nie weiß, was die
rechte sagt.“

„Was nützt uns aller Handel und Wandel,
wenn er vorn eine schöne Fassade
malen und hinten keine Luft hat.“

Sommerbadetag

Ein nasser See, die Luft wenn möglich trocken —
ein Badeanzug und ein Mädchen drin —
wenn man hat, schwingt man weit aus wie
mit her, man hält.
Glockner

Dann läßt man seine kleine krumme Seele
so frei wie einen Hund zur Nacht.
Man gibt sich weder Haltung noch Befehle
an und läßt.

Man lacht zum Glück-glück-glück der Welt.
Man lacht im Wasser, und man lacht an Land.
Man lacht sich Öl auf alle nackten Stellen —
und schließlich lacht der Sonnenbrand.

Da kann man sich mit gar nichts mehr versöhnen
und nimmt auf einmal auch das Leichte schwer.
Man liegt im Bett und wälzt sich unter Stöhnen
mal hin, mal her.
Pitts A. Hende



„Da behaupten unsere Gegner immer, du könntest keine großen Sprünge machen, Iwan Iwanowitsch ...
Wenn wir dir nun aber den Brotkorb höher hängen?“

SIMPLICISSIMUS

Für unsere Kolonien

(E. Thörn)



Recht muß Recht bleiben! Sie sollen nicht umsonst gefallen sein!



Die Entdeckung Wischhövels / Von Willfried Tollhaus

Als Casimir Wunderschnee, Mitarbeiter zahlreicher Tageszeitungen, das Fischerdorf Wischhövel betrat, erschnupperte er wüßigst Teer und die reizvolle Ausdünstung getrockneter Fische. Er erkannte sofort, daß dies eine Abart des Erdgeruchs sei, mit dem er neuerdings beste Erfahrungen im Feuilleton unterm Strich gemacht hatte.

So schlug er denn sein literarisches Trainingslager im Gasthaus von Wischhövel auf. Bald erschien sein erstes Kind mit der neuen Muse. Er taufte es: „Hein Wittkop spinnt sein Garn.“

Seinen Inhalt hatte er durch einige Lagen Grog gewonnen, mit denen er Hein Wittkop veranlaßt hatte, von den Fähnrisen seiner Reisen auf der Viermastbark „Kleim“ zu berichten. Besonders dramatisch war es, wie Hein von Kap Horn in die Wäntzen zu klettern pflegte, „hier ein Reff einsteckend, dort eines auflösend“. Bei dieser Beschäftigung hatte er sich die Nase erfroren, was fortan nur mit angewärmtem Alkohol innerlich behandelt werden konnte. Daß im übrigen der brave Wittkop auch den verführerischen Augen gewisser nicht ganz farblosen Schönen in den verschiedensten Erdteilen nicht widerstanden hatte, war breit ausgeführt, fernerhin auch ausführlich erzählt, warum er bei Miss Brown in Singapore immer noch zwei Pfund schuldet.

So kam es, daß man Casimir Wunderschnee allseitig für einen alten, ehrlichen Seemann hielt.

Aber dieser Ruhm genügte ihm nicht. Er wollte das unverfälschte Volkstum „an de Waterkant“ entdecken. So beschrieb er denn, wie Claus Karsten „ook to Hus mit de Bux to Bett geht“, weil er sich daran gewöhnt hatte, an Bord in seiner im Lauf der Zeiten an verschiedenen Stellen etwas steif gewordenen Hose zu schlafen. Auch daß der Gemeindevorsteher Adje Petersen sechzehn Groggs haben mußte, ehe es ihm gut ging, ward vertragen und bezüglich des sommerlichen Liebeslebens „buten Diek“ in einer besonderen Studie unter dem Titel „Sandige Liebe“ Bedeutungsvolles mitgeteilt.

Das Schönste aber waren Casimirs Aufsätze über das Heroische bei den Wischhövelern. Weil diese nämlich grundsätzlich nicht schwimmen lernen, versackten sie rettungslos, wenn sie in Ölsüß und Gummistiefeln über Bord fielen. Casimir stellte das so hin, als ob es für sie nichts Schöneres gäbe, als auf diese Weise eine Witwe mit unversorgten Kindern zu-

rückzulassen. Diese Witwen hatten es ihm besonders angetan. Er schilderte Irma Katteger, wie sie die Nachricht vom Tode ihres Mannes erhielt, wie folgt:

„Irma weinte nicht. Ihre grauen Augen starrten auf die weite See, und der Nordnordwest peitschte ihr Blondhaar in ihre Stirn.“

Das alles ging so lange gut, bis ein Wischhöveler, der im Binnenland lebte, die Arbeiten Casimirs an seine Verwandtschaft schickte. Nunmehr brach ein Sturm los.

Natur,

du schöner Brotzeit-Ort . . .

*Wenn Feiertag ist und die Sonne scheint,
belebt sich Wald und Flur —
und alles stürzt sich, Freund und Feind,
nichts als raus in die Natur.*

*In der Trambahn wird gedrängt, gepufft,
dann geht's auf allen Wegen
so mitten durch die gute Luft
der Brotzeit, der Brotzeit entgegen.*

*Man ißt und trinkt in vollen Zügen,
und Brotzeit hebt die Städter-Brust,
denn ohne Brotzeit kein Vergnügen
und keine Waldeslust.*

*Der Abend sinkt. Die Luft wird weich.
Man kann es gar nicht fassen —
Doch keiner will, so merkt man gleich,
die Abendbrotzeit verpassen.*

*Raus geht es aus der guten Luft
und heim auf allen Wegen.
In der Trambahn wird gedrängt, gepufft —
dem Abendbrot entgegen.*

*Die Flur ist frei, die Menschheit fort,
der Wald geleert von Gästen —
Natur, du schöner Brotzeit-Ort!
(Man sieht es an den Resten.)*

Filla A. Monds

Die Gemeinde in ihrer Gesamtheit war beleidigt und, was schlimmer ist, geschädigt durch die Mitteilungen über Adje Petersen. Wie sollte er als Gemeindevorsteher nach diesen Angaben über seinen Grogkonsum noch bei der Regierung die Not Wischhövels mit Überzeugung vertreten können? Selbstverständlich war an dem Gerede über das Liebesleben „buten Diek“ kein wahres Wort. In Wischhövel gab es nur reine Jungfrauen und treue Gattinnen. Besonders wild tobte Irma Katteger, weil sie beim Tod ihres Gusch nicht gewinkt haben sollte. In ihrer Familie war es üblich, bei solchen Anlässen zu weinen. Außerdem hatte sie blaue Augen, keine grauen. Claus Karsten aber lief rot an, weil nun die Berliner die Sache mit seiner Bux wußten. Es fand eine Beratung statt.

In ihr erklärte sich Claus unter allseitiger freundlicher Ermutigung bereit, Casimir Wunderschnee mit auf Fang zu nehmen. So geschah es.

Oh — wie lachte das Herz Casimirs, als er mit reichlichem Proviant und mehreren Flaschen Rum an Bord der „Mathilde Karsten“ ging! Es störte ihn nicht, daß es in der kleinen Kajüte etwas stank und in der Koje noch mehr. Immerhin ging es gleich wieder in die frische Luft. Außer Claus war noch der Junge an Bord. Er meinte sofort, daß heute noch „Windstärke tiefendwintig!“ zu erwarten sei, was Casimir notierte.

Bei der Ausfahrt schrieb er in sein Notizbuch: „Steife Brise. Mathilde tanzt mit dem blanken Hans.“

Als Mathilde drei Stunden mit dem blanken Hans getanzt hatte, ward Casimir übel. Am liebsten wäre er in die Koje gegangen. Aber dort wäre ihm noch übler geworden. Claus ging hart an den Wind. Nach einer weiteren Stunde fragte Casimir, wann die „Mathilde“ wieder in Wischhövel sei. Er erfuhr, es könne achtundvierzig Stunden dauern, denn es seien ungewohnte Heringschwärme östlich Schottland gemeldet.

Nunmehr versuchte der Patient die Medizin Rum. Trotzdem ihm Claus bereitwillig vormachte, wie man den Buedel vor die Zähne nehmen mußte, mißglückte die Absicht.

Mit erlöschender Stimme erkundigte sich Casimir jetzt, welcher Schaden entstehe, wenn die „Mathilde“ ohne Heringe wieder zurückführe.

(Schluß auf Seite 160)

Ultima ratio

(Olaf Gulbransson)



„Jetzt versuche ich es noch mit der Chemie! Vielleicht gelingt es mir, ein Giftgas herzustellen, das als Abfallprodukt den Frieden bringt.“

Der alte Tatendrang

(Karl Arnold)



„Na, Sie gehören scheint's auch zu den Nörglern und Kritikastern?“ — „Das grad net, gnä' Frau, aber wenn man fünfzehn Jahre Mitglied des alten Reichstages war, da kann man halt die Zwischenrufe net nunterschlucken.“

Die Entdeckung Wischhövels

(Schluß von Seite 158)

Der Schipper rechnete. Schließlich meinte er „an Hunnert“.
Das war viel Gold.
Da Claus aber ein gutes Herz hatte, variiert er jetzt das Wischhöveler Mittel gegen Seekrankheit.
„Büx ut und denn gegen Wind setehn, dat er von achtern dorch und dorch geiht. Wenn denn so in lütter Gasmack von Solt in de Kehl is, denn is dat vorbi mit de Seekrankheit!“
Er versicherte noch, das sei etwas unangenehm, aber es helfe immer.
Schließlich stand Casimir in gestreiften Dessous gegen den Wind und klammerte sich am Mast fest.
Erst jetzt erfuhr er, daß es wichtig sei, bei dieser Prozedur den Achtersteven nicht kalt werden zu lassen und ihn mit einer Hand zu massieren.
Das war schwierig und sah nicht heroisch aus.
Leider ging inzwischen die Hose Casimirs über Bord. Der Junge behauptete, es sei geschehen, als er sie in die Falten legen wollte.
Nun bot der Held der Feder „twintig“ für Kurs Wischhövel.
Claus meinte, bei „fottig“ sei der Schaden geteilt.
Dann fragte er besorgt: „Smeckt dat Solt noch nich dorch?“
Aber es schmeckte noch nicht durch, trotzdem innerhalb des Casimirschen Gedärms keinerlei Hindernisse für den See- wind mehr vorhanden waren.
Er bot deshalb „dörtig“.
An Bord der „Mathilde Karsten“ hielt man auf feste Preise.
Inzwischen begann der Achtersteven von Casimir zu vereisen. Das war sehr gefährlich, denn Lähmung aller Glieder pflegte in solchen Fällen nach Meinung der Sachverständigen an Bord die leichteste Folge zu sein.
Casimir mußte darum in die Koje. Als er sich dort der ff. Wischhöveler Atmosphäre hingab, war er zu „fottig“ bereit.
Nunmehr nahm Claus Kurs auf Wischhövel, gab dem Jungen das Steuer und schlug vor, die materielle Seite des Vertrages sofort in Ordnung zu bringen. Als dies geschehen war, erbot er sich, Casimir in der Koje warm zu massieren.
Das tat er denn auch anscheinend sehr kräftig, aber vielleicht nicht ganz sachgemäß, denn als die „Mathilde Karsten“ in Wischhövel, begrüßt von fast der gesamten Einwohnerschaft, fest machte, war Casimir sehr am Gehen behindert und mußte sofort zu Bett gebracht werden.
Irma Katteger, die auch zugegen war, erklärte sich bereit, ihm heiße Teerumschläge zu machen.
Er aber wünschte nicht tiefer in die Geheimnisse der Volksbräuche von Wischhövel einzudringen. Er hörte auch nicht hin, als Hein Wittkop sagte, es sei angenehm, sich die Nase bei Kap Horn zu erfrieren, als einen andern Körperteil, der auch sehr benötigt werde, bei Wischhövel.
In der Nacht war es sehr laut in der Gaststube unter Casimir. Er wurde noch wiederholt mit der Begründung eingeladen: „Claus hat sin Gauden. Hel gift een ut!“
Aber er lehnte energisch ab.
Als er Wischhövel verließ, stand sein Ruf als „seebefahren Menschenkind“ fest. Eine Schiffahrtsgesellschaft hatte darum nicht mehr den Mut, ihm eine Freikarte für eine Wochenendfahrt (von Sonnabend bis Dienstag in See) abzuschiessen. Es ist anzunehmen, daß nunmehr sein wahrer Ruhm als literarische Teerjacke erst zur vollen Blüte kommt. Er hat einer großen Berliner Filmgesellschaft ein Manuskript angeboten, das den Titel trägt: „Trutz, blanke Hans! Stilles Heldentum im Kampf mit Wind und Wellen. Nach persönlichen Erlebnissen von Casimir Wunderschnee. Für Minderjährige erlaubt.“

Sommernachtstraum

(Paul Scheurich)



„Die Liebe, Gnädigste, sollten Sie nicht schmähen. Sie macht den Mann zum Gott.“ „Ach, darum fällt man oft aus allen Himmeln!“

Nach dem Empfang einer Todesnachricht

Von Hermann Hesse

Schnell welkt das Vergängliche.
Schnell fliehen die verdorrten Jahre davon.
Spöttisch bliden die scheinbar ewigen Sterne.

In uns innen der Geist allein
Mag unbewegt schauen das Spiel.
Ohne Schmerz, ohne Spott.
Ihn sind „vergänglich“ und „ewig“
Gleich viel, gleich wenig . . .

Aber das Herz
Wehet sich, glüht auf in Liebe
Und ergibt sich, wellende Blume,
Dem unendlichen Todesruf,
Dem unendlichen Liebesruf.

Von Walter Persich

Der Fernsprecher. „Hallo?“

„Hier ist Peter Klüver — du staunst, alter Junge? Ja, ja, nach fünf Jahren Shanghai wieder im ollen ehrlichen Hamburg an den Pier gesetzt! Zu dir kommen . . . hm . . . ach, weißt du, ehrlich gesagt, wär's mir aus einigen Gründen lieber, wir träfen uns irgendwo, auf St. Pauli oder so . . .“

Peter Klüver war zu nichts anderem zu bewegen. Am Abend schüttelten wir uns in einem Dreizehnpfennig-Café an der Reeperbahn die Franken.

„Old boy . . .“, sagte er immer wieder gerührt. „Daß man dich noch hat — trotz allem! Die Heimat riecht doch immer wieder gut. Und trotzdem, sobald das Reisegeld zusammen ist: ich fahr wieder raus . . .“

„Bildsinnig?“ fragte ich. „Bleibe im Lande . . . und wieso das Reisegeld? Du

hast doch ein verdammtes Geld da unten in die Taschen gestopft, Peter. Denke, du kommst als Dollarkönig zurück.“ Er lachte rauh.

„Darum habe ich dich doch nicht in deiner Behausung aufgesucht. Ich muß dich ja sowieso bitten, diesen Grog für mich zu bezahlen — ist mir aber angenehmer, als an der Haustür zu stehen und deiner Frau nicht mal einen Strauß Grünzeug mitzubringen. Weil ich faktisch bis auf den letzten Groschen abgebrannt bin. Ohne den deutschen Konsul wär' ich drüben vor die Hunde gegangen. Wie so viele!“

„Du? Und viele? In der Stadt der goldenen Zufälle?“

„Versteht du nicht, he?“ nickte er. „Na, ich will versuchen, es dir klarzumachen. Das kommt von den Ships — und weil jeder Weiße drüben eben Millionär ist,

Berliner Bilder

Berliner Lokalezeitung:

Karl Arnold illustriert mit unerschütterlichem Griffe die Auswüchse unserer Zeit, aber er merkt dabei die Gabe der überlegenen Zeiterfasser, so daß uns die Blätter eher ein inneres Begehen bereiten, als daß sie abstoßen."

Hamburger Fremdenblatt:

"... Mit dem feierlichen Instrument des Scherens wird die Atmosphäre und Kalteisförmigkeit der Berliner Inflationszeit mit Tanz, Lachen, Valutafiebern, Kofamissen, Kokotten lächerlich aufgeschnitten."

Hannoverscher Kurier:

"Verheißt mir uns doch ja nicht, was wir andernorts Künstler befragen: er ist ein Richter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Zufall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors."



Deutsche Allgemeine Zeitung:

"... Das gibt ein amüsanter und buntes Bild von Dorrn, Konfessionären, Jahrmaktsorten, Verbanen, Stimmwaden, Familienwätern, Kaschemmen- und Kurfürstendammgesellschaften, ein bodhaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom faurer Ironie."

Deutsche Tageszeitung:

"Karl Arnold, der den Münchner Spürer so oft mit der Bleistiftspitze gefügelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in finsternen Kaschemmen, in lichteren Zügerwohnungen und in grell strahlenden Progenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden."

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließlich Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postcheckkonto München 5802

glauben die Gelben. Und danach handeln sie auch."

"Hör zu, old boy. Du kommst an, Kofferträger in Scharen. Rikacha. Im Hotel oder Boardinghaus wartet der Boy mit gerundetem Rücken und schmierigen Grientje. 'Oh, kein Kleingeld, Mister? Mister geben nur Ship, alright...' Schon hält er dir einen Zettel und Bleistift vor die Nase. Der Portier kennt: Das ist bequem, mein Herr. Als Weißen geben Ships. Man geht in Shanghai nicht gern mit Geld spazieren. Machen Sie's nur auch so..."

Eine Stunde im Land, blut du mit dieser Gewohnheit vertraut, du hättest du das Wort Ship mit der Mutterlichen Zetteln eingepogen und nie anders als mit papierenen Zetteln bezahlt. Zigaretten? Ein Ship. Dann überfällt dich diese düstern Hitze Shanghai. Du gehst in den Klub oder in eine Bar. Whisky kostet nur einen halben chinesischen Dollar, fünfzig Pfennige. Sollst du darum umständlich große Scheine wechseln? Die Bank ist geschlossen, die Boys, das hast du bald raus, machen die raffiniertesten Devisengeschäfte auf deine Kosten, arbeiten mit den ältesten Zeitungen in der Rocktasche, um den Kurs des Geldes zu drücken, das du gerade mit dem Ship abgeben willst. Kommt mit einem Mann ins Gespräch, der schon die Verhältnisse kennt und behauptet, dir großartige Aufschlüsse geben zu können. Beziehungen zu haben. Du lädst ihn ein. Acht Dollar, oder zwölf... Ships. Bilanz des ersten Tages: du hast für dreißig Dollar Zettel geschrieben! Gute Vorsätze. Nie wieder! brüllst du dich an. Am nächsten Tag. Deine Wünsche ist ungeeignet. Du gehst in einen Shop. Ein Hemd willst du kaufen. Der Rikachakuli, der Hotelier, der Hausboy, die Wäscherin. Du verteilst nach drei Tagen schon Ships völlig gedankenlos. Im Anfang

hast du Buch darüber geführt. Aber das gibst du auf, denn erstens hast du nach Ablauf eines Tages bestimmt die Hälfte vergessen, und zweitens ist es so heiß... Mass, vermeidet in Shanghai gern alle Anstrengungen.

Du lebst den ersten Monat wie ein Gott. Meine Güte, denkst du, dieses bildnisreiche Europa! Wie schwer es die Menschen sich da machen! Das sollten sie doch lernen: man schreibt einen Ship, und alles ist in Ordnung! Es gibt überhaupt keine Sorgen, keine unerfüllten Wünsche mehr! Monatsersten. Du bekommst dein Gehalt von deiner Firma ausgezahlt. — 'Ah, Mister!' hörst du hinter dir eine ölige Stimme. Und fünfzig Boys grinsen dich an. Der Hausboy, der Rikachakuli, der Mixer, der Hemdenhändler, und da ist auch die Wäscherin. Sie alle haben deine Ships in Händen. Und fängst du nun an, zu bezahlen, so langt es nicht für die Hälfte. Doch alle bleiben liebenswürdig: Macht nichts, verschwinden kannst du kommen nächstes Mal! Haben Mister noch Wünsche? Noch Wünsche! Da tritt der Hemdenhändler vor und reicht dir ein Paket und einen Ship: Die Pyjama. Mister — bitte, unterschreiben!"

Drei, vier Tage kämpfst du gegen den Ship wie gegen Opium. Die Händler sind beleidigt, wenn du gleich zahlen willst. Sie haben doch nie Mißtrauen gezeigt, und so willst du sie kränken? Und dann geht es wieder los: mit Whisky und Zigaretten. Vielleicht kaufst du Auto und Haus gegen Ship. Du kannst ihnen nicht verlorengelassen — jeder Weiße ist ja doch Millionär, wenn er auch manches Mal kein Geld hat. Er bekommt wieder welches, das wissen sie. Verschwinden kannst du weder im internationalen Viertel, wo dich jeder kennt, wo dein Leben von allen Enden kontrolliert wird, und wo du verdienst, noch in der Eingeborenstadt; du, der Fremde. Sie haben dich. Und wenn es dann vorbei ist, du kannst nicht mehr zahlen — nun gut, dann nehmen sie dir alles. Siehst du, so gehen jeden Tag drei Weiße vor die Hunde und wissen nicht wie. Ich habe mich gerettet... und bin hier..."

"Aber du sagst, du wolltest wieder rüber?"

"Klar. Kann doch schließlich mal die große Chance erwischen, die mich über Nacht zum Krösus macht. Ich habe da eine Sache im Auge — alles ist vorbereitet. Wäre was für deine Fähigkeiten. Solltest mit mir fahren. Kerle wie du schaffen es in vierzehn Tagen."

"Danke!" sagte ich. "Ich habe von zwei Jahren Rio genug!"

Er zuckte die Achseln. "Muß ja jeder wissen — aber in Shanghai liegt noch immer das Geld auf der Straße. Hier schufte ich, und kommst nicht weiter... Sag mal, old boy, kannst du mir einen Taler pumpen? Ich habe nämlich noch keine Unterkunft in Hamburg..."

Erstauten musterte ich ihn. "Wo ist denn dein Gepäck? Noch an Bord?"

Er zog ein Taschentuch, das bessere Tage gesehen hatte. "Mein Gepäck — habe ich hier in der Hand. Das ist allerdings unentbehrlich. Denn... püchsa — in dieser verdammten kühlen Gegend habe ich mir natürlich gleich einen Schnupfen aufgesackt! Shanghai-Klima ist bekömmlicher!"

Briefkastenfrage

Dieser Tag erhielt der Briefkastenonkel einer Provinzzeitung folgende Anfrage:

"An den Briefkasten.
Ich wohne Marsande im dreistökigen Haus und habe einen sehr guten Kanarienvogel, patere wohnt ein Mieter der eine Katze hat die nur mit rohes Fleisch gefüttert wird und fast dauernd andere Vögel die auf unsere Bleiche rumfliegen fängt. Diese Katze muß mir wohl des Abends zwischen meine Beine geschlüpft sein was ich nicht bemerkt habe, ich gehe zu meinem Schwager als ich nach Hause kam hat die Katze mir meinen Vogel von der Wand gerissen mit Korb und eine Tasse und zwei Teller dabei entzwei gemacht, den Vogel hat sie aufgefressen. Muß der Besitzer der Katze mir den Schaden aufkommen oder nicht. Meine Dekadresse bitte Kanarienvogel 53." w. F.

**ALTBEWÄHRT &
UNÜBERTROFFEN**


handlungen waren allerdings nicht immer so, wie man hoffte, aber ich verstehe nichts von diesen Sachen und kann mir deshalb kein Urteil erlauben. — Eines Abends, vier Europäer saßen alle beisammen, kamen atemlos zwei Schwarze gelaufen, die einen Verwundeten trugen. Der gute Stabsarzt ließ sogleich alle nötigen Sachen herbringen und besah sich den Schaden. Der Mann war von einem Löwen überfallen und böse zu gerichtet worden, konnte nicht hoffen, daß er noch leben würde, da er schon vom Kometen getroffen war. „Na, was wollt ihr denn noch?“ fragte der Stabsarzt die beiden anderen, die auf etwas zu warten schienen. Mit breitem Grinsen sagte der eine: „Wir wollen warten, bis er tot ist!“

Palme zeigte: „Wie heeßt denn der Boom da?“ Weil aber die Eingeborenen kein Sächsisch verstanden, sahen sie ihn nur geistreich an. „Was is 'n das fier ä Boom?“ — Schweigen. „Godd-verdimich, wie der Boom heeßt, will 'ch wissen.“ Schweigen. „Dämliche Bande!“ sagte er und wandte sich ab.

Es war an einem Samstagabend in einem schwäbischen Städtchen. Eine Ehepaar hatte sich das besondere Fest gegönnt, Brigitte Helm im Film zuzusehen. Und nun gingen sie Arm in Arm über den Marktplatz, sozusagen voll des tiefen Erlebens. Am Straßenrand stand ein Mann und erleichterte sich geräuschvoll und in hohem Bogen auf die Straße. Derweil war – wie die Frauen nun mal sind – die Ehegattin bei der Toilette der Brigitte Helm angekommen und sagte, ebenfalls an dem vom beschäftigten Mann vorbeigehend: „In der einen Szene sah die Helm aber wüst aus!“ Betroffen drehte sich der Wassermann um und versetzte treuerhuldig: „Wüst, aber a'nschön!“

Nun hatten wir auch einen Stabsarzt. Er war bei Schwarz und Weiß gleich beliebt wegen seiner großen Hilfsbereitschaft. Die Resultate seiner Be-

Zeitungs-Ausschnitte
liefert:
Adressen
schreibt:
Wurfsendungen
erledigt:
für Sie
Adolf Schustermann
GERÄTETYPEN
BERLIN S.O. 42
RUMSTRA. 30



Formruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5817
Druckschriften bitten wir anzufordern!

Der kleine Roman von HANS LEIP

MISS LIND UND MATROSE

kostet nur mehr
akt. RM. 1,-
geb. RM. 2,50

Simplicissimus-Verlag München 13

Gratis

zusätzl. Präsentation 2,50
über hypoten Artikel
in der Zeitschrift
Medicus Berlin SW 68

Pläne u. Ziele

mehr Verkaufsförderer liefert uns viele interessante
Beispiele, wie Sie Ihre Drucker-Druckerei
auf 7 Jahren Zielstrasse bringen in vielfältiger
Beratung. Preisfrei fert. Pläne/Druckungen
H.D. Ziehe + München 12 / Ostmainstraße 2

1. Festlegen des Jahres die einzelnen
Planungs-Leistungen
2. Planung und Beschaffung
3. Ausführung
4. Kontrolle
5. Zusammenfassung
6. Bewertung

Bessere Shows

durch
PHOTO-SCHAJA
MÜNCHEN 2 NO 62

DAS BESTE PHOTOGRAPH

Große Leica-Verkaufsstelle der West

[illegible][illegible][illegible]

Ein origineller Einfall

Egon, im Hauptberuf Kaffeehausstammgast und Schriftsteller, sitzt mit seinem Freund Kurt beim Schwarzen.

„Du, Kurt“, sagt Egon, „Ich habe gestern eine prachtvolle Idee gehabt ... Eine momentane Inspiration ... Ein kleiner, lustiger, verblüffend origineller Sketch ... Ich ward ihn dir vorlesen!“ Und schon zieht er das Manuskript aus der Tasche, räuspert sich schwungvoll, macht einen vorbereitenden Zug aus der Zigarette und beginnt.

Und Kurt hört aufmerksam zu.

„Nun“, lehnt sich Egon, die Pointe servierend wie uralten Kognak, mit der Miene des Siegers zurück, „was sagst du? ... Ist die Sache originell?“

„Ja, allerdings—“, meint Kurt, „das schon ... Aber wenn ich mich recht erinnere, habe ich dieselbe Geschichte schon vor längerer Zeit in einer Tageszeitung gelesen ... Damals war es eine Kurzgeschichte!“

„Na, und?“ runzelt Egon, das Manuskript zusammenfaltend, die Brauen, „was willst du damit sagen?“

„Wie kannst du da behaupten, daß dieser originelle Einfall von dir ist?“

„Erlaube“, schaut Egon den Freund unwillig empört an, „Ist es vielleicht kein origineller Einfall, diese lustige Geschichte dem Vergessenwerden zu entreißen?“

Erledigt

In Dresden-Neustadt auf dem Markt seitlich bekommt man billig alte Bücher. Da steht auch ein Ehepaar in reifen Jahren und blättert drin. Er nimmt ein Buch, schlägt es auf und liest:

„Bismarcks Reden an das deutsche Volk.“ Darunter klebt ein Zettel: „Gestiftet vom Realgymnasium in Zwickau.“

„Eene rechte Biedärlösigkeit, das hierher zu göhmi!“

Sie, beschwichtigend-ängstlich: „Amende hadd' ersch schon durchgeläsen?“

Sehstörung

Der Turnlehrer hat von jeher auf Lehmann II einen Rochus. Er weiß selbst nicht weshalb, aber es ist einmal so.

Als die Klasse letzters ihre Freiübungen beendet hatte, donnerte er los: „Immer dasselbe! Wer klappt nach? Lehmann III! Wer steht nicht in Reih und Glied? Lehmann II! Wer versaut uns den ganzen Turnunterricht? Lehmann III! Kommen Sie einmal her, Lehmann II, Sie Schlappschwanz!“

Der Primus tritt vor und sagt: „Entschuldigen Sie! Aber Lehmann II fehlt seit gestern!“

Rassenkunde

Im Unterricht kommt der Lehrer bei seinen Münchener Vorstadtbuben auf die Begriffe Rasse und Arier zu sprechen und schließt: „Ihr seid, dem Außern nach zu schließen, wohl alle Arier.“ Geschmeicheltes Lächeln auf allen Zügen.

Dann aber wenden sich die Blicke einem zu, der verlegen zu Boden schaut.

Der Lehrer: „Nanu, soll der Schmidt kein Arier sein?“

Schweigen — — —

Da erhebt sich sein Nachbar: „Sei' Vata is a Schwob.“

Gewitter im Anzug

(Rudolf Kriesch)



„Du, i g'schpür scho' die ersten Tropfen.“ — „Vom Himmi oder vom Reser!“

Der Schmied

Wilhelm Scholz



Ich weiß von einem Berg. Auf seiner Höhe liegen schwarze Steine, zwischen den Steinen lodert ein Feuer, und bei dem Feuer hämmert ein Schmied. Grob macht er das nicht, er hat was Feines unter dem Hammer: eine Mondschüssel. Sobald er sie bei Dunkelwerden fertig hat, wirft er sie über sich an den Himmel, wo sie hängen bleibt und leuchtet; denn die Mondschüssel ist von lauterem Silber. Man könnte sich dafür ein Haus kaufen mit einem Garten voller Drosseln und Buch finken. Doch kann sie nur einer erlangen, der über seinen eigenen Schatten zu springen vermag. Ich habe das einmal versucht, es ist mir aber nicht gelungen, — vielleicht gelingt es dir.

Wilhelm Scholz





Parlamentarische Redeblüten aus den Jahren 1919–32

III.

„Gewiß, meine Herren, wir alle sind ja Menschen, aber der Witz ist der, daß das Volk es sich nicht länger gefallen läßt.“

„Der Minister gleicht einem Manne, der auf der einen Seite will und auf der anderen Seite nicht kann.“

„Ich will hoffen, daß die verschiedenen Fäden, die ich angeknüpft habe, bald Früchte bringen werden.“

„Gehen Sie nicht so kalten Herzens an dieser brennenden Frage vorbei.“

„Die Wellen der Weltgeschichte werden auch über diese Institution zur Tagesordnung übergehen.“

Bei Beratung des Kirchenaustrittsgesetzes: „Bedenken Sie den Gewissenszwang, wenn der Mann austritt und die Frau nicht weiß, wo sie hin soll.“

„Wir Agrarier sind nicht nur die Säulen des Staates, sondern auch die Axt, die an sie gelegt wird.“

„Die Fleischnot rührt in erster Linie daher, daß die Vermehrung des Menschengeschlechtes mit der des Viehs nicht gleichen Schritt hält.“

„Bei den geplanten neuen Steuern sollen die breiten Schultern des Bürgers abermals eine bedeutende Last tragen.“

„Wenn das so weiter geht, dann ist die Zeit nicht mehr fern, wo nicht nur der Landmann mit dem Hungerstich durch das Land wandert, sondern auch der kleine Gewerbetreibende am Bettelstab nagen muß.“

„Ich möchte das Budget mit einem Buch vergleichen, aus dem der mühsam erworbene Schweiß des Volkes rieselt.“

„Es wird der Regierung ebensowenig wie gegen Kassandra gelingen, gegen den Strom meiner Argumente zu schwimmen.“

„Wie man unsere Hochschulen nur ein bißchen angreift, stellen sie sich auch schon auf die Hinterbeine.“

Ein Pfefferminzbonbon

Von Edmund Hoehne

Wir legten bei Marokkos Häfen an,
wir tranken Pfefferminzsaft in Tetuan;
die dunkle Kneipe war voll schwülen Rauchs,
die krausen Blätter gaben Kraft und Hauch
— sie krümmten sich in wildem Pflanzenweh —
ans heiße Wasser von dem grünen Tee,
der alle Hitze aus dem Blut uns kochte;
Qualm, Dampf und Dunst ersticht der Lampe
„Bara Kaloßk“, sagt der Kapitän [Docht,
und wünscht die braunen Dirmeln bald zu sehn.
Der Diener legt die Hände vor die Brust:
„Die Mädchen kommen gleich zur Augenlust“,
und blinzelt zum Araber: „Aleman!
Drum darf hier wollen dieser fahle Mann.“
Da läßt man uns, so weiß wir sind, gewähren;
Wir fochten gegen Frankisten in Ehren!

Aus einer Dafa Salten schwallten Schatten
und legern summend mit auf unsren Matten;
halbakuter Leib tanzt auf des Wirts Geheiß,
und kreisend zuckt des jungen Bauches Fleisch:
„Ah — ra — ra — la — la — la — a — ra!“
Wir trümeln hin; was ist's, was uns geschaht?
Der Pfefferminzgeist kann noch mehr als laben
und trüffelt uns ins Blut verliebte Gaben.
Ist draußen Loderluft zur Glut entfacht:
Hier ist die kühle Seligkeit der Nacht;

ein Schimmer nur huscht durch die Treppengründe
und schleicht sich an die zitternd-sorte Höhle.

Dies ist kein Haus vom „quartier-special“,
dies ist nicht Afrikas Paris-colonial,
feil jedem Gast mit Cook-and-Sons-Billet,
kein Modelziel mit reserviertem Beil.
Hier hoßt der Zorn und Trotz von Abd-el-Krim;
manch' Gruß vom Atlas weckt den alten Grimm.
Hier schwellt die Glut von einem andern Stern;
sie schreckt und bannet die vierfachflüchtigen Hern;
das Tuch der Tür ersticht ihr Marschsignal;
hier tanzt ein Urkind wie im Zaubertal,
bleibt von des Nordens kranker Brunst gefeilt,
hält sich für den erwählten Kreis bereit.
Und als man hört, ich stand in den Argonnen,
verspricht man mir des Sonderliebblings Wonne.
Der Führer spricht: „Wir sind von eurem Blut;
mein Haus ruht auf Vandalenmauern gut;
der Islam drang bis zu den span'schen Götzen;
sie wurden des Propheten kühnste Boten.“

Und alles das kann vor mein Auge ziehn,
nur, weil ich in der Hitze von Berlin
ein Pfefferminzbonbon zum Munde führe
und flüchtig sein Fabrikaroma spüre.

Von einem Auto auf die Straße geblüht

Von Hans J. Thins

Aufgepaßt, meine Damen und Herren! Sie sehen hier seinen Affen, der Ihnen die Läuse aus dem Pelz sucht. — Sie sehen hier auch kein Harmonium, das Ihnen auf die Nerven fällt oder sang- und klanglos die Bude vollmacht. — Sie sehen hier erst recht nicht ein Monokel, das Ihnen die Backen entzweischneidet, das Sie am Lächeln hindert und Feindschaft in der Umwelt erregt. — nein, meine Damen und Herren, Sie sehen hier einen Gegenstand, der Sie alle interessiert, den zu besitzen eine Lebensfrage für Sie bedeutet, einerlei, ob Sie Baron Rothschild oder ein einfacher, aber ehrlicher Arbeitermann sind. — Sie sehen hier in diesem kostbaren Etui aus Brokat einen dreifach gesicherten Sicherheitsfüllhalter mit einer Goldfeder aus Osmizitium extra superstark.

Wenn Sie, Herr Graf, der Baroness von Obenaufundentendurch ein hochherrschliches Billett schicken möchten — wenn Sie, Herr Kommerzienrat, Ihre Schuldner brieflich auf den Schwung bringen wollen — wenn Sie, Herr Schachtmeister, eine Löhnerhöhung beantragen möchten — da nehmen Sie auch keinen Blaustift, Herr Graf, denn der verursacht eine schöne Schmiere, wenn die Baroness von Obenaufundentendurch einen Kuß hinaufhaucht — da greifen Sie alle vielmehr zu diesem kostbaren Etui aus Brokat und entnehmen Ihnen den dreifach gesicherten Sicherheitsfüllhalter mit einer Goldfeder aus Osmizitium extra superstark, füllen ihn eins, zwei, drei aus diesem Gläschen aus Porphyritkristall, und jetzt schreiben Sie ohne Aufenthalt die schönsten Koseworte, die schwungvollsten Mahnrufe und die überzeugendsten Gesuche.

Aber dieser dreifach gesicherte Sicherheitsfüllhalter ist nicht nur für Grafen, Kommerzienräte und Schachtmeister von

so eminent effektiver Bedeutung, er ist für jedermann eine Lebensnecessité. Es führt ja niemand Tintenfaß und Federhalter in der Hosentasche mit sich herum und vor allem dann nicht, wenn sie gerade dringend gebraucht werden. Wenn Ihr Chef wie so oft sagt: „Ach, reichen Sie mir mal Ihr Schreibgerät“, — wenn Ihre Erbante auf dem Sterbebette liegt und Ihnen ein Testament schreiben möchte, — wenn Ihr Fräulein Braut Ansichtskarten mit Gruß und Kuß an die zahlreiche Freundschaft verschicken will, — wenn in einem Abzahlungsgeschäft Ihre Unterschrift verlangt wird, — was für einen unauslöschlichen Eindruck macht es in allen diesen Fällen, wenn Sie dann mit einer unachalmschen Handbewegung dieses kostbare Etui aus Brokat hervorziehen und ihm den dreifach gesicherten Sicherheitsfüllhalter mit einer Goldfeder aus Osmizitium extra superstark entnehmen.

Nun werden Sie sagen, schön und gut, werden Sie sagen, aber woher nehmen und nicht stehlen? So ein kostbarer Gegenstand will bezahlt sein, der kostet eine schöne Stange Gold, und die finden wir nicht alle Tage auf der Straße. Nun, meine Damen und Herren, dies ist ein verzeihlicher Irrtum, in dem Sie da befindlich sind. Diesen dreifach gesicherten Sicherheitsfüllhalter mit einer Goldfeder aus Osmizitium extra superstark kann sich jedermann leisten: Er kostet nicht zwanzig Mark, was schon halb geschenkt wäre, — er kostet auch nicht zehn Mark, was er gut und gerne kosten könnte, — er kostet nicht einmal fünf Mark, sondern inklusive zusammen mit dem kostbaren Etui aus Brokat und mit dem Füllnippchen aus Porphyritkristall nur sage und schreibe funfundneunzig Pfennig! Das ist eine Gelegenheit, die nie wiederkehrt, — das ist ein Angebot, wie es großartig auch Mr. Rockefeller nicht machen könnte, — das ist eine Chance auf Ihrem Lebensweg, die Sie beim Schöpfe fassen müssen, — greifen Sie zu, meine Herrschaften, so lange der kleine Vorrat noch reicht!

Der Mäher

Claf Gulbrandson.



O weites Land, o Himmel blau!
Wie mäht sich's gut im Morgentau!

Ein aufgeschreckter Vogel schwört
feldrein. Die Sense jauchzt und firt.

Noch stehn die Blumen wie im Traum.
Da kommt der Tod — sie merken's kaum.

Die Sense rauscht, die Sense schürft . . .
Wer auch so stracks vergehen dürft!

Dr. Wiegand

Mars und Mors trauern

(E. Schilling)



„Verdammt, das Licht aus Venedig vertreibt noch die ganze schöne Genfer Finsternis!“

SIMPLICISSIMUS

Politik der offenen Sprache

(Karl Arnold)



"Sacrebleu, mit ihrer Verständigung von Volk zu Volk ruinieren diese Deutschen am Ende noch die altbewährte Geheimdiplomatie!"



Die Gefangenen im alten Hut

Von Hans Friedrich Blunck

Da war einmal ein Hexer bei Plön, der hieß Kühleback und hatte im Wald ein Zauberei gefunden, in dem es sang und klang. Er wollte eilig damit nach Haus, um es zu zerschlagen und nachzuschauen, was es wohl für ein Wunder bürge. Und weil er über den großen See mußte, warf er seinen Hut ins Wasser. Das war ein rechter Hexenhut, er trug ihn wie ein Schiff, wohin er wollte.

Nun war gerade um dieselbe Zeit ein Student unterwegs, der wollte eigentlich über den Büchern sitzen und die Heilkunde lernen. Er hatte sich aber ein neues Puckerboot gekauft und mußte unaufrichtig damit über den See fahren, solche Freude hatte er daran. Er hat, weil er schließlich ein schlechtes Gewissen bekam, allerhand Böcher mit an Bord genommen, dazu Schädel und Knochen, an denen er sterben wollte. Aber lieber noch sauste er über das Wasser hin und her und redete dabei mit dem kleinen Klabautermann an Bord und mit Takkebuttt — das ist der Knirps in der Maschine. Wie er seiner gewahr geworden? Nun, vielleicht hatte der Student in alten Büchern erfahren, wie man übersichtig wird. Vielleicht hatte er sich auch bei allem Studieren ein fröhliches Herz bewahrt, so daß der kleine Takkebuttt Zutrauen zu seinem Herrn gefaßt hatte.

Nun kommt den dreien, wie sie wieder einmal quer über den See flitzen und der kleine Takkebuttt nur so rattert und knattert, da kommt ihnen ein verrückter alter Hut entgegen, ein fremder Mann darin, der fährt fast ebenso schnell wie sie selbst. Das ist etwas so Sonderbares: Takkebuttt kommt aus der Maschine hoch und lehnt sich über Bord, um dem da drüben etwas auszusprechen. Er ist dabei aber unvorsichtig und fällt, wie sie dicht an dem Hut vorbeisteuern, kopfüber hinein; alle Vögel über dem See ziepen vor Schreck und alle Wasserfrauen, die unten am Grund des Wassers neugierig dem verhexten Hut nachfahren, meinen auch, es wird dem Knirps nun gewiß entsetzlich schlecht ergehen. Das meint besonders der Herr, der Student, der sich über den Unfall sehr erschrocken hat; er rennt gleich mit dem Bootshaken nach vorn und will das sonderbare Schiff anhalten, um seinen Freund wieder herauszubekommen.

Aber der alte Hexer Kühleback ist dem jungen Burschen weit über, er läßt über den Vorwitz, weil ihm das Boot nicht schlecht gefällt, stüßt er es mit allem Drin und Dran — denkt nur mal an — in seinen Hut hinüber. Der Zauberkut wächst einfach ein Stück, vielleicht kann er noch viel mehr Ladung tragen, ich weiß nicht wieviel.

Das haben sie nun von Takkebuttt Vorwitz. Da sitzen sie mitsamt ihrem schönen Boot zu unterst in einem alten Hut, der Student, der Klabauter und Takkebuttt.

Und der Hut fährt rasend schnell über das Wasser, niemand von ihnen weiß wohin.

Nun hat auch das Zauberei, das der Hexenmeister gefunden hatte, unten im Hut gelegen. Und die drei hören, wie sie mauesstill dasitzen und sich bedrückt angucken, hundert kleine Laute, Finkenschlag und Starenpfliff, kläffende Hunde, brüllende Kühe, Hühnergegackel, wehende Blüme und ich weiß nicht, was alles, in dem sonderbaren Ding summen und sausen. Sie werden deshalb sehr neugierig und schlagen ein winzig kleines Loch in die Schale, um nur eben einmal hineinzuschauen. Da sehen sie einen herrlichen Hof mit vielen Buchen rundum. Gewiß kommt dem alten Hexer viel auf dies Zaubereiwerk an, sagen sie sich. Und weil sie ihm gern einen Schaden täten, nimmt der Student sein Messer, schneidet schräg über sich ein Loch in die Hutwand und stößt das Ei ins Wasser.

Sofort merkt der Alte da oben aber, was unten für ein Unfug geschehen ist; der Hut hält an, Kühleback schilt entsetzlich und will nach dem Ei tauchen. Aber damit ist schon ein Wasserfräulein auf und davon; es ist ihr gerade in die Hände gefallen. Der Hexenmeister muß also gewaltig schwimmen. Gerade bevor sie in ihr Haus schlüpfen kann, kriegt der Alte das Waterfröken — das Wasserfräulein meine ich — zu fassen, und weil sie ihm soviel Mühe gemacht hat, nimmt er sie zur Strafe bei den Haaren und stopft sie unten in den alten Hut zu den anderen Gefangenen.

Die wären in der Zwischenzeit gern auf und davon gegangen, aber sie haben ihr Boot nicht so rasch über den Rand des Hutes hinüberheben können, der Alte war zu flink wieder da. Und jetzt haben sie ja auch gute Gesellschaft: der Student versucht die kleine Nixe zu trösten, er fragt sie, woher sie komme, wo sie wohne und dergleichen. Aber das arme Ding schluchzt nur in einem fort, solche Furcht hat es vor dem Zauberei, und den andern wird auch immer unheimlicher zumut.

Wie sie nun wieder eine Weile gefahren sind und sich den Kopf zerbrechen, wie sie davonkommen sollen, da meint der Klabauter: was mit dem Hut des Hexenmeisters möglich sei, das müsse doch auch mit seiner alten Mütze angehen. Sie schneiden also wieder ein Loch in die Filzwand, fassen sich alle an den Händen, der Klabauter stüßt sich die Mütze auf und zieht alle Leute gegen das Wasser nach draußen.

Kühleback ist ihnen indes weit über. Er merkt gleich, kaum daß sie durchgeschlüpft sind, daß etwas nicht in Ordnung ist, flucht die vier zwischen seinen fünf Fingern hoch, streicht mit der Hand über den Schnitt im Hut, so daß kein Wasser mehr hineinkommt, schimpft abscheulich und tut alle Leute mit ihrem schlechten Gewissen wieder in den untersten Filz.

Da müssen sie beinahe verzagen; sie kommen gegen den schlimmen Alten nicht mehr an. Einmal bringen Takkebuttt und der Klabauter noch ihr Boot in Gang, das gleitet auf einmal über den Hutrand hinaus, plumpst ins Wasser und will davonfahren. Aber der Alte hakt es mit seinem großen Stiefel wieder herein, als sei's ein alter Stock. Einmal versucht die kleine Nixe auch mit ihrem Fischschwanz die im Wasser zu Hilfe zu winken, aber es hilft nichts, daß sie Bescheid gibt, keiner von den Ihren ist so stark wie Kühleback in seinem Hut.

Endlich will der Student es noch ein letztes Mal versuchen. Er hat die Hoffnung, davonzukommen, fast aufgegeben, aber er will dem alten Zauberei wenigstens noch einmal einen tüchtigen Schrecken einjagen, ehe er sie alle für immer in seiner Gewalt hat. Er tut also den Bismarck um und setzt sich einen alten Pferdehüchel auf — den hatte er in der Bootskammer, um daran zu studieren. Und er leitet sich etwas Rauch von Takkebuttt, erbittet sich einige Strähnen vom grünen Haar der Nixe und vom weißen Bart des Klabauters und übt sich, alles zwischen den Pferdehähnen hinauszublasen. Dann tut er sich noch Kreide in die Stimme und hebt sich auf einmal mit einem entsetzlichen Blöken und Blasen gegen den Hexenmeister hoch.

Und er hat den schlimmen Kühleback wahrhaftig da getroffen, wo ihm sein böses Gewissen am wenigsten Ruhe ließ. Der Böse selbst steigt aus der Tiefe hoch, um ihn heimzuholen: er brüllt vor Schreck, wie er den Pferdekopf sieht, hebt noch furchtbare als der Student, springt mit einem Satz auf den Rand des Hutes und streicht mit einem scheußlichen Schwell von Gestank vogelschön über das Wasser von dannen.

Da sind die armen Gefangenen den bösen Kühleback glücklich los. Der Zauberei, der nun keinen Herrn mehr hat, kreiselt von selbst an einen Bootsteig; sie umarmen einander, Klabauter, Takkebuttt, Wasserfräulein und Student, und springen einer nach dem anderen an Land. Dabei läßt der Bursch, der vor Vergnügen über die gelungene List pfeift und tollpatschig tanzt, das Zauberei fallen. Was glaubt ihr? Das Ei zerplatzt mit lautem Knall, es wächst ein herrlicher Hof daraus hervor, viele Tiere und Knechte und Mägde stehen schon bereit, die neuen Herren zu empfangen.

Und sie bleiben alle beieinander: das Erbe des Hexenmeisters gefällt ihnen herrlich, sie verraten niemandem etwas davon. Wäre ich nicht eines Tages beim Baden in die Bucht geschwommen, wobei mir eine alte Krickente die ganze Geschichte vorschnatterte, dann wüßte heute noch kein Mensch davon.

Roosevelt und sein Kongreß

(Olof Gulbransson)



„Good-bye, meine Herren! Erholen Sie sich, damit ich arbeiten kann!“



„Hat si der Dicke no net nach uns umdraht, Mali?“ — „Naa, aber an Kellner hat er g'fragt, wo der nächste Papierbölller explodiert.“

Mond im Krebs oder Waage: ziehe man über Land!

Von Anton Schnat

Die Wege werden gnädig fein,
Umjäumt von Schattenlaub,
Glück läuft von Stein zu Meidenstein,
Wind wirbelt keinen Staub.
Grün ist der Grillentrain.

Die Bauernhügel stehn im Blau
Mit reifen Obpfälteen.
Das Auge trinkt die weite Schau
Auf Städte, Klüfte, Seen.
Und Sommerregen labt dich lau.

Die Nächte sind aus Sternengold,
Ein Brinnen rauscht fein Dorigedicht.
Wenn ferner Donner drehend rollt,
Er erreicht die Straße nicht:
Er verrollt.

Mond übt Zauber aus:
Unverfälscht rinnt aus dem Faß der Wein,
Den die Wirtin bringt zum Saus und
Und das Brot schmeckt rein. — Braus.
Wein und Brot: der beste Reisechmaus.

Holde Abenteuer laufen mit:
Mädchenblicke, weich wie Samt,
Küsse trägt hinweg der Schritt
Von der Liebe, die vorübergehend flammt
Und die keine Abschiedschmerzen litt.

Morgensünne glitzert klar:
Schlaf hat Herz und Fuß gegebenet,
Und die Wanderschaft wird wunderbar.
Und vielleicht, daß dir ein Gott begegnet,
Der dich küßt auf das verstaubte Haar.

Eine Stimme für Wassilij

Von Hans Duis

Wassilij schlendert durch die Straßen einer fremden Stadt. Manchmal fällt sein Blick in ein prunkendes Schaufenster, gleitet ab, hebt sich über die vorbeihastenden Menschen hinweg, hängt sich an den schlanken Bau einer Kathedrale und verliert sich in den Wolken. Es kann aber auch sein, daß Wassilij nur in sich selber hineinsieht: denn hat er nicht am frühen Tag schon Wein getrunken, feurig-süßen Muskatellerwein? Jedenfalls spürt er eine schwebende Leichtigkeit in allen Gliedern, die Luft scheint ihm wie mit Musik angefüllt, und wie groß ist das Wohlwollen, das er allen seinen Mitmenschen entgegenbringt!

Allen seinen Mitmenschen, jawohl. — aber einer gewissen Art der vorbeilebenden Menschen begegnet er mit weit mehr als bloßem Wohlwollen, und es läßt sich nicht leugnen, daß diese gewisse Art vorzüglich aus Frauen und Mädchen besteht. Und wen verwundert das? Männer haben ja natürlich keine Zeit, sich mit dem Glücksgefühl Wassilij's abzugeben. Sind sie ausnahmsweise nicht mit Geldverdienen oder irgendeinem ähnlichen Unsinn beschäftigt, so rennen sie doch lieber hinter ihrer eigenen Nase her. Mit den Frauen ist das etwas ganz anderes: sie warten geradezu auf solch einen Weltbeglucker, und Wassilij, dieser Bruder Leichtfuß, weiß das sicherlich.

Da ist zum Beispiel diese Natascha. Noch nie vorher hat Wassilij sie gesehen, und doch ist sie ihm so unheimlich nah und

vertraut, daß sein sehnsüchtiges Herz verlangt, mit leisen Worten und zärtlichen Gesten all das unverständliche Elend ihr abzunehmen, das aus ihren Augen ihr hilfloses anschaut. — Schon gehen die beiden allzu Verliebten in beglückender Enge die Straße hinab, viele Minuten und Stunden werden sie zusammen sein, ja, vielleicht sogar ganze Tage und Nächte! Und sicher ist, daß Wassilij noch nach vielen Jahren einen sentimental Seufzer nicht wird unterdrücken können, wenn er zufällig an jene Begegnung mit der, ach, so liebenswerten Natascha zurückdenkt. So ist Wassilij: Gott schenkte ihm ein weites Herz, und weite Herzen vermögen für sich viel Glück zu erfassen und andern viel Kummer abzunehmen.

Wie anders ist Gregor Michailowitsch, der Natascha geheiligt hat, als unser Wassilij schon weiß der Teufel wo war! Nie wird Gregor Michailowitsch ohne Absicht durch fremde Straßen schlendern: denn seine Zeit ist mit Wichtigkeiten angefüllt, wie sie der Bedeutung eines Beamten der behördlichen Registratur gemäß sind. Und ist es nicht geradezu lächerlich, seine Blicke an den schlanken Bau einer Kathedrale zu hängen, an der man schon tausendmal vorübergegangen ist, und die man infolgedessen doch überhaupt nicht mehr sieht? Es gilt für ihn, weit ernsthafte Dinge zu bedenken.

Da sind die Sorgen im Amt, die einem noch in die Träume nachkriechen, und da sind die Sorgen daheim, die auch keineswegs gering sind. Gewiß mag Natascha, so von außen gesehen, eine reizende Erscheinung sein. Wenn man aber mehrere Jahre mit solch einer Frau verheiratet ist, dann weiß

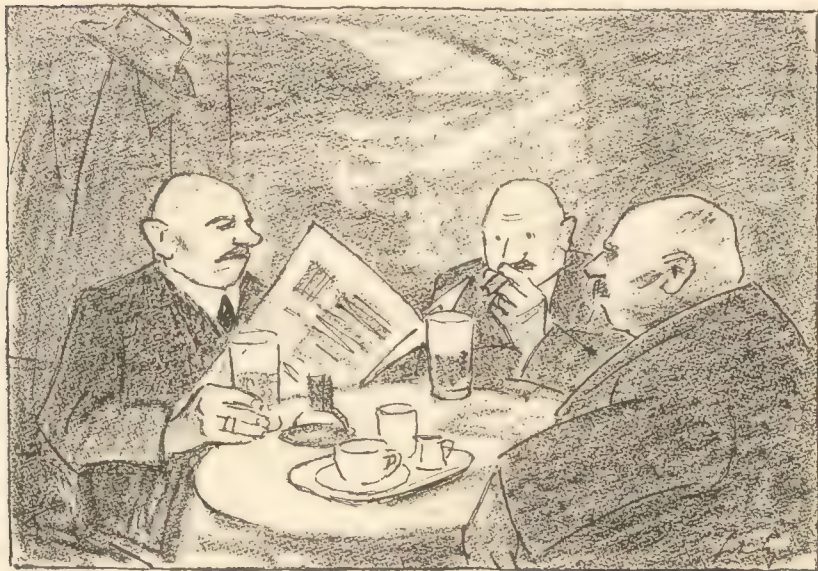
man, was hinter dieser reizenden Außenseite verborgen liegt, — nämlich nichts als Eitelkeit, Verschwendungssucht und Hang zum Lotterleben! Und solchen häßlichen Eigenschaften vermag man bekanntlich nur mit peinlicher Ordnung und strengem Maßhalten entgegenzuwirken. Ja, man hat so seinen Sack voll Sorgen und würde gewiß unter dieser Last zusammenbrechen, wenn man seinen Blick in den Wolken verlieren wollte, anstatt den irdischen Notwendigkeiten stündlich und gründlich ins Auge zu sehen.

So ist Gregor Michailowitsch, meine besten Wünsche begleiten ihn, und möge Gott mit ihm sein, denn er wird es nötig haben. Aber mein Herz gehört Wassilij! Und wer, glaubt ihr, hat unsere Natascha besser gesehen — ich sage mit Absicht „besser“, denn „richtiger“ zu fragen, das wäre eine müßige Frage! —, wer also hat unsere Natascha besser gesehen, der gründliche Gregor Michailowitsch oder der flatterhafte Wassilij?

Ihr antwortet nicht? Überall sehe ich nur hochgezogene Augenbrauen und gar mißtrauische Blicke? Ihr fürchtet wohl, ich könnte weiter fragen und vielleicht eine endgültige Entscheidung über Ehe und freie Liebe von euch verlangen? Mitnichten, schöne Frauen und edle Herren, mitnichten! Gern verzichte ich auf jegliche Antwort, wenn mir nur wieder wohlwollende Gesichter entgegenleuchten und man verstanden hat, daß diese Worte nichts bedeuten als eine Entschuldigung. Eine Bitte um Entschuldigung, daß ich die Welt sehe mit den so wenig gründlichen und leichtsinnigen Augen Wassilij's, dem mein Herz gehört.

Aus der Praxis

(W. Heilmann)



„Da schau her, Finnland hat seine Schulden an den Amerikaner 'zahlt! I sag's ja, die kloa Kundschaft is halt do die besser!'"

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplificissimus-Verlag, München Postfach 5802

E f e u / Von T. Püttjer

Bender hob schnuppernd den Kopf: schon im Hausflur kam ihm der gute Geruch von frisch gekochtem Kaffee entgegen. Er ließ sich von dem anregenden Duft treppauf ins obere Stockwerk leiten, wo er Frau Seelke — seine „mütterliche Freundin“, wie sie sich gern nannte — in ihrer guten Stube, auf dem Mahagonisoфа sitzend, fand. „Grade hab' ich mir 'ne Tasse Bohnenkaffee aufgegossen, mehr brauche ich nicht als Frühstück. Man wird ja so bescheiden!“

Die Bemerkung, daß es noch bescheidenere Leute gäbe, unterdrückte der junge Mann, denn er hatte ein Anliegen an die alte Dame: ob sie wohl seine nächste Unterstützung für ihn abheben würde? Es werde die letzte sein, denn vom kommenden Ersten ab habe er Stellung, endlich wieder, nach zwei Jahren Arbeitslosigkeit. Nun wolle er sich bei Verwandten auf dem Lande erst noch einmal ordentlich durchfüttern lassen, damit ihn die ungewohnt gewordene Arbeit nachher nicht umwerfe.

„Aber natürlich will ich!“ antwortete Frau Seelke, und dann begeisterte sie sich: „Aber das ist ja großartig, ist ja das! Sehn Se, ich habe es ja immer gesagt!“

Ja, sagte Bender, in den letzten Monaten habe er auch wieder angefangen zu hoffen, und nun sei es wirklich so weit: er könne es kaum schon fassen.

„Es ist und bleibt 'ne großartige Leistung, Hanna sagt es auch. Ich sage zu Hanna: nun ist es für mich entschieden! Sehn Se: da haben wir ihn aufgehängt, mitten zwischen unsere selbige Kai-

serin und unsern Kaiser. Das hat er verdient: wenn man bloß bedenkt, wie gräßlich das immer war mit den vielen, vielen Bettlern, die sonst jeden Tag bei uns kamen! Ich habe so oft zu den jungen Leuten gesagt — manche sahen noch so ordentlich aus —, ich sagte: Gottgott, lassen Sie doch bloß das Betteln sein, es ist der erste Schritt zum Bösen!“ sagte ich. Und jetzt kommt

keiner mehr und auch kein Hausierer, haben alle Arbeit. Was für 'ne großartige Sache! Na, und nun wird es ja für Sie auch wieder besser, nicht wahr! Ach Gott, wir haben Sie auch nichts außer 'em Nötigsten. Denken Sie mal: meine Rente ist bloß noch achtunddreißig Mark, und denn Hanna ihre achteneuffzig, ja, das übrige müssen wir eben so nebenbei ...“

„Ja — ja“, machte Bender ziemlich unbestimmt. Ihm fiel ein, daß die Tochter Hanna ihm in einer schwachen Minute einmal das ganz hübsche Stümchen genannt hatte, das sie jeden Monat mit Nachhilfestunden, Klavier- und Sprachunterricht „so nebenbei“ erwarb. — „Um Gottes willen nicht weitersagen!“, wegen der Steuer, der Renten und überhaupt.

Die Mama aber, ohne Ahnung von den Gedanken des bescheidenen jungen Mannes, fuhr im Schwung fort: „Und denn die Winterhilfe! Was für 'ne herrliche Sache! Wir haben doch auch unsere neun Zentner Kohlen gekriegt und zu Weihnachtsen ein wunderschönes Paket und was weiß ich noch alles. Das ist wohl etwas Großes, meinen Sie nicht auch?“

Der Angeredete nickte beklommen, was sollte er dazu sagen? Jedenfalls nicht hier und nicht heute das, was er dachte. Er schaute auf die Wanduhr. Seinem Blick folgten die Augen der alten Frau und plötzlich bekam ihr eben noch strahlendes Gesicht einen Ausdruck tiefen Kummers. „Sonst habe ich um diese Zeit immer unsern kleinen Tütü gefüttert“, seufzte sie, „ja, denken Sie bloß mal an, was einem auch alles Trauriges begegnet: ich habe“ — ihre Stimme bebte — „ihn totgetreten, unsern kleinen Stieglitz! Wir hatten er

Fahrender

Von Hans Franck

Ein Pferd, ein Weib, ein Wagen voller Kinder
und eine Geige, die vornacht bezwingt,
was übertag kein Herz zu Ende singt —
genug zum Glück! Du Scharrer und du Schinder,

wann stickst du an der Lüge, daß mit Schweitzen
dorrende Lebenssaat sich letzen lößt?
Wieviel an Freude hast du dir erpreßt?
Mit welchem Lied legst du dich nieder? Besitzen??

Was nennst du von dem Unermessenen dein?
Ein abgeschnittnes Staheldrahtgeviert,
daraus die Angst mit Gitteraugen stiert:

„Schon morgen kann es eines andern sein!“
Ein Pferd, ein Weib, ein Wagen voll — seht her! —
voll Kinder und eine Geige — braucht es mehr?

Der **SIMPLICIASSMUS** erscheint wöchentlich! Bestellungen werden in Buchhandlungen, Zeitungsagenturen und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. **Bezugspreis:** Die Einzelnummer **RM - 50**; Abonnement **1 Viertel RM 7,-**; **Anzeigenpreis** (für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM - 20**) **Alle Anzeigenannahmen:** C. Mayer Verlag, München 2 C. Spitzkassenstraße 11; Fernsprecher 296.458 296.357 **Verantwortliches Schriftleitung:** V. B. Müller, München **Verantwortlich für den Anzeigen-:** E. Galschauer, München **Horst** **Der Simplicissimus-Verlag** G. m. b. H., München **Redaktion und Verlag:** München 13, Elisenbühlstraße 30, Fernsprecher 371.307 **Copyright 1934** by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA 15200 I Vj **Erfüllungsort:** München **Postschick** München 6802 **Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart** **Für unverlangt eingesandte Manuskripte** wird keine Gewähr übernommen **Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt** **Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.**

Abwehr der gelben Gefahr

(Rudolf Kriech)



„Kaufen garantiert chinesisches Kimono, wird sich Wastlbauer aussehen wie eine echte Mandarin.“ — „Bals d' mir net gehst! I mag ja net amol Oransch'n!“

Ritt ins neue romantische Land

Nach durchaus verlässlichen Gerüchten gelang es, ein lebendes Auto zu züchten beziehungsweise gleich ihrer zwei: einen Autohengst nebst Stute dabei, die ohne Schöffel durch die Landschaft wanden und die Fähigkeit haben, sich fortzupflanzen.

Wie Agathe und einem gespannten Gemüt
besuchte ich gestern das neue Gefäß.
Da gab es bereits zwei junge Sohlen —
zum Küssen, sag' ich euch unverhohlen,
wie sie so an der Mitter tranken
und dann auf weichen Gummi-Öpfen
mutwillig über die Wiese galoppeten
und hart am Beetzersaune slopften,
ein Rapp' das eine, das andre ein Schimmel.

Agathe, natürlich, war wie im Himmel
und hätte am liebsten beide gekauft.
Aber ich habe sie angeschaut:
„Stellst du dir vor, du Suchs, du Krasser,
wir kriegen die um ein Tasfenmesser?
Wo denkst du hin? Zählst du die Garage
und den chemischen Hafer aus eigener Tasche
und den technischen Therazir, wenn du was ge-
hutor und Auto vertragen sich nicht. [bricht? ...]

Wir müssen uns wohl oder übel bequemen,
mit dem alten Vehikel vorlieb zu nehmen,
und dürfen noch reichlich zufrieden sein . . .“

Agathe sah's denn auch schließlich ein.

Zum Abschied gaben wir ganz verstoßen zwei Stückchen Zucker den reisenden Sohlen (aus meiner Taschenfeuerquelle tropft ich Benzin drauf — für alle Fälle!) und sind dann, zärtlich zusammengekloppelt, auf dem Degafus billig nach Haus gehoppelt.

Sara+2+of+

„Nicht —? Und warum nicht? Und der Herr
in der Ecke?“

Der feierliche Ober zieht die Schultern wieder herab und flüstert: „Das ist Herr Kommerzienrat X., der Besitzer des Hotels!“ Der Gast ist von der Auskunft nicht erschüttert. Er tritt zu dem Hotelbesitzer. Eine Frage, und man weiß, woran man ist! „Verzeihen Sie, Herr Kommerzienrat, darf man hier wirklich kein Bier trinken?“ Der Hotelgewaltige blickt auf. Er lächelt mit nachdenklichen Falten auf der Stirn: „Doch, dürfen Sie — — —! Wenn Sie das Hotel kaufen —!“

CONCLUSIONS

Onkel Paul

Wir sind seit drei Wochen verheiratet. Neulich besuchten wir meine Schwiegermutter. Onkel Paul war auch da. Bald nach dem Abendbrot brechen wir auf.

„Bliewt doch noch 'n bißken, Kinnings“,
sagt Onkel Paul, „wi sitten nu so jemüt-
lich tausamm!“
„Andermal, Onkelchen“, sage ich, „aber
heute wollten wir noch ein bißchen in den
Wald gehen, frische Luft schnappen.“

Onkel Paul kuckt zum Fenster. Und kuckt
uns an.
„Wat? In de Schummertid noch in'n Wald?!
Jeh Düwel ook: juh hewwt doch all hei-
rat —!“

Als Hotelbesitzer – alles erlaubt

In der Weinabteilung in einem großen Berliner Hotel sitzt ein Herr beim Abendessen und trinkt Bier — als einziger in der exklusiven Weinabteilung. Sonderbar. Die übrigen Gäste verspüren auch Gelüste nach Bier, als sie es bemerken. Ein Herr bestellt beim Ober zu seinem Mosel ein Glas Bier. Der Ober zieht die Schultern hinauf. „Bedauere, mein Herr, hier in der Weinabteilung leider nicht möglich!“

Der ewige Angstmeier

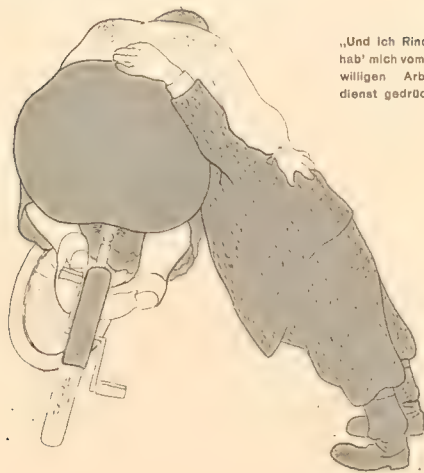
(Wilhelm Schütz)



„Donnerwetter, sind Sie aber dick geworden!“ — „Ich esse auf Vorrat — wissen Sie, man kann nie wissen!“

Vom Regen in die Traufe

(Jos. Bauer)



„Und ich Rindvieh hab' mich vom freiwilligen Arbeitsdienst gedrückt!“

Gruselige Wissenschaft

Von Wilhelm Schussen

Heute schon kann man das Wetter auf den nächsten Tag mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, und es wird einmal eine Zeit kommen, wo man nicht nur die Steuern, sondern auch das Wetter verteilt und von Amta wegen künstlich regnen und schneien oder die Sonne scheinen läßt.

Warum auch nicht?

Künstlich erzeugen konnte Munding der Wetter allerdings noch nicht, aber es mit unbedingter Sicherheit auf irgendeinen beliebigen Tag im Jahr voraussagen, das konnte er tatsächlich. So kehrte er einmal an einem Donnerstag auf einem abgelegenen Gutshof ein und sagte: „Am nächsten Montag werden wir Regen haben, so wahr ich Munding heiße.“

Aber auf einem andern Gutshof, der eine Wegstunde entfernt hinter dem nächsten Hügel lag, sagte er: „Am nächsten Montag regnet es sicher nicht. Ich wollte meinen Kopf wetten.“

Als es am nächsten Montag nun richtig regnete, ging er also auf den ersten Gutshof (wenn es nämlich nicht geregnet hätte, wäre er eben auf den zweiten hinter dem nächsten Hügel gewandert) und sagte: „Hab' ich nicht prophezeit oder nicht? Nun, ich kenne mich aus im Wurstkessel, ich habe ja auch ein tiefes Studium hinter mir. Ich bin nämlich seinerzeit als Soldat oft genug im Loch gegessen und habe also Zeit gehabt, über alles mögliche nachzudenken. Ich habe nämlich beim Regiment Nummer 120 gedient. Als ich aber vor meiner Entlassung stand, hatte ich herausgerechnet, daß ich im ganzen 118 Tage Arrest gehabt hatte. Ich meldete mich also bei meinem Obersten und sagte: „Herr Oberst, ich habe jetzt 118 Tage Arrest hinter mir, ich bitte, daß man mir noch 2 Tage dazu gibt, ehe ich entlassen werde, damit ich alles in allem 120 Tage habe, weil ich dann nämlich meine Regimentsnummer besser im Gedächtnis behalten kann.“ Dieser Oberst war aber noch ein größerer Schelm als ich selber, denn er hat mir dann 12 Tage gegeben, statt 2, wegen unerhörter Frechheit, wie er behauptete. Aber gerade in jenen überschüssigen 10 Tagen habe ich durch unablässiges Nachdenken herausgebracht, wie man auf irgendeinen beliebigen Tag im Jahr das Wetter voraussagen kann. Ich habe also meinen überzähligen Arrest so recht zum Wohle der Menschheit ausgenutzt. Die Wetterkunde ist ja eine der wichtigsten Wissenschaften, nicht bloß für die Landwirtschaft und für den Woll- und Kohlenhandel, sondern für den gesamten Verkehr, von der Luftschiffahrt ganz zu schweigen.“ Er war so recht im Zuge, sich zu loben und herauszustreichen. Er saß in der Stube des Gutshofes im großen Lehnssessel. Es war sehr idyllisch in dieser

Stube hier. Die junge Bäuerin saß auf der Bank unterm Spiegel. Der Gutsbesitzer saß am Tisch. Und am Ofen schliefen ein paar junge Schweinechen in einem tiefen Korb im Stroh. Das war in diesem Haus so Brauch. Es kommt nämlich vor, daß ein Mutterschwein die Jungen beim Niederliegen todtückt. Also trug der Bauer die Schweinechen alle paar Stunden aus dem Stall in die Stube an den warmen Ofen und dann wieder zurück zur Nährmutter und so fort.

Munding aber hielt diesen Korb, dem er im übrigen keine weitere Aufmerksamkeit schenkte, für einen Kleinkinderkorb. Und weil er nun schon einmal im Prahlen und Loben war und den Mund voll Honig hatte, lobte er nun auch die blanken Augen der jungen Bäuerin, ihr schönes dickes, braunes Haar und ihr hübsches rundes Ohr. Er erzählte auch, daß seine eigene Frau in ihrer Jugend einst ebenfalls braun, wenn auch nicht ganz so hübsch gewesen sei. Er erzählte ferner, daß er selber als Kind einst ganz schlohweiße Haare gehabt hätte, was offenbar im Zusammenhang mit seiner Weisheit stünde. Und er lobte endlich die Güte des Obstwassers, das die Bäuerin ihm eingeschenkt hatte, in allen Tönen, weil er dachte, daß er nun eigentlich noch ein Stück Geräuchertes dazu haben müßte. Er leitete also wieder aufs Wetter über und sagte: „Wie der Sommer, so der Winter, im Sommer Klee, im Winter Schnee. Wenn ich aber bloß das Würstchen-Schnee von weitem höre, denke ich alsbald auch ans Schweineschlachten, weil man nämlich bei mir daheim mit dem ersten Schnee immer auch das erste Schwein geschlachtet hat. Ich bin halt nicht umsonst an einem Schlachttag geboren.“ Und weil er nun schon einmal von der Kindheit redete, deutete er nebenbei auch auf den Korb am Ofen und sagte: „Es schläft wohl, das Baby? Was?“

Der Bäuerin lief ein Schauer über den Rücken. Aber der Gutsbesitzer lächelte verschmitzt und sagte: „Es scheint so.“ Er freute sich riesig darüber, daß der überkluge Wettermann nun seinen Ferkelkorb für ein Kinderbett hielt.

„Wie alt ist es denn?“ fragte Munding dem Ehepaar zu Gefallen. „Fünf Tage“, antwortete der Bauer, sich das Lachen verbeißend.

„Ei, was“, staunte Munding und starrte die junge Bäuerin an. Dann schritt er auch noch vollends auf den Zehen durch die Stube an den Korb. Und weil er aus Erfahrung wußte, wie furchtbar gern die Eltern es immer hören, wenn man ihre Kinder lobt, setzte er sich also, obwohl er kuzschlich war, nicht erst lange die Brille auf, sondern sah vielmehr bald der Bäuerin, bald ihrem Mann ins Gesicht, beugte sich zum Schein auch ein bißchen über den vermeintlichen Kinderkorb und sagte: „Auf und nieder wie die Mutter. Aber auch vom Vater hat es viel, namentlich die hohe Stirn und den freundlichen Mund, die Ohren dagegen sind eher wieder von beiden.“

Die bestürzte Bäuerin deckte ihr Gesicht mit den Händen zu. Und der Gutsbesitzer lachte gezwungen, dann dieser Wettermann war wirklich ein unheimlicher Kerl. Er schenkte ihm also ölig noch ein Gläschen ein und sagte zu seiner Gattin: „Geh, Lene, hole dem Herrn Propheten ein Stückchen Rauchfleisch zu seinem Obstwasser und den Brotlaib.“

Da setzte sich Munding also schmunzelnd an den Tisch.

Weil er aber bei einem so schönen Essen und Trinken immer munter wurde, gab er auch noch allerlei Erlebnisse aus seinem Leben zum besten.

Allein unterdessen hatte sich auch der Gutsbesitzer bereits wieder gefaßt. Er trug also seinen Ferkelkorb hinaus und stellte dafür einen andern Korb, in dem sein drei Wochen altes Wickelkind lag, in die Stube herein, indem er sagte: „Wir haben nämlich gegenwärtig ein Mutterschwein im Stall, aber leider nur noch ein einziges Spanferkelchen, die andern sind nämlich alle von der Alten im Schlaf erdrückt worden: drum trage ich das letzte Stück immer wieder in die Stube herein an den warmen Ofen.“ Er freute sich nicht wenig über seine flinke Rache an dem vorläufigen Propheten, und er war sehr gespannt darauf, wie der überlistete Pliffikus sich nun aus der Schlinge zöge.

Da schritt Munding wohl oder übel eben zum zweiten Male zum Ofen. Zwar Interessierte ihn ein Spanferkel ebensowenig wie vorhin ein Wiegengeld. Doch Biederleute waren nun einmal Biederleute, die auf jeden Fall eben gelobt sein wollten. Er konnte mit ihm auch diesmal seine Brille im Sack lassen. Er schritt also an den Korb, beugte sich zum Schein wieder ein bißchen und fing dann sofort zu schmeicheln und zu loben an. „Ein prächtiges Ding“, sagte er, vollkommen im Ernst, „fett und rund. Und die

richtigen langen Ohren, und auch einen zünftigen Rüssel hat es. Das ist noch eine gute Rasse, wie man sie nicht alle Tage sieht."

Dem Gutsbesitzer aber lief jetzt ein Gruseln den Rücken hinab. Denn dieser Wetterprophet war in der Tat ein verurteilter Gast. Er sagte also zu seiner Gattin: „Geh, Lene, hole dem Herrn Propheten noch ein Stück Gerauchtes in die Tasche, damit er unterwegs nicht zu hungern braucht.“ Und er war froh, als der unheimliche Kerl endlich wieder draußen war.

Ein Mensch ...

XX

Ein Mensch erblickt ein Weib von fern
Und sah es aus der Nähe gern.
Er eilt herbei zu diesem Zweck.
Doch zwischen beiden liegt ein Dreck.
Der Mensch, ganz Auge, anzubeten,
Ist blindlings da hineingetreten.
Nicht angenehm für seine Schuhe
Doch gut für seine Seelenruhe.

Aus einer kleinen Stadt

Bohm und Busch verband eine Jahrzehnte alte, dicke Freundschaft. Bis gestern morgen. Dann da spielte sich nämlich folgendes ab:

Zum 6-Uhr-Frühzug nach H. schlendert ganz gemächlich, die Morgenigarre im Munde, Busch. Auf dem Marktplatz hört er hinter sich laufen und schnaufen. Bleibt stehen, dreht sich um, sieht Bohm, der in gestrecktem Galopp (wenn man so sagen darf bei einer zweibeinigen Fleischkugel von zweieinhalb Zentner Gewicht), links die Aktenmappe, rechts den Handstock schwingend, dahergebraust kommt. Busch, nach einem schnellen Blick auf die Uhren der beiden Kirchtürme („eben halb sechs!“), ruft dem Freund entgegen: „Du willst wohl noch 'n Zug eher fahren, wie?“ — Den gibt's nämlich gar nicht.

Keucht Bohm, vorbeistürmend: „Nee-nee — alle — Uhren — verkehrt — komm-komm — los!“

Busch stutzt: undenkbar, daß der Dicke sich ohne Grund so abschinden würde. Und irgendein anderes Lebewesen, das man fragen könnte, ist nicht in der Nähe. Also setzt sich auch Busch in Trab, hinter Bohm drein.

Nach geräuschvollem Endsprint erreichen beide gleichzeitig die Bahnhofshalle. Der Fahrkartenschalter ist noch geschlossen, die Bahnuhr zeigt 5 Uhr 37 Minuten.

„Jetzt erklärte mir aber, bitte ...!“ faucht Busch, selber fast atemlos, den unglücklichen Bohm an, der mit hör- und sichtbarem Herzschock schweißtriefend über der Schalterschranke hängt.

„Bei mir — zu Hause —“, ächzt er, „Wecker — stehen geblieben — meine Frau sagt — Standuhr geht — halbe Stunde — zu spät — meine Taschenuhr — gewinnt — wußte schließlich — nicht, woran ich — eigentlich war — gelaufen bis Marktplatz — gesehen, daß — noch Zeit genug — dachte aber — jetzt kannte — mal ausprobieren — wie schnell de — zur Bahn kommt — wenn's mal brennt.“

„Na, du Idiot, da konntest de doch mich langsam zur Bahn gehen lassen!“

„Nee, weißte, — das ärgerte mich, — daß ich dich so gemächlich — dahintrödeln sah, — wo ich selber — so schwitzen mußte.“

„Ach, du dreckiger Zigeuner, du ...!“

„Ja, und außerdem kannte mir doch jetzt nicht dauernd meine Verrücktheit vorhalten: nu haste die blödsinnige Rennerei ja selber mitgemacht, hä-hä-hä!“

Hier platzte Busch!

„Aber ich kann dir ...!“ schrie er los. In diesem Augenblick rasselte der Rolladen hinter dem Fahrkartenschalter in die Höhe, und Bohm und Busch waren nicht länger unter sich. Sonst wäre sicherlich noch mehr kaputt gegangen als nur die alte Freundschaft.

Welthandel

(E. Schilling)



„Mir scheint, ich kann meinen deutschen Körper teil doch nicht abtrennen, ohne mich ins eigene Fleisch zu schneiden!“

Zum Waffentag der deutschen Kavallerie

4. Jahrg.



Nur wen es in den Sattel drängt, versteht die Sehnsucht „Reiten“,
Nur dessen Herz am Pferde hängt, kennt Reiterfertigkeiten!

SIMPLICISSIMUS

Barthou und das Weltgewissen

F. Schilling



„Nur eine gerechte Revision bürgt für eine dauernde Sicherheit, Monsieur Barthou.“ — „Aber, Madame, wenn ich Sicherheit sage, meine ich doch: keine Revision!“



Der Frauenbildung Strom mögt ihr getroßt durchfluchen:
Hörpzeug gib's drin genug, doch nur den einen Huchen!

Interpunktions-Psychose

Von Matthäus Becker

Professor Stiefreiter war der Vater des Untertierianers Heinz Stiefreiter. Wenn Professor Stiefreiter die Fähigkeiten seines Sohnes objektiv überprüfte, kam er zu dem Ergebnis, daß aus dem Untertierianer Heinz Stiefreiter ein Professor Stiefreiter II niemals werden würde. Schmerzlich, aber wahr!

Es schien fraglich, ob Heinz das Klassenziel erreichen würde. „Ich kann nicht verstehen“, sagte Frau Professor Stiefreiter, „Heinz ist ein so braver Junge. Wenn er will, kann er, aber er läßt sich immer durch andere zu Albernheiten verführen. Na, und außerdem dieser Lehrer Torfmüller!“

So haben in ähnlichen Fällen Tausende von Müttern gesprochen, und Tausende von Müttern werden künftig ebenso sprechen. Professor Stiefreiter nahm Veranlassung, die Gattin auf die Inkonsequenz ihrer Meinungsäußerung maßvoll und schonend hinzuweisen: „Charlotte, du sagst, „ein so braver Junge. Wenn er will, kann er, aber er läßt sich zu Albernheiten verführen“. Höre: ein braver Junge, der nicht will, obwohl er, wollend, könnte (oder besser, liebe Charlotte, aber leider veraltete Form: könnte) — verdient ein in dieser unheimlichen Weise, obwohl der Willenskraft nicht entbehrender, so doch des Willens entretender Knabe wirklich das Prädikat brav? Nun?“ Stiefreiter schmunzelte sich Zustimmung.

Aber alle Logik des Gatten überbietend, antwortete Frau Charlotte: „Wenn du ein so gescheites Haus bist, — bitte, dann behüte dich selbst um Heinz.“

Stiefreiter sah ein: sie hatte recht. Er selbst mußte des Falles Heinz sich annehmen. Morgen begannen die Ferien, begann die schöne Zeit, in der die Eltern sich höchstens über ihre eigenen Kinder zu ärgern brauchen. Papa Stiefreiter wollte mit Heinz in den Ferien viele Trainingsrunden zur Sicherung des Klassenziels einlegen. Ferien sind Ferien für die dem Klassenziel Gewachsenen. Nicht für die anderen, die Schwachen, die Hinkenden, Lahmen. Die haben ihre Ferien „möglichst auszunützen“.

Wir werden ihn zunächst mal einen schönen Aufsatz schreiben lassen, dachte Professor Stiefreiter. Er wußte: besonders schlimm stand es mit Heinz Wissen um die Interpunktionsregeln. Richtige Interpunktion, überlegte Stiefreiter, ist zu neun Zehnteln Gefühlsache. Und wenn Theodor Vischer sagt, die Rede soll keine

Schreibe sein, so behaupte ich, Stiefreiter, daß in der Interpunktion die Schreibe eine Rede sein muß. Und auf einmal hatte Professor Stiefreiter einen Einfall, dessen pädagogische Auswertbarkeit einfach noch nicht abzusehen war. „Heinz, komm mal her!“

Heinz Stiefreiter kam.

„Höre: während der Ferien wirst du in der Unterhaltung mit mir alle Interpunktionszeichen hübsch sorgfältig mitsprechen. Bedenke: das Klassenziel!“

Von da ab nahm das Unheil seinen Lauf.

Als Gert Lehnkuhl von Heinz eine Stunde später die Jacke vollbekommen hatte, verteidigte Heinz sich vor dem Vater: „Anführungsstriche unten ja Komma also ich weiß überhaupt nicht Komma was Gert Komma dieser Affe Komma eigentlich von mir gewollt hat Punkt Rindvieh ist das nicht eine Beladigung Fragezeichen Anführungsstriche oben.“

Professor Stiefreiter lächelte nachsichtig. „Rindvieh Komma!“ verbesserte er.

„Anführungsstriche unten also Rindvieh hat er gesagt Komma ohne daß ich irgend etwas dazu getan hätte Punkt Da habe ich ihm eine geklebt Komma aber feste Ausfuhrungszeichen Anführungsstriche oben.“

Die Tat des Untertierianers Heinz Stiefreiter blieb väterlicherseits ungerochen. Papa Stiefreiter war begeistert über seine Methode des Interpunktierens im Sprachgebrauch. Richtig, man mußte in der pädagogischen Monatsschrift einmal darüber berichten. Etwa unter der Überschrift: „Inwiefern vermag die Unterhaltungssprache die Satzzeichen-Kenntnisse zu fördern und zu festigen?“

Allmählich aber machte man an Heinz eine morkwürdige Beobachtung: er begann der interpunktierten Sprechweise sich nicht nur im Kreise der Familie zu bedienen. Es schien, als habe er Vergnügen an der Sache. Als das nächste Mal Tante Rita erschien, begrüßte er sie: „Anführungsstriche unten Guten Tag Komma Tante Rita Punkt Das heißt Komma ich weiß nicht Komma ob ich nicht ein Ausfuhrungszeichen hinter dich setzen muß Punkt Anführungsstriche oben.“

Na, und dann war es eines Tages so weit, daß Heinz von der Sache nicht wieder loskam.

Papa Stiefreiter begab sich mit dem Sohn zu dem berühmten Psychiater Hirschschmalz.

„Interessanter Fall“, sagte die Koryphäe. „Man darf Ihnen gratulieren! Wissen Sie was? Wir werden aus Ihrem Sohn etwas Ordentliches machen. Ich werde ihn als klassischen Fall von — sagen wir: Interpunktions-Psychose in die psychiatrische Literatur einführen. Lassen Sie uns den Jungen hier.“

Heinz Stiefreiter blieb in der Anstalt des Professors Hirschschmalz und fühlte sich dort wohler als auf irgendeiner Lehranstalt. Seine Interpunktions-Psychose entwickelte sich zu einem im psychiatrischen Sinne besonders schönen Fall. Sogar die Unterschiede zwischen Komma und Semikolon, sowie zwischen Semikolon und Punkt waren ihm bald unverlierbares Wissensgut.

Professor Hirschschmalzens Weizen blühte. Der Geloheite schrieb Abhandlung über Abhandlung. Mal lautete das Thema: „Psychosen unter Berücksichtigung der Beziehungen zur Pädagogik“, mal „Der Fall Stiefreiter — ein Einzelfall? Ein Beitrag zur Geschichte der Psychiatrie“. Na, in diesem Sinne!

Auf jedem Kongreß rückte Professor Hirschschmalz mit seinem klassischen Patienten an. Die Kollegen waren wütend, weil ihre schönsten Rosinen den Vergleich damit nicht aushielten.

Und Vater Stiefreiter? „Das Klassenziel“, sagte er, „hätte er nie erreicht. Vom Abitur gar nicht zu reden. Was hätte aus ihm werden sollen? Etwa ein Handarbeiter? Gar nicht auszudenken! Nun, ich habe dafür gesorgt, daß er dennoch seine Persönlichkeit in den Dienst der Wissenschaft stellen darf. Der Fall Stiefreiter ist mein Werk! Niemand kann es mir streitig machen!“

Verteidigung der Gedichte

Von Anton Schnad

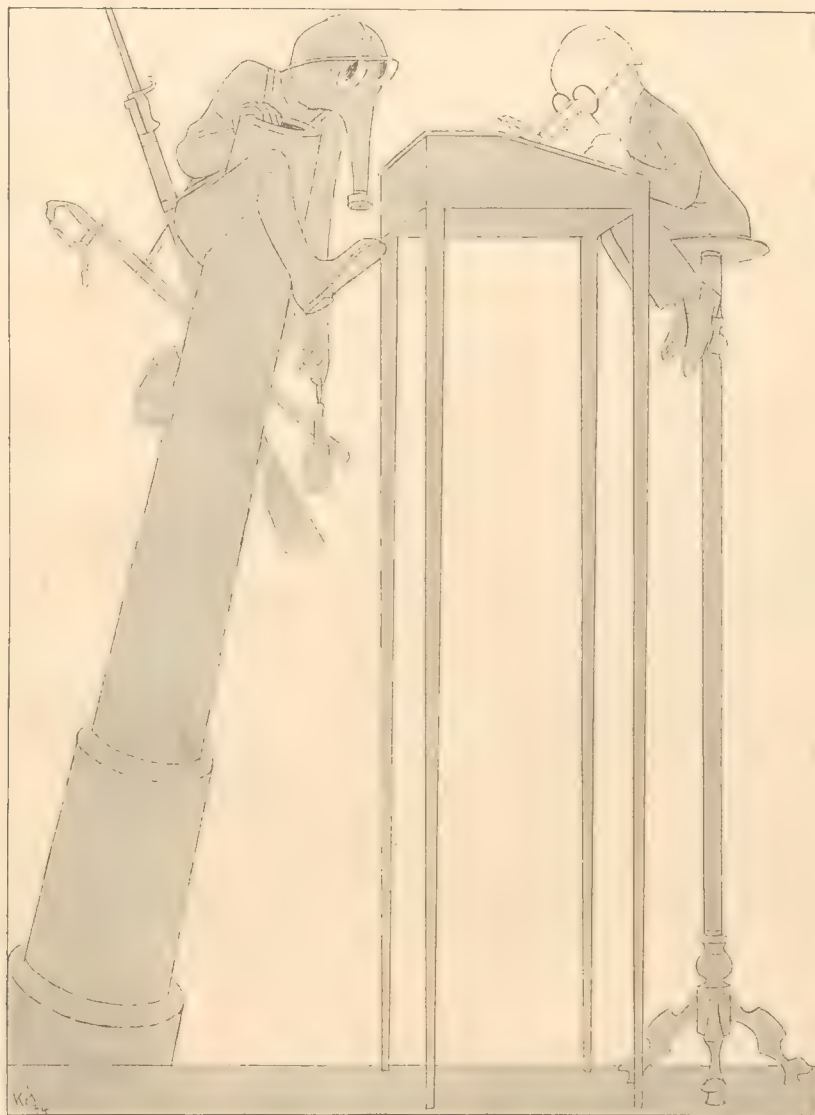
Sie werden sein, solange sich Jahre erneuern,
Solange Wäffer ein Tal durchfließt,
Solange Gewitter Blitze in die Sonnenmächte feuern
Und Regen aus Novemberhimmeln grau sich gießt;
Immer wird ein Herz das als Wunder betrachten
Im Gegenjaß zum Eisengleichen und Schweineflächaden.

Sie werden sein im Händedruck der flummen Eiesbespaare,
Solange ein Ohr demüßig dem Nachtlöffel lauscht,
Sie werden sein, solange noch wild wehen Mädchenhaare,
Solange Wind im Garten raucht:
Immer wird ein Herz das als Wunder betrachten
Im Gegenjaß zum Straßengleichen und Schweineflächaden.

Sie fügen zu Taufenden noch an den weigen Kandträgen,
An den Brunnen, auf Steinen, im Schnee, am Rain,
Im Kädeln der Kinder, in alten Vafen
Eben sie fort mit Seelenfäden:
Wo ein Herz sich öffnet, wo ein Herz zerbricht,
Wäht das Gedicht.

Die Statistik beweist —

(Karl Arnold)



Deutschland ist so hoch gerüstet wie Frankreich!



Hab' manchen Fluß gesehen
so zwischen den Hügeln gehen
im Morgenlicht,
im späten Abendscheine.
Aber der eine,
aber der eine war es nicht:
Der schmale Fluß des Knaben
droben in Oberschwaben,
fast nur ein Bach.
Ich hör' ihn heut noch plätschern.
Mit Angeln und Keisern
stellten wir heimlich den Fischen nach.

Bei Eichen und bei Mühlen,
wie lag sich's lind im Kühlen.
Das Wasser rann
von Dorf zu Dorf und weiter.
Die Himmelsleiter,
selig, flog unser Herz hinan.
O Uferkies und Wellen!
Ihr Tage fern, ihr hellen,
von Glück so schwer!
Was er als Kind befeßen,
wer kann's vergessen,
und wär's auch noch so lange her!

Dr. Gmiglasi

Das neue Laster

(des Samers)



„Der da drüben, hat mich der Ober jewart, is 'n Moralinist! Eijentlich 'n janz netter junge — dem hätt' ich so 'n Rauschgift nich zusetraut.“

Die Rettung der Wirtschaft

Von Rudolf Schneider-Scheide

Motto: „Wirtschaft ist Schicksaal“

Zu jener Zeit, als Amerika dreißig Millionen Erwerbslose hatte, schlug endlich der verblüffend neue Gedanke durch, daß die Massen allein es seien, welche die Schuld an dem unwürdigen, jede Prosperity unterhöhenden Zustand trugen. In einer glänzend besuchten Versammlung der obersten Finanzleute Newyorks führte Professor X. P. Dunhirne, der berühmteste Nationalökonom der United States, aus, den Massen, diesen Biestern, fehle ganz einfach die Lust zum Kaufen, keineswegs die Kraft, sondern sie hätten alles, was sie brauchten, und noch einiges dazu, und daher komme die ganze Dauerkrise, der ganze Verfall, der ewige Schweinstall, mit einem Wort. — Wenn beispielsweise, dozierte Dunhirne unter dem aufflammenden Beifall seines erlesenen Publikums, die Massen, diese Biester, keine Stiefel hätten, um

ihre ungewaschenen Füße darin zu verstecken, dann würden sie — verdammt noch mal — trotz allem angeblichen Geldmangel morgen schon dahergehant kommen, um sich Futterale für ihre Gehwerkzeuge zu beschaffen. — „Wenn beispielsweise“, trompetete er, „die Massen keine Unterhosen — —“, aber da hustete eine Dame in der vordersten Reihe, und Dunhirne führte seinen Vergleich nicht weiter durch. Es leuchtete trotzdem allen ein, was er hatte sagen wollen, denn es war Winter, und das Thermometer zeigte minus siebenundzwanzig Grad, wenn auch nicht gerade in dem Saal, wo der Vortrag abgehalten wurde.

Dunhirne konnte jedoch auch praktische Vorschläge machen. Da leider angenommen werden mußte, daß die sture Masse nicht so ohne weiteres dahin zu bringen war,

ihre Stiefel in den Hudson zu werfen, um sich neue zu kaufen, mußte anders vorgegangen werden. Dunhirne schlug die Gründung eines Komitees vor, das unter dem Namen „Menschdichwerdenwirschoonzumeinkaufenbringenkomitee“ später zu so großer Bedeutung in der amerikanischen Wirtschaft gelangte, und dessen Methoden etwa in dem überraschend einfachen Gedanken gipfelten: Würden nur solche Hemden verkauft werden, die beim Anziehen sofort aus dem Leim gehen, so wäre naturgemäß bei jedem Hemdenträger sehr bald wieder das echte Bedürfnis nach einem neuen Hemd vorhanden. Das Komitee arbeitete unter Anleitung Dunhirnes einige Punkte aus, die als die Grundpfeiler der kommenden Wirtschaftsordnung lebhaftesten Anklang fanden. Sie lauteten:

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:

„Arzt Arnold glioriet mit unerschütterlichem Gessell die Zuverlässigkeit unserer Zeit, aber er meißelt dabei die Gabe der überlegenen Genter Feit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Bedagen bereiten, als daß sie abhößen.“

Hamburger Fremdenblatt:

„... Mit dem feierlichen Inkrement des Schürzens wird Atmosphäre und Zeitdofop des Berliner Inflationssymptoms (Zandien, Valutafchreiben, Bekamissen, Kofosten fäuberlich aufgeschritten.“

Hannoverscher Courier:

„... Verhehlen wir uns doch ja nicht, was vor andrerem Kämpfer brühen: er ist ein Richter der Ämte, der Farbe, ein erfinderischer Port in Unfall und Komposition, ein Genie des Kamissien, des Jimora.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:

„... Das gibt ein amäntes und buntes Bild von Bogen, Konfektionen, Jahrmartstypen, Böhseinen, Filmmädern, Sammilendären, Rauchkammern und Aufreißendangefellchaften, ein boshaft vergnügter kleiner Zoo mit einem kalten Luftstrom faurer Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:

„Arzt Arnold, der den Mündner Spierke so oft mit der Bleistiftspitze gefingelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Gang gegangen und hat in finsternen Rauchkammern, in lichten Bürgerwohnungen und in grill strahlenden Drogenhäusern viele für unsere Zeit sehrbedeutend treffende Typen gefunden.“

Aus den Jahren der Korruption Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 j. I. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließt. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postcheckkonto München 5802

1. Die Kaufkraft kann auf legale Weise geweckt werden durch Verschleiß.
2. Dem möglichen Verschleiß sind keine Grenzen gesetzt, sofern die Ware ausschließlich unter diesem Gesichtspunkt hergestellt wird.
3. Der Verschleißgesichtspunkt muß im Interesse der Wirtschaft von sämtlichen Produzenten angenommen und strengstens durchgeführt werden.
4. Schmuckkonkurrenz in Form von Herstellung sogenannter Qualitätsware ist mit allen Mitteln und aller Rücksichtslosigkeit zu bekämpfen.
In der gesamten amerikanischen Presse wurde die Dunhine-Theorie eingehend besprochen und bejubelt, es hieß allgemein, sie könne nur mit dem El des Kolumbus verglichen werden, und ihre genial Durchschlagkraft lag ja auch auf der Hand, wie Beispiele bewiesen: Da produzierte eine mittlere Schuhfabrik mühelos drei Millionen Schuhe im Monat, die mindestens zwei Monate lang zusammenhielten. Die natürliche Folge war, daß nur ein Bruchteil der hergestellten Ware verkauft werden konnte, Absatzstockung also, und die weitere Folge war Stilllegung der Hälfte des Betriebs. Wären die Schuhe hingegen qualitativ so weit geringer gewesen, daß sie bereits nach acht oder vierzehn Tagen in Fetzen von den Füßen gegangen, nur mühevoll beschafft vorausgesetzt, daß alle Schuhfirmen das neue Geschäftsprinzip befolgten — zur zwangsläufigen Folge gehabt: Steigerung des Bedarfs, Neuinstellung vieler Arbeiter, glänzender Verkauf, Florieren des gesamten Betriebs. Es war nichts dagegen einzuwenden: Möchte die Qualitätsarbeit einen Schimmer von Berechtigung gehabt haben, so wäre nur mühevoll beschafft werden konnte, im Zeitalter der Technik müßte die von dem Menschlichwerdenwirschozunnein-kaufenbrinkomente zusammengefaßte Lehre vom Konsum an ihre Stelle treten. Und sie tat es auch.
Kaum zwei Jahre nach jenem epochalen Vortrag Dunhines waren von den ehemals dreißig Millionen Arbeitslosen neunundzwanzig Millionen untergebracht. Der Rest bestand aus Neuzu-

gängen, die zumeist ganz anderen Schichten angehörten: das waren Tapezierer, Schreiner, Handschuhmacher, in der überwiegenden Anzahl rückständige Handwerksmeister, die sich einfach dem neuen Geist der neuen Zeit nicht anpassen vermocht hatten.

Im übrigen begann die amerikanische Industrie zu prosperieren wie noch nie. Es hatten sich nach einigem Hin und Her natürlich Standard-Typen herausgebildet, die in der gewünschten Hinsicht kaum übertroffen werden konnten. Man denke nur: Lebensdauer eines Automobils: der acht Tage. Das hieß Aufträge. Beim ersten Regen weichen die aus lackierter Pappe gemachten Karosserien schon meistens gründlich auf. — Lebensdauer eines Übersedampfers: knapp, daß er hinüberkam. Darüber kam keiner mehr; im allgemeinen mußten die Passagiere auf hoher See in entgegenkommende Schiffe umgeladen werden. Aber die Werften schütteten phantastische Dividenden aus. — Oder, um einen kleineren Artikel zu nennen: Lebensdauer einer Uhr: ein Tag. Man kaufte sie aufgezogen, am nächsten Tage ging sie schon nicht mehr, und man warf sie weg. Das hieß Umsatz.

Natürlich hätte sich nach dem nun allgemein nach diesen Prinzipien produziert wurde und der erste Widerstand der Käufer gebrochen war, die ganze Fabrikation bedeutend verbilligt, wenn nicht ein unvorhergesehener Umstand dazwischentreten wäre: Die bisherigen Rohmaterialien erwiesen sich als nicht geeignet für die moderne Fabrikationsmethode. Sie waren zu dauerhaft, man mußte sie, sofern man nicht puren Dreck verwenden konnte, zuerst ein bißchen herunterbringen. Es entstanden infolgedessen ganz neue Industrien, sogenannte Zerreib- und Verschleißwerke, die Holz, Leder, Metall und Stein erst ordentlich müde machten, damit sie qualitativ nicht aus dem Rahmen der genormten Standardmarken fielen. Begrifflicher Weise verteuerte das die Fabrikation, und darum war es mit dem geplanten Preisabbau leider nichts. Als Folge davon begann man vereinzelt Barfuß-

gehen zu sehen. Aber das mochte schließlich im Zeitalter des Luft- und Sonnenkultes Liebhaberei verschrobener Köpfe sein, und ähnlich konnte es bei den vielen liegen, die ohne Hemd und Kragen herumzulaufen begannen. Auf verwandte Bestimmungen war vielleicht auch die Zunahme der ummöblierten Wohnungen zurückzuführen. Fast alle Leute der arbeitenden Klasse zogen mit der Zeit ein Lager auf dem Fußboden den sogenannten Patentbetten vor, die allerdings eine Lebensdauer von nur 3,5 Nächten bei einer Durchschnittsbelastung von 60 Kilogramm besaßen, und deren immerwährende Neuausschaffung relativ kostspielig war. Bedenklicher schien, daß Sektoren auftauchten, welche die Normkonsumenkosten zu der man im Interesse des geringeren Nährwerts übergegangen war, nicht verdauen zu können behaupteten. Trupps von seitsamen Gesellen, die sich in die Wägen zurückzuziehen versuchten, um dort angeblich naturgemäß zu leben. Allerdings schob man hier durch Radikalabholzung ein für allemal einen Riegel vor, im ganzen jedoch war das Ganze für die freie Wirtschaft der gigantischste Erfolg, den sie je gesehen hatte. Und übrigens: So war es keineswegs, daß nun überhaupt nichts mehr so gut wie nur irgend möglich gemacht worden war, wie zum Beispiel waren die Leichenautos allereinste Qualität, dergleichen die kleinen, niedlichen Rollcars, mit denen man Zusammengebrochenen rasch und unauffällig hinwegschaffen konnte. Böse Mäuler behaupteten allerdings, das sei nur deshalb so, weil diese Einrichtungen sonst der ungeheuren Inanspruchnahme überhaupt nicht mehr gewachsen wären. Aber — wo hat es jemals zutreffend, was erreicht wurde, nicht auch Unzufriedenheit gegeben? Möchten sie mit absurden Heilehrlehen nörgeln so viel sie wollten, eines stand fest: In jenen Jahren wurde zur maßlosen Freude aller, die dabei verdienten, in Amerika die kapitalistische Wirtschaft gerettet, von der früher auch bei uns behauptet worden war, daß sie das Schicksal sei. Freilich war das kein Spaß. Ein Schicksal war die Wirtschaft, und was für eines!

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellnummer **RM - 60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7,-** — **Anzahl** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 286 456 298 457 — **Verantwortlicher: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** — **Redaktion:** München, DA 15 200 i. Vj. — **Erfüllungsort München** — **Post:** Gewehr übernehmen Rücksendung

Still ruht der See

(Rudolf Kriesch)



„Und sind Sie schon einmal gekentert, Herr Assessor?“ – „Einmal, ja! Aber es ist noch ohne Verlobung abgegangen.“

Die Ähre spricht . . .

*Die Sender funkten:
Wir singen das Preislied der Welten!
Des Äthers Boten sind wir!
So grüßen die Aeroplane.
Die Erfinder aber verkünden:
Wacklicher als Diäter
denken wir!*

*Ich diene den Menschen,
sagt ruhig die Ähre
und neigt das Haupt.
Was wäret ihr Diäter, Piloten, Erfinder,
wenn ich nicht wäre?*

*Keiner Stimme Klang ist schön
ohne mich!
Keines Denkers Hirn ist fruchtbar
ohne mich!
Kein Held ist stark
ohne mich!
In mir ist der Stein der Weisen
zu Staub geworden.*

*Ich diene den Menschen,
sprechen der Bauer,
der Müller, der Bäcker.
Das Korn aber spricht:
Durch mich!*

*Von den schlanken Masten
meiner Antennen
Hört stärkster Hymnus
von Gottes Huld.
Herrlich singt des Schöpfers Werk
durch mich . . .*

Julius Zerfuß

Verhängnis und Ordnung

Von Bruno Brehm

Es war vor drei Jahren in Berlin, genauer in Rixdorf, da hatte ich eine seltsame Begegnung. In einer langen Straße kam mir eine große Menge Menschen entgegen, die von einer merkwürdigen, ja rätselhaften Erscheinung angeführt wurde. Es war ein Schwan-kleb-an, soviel ich aus der Ferne sehen konnte, in Gestalt eines etwa zehnjährigen Jungen, der zwischen einer dicken Frau und einem schwächlichen Manne einherschritt. Das Gesicht des Knaben, der offenbar zwischen seinen Eltern ging, konnte ich, da ich ein wenig kurzschichtig bin, vorerst nicht sehen; nur soviel nahm ich wahr, daß es mit einem weißen Verband ganz verhüllt war. Aus der zahlreichen Menge, die jenen drei Menschen folgte, stieg immer wieder Lachen und Jubeln auf. Als ich nun näher kam, merkte ich, daß der Knabe überhaupt kein Gesicht hatte, sondern daß etwas Weißes, Glänzendes über seinen ganzen Kopf gestülpt war. Man mußte ihn wohl auch deshalb bei der Hand führen, weil er nicht sehen konnte. Ich ließ den Jungen und die düster blickenden Eltern an mir vorbei und schloß mich dem lachenden Gefolge an. Was denn los sei, fragte ich einen Mann und erhielt folgende Aufklärung: der Junge hatte daheim gespielt, er hatte ein Ritter sein wollen und sich einen Topf über den Kopf gestülpt, den ihm seine Spielgefährten dann so gründlich eingetrieben hatten, daß er nicht

mehr herunterging. Man habe alles mögliche versucht, aber eher könnte man dem Jungen den Hals abreißen als diesen Topf herunterbringen. Das war nun das Verhängnis. Und eine solche Sache kann heute hier und morgen da stattfinden, sie wäre es nicht wert, aufgeschrieben zu werden, so sehr sich auch die mitlaufende Menge darüber freute. Aber das, was mich mit Erstaunen, ja mit Entzücken erfüllte, war: daß der Knabe über diesem weißglänzenden Nachtopf (denn ein solcher war es!) eine Matrosenmütze trug, die man ihm wohl aus purer Ordnungsliebe aufgesetzt hatte. Wohin man denn jetzt diesen Unglücksraben bringe? fragte ich meinen auskunftsfreudigen Gewährsmann. Der Junge sei schon bei einem Doktor gewesen, wurde mir zur Antwort, aber der Doktor könne da nichts machen, dieser Topf müsse mit einer Blechschere aufgeschnitten werden, und deshalb bringe man das Jungchen zu einem Klempner. Ich blickte wieder nach dem Knaben, der zwischen seinen Eltern dahintappte, dessen dicke Mutter mit scharfen Worten die vielen unzähligen Scherze, Anfragen und Anspielungen der begleitenden Menge abwehrte; die schwarzen Bänder der Matrosenmütze flatterten über den weißglänzenden Topf hinweg sieghaft als das Zeichen der Ordnung, die sich auch nicht durch das Verhängnis beugen läßt.

(Schluß auf Seite 190)

Der unsterbliche Kritiker

(Wilhelm Schütz)



„Da bin i aber neugierig, ob dös was wird!“



„Blühn? — Dös sagt no' gar nix!“



„O mei! Wer woß, ob dös überhaupts Äpfel san!“



„Desweg'n is no net g'sagt, daß 's nächste Jahr aa was wird!“



*Der Blitzzug saust. Sein Atem braust
donnernd an uns vorüber.
Wir kleinen Leut', wir haben Zeit ...
Sind uns die Reichen über?*

Verhängnis und Ordnung

(Schluß von Seite 169)

So, nun waren wir bei dem Laden des Klempners angelangt: die Menge bildete eine Gasse, der Geschäftsmann erschien in der Tür, und der Junge wurde in den Laden hineingeführt wie ein entehrend verummter Parlamentarier in das Hauptquartier des Feindes. Der schwächliche Vater hob nicht den Blick, aber die mächtige Mutter faßte unter der Ladentür Posto und verwehrt mit kräftig sitzenden Worten jenen Neugierigen den Zutritt, die auch noch dabei sein wollten, wie der Topf aufgeschnitten wurde. Diese rein technische Lösung der Geschichte weckte nicht weiter meine Neugierde. Ich ging wieder meines Weges und malte mir den ganzen Hergang der Geschichte aus: das Geschrei des Jungen, die Schelle der Mutter, die Versuche, den Topf herunterzuziehen, die Beatzung und schließlich die Vorbereitung für den Gang zum Doktor; aber als Krönung der Geschichte sah ich doch, wie die Mutter aus dem Kasten die Mütze holte und sie dem Topfe aufsetzte, vielleicht noch ein wenig an ihr hin und her rückend, damit sie auch richtig und adreht sitze. Aber so ist es ja immer: man bekommt bloß die Ergebnisse zu sehen, und das, was am nettesten ist, die Zurückhaltung und die Vorbereitungen, die bleiben einem verborgen.

Wiener Scherenschnittchen

Wien steht zur Zeit im Zeichen des „Blauen Adlers“.
Aus allen Auslagen lockt der „Blaue Adler“.
Und überall kann man lesen:
„Wer kauft hilft“
„Wir tun unsere Pflicht“
Auch der Antiquitätenhändler Trsnak hat einen „Blauen Adler“ in der Auslage, und darunter steht mit großer Lettern:
„Wer kauft schafft Arbeit“
„Herr Trsnak“, fragte ich ihn dieser Tage, „wie ist das gemeint?“ — Wenn Ihnen zum Beispiel jemand diese frühgotische Pietägruppe abkauft oder dieses Kabinett-schränken aus dem Jahre 1500 oder dieses Ziborium aus dem dreizehnten Jahrhundert oder diesen flandrischen Altarflügel —
„Sie, das sind hochprima Sachen!“ lobpries Herr Trsnak rasch einfallend, „die sind garantiert echt! ... Die müssen Sie Ihnen gelegentlich genauer anschauen!“
„Na, schön“, entgegnete ich, „also angenommen, es kauft Ihnen jemand alles das ab ... Wieso schafft der Arbeit?“
„Aber erlauben Sie“, erklärte Herr Trsnak gereizt, „und da frag'n Sie noch? ... Wenn ich das verkauf, muß ich's doch wiederum nachmachen lassen!“

Inge sagt, sie hätte schon als Kind die verschiedenen Wochentage mit bestimmten Farb-Eindrücken verbunden — Montag: rot, Dienstag: grün, Mittwoch: weichenfarbig, Donnerstag: dunkelblau bis schwarz, Freitag: verschwommen grau, Sonnabend: orange, Sonntag: hellgrau-blau-silbern. Inge ist kein Kind mehr, wenigstens äußerlich, aber die Farb-Eindrücke sind geblieben, und durch die vergangenen Tage ihres Lebens schwingen sich die Regenbögen einer zwischen Sonne und Schlechtwetter schwankenden weiblichen Seele.
Am Dienstag wollte sich Inge einen möglichst grünen Badeanzug kaufen, aber als sie endlich am Sonnabend in ein Geschäft ging, nahm sie, ohne es eigentlich recht zu merken, doch einen in Orange. Wenn es Anfang der Woche gewesen wäre, hätte sie ihn wahrscheinlich der Farbe wegen und zur Freude der Verkäuferin jeden Tag umgetauscht, so aber folgte ja auf den Kauf der Sonntag, Bade-Sonntag — und jetzt liegt sie neben mir und dem See-Ufer, am ganzen Körper in der Farbe von gestern: orange. Dafür hat die Umgebung genügend Sonntagscouleur angelegt. Der See, die Wolken, der Himmel, das jenseitige Ufer: alles ist hellgrau, blau oder silbern. Nur die Bäume und Wiesen halten sich nicht an Inges Wochentage und prangen in Dienstagsgrün. Aber Inge ist Frau genug, derartige Übergriffe im Tuschkasten der Natur platt zu übersehen.

Ein Dampfer zieht über den See. Er tut, als ob das große Glück am strahlenden Mittag auf ihm Platz genommen hätte. Stolz bläst er seine Sonnensegel. Andere hat er nicht. Die Fahrgäste fühlen sich grundlos über sämtliche Strandgäste erhaben und winken gönnerhaft („Bäh, wir dürfen Dampfer fahren ...“) herüber. Dabei stoppt ihr aufgeblasener Dampfkahn vor dem kümmerlichsten Paddler, der ihm versetzelich in die Bahn gerät. Das Gras, in dem wir liegen, riecht heiß, und ein Zittern und Sirren ist in ihm, wie es die Sonne nur bei sehr guter Laune hervorbringt. Ein entferntes Koffergammophon wirft gedämpfte Musikbrocken in die Luft. Kleine Wellen drängen vom Ufer und lecken sich dort zu Tode — und so wäre alles gut, wenn ... wenn Inge über den Zwiespalt zwischen einem hellgrau-blau-silbernen Sonntag und einem Badeanzug in Sonnabend-Orange hinwegkäme. Das Dienstagsgrün der Bäume, die Dienstaggrünen Wiesen, das alles stört sie nicht, weil sie es selbst nicht trägt ... Doch die Natur hat dem Menschen Grenzen des Schmerzes gesetzt. Inge fällt — nicht in Ohnmacht, sie fällt in einen tiefen Schlummer, und kleine hellgrau-blau-silberne Träume hauchen aus den Wolken, dem See und vom jenseitigen Ufer zu ihr hin.

Die Sonne hat sich überanstrengt und stellen zerbissen vom Horizonte zu. Alle Wellen sind am Ufer gestorben. Die Luft scheint der kalte Temperatur nicht zu haben. Man spürt sie nicht. Die kleine Insel im See nimmt mit ihren gräserbewachsenen Ausläufern immer weiter Besitz von dem allzu stillen See. Die hellgrau-blau-silberne Sonntag verschwimmt in weiten Schatten am Himmel.

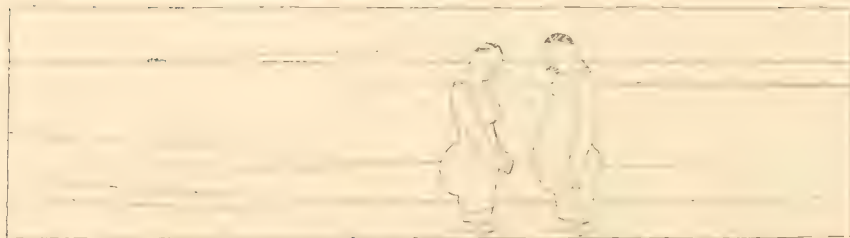
Der morgige Tag wird von Inge — entsprechend ihrer Farbenskala — nicht empfunden werden, obwohl die übliche Zeichnung „Blauer Montag“ im krassen Widerspruch dazu steht. Inge jedoch ist Frau genug, selbst einen „Blauen Montag“ rot zu sehen. Ich hingegen werde sie morgen nicht sehen, denn Rot soll sonderbare Wirkungen auf das Nervensystem, besonders das weibliche, ausüben. Nebenbei bemerkt ist der Montag überhaupt kein richtiger Tag, er ist eine Folge-Erscheinung und keine sehr anziehende. Man mag alles, was auf das Schöne folgt, Montag nennen. Aber das gehört natürlich schon nicht mehr in eine Sonntagsgeschichte.

Lieber Simplicissimus!

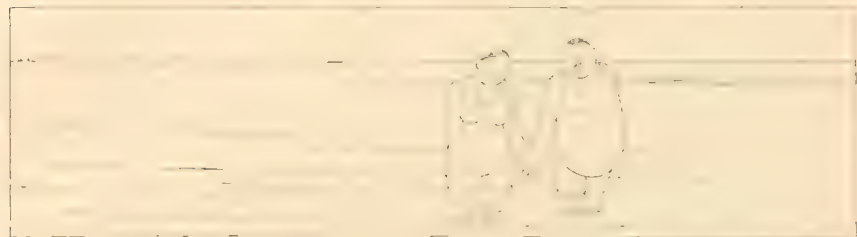
Der Vater hilft seinem Sprößling bei den Schularbeiten. Er stellt ihm die Frage: „Wie heißt der Gott der Unterwelt?“ „Dillinger“, antwortet der Sohn.

Des Meeres und der Liebe Wellen

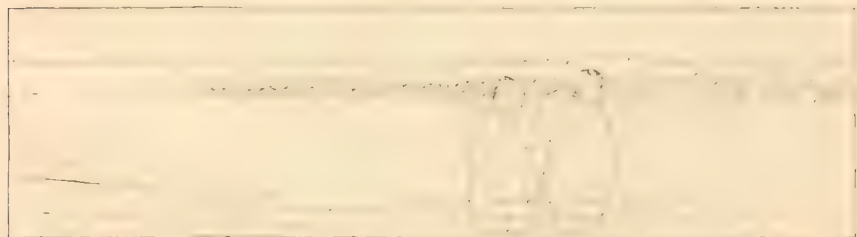
(Olaf Gulbranson)



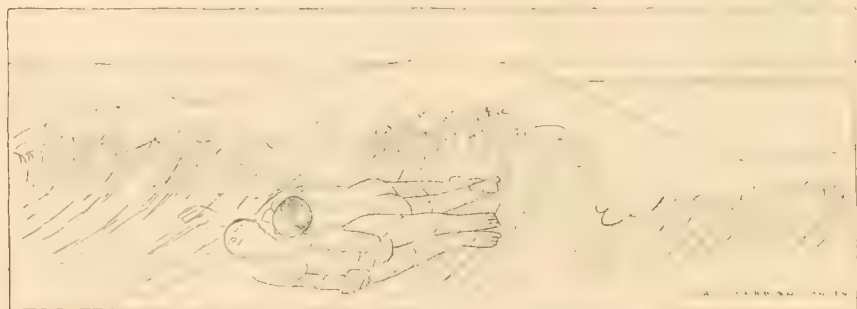
„Endlich treff' ich Sie allein, Fräulein Luise . . .“



„Was ich Ihnen schon immer sagen wollte, Fräulein Luise . . .“



„Wir zwei, Fräulein Luise . . .“



„G'hörn freili z'samm, Paul!“

Deutsche Giftbakterien über England

(E. Thöny)



„Und wie kommt dieser saubere Sir Wickham Steed dazu, euch so hirnverbranntes Zeug vorzufackeln? Weil er selbst keine anderen Waffen kennt als die giftigen Bazillen der Verleumdung!“

SIMPLICISSIMUS



Kari Arnold



„Sie, Fräulein, tean S' d' Hax'n runter, Sie verstoßen gegen das Werbe-gesetz!“

Der Herr von O... und seine Mädchen

In einem der vielen Höfe unserer Straße — einer ärmlichen und gewöhnlichen Straße übrigens — gibt es ein Fabrikgebäude, das schon seit vielen Jahren leer steht. Es ist ein hohes, mehrstöckiges Haus mit einer eisernen Wendeltreppe.

Eines Tages hieß es, das obere Stockwerk wäre vermietet.

„An eine Kleiderfabrik?“ fragten die Leute; denn zuletzt war dort eine Kleiderfabrik gewesen.

„Nein“, sagte die Pförtnerin. „an Private.“ Mehr war nicht aus ihr herauszukriegen. An Private also, hm!

Und es stimmte! Die Fabrikböden wurden mit rotem — man denke: mit rotem! — Lin-

mit rotem – man denke: mit rotem! – Linoleum ausgeschlagen, die Wände mit dunklem Holz getäfelt, und unzählige riesige Schiebetüren wurden angelegt, um die Räume gegeneinander abzuschließen. Als dann noch ein Badezimmer mit einem teuren Gasbadeofen eingebaut wurde und ein Telefon, da war die Neugier auf die „Privaten“ bis aufs höchste gestiegen.

Nein, sie stieg noch höher! Die Möbel wurden angefahren! Die Möbel — man weiß doch, was Möbel sind; aber so was

hätte man in unserer Straße noch nicht gesehen. Es waren lauter verrückte Gestelle, schwarz lackiert, ja, und das sollten nun Möbel sein.

Einige Tage später kam ein Herr in Begleitung von zwei jungen Damen in einer Taxe angefahren. Sie hockten inmitten vieler Koffer, die aus gutem Leder und ungeheuer groß waren. Auch solche Koffer hatte man bei uns noch nicht gesehen. Der Herr und die beiden Damen waren sehr hübsch und schön. Der Herr war groß und überhaupt ein ukläriger Vogel zu sein. Er war etwa dreißig Jahre alt und trug graue Brecheschoten. Er hatte einen runden Kopf und eine richtige Glatze. Vielleicht war er ein Gelehrter oder ein Philosoph, aber dazu war er wieder nicht ernst genug. Und die Augen hatte er kleine Fälschen. Und er war ein Mann, der wenn er einmal gerade nicht sprach, einen ganz anderen Gesichtsausdruck hatte.

Die beiden Damen — später stellte es sich heraus, daß es Schwestern waren — trugen sehr elegante Kleider, die sowohl in den Farben als auch im Schnitt ziemlich auffallend waren. Diese Extravaganz wurde noch unterstrichen durch Basenmützen, die sie recht verwegen aufgesetzt

hatten. Die Jüngere mochte etwa neunzehn Jahre alt sein, die Ältere vielleicht fünfundzwanzig. Sie waren schlank und schön gewachsen, und ihre Haare glänzten wie Seide.

Der Chauffeur winkte einen kräftigen Mann heran, der in dem allgemeinen Menschenauflauf stand, und die beiden trugen die Koffer hinauf. Es war ein saures Stück Arbeit.

An diesem Tag sprach man bei uns von nichts anderem als von diesem Einzug. Da man nichts Näheres wußte — und einen Namen mußten die Neuen doch wenigstens haben — nannte man sie „Den Herrn von O . . . und seine Mädchen“, und dabei blieb es.

Gleich vom ersten Tag an haben sich die drei ordentlich unter die Leute gemengt. Sie kommen meistens zusammen. Herr von O . . . geht in der Mitte, an jeder Hand hält er ein Mädchen. Na, der kann seinem Schöpfer danken, der hat es gut getroffen: kein Wunder, daß er so vergnügt ist. Die Männer blicken ihm ein bißchen neidisch nach, und die Frauen lächeln verständnisvoll. Ja, der Herr von O . . . das ist vielleicht einer!

Die Jüngere hat stets einen Photoapparat dabei, und kein Kind ist vor ihr sicher. Wenn sie knipst, dann schaut sie weder rechts noch links und ist direkt besessen. Die Abzüge schenkt sie später den Kindern: wirklich, sie verlangt kein Geld dafür, obwohl die Bilder viel größer sind als die des Standphotographen im Volkspark, der für winzige und ganz undeutliche Bildchen oft bis zu fünfzig Pfennigen verlangt.

Sie ist wohl eine Künstlerin, die Jüngere.
Und die Ältere?

Ja, aus der kann man nicht recht klug werden. Sie setzt sich oft zu den Männern in die Kneipe und trinkt Bier mit ihnen. Dann hört sie genau auf das, was die Männer sprechen, und das stenographiert sie mit. Oder sie geht in das benachbarte Obdachlosenasy! und übernachtet dort. Als ob das ein Vergnügen sei! Du lieber Himmel! Und dabei hat sie doch eine einwandfreie Bleibe. Man kann eben nicht recht klug aus ihr werden.

Und der Herr von O...?

Was der Tod, das ist noch rätselhafter. Die Aufwartefrau hat erzählt, daß er viel studiert, denn sein Tisch liegt immer voll Bücher, aus denen er sich Notizen macht. Auch hält er den Mädchen Vorträge über die Eigenschaften des Marienrohrs, über die Grenznutzentheorie, aber anscheinend tut er das nicht wie ein Professor: denn die Mädchen lachen dauernd, wenn er spricht, und auch ihm selber laufen dabei meistens die Tränen über die Backen. Zwischenwisch schaltet Herr von O... mal den Lautsprecher ein, und wenn gerade ein Vortrag gesendet wird, so widersteht er dem Redner überhaupt nicht und drückt mit ihm in die gleiche Richtung. Die Übertragung dirigiert er feste dauernd und kopiert alle berühmten Dirigenten. Natürlich, da kann man schon lachen.

Ja, und noch was! Herr von O... kocht auch. Man sollte es nicht für möglich halten, die Mädchen können nicht kochen. Sie können nicht einmal Salzkartoffeln kochen. Aber das stört Herrn von O... nicht im geringsten. So kocht er halt selber, und wenn ihm mal was anbrennt, so ist das nur ein Grund mehr, sich des Lebens zu freuen.

Weiß Gott, die drei sind übermütig!
Und diesen Übermut verbreiten sie überall,
wohin sie kommen, beim Bäcker, beim
Kolonialwarenhändler, beim Friseur
und beim Fleischer. Sie bringen Leben in die
Bude, wie man sagt, und wer sie trifft,
der kann sich gratulieren.

Oft begegnet man ihnen auch auf dem Rummelplatz. Dort spazieren sie von einer Bude zur anderen, spielen am Glücksrad, verlieren oder gewinnen, je nachdem, oder sie schießen nach einem schwebenden Kakadu aus Blech und genießen sich auch nicht, die berühmtesten Boxer der Gegen-

Liebespaare im Park

Die dunklen Wege säumen
mit Schweigen ihren Schritt,
leise gehn in den Bäumen
schwanfende Schatten mit.
Und ihre Augen wandern
in Dank verschränkt,
als hätte eines dem andern
den Schimmer des Mondes geschenkt.

Holt Rinehart

2000-Kilometer-Fahrt

(E. Thöny)



„Gelt, do luegscht, Ähne! Ond du hoscht no da-n-alte Daimler ausg'lacht!“

Kurota-Skandal

(Olof Gulbranson)



„Alles macht unser Japan Europa nach. Jetzt haben sie auch die Korruption eingeführt.“

„Wies'n Se, frieher hab'ch immer mein'n Nietzsche drbei gehabt — aber seit ich mich bräun'n lass' wie 'n Indianer, fieh'l ich mich mehr zu Garl May hingezochn.“

Der Herr von O... und seine Mädchen

(Schluß von Seite 194)

wart für einen Groschen sich herumalgen zu sehen.

Von purem Übermut der Mädchen zeugt auch eine Geschichte, die ich mir aus den Andeutungen der Aufwartefrau zu rechtlegen konnte.

Also hört zu! Die beiden Mädchen haben einen Vater, der in einer süddeutschen Stadt Professor ist. Der kam kürzlich auf einen Tag zu einem Kongreß in unsere Stadt und wollte den Abend mit seinen Töchtern verbringen. Sie trafen ihn in einem Weinrestaurant, und dort aßen sie mit ihm zu Nacht. Der Herr von O... saß inzwischen zu Hause und dachte an seine Mädchen. Er war ziemlich betrübt, weil er so lange allein sein mußte. Aber auch die Mädchen waren mit ihren Gedanken dauernd bei ihm. Das konnten sie um so leichter, als ihr Vater ein ganz zerstreuter Gelehrter war, der überhaupt nicht bemerkte, was um ihn herum vor sich ging. Nun tat es den Mädchen leid, daß ihr Herr von O... an diesem üppigen Abendessen nicht teilnehmen konnte. Wirklich, das war schade. Er hatte immer einen so mächtigen Appetit, der Herr von O..., und außerdem war er ein Schlemmer. Was tun?

Der Herr Professor bestellte sich ein Rumpstück, die Jüngere ein Rieseneisbein und die Ältere eine Kalbshaxe, an der sich eine ganze Familie satt essen konnte. Das freute den Herrn Papa sehr. Er schenkte Wein ein und sagte: „Zum Wohl!“ Kaum hatte er den ersten Bissen seines Rumpstücks im Magen, da bemerkte er, als er aufblickte, daß seine Töchter schon alles verzehrt hatten. Ihre Teller waren leer. Erst wollte er ungehalten sein, weil sie so hastig gegessen hatten; aber dann freute er sich, weil sie so gesund waren und es ihnen schmeckte.

„In meiner Jugend“, sagte er, „konnte ich auch ganz anders essen als heute. Seld ihr auch satt geworden?“ „Nein“, sagten sie, „im Gegenteil, jetzt

haben wir erst den richtigen Appetit bekommen.“

Der Herr Papa schüttelte den Kopf und reichte ihnen nochmals die Speisekarte. Nun bestellten sie Rehbraten mit Preiselbeeren und aßen alles ganz manierlich auf.

Aber der Ober des Restaurants fiel von einer Verwunderung in die andere.

Die Jüngere bestellte eine Flasche Wein, und dann bestellte auch die Ältere eine Flasche. Aber sie tranken kaum. Der zerstreute Herr Professor hatte immer noch mit seinem Rumpstück zu tun und war sehr zufrieden.

Als sie aufbrachen, hatten die Mädchen ein großes Paket zu tragen.

„Habt ihr denn vorhin ein Paket gehabt?“ fragte der Herr Papa.

„Nein“, antworteten die Mädchen, „das sind die Knochen für unseren Hund.“

„So? Habt ihr einen Hund?“ sagte der Herr Professor.

„Und was für einen?“ erwiderten die beiden, „er ist kolossal gefräßig.“

Das fand der Herr Professor komisch, und die Mädchen fanden das auch, deswegen lachten sie alle miteinander.

Als die beiden gegen Mitternacht endlich nach Hause kamen, da zauberten sie aus ihrem Paket ein Rieseneisbein hervor, ferner eine Kalbshaxe, an der sich eine ganze Familie satt essen konnte, sowie zwei Flaschen Wein. Herr von O... strahlte über das ganze Gesicht, als er hörte, daß er ein gefräßiger Hund wäre, und er lobte seine Mädchen sehr.

Nun wurde ein Wiedersehen gefeiert, als ob man sich ein ganzes Jahr nicht gesehen hätte.

Als in der Frühe die Aufwartefrau kam, war die Feier noch nicht zu Ende. Herr von O... dirigierte gerade das Morgenkonzert der Funkstunde, und die beiden Mädchen applaudierten ihm laut und ausgelassen.

Ja, die Frauen in unserer Straße haben schon recht.

Der Herr von O... das ist vielleicht einer!

T. S.

Schnappschuß

Dieser Tage unterhalte ich mich mit meinem Buchhändler. Neben mir wühlt eine Dame in einem Stoß Romane.

„Und Sie meinen“, sagte sie zu dem Gehilfen, „daß dieser Roman gut ist? ... Na schön. ... Dann legen Sie ihn zu den andern. ... Und daß ich nicht vergesse — Sie haben doch alle Neuerscheinungen, nicht wahr? ... Sehr gut. ... Mein Neffe schreibt mir nämlich, ich soll ihm ein Buch schicken. ... Wie heißt es gleich? ...

Ach ja, richtig. ... Die Welt als Wille und Vorstellung!“

„Bitte“, besitt sich der Gehilfe, „— hier, gnädige Frau!“

„Sieh! gut aus.“ Die Dame nimmt einen der beiden Halbleiderbände und läßt die Blätter rasch durch die Finger gleiten. „Schöner Geschenkband. ... Illustriert haben Sie ihn nicht lagern?“

Quälende Frage

Ach, nun starb auch der Rekordreis Zero Ago, der — wenn's wahr war, was man freilich nicht aufs Wort weiß! — hundervierundsechzig Jahr war!

Damals schrien die Temperenzler, dieses hohe Alter habe der noch seltsam rüst'ge Knabe nur erreicht als Abstinenzler.

Und die Soda-Fabrikanten trieben mit dem armen Mann da Prohibition-Propaganda in den damals trocknen Ländern!

Zero Ago ist gestorben. Und schon vorher längst inzwischen die gepries'ne Prohibition, wofür er so stark geworben.

Doch mit einer Frage quält ich jetzt mich manchmal nachts im Bette: — Wenn er brav gepiepelt hätte, lebte er dann heut noch fröhlich — — ??

Bernadikt

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplificissimus-Verlag, München Postfach. München 5802

Der Landstreicher / Von Wilhelm Auffermann

Hannes Klüter hat einen schwächlichen und unvollkommenen Körper, und der leere Rucksack schwenkt daran herum wie ein Pendel an einer ruhlosen Uhr. Er sieht beim Gehen wie ein Kind aus, obwohl er so lange Beine hat. Da geht er nun. Warum nur? Ich möchte alle verantwortlichen Faktoren der verworrenen Nachkriegszeit hinter Hannes Klüters Rücken führen und sagen: Das ist Hannes Klüter, ein junger Landstreicher. Er wollte gerne arbeiten. Er durfte nicht. Ihr tragt mit dran Schuld, wandert nun mit ihm!

Wir gehen seit heute morgen dieselbe Richtung. Alles, was ich sage, läßt Klüter unbeantwortet. Nur einmal flüsterte er: „Heute sind es sieben Jahre her ...!“ Was er damit meinte, weiß ich nicht.

Sattessen ist beim Gehen genau so wichtig wie ein paar deftige Schuhsohlen, denn in so einem leeren Magen knurren scharf die Naturgesetze, die sich nicht so leicht umgehen lassen wie jene Gesetze, nach denen die Gerichte Recht und Schuld sprechen. Diesmal ist Klüter an der Reihe, auch hat er mir die Geschicklichkeit voraus. Als wir durch ein Dorf kommen, sagte er mir: „Warte trotzdem!“ Und geht sogleich in ein Haus hinein, wo sicher gerade die Bäuerin emsig mit der Mahlzeit beschäftigt ist.

Am Ende des Dorfes warte ich und setze mich neben der Straße auf den Rand einer Wiese. Die Wiese ist gemäht. Der Himmel ist blau und glänzt vor Helle. Die Hitze steigt aus dem trockenen Staub der Straße. Wenn der Wind darüber hinwegfegt, nimmt er den grisenen Staub mit, der in die Augen beißt und widerwärtig schmeckt. Dazu machen die Telegraphenstangen ihr wehmütiges Gesusel, und man muß an zu Hause denken.

Endlich kommt Klüter. Er hat's eilig. Sein Gesicht ist heiß geworden und hat einen verlegenen Ausdruck. Er bringt diesmal ein Scheibchen Speck mit. Eine Seltenheit. „Wir müssen machen, daß wir weiterkommen“, sagt er und eilt in langen Sätzen“ vorwärts. „Hier dürfen wir nicht bleiben!“ Ich beachtete nicht gleich, was er meinte. Erst als wir ein paar Schritte weitergegangen sind, fallen mir seine Worte auf und auch sein veränderter Rucksack. Der Rucksack ist kantig geworden, als wäre er plötzlich über ein Möbelstück gerutscht. Das ärgert mich gründlich, und ich heule die Zähne zusammen. Ich kann es nicht glauben. Schließlich frage ich doch: „Du, Klüter!“ Und ich zeige dabei auf seinen Rücken. — „Das geht dich nichts an!“ gibt er schroff zur Antwort. Da zweifle ich nicht länger. Ich habe mich bitter in Klüter geliebt, er ist doch ein Landstreicher, ein elender Dieb, der vielleicht nicht einmal arbeiten will, sondern nur so tut. Ich bin recht ärgerlich auf ihn und fühle bei mir im stillen, daß ich ihn nur nach Verdienst behandeln werde, wenn ich an der nächsten Straßenecke meine Richtung ändere und allein meines Weges gehe. Fehlt nur noch, daß sie uns bis dorthin erwischen. Nein, ich muß mich sofort von ihm trennen.

Als wir an einem Stadel vorbeikommen, klage ich, daß meine Füße brennen und ich sie einreiben wolle, ich würde ihn schon einholen. Aber ich habe mich verrechnet. Er geht nicht weiter. Er packt seinen Rucksack ab und wartet. Während ich die Schuhe ausziehe, beobachte ich ihn heimlich. Ich möchte nur gern wissen, was er eigentlich gestohlen hat.

Er faßt in den Rucksack hinein und bringt — eine halbe bunte Kiste zum Vorschein. Hält sie zwi-

schen seinen Händen und ruft mir zu, als wenn nichts vorgefallen wäre: „Du, schau her ... Eine Puppenstube!“

Ich bin verblüfft. Ich erkenne wirklich eine Puppenstube, mit bunten Tapeten, sogar kleine Glasfensterchen sind an der Seite.

Als sich meine Verblüffung löst, mache ich ihm in den heftigsten Worten, die ich finden kann, Vorwürfe: ob er sich nicht schäme, einem Kind sein Spielzeug zu stehlen. Er antwortet nicht, sondern stellt die Puppenstube zu Boden und legt sich trotz der Hitze davor. Sogar kleine Stühlchen hat er und einen kleinen Tisch, ein Schränkchen und ein kleines Sofa. Auch Gardinen haben die Fensterchen, ganz kleine Gardinen sind es, in grüner Farbe.

Klüters Ernst ist erstaunlich. Er streckt seinen struppigen Kopf in das Stübchen hinein und stellt die Stühlchen rund um den Tisch und das Schränkchen in die Ecke. Dann streicht er mit dem Zeigefinger über den weichen Samt des Sofas, verändert schließlich wieder alles vorsichtig und beginnt von vorn. Er streckt in seinem Eifer sogar die Zunge aus, als wenn auch diese sich beteiligen wollte, und ist glücklich wie ein behaglicher Mensch — in einer guten Stube.

Sogar die Landschaft scheint ringum zu schlafen, als wenn die Klüter nicht stören wollte. Und jetzt erscheint auch mir alles so einfach und klar, kein Spiel, sondern bitterer, bitterer Ernst! Ich schleiche, so vorsichtig wie ich kann, davon. Denn gestohlen hat er ja doch. Laufe atemlos über die Landstraße, die von zwei Reihen schlanker Pappeln eingesäumt wird, die sich im Winde wiegen und wie Pärchen aneinander schmiegen. Die Telegraphenstangen suseln wieder. Singen



„Ein rührender Kerl, der Franzl! Das ist jetzt das zehnte Mädel, dem er heuer Schwimmen lehrt!“ — „Ja, und wenn sie schwimmen können, läßt er sie laufen.“

Im Fegefeuer

Der alte Geheimrat, dessen Name in ganz Deutschland bekannt war, konnte sich mit Recht rühmen, ein guter Sohn seiner Kirche zu sein. Wenn sein rheinischer Humor gelegentlich auch ein paar heidnische Bocksprünge machte, so nahmen ihm das seine geistlichen Freunde nicht allzu übel, denn er renkte bei gutem Anlaß wieder ein, was er mit seinem Witz angerichtet hatte. Obwohl er nun wahrhaftig nicht knauserig genannt werden konnte, blieb er im Eintreiben seiner Honorare unerbittlich, und nichts kränkte ihn mehr, als wenn ihm einmal ein Klient mit unbegleicher Rechnung entkam. Das passierte ihm gelegentlich in seiner nächsten Bekanntschaft, wenn jemand nicht bezahlte, den er nicht gut verklagen konnte, weil er zuviel freundschaftliche Beziehungen zu ihm oder seiner Familie hatte.

So war es einmal auch mit einem Schwißpvetter Kankelheit, der sich einen Spaß daraus machte, auf alles Toben und Fluchen, er solle endlich seine Schuld begleichen, antwortete: „Dat Jeld kannte in Schornstein schreiben. Dat kriegeste nie!“ Da erwiderte der Geheimrat: „In vierzehn Tagen han ich dat Jeld!“ — „Jut!“ sagte der

Protest

Die eleganteren Familien bedürfen dringend der Reptilien, das heißt der Haut von solchen Tieren, um modisch sich damit zu zieren in Form von Gürteln und von Taschen, von Schuhen oder auch Gamaschen.

Infolgedessen stirbt, o Graus, und gleichermäßen jagt die Schlangen ein ahnungsvolles Todesbangen.

Ist das der Schöpfung Sinn und Zweck? Die Urke Nochs hat ein Kad! Wie? Oder scheint euch zweifelhaft der Nutzen für die Landwirtschaft, den die Reptilien betätigen, indem sie Katz! und Maus erledigen?

Meint ihr, sie tragen ihre Haut zu Markte, daß ihr sie verfaßt? Und weil als Futteral sie lange für euer wertos Hühnerauge?

Reizhaft

andere, und dann wurde nicht mehr von der Sache gesprochen.

Der Schwißpvetter hatte seine Siegeszuversicht aus der Gewißheit, daß eine Klage oder ein Zahlungsbefehl nicht in Frage kämen. Aber der Geheimrat war mit seinem Plan bereits fertig. Er lud sich das „Dukatemännchen“ zu einem Abendtrunk ein. Das „Dukatemännchen“ war der Schwiegersohn des Schwißpvetters und seines Zeichens Bankier, was bedeutet, daß er keinesfalls aus eigener Tasche Schulden zu bezahlen pflegte, die andere gemacht hatten.

Nach der zweiten Flasche mußte das „Dukatemännchen“ einmal hinaus. Als er wieder hereinkam, machte er ein Gesicht, als wäre das „Forester Freundstück 1925“, das der Geheimrat spendiert hatte, inzwischen zu Essig geworden. Ein paar Augenblicke eisigen Schweigens entstanden, dann sagte der steif gewordene Gast in jenem offiziellen Ton, in dem er Kredite abzulehnen pflegte: „Entschuldigen Sie, Herr Geheimrat... ich muß Sie ergebet um Aufklärung darüber bitten, wie das Bild meines Schwiegervaters an die Decke Ihrer... Ihrer... Toilette kommt?“

Der Geheimrat schenkte neu ein und tat,

als ob die Unterhaltung noch so gemütlich liefe wie vorher.

„Ja — mein Lieber — er ist im Fegefeuer.“

„Im Fegefeuer?“ fragte das „Dukatemännchen“.

„Ich han ihn verwannt, dat er seine Schulden an mich bezahlen soll, Macht 234 Mark und 60 Pfennige. Er aber verjeht sich jejen Jottes Jesetz und hält mir vor, wat mir jebührt. Da han ich ihn in mein Privatfegefeuer verbannt. Trotz des rejan Verkehrs in meinem Hause hat sich leider noch keiner jefunden, der ihn da ausjeldet hat.“

Sagt's und schenkt zwei neue Gläser voll.

Das „Dukatemännchen“ sieht sich eingekreist. Wenn er jetzt einschnappt, ist er in der ganzen Stadt blamat. Außerdem kann er das Forster Freundstück nicht austrinken. Da schnappt er also nach Luft, lächelt dann und sagt: „Juter Wein, Herr Geheimrat, aber für ne Mann in meine Verhältnisse 'n bißken teuer! Jenügt et, wenn ich den Ab- laß für meinen Schwieger- vater morgen auf, Ihr Konto abschreibe?“

Der Geheimrat hebt den Hörer des Telefons ab, verbindet sich mit seinem Schwippvetter und sagt: „Jratuliere! Du bist in die Jofilde der Seilen einjegangen. Dein Schwieger- sohn hat dich aus 'm Fege- feuer ausjeldet.“ Und dann brüllt er in den Korridor: „Anna, nehmen Se man dat Bild von Herrn Kankelait von der Kiosettdeckel!“ W. T.

Wer photographiert, hat mehr vom Leben!

Den ganzen Vormittag hatte es gut salzburgisch Schnürln geregnet, und wir waren unmutig erst bei Tomaselli und dann im Café Bazar gesessen. Gegen Mittag aber wurde der Regen mit einmalmal dünner; die Wolkendecke bekam blaue Löcher, und bald segelten nur noch weiße Federwölkchen eifertig über den dunkelblauen Himmel. Das mußte ausgenutzt werden, und so überwandten wir unsere Abneigung gegen das Autofahren und vertrauten uns solch einem knallroten Ungetüm zu einer Drei-Seen-Fahrt an. Der Wagen war gut besetzt; gerade vor uns hatten zwei Holländer Platz genommen, den unvermeidlichen „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ und das „Algemeen Handelsblad“ in der Rocktasche. Punkt eins fuhren wir ab. Der schwere Kasten rumpelte durch die engen Straßen der Stadt, gewann die lange Steigung hinter Gnigl, und nun weitete sich der Blick. Hinter uns die Stadt mit ihrem turm- und kuppelüberlagten Dächergewir, darüber in der Ferne die schöne Pyramide des Hochstaufen und, im Sonnendunst zerfließend, andere

USA.-Verstiegenheiten

(Paul Scheurich)



„Oh, sweetheart, man macht es einem so schwer, seine Hochzeit originell zu feiern. Was meinst du, wenn wir alle überträfen und für die Gäste das paradiesische Kostüm vorschreiben?“ — „No, Darling, du irrst! Am meisten machen wir von uns reden, wenn wir die Hochzeit in normaler Kleidung feiern und eine anormal glückliche Ehe führen.“

Gipfel der Reichenhaller Gegend. Zu unserer Rechten das Felshorn des Nocksteins, vor uns aber, nach dem Regen herrlich klar und fest umrissen, die fernen Zacken und Grate des Höllengebirges. Jede Biegung der Straße, jeder Meter Steigung enthüllte neue Bilder: die Nähe flog vorbei, und die Ferne tat sich immer umfassender, immer großartiger auf. Die beiden Mijneers vor uns aber schliefen.

Der St. Wolfgangser Schafberg tauchte auf, dahinter die stille Gipfelinie des Toten Gebirges; weit rechts leuchtete eine Zeitlang das Firnfeld des Dachsteins im Sonnenlicht. . . .

Die beiden Mijneers schliefen. Endlich hatte die Straße die Höhe von Hof gewonnen und senkte sich nun in mehreren Kehren zum Fuschi-See hinab. Dunkelgrün schimmerte er durch die Baumstämme herauf. „Der Fuschi-See!“ rief der Autobuschaffeur.

Da fuhr der eine unserer Holländer in die Höhe, rieb sich verschlafene die Augen, blickte verwirrt um sich und trompetete dann dem anderen in die Ohren: „Het Fuschi-Meer, Harry!“

Der andere erwachte, holte blitzschnell die Kamera aus der Ledertasche, machte sie schußfertig — klick-klick! — und het

Fuschi-Meer samt Dorf und Felswand darüber war eingefangen. Dann schliefen sie weiter, dem Wolfgang-See entgegen.

Der Mann, der arbeitet

Von Aesbjörn Lund

Wenn nur der Mann gegenüber nicht gewesen wäre . . . Der Mann, der ständig arbeitete. Die halbe Nacht hindurch, über seinen Schreibtisch gebeugt . . . Ich hätte es vielleicht doch früher aufgegeben, aber immer, wenn mich die Arbeitslust übermannte, mußte ich zufällig einen Blick auf das Haus gegenüber werfen und sah dort, über seinen Schreibtisch gebeugt, im Schein der Schreibtischlampe mein Gegenüber emsig arbeiten. Was er arbeitete, konnte ich allerdings nicht sehen, aber — er arbeitete, emsig, unermüdlich . . .

Angeregt durch dieses Beispiel, mußte ich mich stets auch an meinen Schreibtisch setzen und eine meiner Novellen schreiben, die ich zwei oder drei Tage später vom „Kurier“ prompt zurückbekam.

Manchmal dauerte es auch vier Tage, aber zurück bekam ich sie auf jeden Fall. Und jedesmal dachte ich mir von neuem:

Es hat ja doch keinen Zweck, es ist viel klüger, in ein Kino zu gehen. Aber so oft ich mich fröhlich und erleichtert daran machen wollte, diesen Entschluß auch durchzuführen, fiel mein Blick auf das Haus gegenüber. Ich sah den Mann, in Hemdmänteln, über seinen Schreibtisch gebeugt, emsig arbeiten, und alle schlechten Vorätze waren verschwunden. Der Mann steckte mich mit seinem Arbeitsfleiß unfehlbar an, und ich konnte einfach nichts anderes machen, als mich ebenfalls an den Schreibtisch setzen und eine Novelle schreiben. . . .

Die ich nach zwei Tagen wieder zurückbekam.

Endlich riß mir die Geduld. Warum kam der Erfolg immer nur in das Haus gegenüber, zu dem Mann, der unermüdlich arbeitete, zu dem Mann, der mich mit seiner verdämmten Arbeitslust ansteckte?

Auch ich saß doch Nacht für Nacht über meinen Schreibtisch gebeugt, genau wie er, aber meine Arbeit war nutzlos, war sinnlos. Und seine?

Wer war dieser Mann, dieser unermüdliche Arbeiter . . . ?

Unß ich stürzte in das Haus gegenüber. . .

. . . Es war ausgerechnet der Mann, der meine Novellen zu lesen (und sie zurückzusenden) hatte . . .

Archäologie

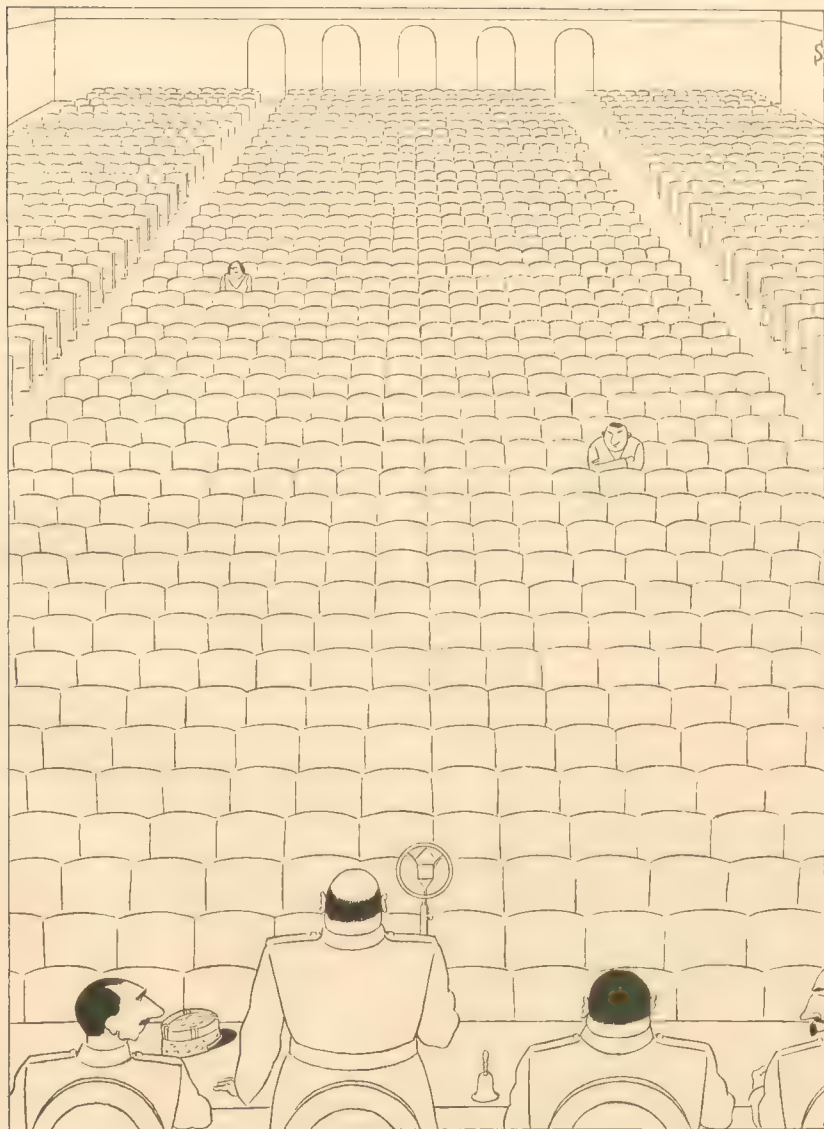
(E. Thöny)



„Orijineller Kahn! Stammt wohl noch aus der Cheruskerzeit?“ — „Dös glaabst! Mit dem is scho insrer Kini Ludwig auf Herrenchiemsee hinteri g'fahrr!“

Monstreversammlung der Franco-Saarländer

(E. Schilling)



„Messieurs, Mesdames, ich freue mich, daß Sie so zahlreich erschienen sind!“



Die Zähne aufeinander, weit die Augen,
willst du das Ungeheuer „Leben“ binden.
Es gilt! Nimm Waffen, die zum Kampfe taugen.
Ein schlaffes Volk, das gleich sich gibt den Winden.
Voran denn! Bade dich in scharfen Eagen
und nage, muß es sein, an harten Rinden.
Geduld! Am Ende wirfst du Honig saugen
und wohnen unter selbstgepflanzten Eiden.

Deiler von Kellenron († 22. Juli 1909)

SIMPLICISSIMUS

August

(M. D. J. J.)



Der Himmel brennt! Die Ernte steht!
Im Sonnenglast die Zeit verweht!
Aus allen Poren bricht der Schweiß,
aus allen Dielen leuchtet Eis.

Feige ermatten
apathisch im Schatten;
aber die andern, im Sand,
vereinigt dem Brand,

liegen wohligh und still
auf dem glühenden Grill:
Auf glitzende Glieder
stürzt der Sonnengott nieder!

A. Sailer



Lob Des Holzes

Aus Fichtenholz erzeugen wir,
wie jeder weiß, das Druckpapier,
aus dem sodann im Handumdrehen
die lieben Zeitungen entstehen,

die man so gern zu Räte zieht,
weil man von selbst nicht deutlich sieht.
So spendet Holz, auch unverbrannt,
uns Licht und Wärme gleich der Sonnen.

Doch nicht genug; man hat entdeckt,
daß in dem Holz was Süßes siedt,
und alsbald holt sich dieses Süße
die Wissenschaft durch Hydrolyse.

Was man nunmehr in Händen hat,
das ist ein Zuckerfabrikat. . .
Wie wird die Zukunft jetzt so trübe
fürs Zuckerrohr und für die Rabe!

Dem Forstmann schwillt das Herz vor Stolz;
denn siehe: alles schafft das Holz!
Es figurirt in unsern Tagen
als Stein der Weisen — sojagalen.

Statistik

Der Nierenbraten

Eine seltsame Liebesgeschichte
Von Ernst Hofferichter

Durch eine falsche telefonische Verbin-
dung lernten sie sich kennen.

Er hieß Alois Mehlreiter und stammte aus
der Gegend zwischen Ampfing und Mühl-
dorf, wo die letzte Ritterschacht ge-
schlagen wurde.

Aber dieses historische Ereignis hatte in
seinem Charakter keine Spuren hinter-
lassen. Er liebte die Freuden des Lebens

nur, wann sie wenig oder gar nichts koste-
ten, und trug von Herrschaften, Millionären
und Doktoren abgelegte Anzüge.

Sie schrieb sich Anni Vierlinger, saß an
der Kasse eines öffentlichen Brause-
und Wannenbades, verkaufte Seifen und
Wannadelsalz und verlieh Handtücher. Sie
schwärmte für Säulen, Tempel und Wein-
laub im Haar und verliebte sich sofort
in Alois' Stimme, die etwas von der Milde
echter Tafelbutter besaß.

Am Fischbrunnen trafen sie sich zum er-
stenmal. Sie trug ein Seidenkleid, das die
Farbe einer Vierfruchtmarmelade besaß,
und er hatte die Enden seines Selbst-
binders aus der Wüste gezogen und ließ
sie unternehmungslustig im Winde wehen.
Alois schlug eine Fußwanderung vor. Aber
Anni stimmte für Fahrt — und so be-
stiegen sie die Plattform einer Straßen-
bahn, deren Endstation dem Busen der
Natur am nächsten lag.

Aus dem Umstand, daß sie für sich selbst
bezahlte, schloß er auf einen feinen Cha-
rakter, der nicht teuer kam und somit
auch edel sein mußte.

Wiesen, Felder und Wald befreiten sie
gegenseitig bald vom Druck der ersten
Begegnung. Und als die Sonne sich positi-
visch hinter die grüne Wand des Forstes
senkte, wußte sie schon die Größe seiner
Kragenweite, und er kannte die Namen
ihrer Lieblingsfilmstars, von denen sie
Hochglanzpostkarten besaß.
Er mußte immer reden — und sie vergaß
dabei sogar allen Inhalt. So war sie von
dem melodischen Klang seiner Vokale ge-
fogen. . .

Alois war sich dieser Wirkung wohl be-
wußt. Als sie einen Durst nach Kaffee
verspürte, begann er zur Ablenkung mit
dem Gesang des „Seemannslos“.

Und so wohligh und schmalzigh gelangen
ihm die hohen Töne, daß Anni unwillkür-
lich nach seinen Mundwinkeln hinsah, in
der Meinung, daß sich darin das über-
schüssige Schmalz sammeln mußte.

In seinem Gesang hausten Wind und Meer
mit solcher Deutlichkeit, daß jeder Zu-
hörer, mitten im Tannenwald, zwischen

Moos und Fliegenpilzen, das lecke Schiff
in die Tiefen des Ozeans versinken
sah. . .

Aber mit der zunehmenden Nacht brei-
teten sich auch die Übel von Hunger und
Durst wie Ungeziefer aus. Der Ostwind
trug die Klänge einer Militärmusik aus
einer Gartenwirtschaft. Und Alois fühlte,
daß jetzt die kostenlosen Freuden wie
eine geschenkte Dauerwurst zu Ende
gingen.

Im Schein von Bogenlampen traten sie in
den fröhlichen Aufbruch des Gartens ein.
Dabei hatte er den Gedanken, daß diese
Fülle an Licht im Preis der abgebräunten
Kolbshaxen rühend zum Ausdruck kom-
men mußte.

Er wählte einen Platz ohne Tiroler, um
durch Entsagung und Mangel auf nieder
angesetzte Preise zu treffen. Sie nahm
als Vorsepiel noch die Erinnerung der
letzten Töne seines Gesanges. In ihrem
Gesicht entstand ein Glanz, der nicht
nach fettiger Haut aussah. Er kam von
innen. Und sogar die Sommersprossen
schienen zu lächeln. Sie mußte das Glück
wie einen Zentner Würfelkohl in sich
verspüren. So schwer und voll von Wär-
me. . .! Und diese Fülle der Seligkeit
rang nach Ausdruck.
Plötzlich kramte sie in ihrer Handtasche
herum.

„Da. . .!“ sagte sie und legte ihm einen
Füllfederhalter in den Suppenteller.
„. . . damit du mich nie vergißt. . . und
mir viel schreibst. . .!“ setzte sie leise
hinz.

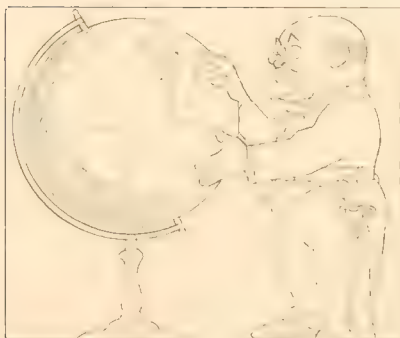
Alois schmunzelte überrascht. Er, der
selten gab, liebte Geschenke über alles.
Er fühlte, wie hinter seinem Brustbein
ein festgefrorener Grundsatzz schmolz.

Alois Mehlreiter wurde im Wirbel dieser
unerwarteten Freude unsicher — und ein
Trieb nach Verschwendung und Hingabe
stieg in ihm empor. Die ganze Welt, seine
Brieftasche, die Firmungssuhr und die Mar-
schattenknöpfe „doubt“ wollte er ihr zu
Fußen werfen. . . hielt sich aber doch
vor dem Äußersten zurück.

(Schluß auf Seite 209)

Paktminister Barthou

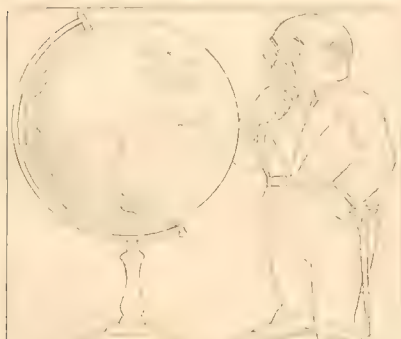
»Karl Arnold«



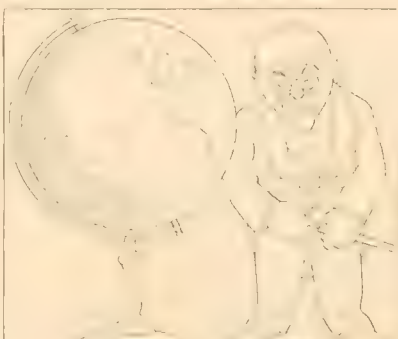
„Belgien, England, Polen, Rußland, die Balkanstaaten, Italien, kurz alles werde ich für uns vertraglich sichern.“



„So hätten wir Deutschland vollständig isoliert!“



„Aber, immerhin, wo bleibt Frankreichs Sicherheit?“



„Halt eine Lösung!“



„Ich schneide dieses Land einfach heraus



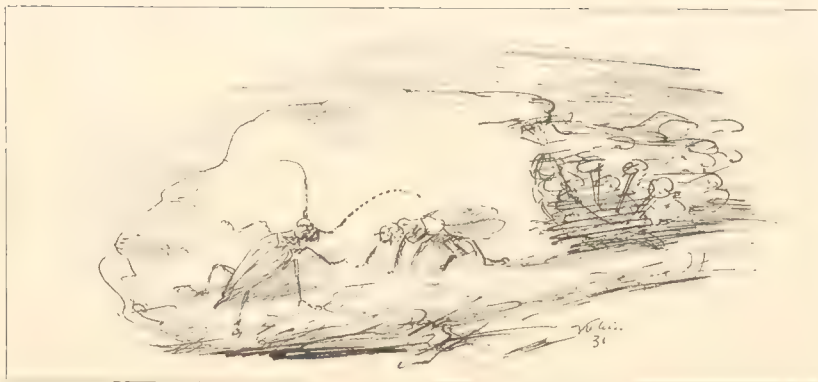
und bringe das Beutestück unserem Generalstab.“

Der antideutsche Lügenbrei

(Wilhelm Schulz)



„Kaum auszuhalten, dieser Gestank! Aber die Welt rundum riecht ihn gerne.“



Der Nierenbraten

(Schluß von Seite 208)

Immerhin verblieb ihm noch soviel Schwache, daß er ihr die Speisekarte hinschob: „So . . . jetzt such' dir aber etwas Feines auf meine Kosten heraus . . .!“ Und Anni begann mit dem Finger die Rubrik der Preise entlang zu fahren und blieb damit über 1 Mark 50 Pfennig — Nierenbraten mit gemischtem Salat! — stehen.

Alois gab dem Finger in Gedanken einen Ruck nach unten — wo ein „Ungarisches Gulasch mit Kartoffeln“ für 90 Pfennig gestanden wäre. Aber schon hatte Anni der Kellnerin „Nierenbraten“ zugerufen — und mit einem Blick auf den Füllfederhalter ließ es Alois geschehen.

Er bestellte dafür zum Ausgleich für sich nur eine Nudelsuppe, in die er zwei Stück Brot bröckelte.

Und als der Braten mit der Beilage am Tisch landete, entsprang ihm unwillkürlich der Satz: „... das macht die Musik...“ „Was macht die Musik . . .?“ fragte sie erstaunt.

„... daß . . . daß dieser Nierenbraten . . .“, sagte er verneken.

„... so gut schmeckt . . .“, half sie ihm nach, indes er dachte: „... dieser Nierenbraten so teuer ist . . .“

Und während Anni Stück um Stück zwischen ihre preißelbeerroten Lippen schob, bezah sich Alois den Füllfederhalter — und bemerkte plötzlich den Aufdruck „Trinkt die Weltmarke Loreley-Sekt!“ . . . Augenblicklich war es ihm klar geworden, daß er nur einen Reklameartikel geschenkt bekommen hatte, der überhaupt keinen Kaufpreis besaß.

Und es war, als ob plötzlich in ihm die Batterie einer elektrischen Taschenlampe ausgebrannt wäre. Kein Wort brachte er mehr hervor, und in seinem enttäuschten Anlitz entstanden Gebirgszüge mit tiefen Tälern.

„Was hast du denn, Alois . . .?“ fragte sie besorgt.

Er gab keine Antwort.

„Macht dich die Musik traurig . . .?“

„Ja . . .!“ murmelte er und zählte der Kellnerin das Geld auf den Tisch. „... Die Luft hat dich müde gemacht“, tröstete sie ihn auf der Heimfahrt. Und er dachte sich die heimliche Antwort: „... natürlich die Luft . . .!“ Die so anständig war und gar nichts gekostet hat . . .!

Zum Abschied auf baldiges Wiedersehen mußte er sich zu einer erlogenen Herzlichkeit einen Ruck geben — —

Und sie schrieb ihm zweimal . . . dreimal . . . er gab keine Antwort. Da kam eines Morgens dieser vierte Brief:

„Gehörter Herr! — — — und da Sie kein Interesse mehr zeigen, ersuche ich Sie höflichst, mir den Ihnen überreichten Füllfederhalter umgehend wieder zurückzusenden. Achtungsvoll: Anni Vierlinger.“

Alois schwitzte vor Erregung. Und wenn der Füllfederhalter auch im Wert gesunken war, so hatte er auf eine kleine Weise daran doch seine Freude verschwendet. Und dieses vorausgabte Gefühl erschien ihm wie eine Barauslage, zu der noch hinzukam, daß — nein, es war unglaublich. Und er schrieb ihr zurück — mit jenem Füllfederhalter, der ihm zum ewigen Gedanken gegeben war.

„P. P. Nach Übersendung des Betrages von 1,50 Mark (m. W. eine Mark fünfzig) für den vorausgelagten Nierenbraten sende ich Ihnen den Füllfederhalter zurück. Alois Mehltreter.“

Als er diese Antwort in den Kasten warf, freute er sich über seine Tatkraft. Die kurzen Bedenken, daß er dabei nicht als Edelmann und Kavaller gehandelt hatte, zerstörte er mit dem Wert, den ein Nierenbraten darzustellen pflegt.

Für dieses Geld könnte man zehnmal mit der Ringlinie um die Stadt Trambahnen fahren, ebenso viele Postkarten nach den entferntesten Punkten auf fünf Erdteilen senden, fünfzig frische Semmeln verzehren und im Panorama sich mehr als ein dutzendmal den Ausbruch des Vesuvus durch Vergrößerungsgläser ansehen . . .

Und es war gar nicht auszudenken, was man noch alles für eine Mark fünfzig Pfennig erleben könnte.

Alois Mehltreter dachte es auch und vergaß darüber sogar sein Liebesabenteuer.

Ein halbes Jahr verging — als er durch ein seltsames Ereignis wieder daran erinnert wurde.

An einem freien Nachmittag bummelte Alois wieder auf seine Art durch das Herzgeviert der Stadt. Er las auf Anlagenbänken in fremden Zeitungen, die seine Mimikenschen vor sich ausgebreitet hielten, ließ sich in Feinkostgeschäften Gratskostproben von neuen Kaffeemischungen und Suppenwürsten geben und hörte vor den Türen von Musikalienhandlungen dem Abspielen der Grammolaplatten zu.

Gegen Abend sah er plötzlich hinter der Scheibe eines vornehmen Speiserestaurants — Anni Vierlinger mit einem feinen Herrn sitzen. Sie hatte auf dem weißgedeckten Tisch ein ganzes Lager von Elberzeugen liegen, die auf die laufenden Gänge eines königlichen Menüs warteten.

Im Gesicht war sie voller geworden — und unwillkürlich bezog er einige Gramm dieser Zunahme auf seinen einst verasagten Nierenbraten . . .

Und er stand schon eine geschlagene Stunde hinter einer Litfaßsäule versteckt — und beobachtete, daß sie — noch immer ab, ja, und er wünschte insgeheim, daß sie gar nicht mehr aufhören könnte.

Dagegen war sein Nierenbraten mit Salat kaum ein Almosen gewesen . . .! Er schnaufte immer leichter und freier . . . Und sein Verlust schrumpfte zu einer mageren Null zusammen.

Der feine Herr gab ihm Mut und Kraft zu einer neuen Tat. Jetzt fühlte er sich auch zu höheren Opfern bereit. Und wenn er daran zugrundegehen sollte . . .!

Er lief nach Hause, verpackte den Füllfederhalter und sandte ihn an Fräulein Anni Vierlinger zurück. Und er legte einen kleinen rosaroten Brief bei, der davon handelte, daß er seinerseits auf alle Rück- erstattung der Kosten für den einst verzehrten Nierenbraten samt Salat verzichtete — und daß sie diese kleine Orgie jetzt als reines Geschenk seiner Liebe und ersten Absicht zu betrachten habe.

Alois versprach sich durch diese weitausholende Tat eine große Wendung der Dinge. Tag für Tag horchte er an seinem Briefkasten auf ihr reuiges Lebenszeichen . . . Seinem kleinen Horizont entsprach eine große Geduld. Nachts träumte er alle Ängste um einen Nierenbraten, der immer wieder bezahlt werden muß . . . Und am Tage hoffte er auf die Heimkehr der großen Liebe . . .

Und darauf wartet er noch heute, — — —

Der Ziegelstein

Von Georg Britting

Der zernarbte Ziegelstein

Auf der weißen Gartenfliese

Glüht im prallen Sonnenchein

Wie eine dicke Feuerfliege.

Und am Abend ist er blutrot

Und, von gleich, und bebend,

Und verströmt die Glut wie lebend:

Erst erfallend wird das Contier tot.

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:

„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse unserer Zeit, abt er meistert dabei die Fäule der überlegenen Zeitervers, so daß uns die Blätter eher ein inneres Dehnen bereiten, als daß sie abstoßen.“

Hamburger Fremdenblatt:

„... Mit dem steigenden Ansehen des Charakters wird Arnolds und Kallers Topf des Berliner Inflationsseits mit Tantiemen, Valutaschiebern, Kofasmissen, Kokotten fäulend aufgeschritten.“

Hannoverscher Kurier:

„... Verdrängen vor uns doch jauchend, was in antriebsmühsamer Befugnis: er ist ein Exakte der Linie, der Farbe, ein erfindungsreicher Poet in Kunst und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:

„... Das gibt ein amüsanter und buntes Bild von Börsen, Konfektionsrändern, Jahrmärkten, Börsianern, Jähmädchen, Familienvätern, Raschemmen und Kurfürstendammgesellschaften, ein bodhaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom faurer Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:

„Karl Arnold, der den Münchner Spießker so oft mit der Bleistiftspitze getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Gang gegangen und hat in finsternen Raschemmen, in lichten Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Progenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden.“

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicitas-Verlag, München 13 • Postcheckkonto München 5802

Die skeptische Melodie von der Notwendigkeit

Von Anton Schnack

Es kommt eine gewisse Stunde

Dann und wann, und ich döse am Fensterglas,
Du reißt durch das Herz eine Wunde,
Ich glühe bis zum Grunde,
Und ich frage mich, was ist das?

Das ist die Frage nach der Notwendigkeit,
Das ist die Frage: was hält von dir die Zeit?
Das ist die Frage: wirst du gebraucht
Wie der Dienstmann, der unten Zigarre raucht?

Da kann ich erbarmungslos sehen,
Und ich denke nach, wohin meine Worte gewandert sind,
Und ich weiß nicht, ob sie mit jemand gehen,
Und ich weiß nicht, ob sie jemand beiseite,
Der im Altbauk ist oder im Regenwind.

Der Anzug des Schneiders hat seine Notwendigkeit,
Der kupende Mann im Auto geht zum Tempo der Zeit,
Perfild wird verwaschen, Parfum wird gebraucht,
Auch die Zigarre, vom Mann im Dunkel geraucht.

Aber wer hat Verse im Munde

Jetzt bei einsinkender Nacht über Halberstadt?
Männer trinken am Bierliche eine süßige Runde,
Ein Schlingemann rasselnd am Tor mit dem Schlüsselbunde:
Und eine Frau spricht: „Ich bin satt!“

Das ist die Antwort der einfachen Notwendigkeit.
Eine Frau ist satt: das ist das Gedicht der Zeit.
Das ist der hymnische Satz, den jedermann braucht,
Der im Dunkel wandert und Zigarre raucht!

Der brave Köpeling

Von Willfried Tollhaus

Köpelung war ein geborener Lakai.
Das hatte niemand ab, die Geschichte zu lesen,
dann in seinem bescheidenen Dasein spiegelt sich der Glanz eines fürstlichen Hofes und der Zauber jener romantischen Zeit, in der hübsche Komödianten und Tänzerinnen selbst gekörnte Häupter verwirren konnten.
Die Sicherheit, die der brave Köpeling innerhalb seiner beruflichen Servilität besaß, veranlaßte doreinst einen süddeutschen Prinzen, der den Herzogstitel führte, ihn als Kammerdiener anzuheuern. Seine Königliche Hoheit hat es nie zu bereuen gehabt. Um ganz zu würdigen, was diese geschichtliche Feststellung bedeutet, muß man wissen, daß Köpels Jugend in jenen aufregenden Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts lag, in denen das revolutionäre Freiheitsgott Studenten, Bürger, Arbeiter und sogar fürstliche Lakaien häufig zu höchst peinlichen Benehmen gegen Personen von Stand verführte. Er schien sich zu gut, seinen Herrn zu rasieren,

anzuziehen, ihm die Nägel zu scheiden und ihm selbst die geheimnisvollsten Dienste zu tun, die man in der Öffentlichkeit nicht ertört.
Und einmal machte er offenen Aufruhr.
Das war, als Seine Königliche Hoheit zu einem Ball wollte und es ablehnte, parfümiert zu werden, weil fürstliche Personen immer gut riechen.
Da kam sich Köpeling vor wie der Marquis Posa vor dem König Philipp, und er erwiderte mit vor Erregung zitternder Stimme: „Manchmal riechen auch Königliche Hoheit abscheulich.“
Noch in seinem Alter zitterte er, wenn er an die Kühnheit dieses Satzes dachte.
Aber sein fürstlicher Herr fand seine Anmerkung belustigend und schenkte ihm einen Taler dafür.
Als Köpeling das Geldstück mit tiefer Verbeugung entgegennahm, mußte er, daß es sein Schicksal war, ein Lakai zu bleiben. Seit dieser Zeit entsagte er freiheitlichen Wahnungen und bemühte sich sehr um eine gewisse Vervollendung in seinem Metier.
Er beglückte den Herzog in den Krieg gegen Dänemark, der sich in den Depeschen darüber gefährlicher ausnahm, als vom Hauptquartier aus. Dann aber kam das dramatische Erlebnis, daß sich Seine Königliche Hoheit in die Schauspielerin Alexandra Wegner verliebte und ihr seine linke

Hand antrug. Es gab einen Sturm am Hofe. Der Chef des Hohen Hauses aber war ein sehr vernünftiger Mann. Er machte Alexandra Wagner zur Baronin Rotheck, schenkte seinem Vetter das Schloß Karlsruhe, setzte ihm eine gute Apagane aus und beließ ihn in allen Ämtern und Würden, damit wenigstens einer aus der Familie dem Volk eine glückliche Ehe vorlebte.
Karlsruhe, das in allem Park auf einer Hügelkuppe lag und weit ins Land grünte, war schon zu Lebzeiten des Herzogs der Schauplatz einer sehr angeregten Geselligkeit gewesen. Die Unterschiede von Geburt und Reichtümern erkannte man dort nicht an. Man liebte es, auch etwas abenteuerriche Naturen zu empfangen, und der berühmte Rotwein Keller des Herzogs und sein französischer Kognak (die Flasche zu 20 Franken) begünstigten die Entwicklung höchst amüsanten Gesprächs.
Als Seine Königliche Hoheit verhältnismäßig früh aus dieser angenehmen Umgebung, und seiner äußerst glücklichen Ehe durch eine tödliche Lungenerkrankung sich in das großfürstliche Erbgräbnis zurückzuziehen gezwungen wurde, war Köpeling bereits Hausmeister und ordnete die Beisetzungsfesteitlichkeiten geistlich nach der Etikette, aber er vom fürstlichen Hause zu seinen

[illegible]



„Do schau her, Alte, an Wimmel! sei' Resl macht an Kopsprung!“ — „Dös hat grad no' g'feht!
Wo echo' de ganz Nachbarschaft von ihre Seitensprung' red't!“

Der Mann, der ein Geschäft abschließen wollte

Nach Berlin kam ein Mann, der ein Geschäft abschließen wollte. Es fehlte eigentlich zum Abschluß des Geschäfts nur ein Federstrich oder genauer nur der Punkt hinter diesem Federstrich. Und der Mann kam an und gab seinen Koffer bei der Gepäckstelle ab, weil es ihm nicht lohnte, in ein Hotel zu gehen.
Er ging zu der Tafel, wo die Abfahrtszeiten der Züge stehen, und notierte sich den besten Zug für die Rückfahrt, und dann ging er zu seinem Geschäftsfreund, der aber gerade bei einer wichtigen Besprechung war.
Der Mann wartete eine Zeitlang im Vorzimmer, dann wurde es Essenszeit, und er ging in ein Restaurant und aß und kam nach Tisch wieder, aber da war der Geschäftsfreund inzwischen auch zum Essen weggegangen.
Also ging der Mann, der gekommen war, um sein Geschäft vollends abzuschließen, wieder und trank irgendwo Kaffee, und dann rief er bei dem Geschäftsfreund an, um zu erfahren, ob er schon zurückge-

kommen sei; aber da war die Leitung belegt. Er bummelte ein bißchen herum und rief wieder an, aber die Leitung war belegt. Er kaufte sich ein paar Zeitungen und las sie bei einem Schnaps und dann rief er nochmals an, aber da war der Geschäftsfreund soeben zu einer wichtigen Sitzung abgerufen worden, und es war unbekannt, wann er zurückkehren würde.
Der Mann, der nach Berlin gekommen war, um rasch sein Geschäft abzuschließen, bekam großen Respekt vor der Überlastung seines Geschäftsfreundes, und abends holte er seinen Koffer von der Gepäckstelle und nahm sich in einem Hotel ein Zimmer.
Nach einer Woche desepeschierte er nach Hause um mehr Wäsche und Kleider, nachdem er vorher mit der Firma seines Geschäftsfreundes telefoniert und erfahren hatte, daß der Geschäftsfreund auf zwei Tage nach Zürich geflogen war.
Einen Monat später ließ er seine Frau nachkommen und mietete zwei möblierte Zimmer in einer Pension.

Nach einem Vierteljahr übersiedelte er nach Berlin. Ehe er die Dispositionen dafür traf, hatte er gerade mit seinem Geschäftsfreund eine Verabredung zu einer Zusammenkunft für den nächsten Morgen getroffen, und es hing nur von einem Telegramm ab, ob die Zusammenkunft rechtzeitig stattfinden konnte. Aber der Mann, der nach Berlin gekommen war, um rasch seinen Abschluß zu machen, dachte, es sei vielleicht besser, sich dadurch in seinen Entschlüssen nicht beirren zu lassen.
Er tat recht daran, und seither wohnt er in Berlin. Seither ist ein Jahr verstrichen, und es besteht alle Wahrscheinlichkeit, daß der Federstrich, der zu dem Abschluß des Geschäfts fehlt, nun demnächst ohne Verzögerung gemacht werden wird, da irgendwelche Schwierigkeiten ja eigentlich nicht bestehen.
Man wundert sich manchmal, wie es kommt, daß Berlin zur Millionenstadt angewachsen ist. Man braucht sich nicht zu wundern. Daher kommt es.
R ss.

Höher geht's nimmer!

Olof Guhransson



„Jetzt fangen diese Engländer auch noch mit neuen Lufrüstungen an! ICH ziehe in den siebenten Himmel!“

Wasser, Wasser!

Frau Taler hat einen neuen Zimmerherrn. Der ist sehr nett, aber eigentümlich. Er heißt Herr Semichau.

Eines Morgens, an einem Sonntag, hört sie ihn aufstehen. Er huscht ins Badezimmer, plantscht und gurgelt wie üblich, begibt sich in sein Zimmer zurück und murkelt am Ofen, um einzuheizen.

Frau Taler hantiert in der Küche, als es an der Tür klopft. „Bitte!“ — Herr Semichau steckt den Kopf durch den Türspalt: „Andschulljen Sie, ham Sie vielleicht 'n Gläschen Wasser?“ — „Mit Vergnügen, Herr Semichau“, und sie reicht es ihm. Er verschwindet.

Nach kurzer Weile kommt er wieder: „Ham Sie vielleicht noch 'n Gläschen Wasser?“ — „Selbstverständlich, bitte schön!“ und sie füllt ihm das leere Glas.

Es dauert nur Sekunden, da erscheint er wieder: „Andschulljen Sie, ham Sie vielleicht einen Topf Wasser?“ „Können Sie haben, Herr Semichau.“ Er verschwindet mit dem Erbetenen, kommt aber in kurzem wieder: „Andschulljen Sie, ham Sie vielleicht noch einen Topf Wasser?“

Frau Taler beginnt sich zu verwundern, gibt ihm aber ohne zu fragen einen weiteren Milchtopf voll kalten Wassers. Was mag er mit dem Wasser nur tun, denkt sie. Da ist er schon wieder da: „Bildne

scheen, ham Sie vielleicht 'n Eimer Wasser?“

Irgend etwas scheint ihr nicht richtig mit dem Mann. Er ist ihr unheimlich, während sie das Wasser in den Eimer laufen läßt. Den reicht sie ihm wortlos, und es scheint, als verschwände er eiliger. Soviel Wasser? Kann man soviel Wasser trinken? Oder weicht er irgend etwas ein. Er ist vielleicht — nicht so ganz — hier oben.

Wenn er nun nochmals wiederkommt, wird sie ihn aber fragen.

Da ist er schon. Er trippelt sonderbar. „Ham Sie vielleicht . . .?“ — „Gewiß, Herr Semichau. Sie können Wasser bekommen, soviel Sie haben wollen, aber sagen Sie mir doch — sagen Sie mir doch mal, wozu brauchen Sie denn das alles?“ Er trippelt stark.

... nämlich, mein Büdd brännt.“

Wilhelm Gerd Kunde

Im Schaubaus

Von Maria Daut

Eine Leiche hat noch nie geweint;
doch mir scheint,
daß da noch zwei Tränen rinnen,
innen.

Dor dem Fenster, an der Barrière
steht ein Mann,
schaut nich an . . .
hatte ich mit ihm einmal die Ehre?

Eine grelle Stimme draußen lacht:
Wegen ihm hat sie sich umgebracht!
Weiß sie das nicht mehr? . . .
Groß schwingt Ruhe her.

Fundstücke

Zigarrenabschnitt-Sammelver-
ein Dresden-Altestadt

Der Verein veranstaltet nächsten Dienstag im Linckeschen Bad gemeinsam mit dem Spitzensammlerverein Dresden-Neu- und Antonstadt sein Sommerfest. Der Reingewinn ist zur Beschercung für würdige Arme am kommenden Weihnachtsfest bestimmt. Es sind turnerische Darbietungen und Tanzdarbietungen, eine Tombola und allerlei Unterhaltung vorgesehen.

(Dresdener Anzeiger)

Gesegnetes Alter

Kamenz. Die hier wohnhafte Witwe Amalie Lau konnte in bemerkenswerter Rüstigkeit ihren 90. Geburtstag begehen. Die Greisin ist noch heute ruhiges Mitglied des Großmütterchenvereins.

(Dresdener Nachrichten)

Laßt Blumen sprechen!

(Otto Harmann)



„Steck'n Se sich man ruhig zwo Blümekens an, Frollein — vielleicht erwacht denn bei die Herr'n det Kind im Manne.“



„Fressen wir ihn schnell! Dann kann er sich ja beim Völkerbund beschweren.“

Der Missionar

Im Anschluß an die ostafrikanische Missionsstation Aruscha war eine Art Sonntagsschule eingerichtet. Der dort stationierte Missionar unterrichtete seine kleinen und auch größeren schwarzen Schüler über die evangelische Konfession und alles, was damit verbunden ist. Man sprach von Lütther und seinen Schriften, und so kam man auch zu der Bemerkung des Reformators: Wasser allein tut's freilich nicht.

„Ja, was gehört denn sonst noch zu einer Taufe?“ fragte der Missionar seine Zöglinge. Es trat ob dieser Frage ein heftiges Schweigen ein. Der Mann Gottes wiederholte also: „Wasser allein nützt bei einer Taufe gar nichts, da muß noch was anderes dabei sein.“ Der kleine Salimu hebt die Hand. „Na, Salimu, was gehört da außer dem Wasser noch her?“ — „Ein Kind!“ ruft Salimu freudestrahlend.

Es war üblich, daß die kleineren Schüler der Missionschule an besonderen Festtagen wie Ostern und Weihnachten etwas geschenkt bekamen. Zu Ostern bekamen sie — der Missionar hatte die heimatischen Gebräuche auch hier im dunkelsten Afrika eingeführt — Osterleier, die meist einige unentbehrliche Gebrauchsgegenstände billiger Art enthielten, wie Kann, Spiegel, Taschenmesser usw. Manchmal enthielten sie auch nichts, denn ein schönes buntes Papier-Ei hatte ja auch seinen Wert. Der nette Missionar erkundigte sich vorher bei seinen Musterschülern, was sie gerne haben wollten. Zu diesen Auserwählten gehörte auch jener oben erwähnte Salimu. „Nun, kleiner Salimu, was wünschst du dir denn?“ fragte der Missionar. „Oh, bwana (Herr), ich wünsche mir ein großes und recht buntes Papiere! Es muß so groß sein wie dein Kopf. Aber mit etwas darin.“

Das Wunder

Der bekannte Flieger B. war zu einem Höhenrekord aufgestiegen und war längst überfällig. Auf dem Flugplatz standen die Kommission und die Kollegen. Endlich tauchte B. aus einer Wolke auf. Aber die Maschine taumelte hin und her, kam ins Trudeln, wurde wieder abgefangen, trudelte weiter und stürzte schließlich, etwa zwei Kilometer vom Platz entfernt, ab. Sofort jagten Kommission und Kollegen sowie ein Krankenauto nach der Absturzstelle. Es war ein großer Friedhof neben der Straße. Als man ankam, war die Maschine in einen riesigen Baum gestürzt, und Freund B. saß unversehrt, eine Zigarette rauchend, auf einem Grabhügel.

„Ein Wunder!“ beglückwünschte man ihn. „Kann man wohl sagen!“ strahlte B. „Klettert mal runter von einem Baum, auf den ihr gar nicht draufgestiegen seid!“

Enttäuschung

(E. Thöny)



„So kommen wir nie vorwärts, er manövriert so ungeschickt . . .“ — „Ist auch zuviel verlangt!
Wärest halt zu Haus geblieben, dann wär' er schneller ans Ziel gekommen!“

SIMPLICISSIMUS

18

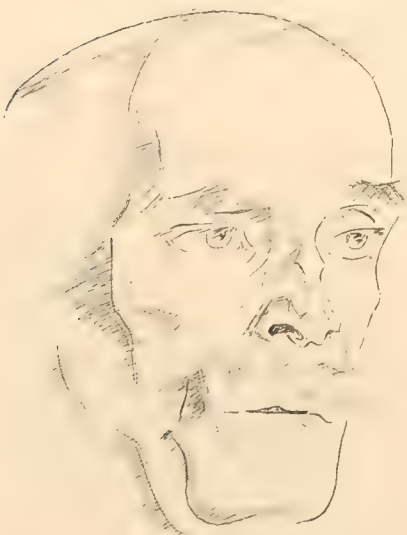
Die Toten an die Lebenden

Wohl zwanzig Jahre ist es her.
Wir rangen hart. Wir starben
schwer.

Sind nun die Klüfte überbrückt?
Was trägt die Erde, die uns
drückt?

Den alten Haß, den alten Zorn
und Dornen statt des Friedens
Korn?





Die Kriegsgeneration der Frauen

Genug des Leids, genug!

Wie haben geleidet den bittersten Krieg,
als der lausen/sache Tod in unsrer Jugend einbrach.
Wir liefen den Äugen voll feidgrauer Soldaten nach,
unsre Herzen fanden Wacht an der Schöngensgräben
Rand ...

Was galten die Herzen? — Die Welt fand in Brand!

Ihr feine Stern ist gefunken zu dem Kleinen ins Grab,
und der silberne Mond, er fiel nicht herab.

Sie leuchten und schimmern und müssen rundum gehn:

Die toten Soldaten, sie wollen aufstehn!
Kein Stein kann sie mehr beden, und mör' er noch

so schwer,

die toten Hände strecken sich immer wieder her,

die toten Äugen schließen sich nimmer zu,

die toten aller Wälder, sie finden keine Ruh!

HERR über alles Leben und über der Menschen Tun,
gib uns endlich den Frieden, daß unsre Toten ruhn!

Helma Dast

Gestorben Anfang August 1914

Von Hans Seiffert

Zu Beginn des Monats Juli roiste er, wie jedes Jahr, in die Alpen. Da er die großen Zentren des Fremdenverkehrs mied und sich absichts hielt von den weitbegangenen Wagen, erfuhr er so gut wie nichts von den Ereignissen, die in diesem Monat unerbitlich und unaufhaltsam einander folgten und schließlich die Welt in Flammen setzten. Er durchwanderte die einsamen Hochtäler der Tauern, er rastete in weitverlorenen Almhütten und suchte als erfahrener Bergsteiger, der Alleingänge wohl wagen durfte, schwierige und selten betretene Pfade. Daß er noch weniger Menschen traf als sonst auf seinen Alpenwanderungen, bemerkte er kaum; er vermied die Menschen nicht und war froh, ihnen entronnen zu sein. Gegen Ende des Monats begegnete ihm mehrfach Männer, jüngere und ältere, die zu den Fahren gerufen waren und nun aus

abgelegenen Gehöften, von Almen und Holzschlägen her zu ihren Stellplätzen eilten. Noch war es mehr Verwundern und ungläubiges Nichtbegreifen, was ihn bewegte: wenige Tage darauf aber las er in einer Schutzhütte das Telegramm, das die alleingebiebene Frau des Hüttenwirtes ihm wortlos und ernst zuschob —: der Krieg war da, die ersten Schüsse waren gefallen.

Am nächsten Morgen brach er sehr zeitig auf. Er wollte den Gletscher überschreiten und über die Hochscharte nach dem nächsten Ort absteigen; dort hoffte er einen Wagen zu bekommen, der ihn durch die langgedehnte Talschaft zur Bahnstation bringen sollte. In zwei oder drei Tagen konnte er dann wieder in seiner Heimatstadt sein.

Der Gletscher war schneefrei und gut gangbar. In einer knappen Stunde hatte er

ihn überquert und stieg nun über Fels und Moränenschutt steil aufwärts. Bald lagen auch die gewaltigen Eisbrüche des oberen Gletschers unter ihm und glühten grün und kobaltblau in der Morgensonne; um die schwärzlichen Felswände und die beschneiten Gipfel zogen zarte Nebelschleier. Aufatmend verhielt er einen Augenblick lang an dem Steilhang. Da löste sich plötzlich die schmale Felsplatte, auf der er stand, und ehe er noch mit den Händen einen Halt gewinnen konnte, stürzte er ins Leere und blieb vierzig Meter tiefer auf einem Schuttband liegen.

Als er wieder zu sich kam, war es schon Mittag. Er betastete sich und spürte nur wenig Blut; schwere äußere Verletzungen konnte er also nicht davongetragen haben. Als er aber den Körper vorsichtig zu bewegen versuchte, durchfuhr ihn übergroßer Schmerz wie eine Flamme, und er fühlte den Tod. Lange lag er in dumpfer Betäubung; dann bedrängte ihn verzweifelter Lebenswille. Ein Notsignal mußte er geben, Hilfe, Rettung, Leben herbeirufen! Doch sein schwacher Schrei erstarb ungehört, winken oder ein sichtbares Zeichen aufrichten konnte er nicht, und endlich fiel ihm ein, daß je alles zwecklos gewesen wäre, da hier oben keiner mehr war, der ihn retten konnte. Die Männer waren längst fort; vor seinem Auge erschienen die, denen er in den letzten Tagen begegnet war, als sie zu Tode saßen. Und nun begriff er, daß er hier einsam sterben mußte.

Der Tod war ihm nicht schrecklich; er wußte, daß einmal gestorben sein mußte. Und die Einsamkeit war ihm vertraut. Hatte er sie nicht immer gesucht?

Sein Leben zog an ihm vorüber. Es war reich und gesichert gewesen von Anfang an, ohne Schwierigkeiten, ohne Kämpfe. Was die Kultur, was Kunst und Wissenschaft dem Besitzenden zu bieten vermochten an erlesenen Genüssen, er hatte diese zu genießen verstanden. Die Höhen des Geistes waren ihm nicht verschlossen gewesen; er hatte sich wohlgefühlt in ihrer kühlen und oftmals eisigen Luft. Reich und unabhängig war er gewesen, Erbe vieler Vergangenheit, zu Hause überall, um Seltene und Kostbare blühte. Aber für die Menschen war kein Platz gewesen in seiner Welt; sie waren ihm fremd geblieben. Er verachtete sie nicht, die Kleinen und Vielen, aber sie waren ihm gleichgültig, mißfälliger sogar lästig. An das Große und Grenzenlose der Natur konnte er sich verlieren, niemals aber schlicht und demütig sich dem Menschlichen hingeben. War das sein Fehler allein? Es war die Krankheit seiner Zeit. Mehr oder weniger waren sie alle Einzelne, losgelöst von den Bindungen der Gemeinschaft, die sie nicht mehr anerkannten.

Dann erinnerte er sich wieder der ersten Gebirgsbauern und Holzknechte, die er hatte gehen sehen, sich in die Regimenter einzureihen. Sie gingen dem Tode entgegen; manche mochten schon gefallen sein, und viele, unsagbar viele würden in diesem Krieg noch sterben müssen. Vielleicht würde aus ihrem Massensterben etwas Neues entstehen, waren er freilich keinen Teil hatte, weil seine und die Zeit von einsinnigen Vorbeiwagen war?

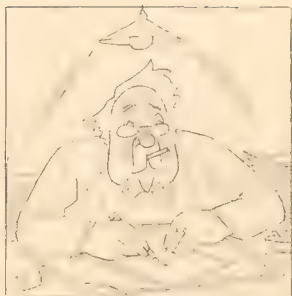
Seine Gedanken verwirrten sich. Er lag und träumte.

Endlich schlug er die Äugen noch einmal auf und wandte mühsam den Kopf. Der Gletscher unter ihm leuchtete schon in grau-violette Abendschatten, die ungeheure Felswand gegenüber funkelte schwarz und drohend, die Gipfel standen messerscharf gegen den Himmel. Weit links aber öffnete sich ein Hochtal seinem Blick, und ein Wassersturz, in den schiefgefallenen Sonnenstrahlen aufleuchtend, hing unbewegt in der Luft. Kein Rauschen drang herüber, kein Laut.

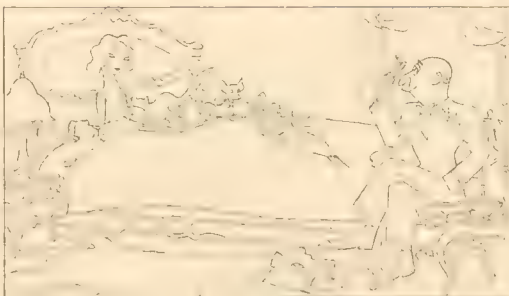
Mit diesem Blide schloß er ein, und die Nacht deckte ihn zu.

Bilder aus Frankreich

(Karl Arnold)



„Die Gründe der deutschen Regierung kenne ich nicht, aber als Journalist muß ich sie mißbilligen!“



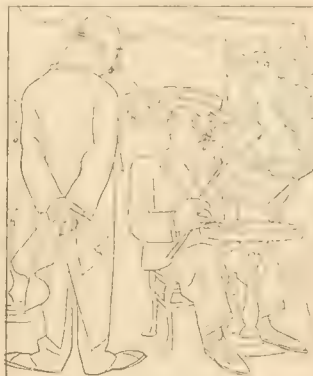
„Dein Aufwand in den letzten Monaten übersteigt den Preis einer Kanone!“ — „Bravo, chéri: dem Haß entzogen, der Liebe geopfert!“



„Die Politik, Madame, ist Sache der Firma Schneider-Creuzot: für uns bietet das tägliche Leben genügend Sensation!“



„Dieses Sicherheitsgeschrei kostet Geld. Bedenke allein die Ausgaben für meinen bombensicheren Kaninchenstall!“



„Was reden Sie da Jean! Wenn man gegen den Krieg ist, braucht man noch lange nicht für einen Frieden mit Deutschland zu sein.“

Mutter Europa

(Wilhelm Schulz)



„Von Ihren Reden werde ich nicht gesund, Monsieur Barthou!“

Besitzfreude

(Rudolf Kriesch)



„Und da sagen diese Klatschmäuler, ich pflege meinen Mann nicht, weil er manches Mal keinen frischen Kragen umhat! Ich pflege ihn eben für mich und nicht für andere!“

Fortsschritte

Zwei Dinge wird's bald nicht mehr geben:
sie müssen in das Nichts entschweben:
die „gnädige Frau“ wird hingerafft
und der „Kanzleitrast“ abgeschafft.

Ad eins erhebt sich ohne Frage
bei vielen eine Wehklage,
die's bis ins Innerste verdrückt,
wenn man sie bloß „Frau Müller“ grüßt.

Nun — schließlich werden ihre Nerven
sie doch dem Schicksal unterwerfen.
Ob auch die Gnädige verblüht,
die Gnade bleibt uns hoffentlich.

Ad zwei jedoch scheint ausgeschlossen
ein Widerstand der Volksgenossen.
Nur grad der Schlappschwanz braucht den Trost,
womit man ihm ein Nein versagt.

Dies Genus aber, mangels Erben,
ist im Begriffe auszusterben . . .
Im Jenseits findet's dann vielleicht,
was es im Diesseits nicht erreicht.

Ratadöcke

Eheberatung

Eine Freundin von mir ist Sozialbeamtin.
In einer größeren mitteldeutschen Industriestadt
geht sie ihrer Tätigkeit nach.
Dort begegnete ihr einmal folgendes
nette, kleine Erlebnis:

Meine Freundin kannte den Dreher Plehn
in der Gartenstraße 30, Seitenflügel
vier Treppen, schon seit bald zwei Jahren.
Der unverheiratete Dreher Plehn führte
dort mit der gleichfalls unverheirateten
Anna Kruschke gemeinsamen Haushalt.
Plehn ist ein schwächliches, bläuliches,
absolut gutartiges Kerlchen; seine Anna,
blond und üppig, ist eine glänzende Haus-
frau und Mutter.
Die beiden haben einen freundlichen kleinen
Hausstand und zwei prächtige Kinder.

Eigentlich hat die Fürsorgebeamtin in dem
wohlgeordneten kleinen Heim gar nichts
zu suchen. Aber da uneheliche Kinder da
sind, schreiben die Dienstvorschriften eine
Kontrolle vor.
Einmal bei einem Besuch trifft meine
Freundin den Dreher Plehn allein an, er
gibt gerade dem zweijährigen Ältesten
den Morgenbrei.

„Anna ist einholen. Ich habe heute frei
wegen des Umbaus im Maschinenhaus.

Setzen Sie sich mal, Fräulein. Anna
wollte noch was fragen wegen der Hafer-
suppe in der Milch.“
Meine Freundin angelst sich das Jüngste
aus seinem Korb.

Herr Plehn strahlt Vaterstolz.
Da faßt sich meine Freundin ein Herz und
tut die schwerwiegende Frage, die sie
eigentlich schon lange beabsichtigt hatte:
„Sagen Sie einmal, Herr Plehn, warum
heiraten Sie eigentlich nicht? Sie beide
passen doch so gut zueinander. Und solch
tüchtige und vernünftige Frau kriegen Sie
auch nicht so leicht. Und für die Kinder
wäre es doch auch nett.“
Herr Plehn ist nicht gekränkt über die Ein-
mischung.

„Sehen Sie, Fräulein“, erklärt er umständ-
lich, „ich wollte ja damals heiraten, gleich
als ich die Anna kennenlernte. Und wir
waren auch soweit richtig versprochen.
Da aber sagte mir einer, ein Kollege sagte
mir, ich solle doch mal vorher auf die Ehe-
beratungsstelle gehen. Na — das tat ich
dann auch. Und der Arzt da — der hat
mir das Heiraten abgeraten. Deshalb haben
wir es so gemacht. Man will doch nicht —
wenn das was schaden kann —.“

L.W.

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko *Simplicissimus*-Verlag, München Postfach. München 5802

Wie es an meinem dreihundertsten Geburtstag in der Welt aussieht

Von Wilhelm Schussen

An meinem dreihundertsten Geburtstag, also im Jahre 2174, wird endlich und endlich die staub- und rauchlose Stadt, die ich schon immer ersehnt habe und nimmer erleben durfte, fröhliche Wirklichkeit sein, und auch die Bäche und Flüsse werden bis dahin endlich wieder wie am Anfang hell und rein aus den Klüften fließen, die sich hinter jeder Fabrik und Stadt befinden, durchs Land rinnen. Aber das sind ja Selbstverständlichkeiten, denn alles das ist schon längst erfunden und könnte, wenn die Menschheit sich nur Zeit dazu nähme, schon übermorgen als Wirklichkeit zu blühen beginnen.

In diesem Jahre wird der Landwirt im Anzug eines Technikers eine Maschine bedienen, die gleichzeitig mäht und drischt, mahlt und in Tüten eingewickeltes Brot in verschiedenen Sorten backt, und die Büßrin wird am Sonntagmorgen mit ihren Kindern in einem durch ihren Mann vom Sofa aus im Schlaf und Traum ferngelenkten Venikel vom Spaß über Land und Meer fliegen. Freilich, Korn und Gras und Kartoffeln werden auch in diesem Jahr immer noch auf dem Boden wachsen, und auch die Hühner und Gänse werden trotz ihrer Flügel ihr Futter immer noch wie am Anfang von der Erde aufpicken.

Im Jahre 2174 wird es keine undurchsichtigen Körper mehr geben, und man wird also von jedem beliebigen Ort aus alles übersehen können, was in jedem beliebigen andern Orte vor sich geht. Auch wird man auf tausend Kilometer Entfernung einem Menschen einen hohlen Zahn ziehen können. Das alles wird sehr unterhaltend und sehr lustig werden.

Trotzdem aber wird es leider nicht weniger

langweilig auf Erden sein als heute, denn die Langweile ist und bleibt in alle Ewigkeit eben eine rein persönliche Angelegenheit.

Das kommende Schweitzhaus habe ich bereits in einer noch ungedruckten Novelle eingehend beschrieben, und es genügt also, wenn ich hier kurz darauf verweise.

Bis zum Jahre 2174 wird man auch endlich imstande sein, das Wetter zu beeinflussen und die Wolken hin und her zu schieben. Infolgedessen wird in der heutigen Sahara eine Millionenstadt entstehen. Diese Stadt wird den Namen Diwoschi tragen, weil eigens hierfür ausgebildete Diplomaten das Wolkenschieben leiten werden. In diesem Diwoschi wird man unter anderem auch einen Mann hinter Glas zeigen, den die Rückwärtsverwandlung zum Affen bis auf kleine Unterschiede gelungen sein wird. Eben diesem Manne wird man auch die Erfindung zu verdanken haben, tierische Säfte auf Pflanzen zu übertragen. Und man wird dann Silberfische und Spanferkel und so weiter ganz nach Belieben von den Bäumen schütten können. Dieser Mann wird ferner der Erfinder eines Apparates sein, mit dessen Hilfe man sämtliche Gedanken und Gefühle eines Menschen auf einen Sprechfilmstreifen übertragen kann. Und es kann dann an jeder seine Lebensfilme hinterlassen und sich dadurch mühelos unsterblich machen. Man wird alsdann natürlich auch nicht mehr wie heute etwa in ein Examen steigen, sondern kurzerhand eben seinen aufgehängten Sprachfilm, nebst Sportelgebühren an die zuständige Behörde zur Prüfung einreichen. Auch die Richter werden es dann nur noch mit solchen Haspelfilmen zu tun haben, die Psychologen aber werden dann überhaupt nimmer zu sich selber kommen. In Diwoschi wird das ausgestorbene Pferd nur noch im Altertumsmuseum zu sehen sein, aber der Amtsschimmel wird selbstverständlich auch dort noch unvergnügt weiterleben.

In Diwoschi wird es unter vielen anderen originellen Berühmtheiten auch einen berühmten Dichter geben, der jederzeit imstande ist, immer genau

das zu sagen, was man gerade selber gern gesagt hätte. Dieser Dichter wird ein Staatsgehalt beziehen und bei wichtigen Angelegenheiten um Rat gefragt werden. Trotzdem wird sich dessen siebenzehnte Gemahlin von ihm scheiden lassen und in einen Wald entlaufen, um dort einen Wilden zu heiraten, der noch nach der Art der Wilden von Suppe, Fleisch und Gemüse lebt und Wein trinkt und den Homer und den totesagten Schiller und auch meine bis dahin gesammelten lustigen Geschichten dazu liest.

In Diwoschi wird man, weil ich alles so genau und deutlich vorausgesehen habe, am 11. August 2174 mit einem gewissen Pomp meinen dreihundertsten Geburtstag begehen und beim Festmahl einen neuen Brotaufstrich herbringen, der die Eigenschaft besitzt, daß er fortwährend zum Lachen reizt. Von diesem Brotaufstrich wird voraussichtlich auch eine Kostprobe an die Zentralkademie für Dichtkunst gesandt werden.

Aber auch in diesem Jahre wird man immer noch nicht wissen, in welcher Weise nun eigentlich endlich einmal die Weltkriegsschulden aus der Welt geschafft werden sollen und was nun eigentlich richtiger sei, zu sagen: Oberlandesgerichtsrat oder Landesobergerichtsrat oder Gerichtsoberlandesrat (Oberstudiendirektor? oder Studienoberdirektor?), und man wird also gezwungen sein, diese Fragen zur Weiterbehandlung auf die nächsten Sterne mitzunehmen. Und leider wird man auch an meinem dreihundertsten Geburtstag immer noch gleich klug und gleich unklug von jenem Tor stehen, hinter dem das einzig wissenschaftliche Rätsel vom Wohin und Wozu aller dieser Dinge schlummert. Und das wird gut sein, denn ich bin überzeugt, daß hinter diesem letzten Tor eine Lösung unserer Arbeit, in deren Licht alle unsere zeitlichen Ernungenschaften wie Kinderspiele sich ausnehmen werden. Und dann werden wir endlich auch Antwort auf die Frage erhalten, wie man nun eigentlich einen Oberlandesgerichtsrat anreden soll, selbst für den Fall, daß er seinen Amtssitz im Unterland stehen hat.



Resignation

(Zeichnung von R. Kriesch)

„So eine Schlamperlei!
Nun kommt der Zug wie-
der nicht fahrplanmäßig!“

„Is eh gleich! Mir Öster-
reicher san allerweil no'
z'spät kumma!“

Das kleine Hotel / Von Bruno Wolfgang

Seinen Namen werdet ihr nie erfahren. Es liegt an einem Teich, ganz nahe dem Wald, weitab der großen Heerstraße. Eigentlich ist es gar kein Hotel, keine Maschine der Gastlichkeit, sondern es ist Natur, es wächst wie ein Schwammerl am Waldestrand. Herr Pokorny, der jedes Jahr hinkommt, empfiehlt es nur Leuten, deren Seele er vorher sorgfältig gepörrt hat. Den anderen empfiehlt er höhnisch Deauville oder Monte Carlo. Hier herrscht die Natur, nicht eine Hoteldirectrice, die es versteht, in zwölf Sprachen nichts zu sagen. Hier ist die Küche nicht unsichtbar wie der Geist des Menschen, sondern sichtbar wie sein Bauch. Sie liegt gleich neben dem Eingang links. Die Tür ist offen, und drinnen zwitschert eine ganze Schar munterer Mädchen, immer tätig, immer vergnügt.

Ein bißchen wackelt hier alles. Aber die Gäste wissen genau, wo man sich anlehnen darf und wo nicht. Wenn beim Essen plötzlich lautlos ein Tischfuß umsinkt, packen alle Tischgenossen blitzschnell ihre Suppenteller und halten sie hoch. Der Stärkste stemmt sein Knie unter die Tischplatte, die Kellnerin stellt schnell den Suppentopf auf den Boden, die Hühner rennen eilends herbei, und mit erfahrener Hand setzt sie den Tischfuß wieder ein. Nun kann er weiter stehen, jahrelang. Alle lächeln befriedigt: das ist wieder einmal unser kleines Hotel.

Auch in den Zimmern herrscht der Geist der Landschaft. Herr Pokorny erzählt jedem mit Stolz, daß er seinen Kasten weg-schieben wollte und dabei die Entdeckung machte, daß er keine Füße mehr hatte, der Güte, sondern auf vier Ziegelsteinen stand. Warum nicht? Er stand ausgezeichnet und verbarg treu Generationen von Spinnweben. Über die Tiere läßt Herr Pokorny nichts kommen. Da ist zum Beispiel die kleine Maus, die des Nachts von einem Zimmer zum andern spaziert. Die Hotelgäste wetten immer beim Abendessen, wer heute die Maus haben wird. Und meist gewinnen alle. Man hört sie emsig krabbeln. Denn die Ärmste versucht immer den Knochen der Quere nach in das Loch zu bringen, was natürlich nicht geht. Stundenlang plagt sie sich. Man kann Licht machen und sich an der Überlegenheit des Menschen freuen, der ähnliches selbstverständlich nicht macht, außer natürlich in der Politik, der Wirtschaft, der Verwaltung u. dgl.

Tiere gibt es in Hülle und Fülle. Vor allem die Hühner, die mit ihren runden, immer ein wenig ängstlichen Augen das Innere des Hotels durchforschen. Die Enten werden wackeln draußen bei den Tischen und Bänken herum und zwicken die Damen, welche häkeln oder Schwämme putzen, unversehens in die Waden, die sie für erbar halten. Abends kommen die Kühe von der Weide, von zwei alten Weibern hexenartig begleitet. Sie (die Kühe) treten ruhig und gelassen bis zu den Knien in das dunkle Teichwasser und tunken die breite Schnauze in das köstliche Naß. Auf ihren breiten Rücken ruht der Schein der Abendsonne. Besondere Hervorhebung verdienen die Wespen. Der Städter hat ungefähr die Vorstellung: die Rose riecht, die Wespe sticht. — Aber den Wespen fällt es gar nicht ein zu stechen.

Man muß es nur verstehen, mit ihnen zusammenzuleben. Wenn die Gäste den Kaffee auf den Tischen draußen nehmen, kommen sogleich die Wespen, mindestens zwanzig pro Person. Sie setzen sich auf den Rand der Kaffeeschale, auf den Löffel, auf die Nase, auf die Hand. Alles vollkommen gefahrlos. Nur ruhig weiter essen. Herr Pokorny füttert stets eine ganze Herde mit Staubzucker auf seinem nackten Knie. Sie stillen ihren Hunger und fliegen wieder fort, dankbar mit dem Hinterbein wackelnd. Es gibt hier weit und breit keinen Zaun, der nicht teilweise umgesunken ist. Was verschlägt es, wenn sich eine verpörrte Hoteltüre zuweilen nicht öffnen läßt? Ein kräftiger Druck, und sie weicht lautlos aus dem morschen Angeln oder gibt samt dem Türstock nach. Auf dem Teich schwimmen zwei Kähne. Der eine ist ganz voll Wasser, der andere aber nur halb. Die Ruder, von einem längst verstorbenen Kahn stammend, sind ungleich lang und in der Mitte abgebrochen. Sie schwimmen weit drüben bei der kleinen Insel als kleine Striche friedlich im dunklen Wasser. Auch ein Lautsprecher ist da. Aber glücklicherweise gehört auch er dem Geist der Landschaft und läßt sich mit allen Hebeln und Schrauben nur ein kleines, verdrießliches Grunzen abringen. Hier kann der Mensch endlich ohne Musik sein. Denn die Natur kennt keine Musik. Sagt Herr Pokorny.

Was kümmert einen hier die Post? Hier und da schüttet der Postbote ein paar Briefe auf den kleinen Schanktisch. Seit vier Jahren liegt schon der Brief an Herrn Nowak dort, der irgend einmal da war. Er (der Brief) ist schon mit unzähligen Ringen von darauf gestellten Bier- und Schnapsgläsern bedeckt. Die Gäste freuen sich alle Jahre, wenn sie ihn wiedersahen. Und wie wird hier gegessen! Hühner, Gänse, Enten, Fische, Krebse, Rebhühner, Fasane und unvergibliche Mehlspeisen. Alles billig. Und dazu der Wald, die Teiche, die Beeren, die Pilze, die Felder, die Wolken, die Luft . . . alles umsonst . . . nein, es ist besser, nicht davon zu reden, nur daran zu denken.

Herr Pokorny ist alljährlich der Letzte. Das Hotel wird still. Des Nachts ist die Mägedekam leer. Denn das Personal legt sich nur in die besten Zimmer und die besten Betten. Herr Pokorny geht nachdenklich durch die Zimmer und sammelt Zündholzschachteln, Zahnbürsten und Nachthemden, welche die Gäste vergessen haben. Er findet den letzten Schwamm und verpeist den letzten Truthahn. Dann besteigt auch er den großen, alten Wagen, der die Arche Noah heißt. Die Mädchen blicken ihm mit feuchten Augen nach und winken mit der frisch gebügelten Wäsche, bis der Wagen hinter dem grauen Zaun verschwindet. Sie sehen nicht mehr, wie der Geist der Landschaft mit dem hinteren Wagenrad ganz leise an den Zaun stößt. Das Rad rollt, seine Speichen verstreuen, langsam in den Straßengraben, neben die alte Gießkanne, die dort seit dem Jahre 1894 ruht. Dann sinkt auch ein Stück des Zaunes wehmütig in sich zusammen und legt sich wie ein müder Gaul auf den kühlen, herbstlichen Rasen. Und dort wird er nun liegen, der Zaun . . . jahrelang . . .



Auf seinem Flug nach Genf läßt das russische Täubchen eifrig Eierchen fallen.



An Sonntag-Vormittagen gab es auf dem Marktplatz keine Gemüsestände und keine Obstkörbe. Auch die alte kleine hagere Frau war nicht da, mit ihrem zerklopften und zerfransten Holzmaskengesicht, die nach den Vorübergehenden mit der Gabel stach und im Befehlston einer zahllosen Lehrerin „Heiße — Heiße“ sagte. Damit verlangte sie, man solle ihr ein Paar Würstel abnehmen, und mit der drohend vorgestoßenen Gabel rief sie jeden auf wie einen Schüler: Du bist gemeint! Kerzengerade auf dem knolligen Kopf trug sie eine Art Zylinder, bei Regen einen filzigen, bei Sonne einen strohigen, — diese kurze verbeulte Röhre aus stumpfem Schwarz bildete eine unerbittliche tote Senkrechte über der Eiligkeit ihres mit Würstchen und Kunden vielbeschäftigten Körpers.

Sie war nicht da mit ihrem dampfenden Blechhafen und dem Senfteller, auf den bald Regen, bald Sonne herniederfiel, so daß der Senf einmal suppig war und ein andermal brockig wie ausgetrockneter Lehm. Auch nichts Grünes war da, nicht einmal eine Spur des sonst massenhaften Abfalls, und er hätte doch gut und brauchbar herumliegen können.

Denn es waren Stallhasen da an solchen Sonntagen. Halbwüchsige Tierlein, in größeren Pappschachteln auf die Straße gestellt. An rauhen Frühlingstagen froren sie, und später im Jahr in der Sonne lechzten sie nach Deckung. Und immer darben sie, litten Hunger und Durst. Denn sie standen viele Stunden lang zum Verkauf bereit, und ihre Besitzer, die diesen Besitz los sein wollten, kümmerten sich um weiter nichts als um die Aussichten auf ein profitables Ende.

Die Menschen kamen aus der nahen großen Kirche, wandelten über den Platz und gerieten auf die Straßenseite, wo sich die Hasen-Pappschachteln aneinanderreihen. Sie brachen in entzückte Rufe aus, untermischt mit Tränen der Barmherzigkeit und Rührung über die hilflose Zerknirschtheit dieser in graublaues Fell hineingebohrten Kreatur; die Kinder winselten vor

Freude und griffen furchtlos in die Pappschachteln. Das war den Besitzern grade recht. Die Kinder wollten spielen mit den Tieren, und da blieb dann manchmal eins hängen. Die Tiere ihrerseits wollten gar nicht spielen, sie wollten fressen und geschickt im Warmen oder im Kühlen leben. Je nachdem. Dann hätten sie auch gespielt: untereinander, aber nicht mit Menschenhänden.

Diese Hände packten zu und ließen die mollige Weichheit förmlich durch alle Fingerringen: sie wollten zärtlich sein, aber sie waren bestenfalls nicht mehr als lästig. Manchmal geschah es, daß ihnen aus Ungeschick das Spielzeug wegrutschte und so Boden fiel. Fiel es nicht zurück in die Schachtel auf die kleinen runden Rücken der Brüder und Schwestern, so fiel es

hart auf den Asphalt. Es verletzte sich vielleicht dabei, es schrie nicht. Den Stallhasen ist es nicht gegeben, viel Wesens und viel Lärm zu machen. Es hätte ihnen auch nichts genützt, zudem gingen immer einlege ein, vielleicht war so ein Abgestürzter mit heimlichen Schäden gelegentlich darunter.

Wenn die Kinder genügend gewöhnt hatten in der blaugrauen Wärme der verkörperten Geduldigkeit, die alles über sich ergehen ließ, höchstens daß die kleinen Dämonen die dunklen Perlen ihrer Augen wegsteckten ins benachbarte Fell — dann kam die Bitte an die Eltern: „Kauf mir so eins!“ Wieviel besser als eine Puppe! Es ist warm und bewegt sich aus sich selbst. Wieviel bequemer als eine Katze: keine Krallen. Wieviel hübscher als ein Hund: so sauber und glatt und weich, wie er nie sein kann.

Das ist der Augenblick für den Händler. Er schwingt den jungen Hasen an den Ohren vor den funkelnden Blicken des Kindes und den zögernden oder abweisenden des Vaters wie ein Pendel hin und her. Leicht zu verköstigen, frißt alles. Leicht zu halten: wohnt in einem brüchigen Korb, einer Schublade, einem Kübel, einer alten Badewanne. Kostet keine Steuer. Kostet — an mich zu zahlen — einmalig den lächerlichen Bruchteil dessen, was Sie für den schäbigsten Koter anlegen müßten. Groß gezogen, im nächsten Herbst oder Winter, mein Herr, ist das Tier geeignet für einen guten Abschluß, für den allerbesten: als Braten kommt es auf die Sonntagsstafel. An einem Sonntag billigst erworben, an einem Sonntag köstlich verpeist — so wird eine runde Sache daraus, mein Herr! — Das ist der Augenblick für den Händler.

Es ist aber auch der Augenblick für den Hasen. Für einen, der über die Köpfe der Genossen hinweg den Rand der Schachtel kraft seines Hungers erreicht hat und in die Freiheit hinausgepuschelt ist. Während die Zurückgebliebenen allesamt an einer Schnur nagen, mit der sie nachher wieder





als Unverkaufte in der Finsternis ihrer Schachtel zusammengebündelt werden — hat er, der eine, unbeachtet eine Deckung erreicht, die ihn den Blicken der Menschen vorläufig entzieht. Weit ist er nicht, aber verschwunden. Vermitt wird er nicht, ihrer sind ja so viele, noch, acht Stück in einem Karton. Knapp neben dem seinen hockt er, im Rinnein, unter einem Zeitungsbausch. Er verschwindet leicht darunter, er ist ja nicht viel größer als eine Faust. Daß er still sitzt, ist nicht Klugeth und Sichversteckenwollen, sondern der Besen des Straßenfegers hat gestern drei Spinatblättern übergangen: mit ihnen beschäftigt er sich leise.

Ehe er noch fertig ist mit dieser winzigen Portion, die sorgsam gekaut wird wie alles und deshalb ihre Zeit braucht, geht der Hasenmarkt zu Ende, das heißt die Händler wollen zum Mittagessen. Alle brechen wie mit einem Schlage auf, zumal es zu regnen anfängt.

Der Kleine bleibt allein zurück. Ein Zeitungsblatt ist schnell durchgeweht, und ein graublaues Hasenfell pappt in der Nässe strählig zusammen und wird dunkel, als war's mit Tinte überossen. An weiteren Spinatblättern ist im dürrigen Umkreis der Nase nichts mehr zu erschnuppern.

So hoppelt er heraus aus dem klebrig zerfließenden Papier und schickt die ungeübten Augen über die spiegelnde Wüste des endlosen Asphalts.

Ganz einsam ist er — nichts als ein bißchen bewegtes Leben auf der starren, von Wasser überschwemmten Fläche des

künstlichen Steins ist er. Querüber nimmt er die Richtung — es sieht gespenstisch aus, wie da ein Klümpchen hüpfet etwa in der Farbe des nassen blaugrauen Grundes — mit eingezogenem Kopf eine Art Riesenfrosch im Fell — oder eine Verleibung des Bodens selber, über den er hinsetzt. Erreicht wird die Kirche, aus der vorhin jene Menschen kamen, die ihn und die Seinen hatten durch ihre Finger gleiten lassen.

Die Stufen des Sockels sind gerade noch zu nehmen, wenn man sich reckt und dabei auf einmal ganz lang wird wie ein Wiesel. Man hat auch weiterhin Glück, denn die Türe steht offen, und man gelangt in die dämmerige Trockenheit des Innern.

Ein Kaninchen, das jung und klein und dunkel in einer mächtigen Kirche zwischen den Reihen der verlassenen Bänke durchhoppelt gegen den von Heiligkeit stumm drohnenden Altar zu, hat etwas von einer Inkarnation aller geschundenen Kreatur, die ahnungslos auf dem Wege ist und anlangt — vielleicht um schüchtern zu fliehen und hoffnungsvoll anzubeten.

Aber da hätten wir nur den bezweifelbar schönen und billig rührenden Anschein, — dem Kleinen war es um anderes zu tun. Er überwand auch die Stufen des Altars und entdeckte bald Feldblumen, Gräser und frische Blätter.

Sie standen in Töpfen, sie standen in Schalen. Er traf seine Auswahl und machte sich darüber her. Ein verjagtes Hasenherz

sättigte sich unter dem Bildnis des Gekreuzigten, unter dem Bildnis der Gottesmutter, die auch seine Mutter war, nur wußte er es nicht. Sie gab ihre Blättchen gern dieser mümmelnden Schnauze. — Wenn man den Magen voll hat, nach ein-stündiger Arbeit des sorgsamsten Kauens, ist man geneigt, sich auszuruhen, aber da war hier nicht viel zu wollen. Steinene Kühle strömte von unten und allen Seiten her auf ihn zu. Auch durch die Teppiche drang nichts als Kälte. Die Mutter Gottes ist liebevoll, aber doch zu sehr entrückt einem kleinen Hasen, als daß sie ihn wärmen könnte.

In der Luft lag Weihrauch, aber dem Boden hatte noch der Geruch des eigenen Körpers an. So zog der die Spur zurück, die er geschaffen hatte, als er eingedrungen war. Zwei Uhr nachmittags, zu dieser Stunde behinderte den Beter niemand. Er war immer noch allein. Er hüpfte lautlos, ein dunkles Knäuelchen, durch den Dämmer, paasierte das Gitter, ohne zu spüren, daß er's tat, so mächtig waren für ihn die Räume zwischen den Eisenstäben, und kam wieder ans Tageslicht, an den Tag, heran an die Straße, an das Feindliche.

Die Straße war auch jetzt noch leer, obgleich es zu regnen aufgehört hatte. Es war noch früh am Nachmittags. An einem Sonntag, da ruht der Bürger aus vom reichlicheren Mahl.

Trotzdem war er verloren, war schnell verloren. Denn wenn auch kein Mensch da war, der ihn langsam erledigt hätte, so waren doch Hunde da, die ihn eilig erledigten.

Zuerst nur einer, der ihn sah und erbeutete. Aber in dieser hundereichen Stadt lungern auf jeder Gasse immer mehrere gleichzeitig und selbstherrlich umher.

Er fand gar keine Zeit, eine Flucht auch nur zu beginnen. Das war vielleicht nicht schlecht so, denn bestand Aussicht, daß er irgendwo behaglich sich zurechtgefunden hätte? Nein. Er wurde ein ziemlich billiges und langweiliges Opfer der verdümmerten Jagdlust eines entarteten Raubtieres. Als der riesige Feind ihm den Nacken durchbiß, als er mit nichts begreifenden Augen, die hervorquollen, und mit im Krampf des Todes starr weggeschleuderten Schenkelchen unterging, stellte ein zweiter Feind sich ein. Die beiden Hunde gerieten sofort in ein Geraufe um den warmen, gut riechenden Leichnam. Sie knurrten kollernd — der Kleine hörte es nicht mehr — und rissen sich um ihn. Und aus dem zerrissenen kleinen Magen trat das schwärzliche Grün der wohlgekauften Blätter hervor, die von der Mutter Gottes der Menschen und der Tiere eben noch gespendet worden waren.



Gedenkfeier in der Hölle

«O. Gulbransson»

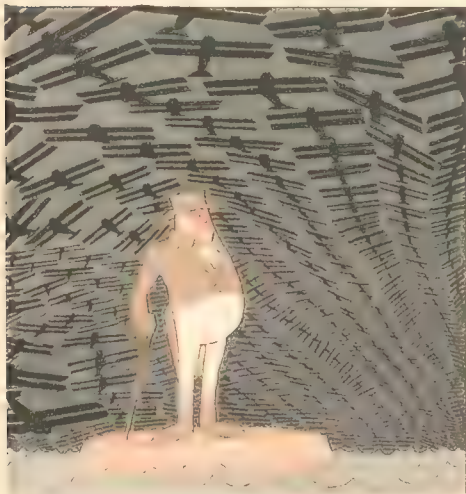


„Und nun, meine Herren, wollen wir darauf anstoßen, daß Ihre Nachfolger nicht weniger geschickt sein mögen als Sie Anno 14!“

SIMPLICISSIMUS

Zustände

John Bulls Luftaufrüstung



„In meinem Lande darf die Sonne nicht aufgehen!“

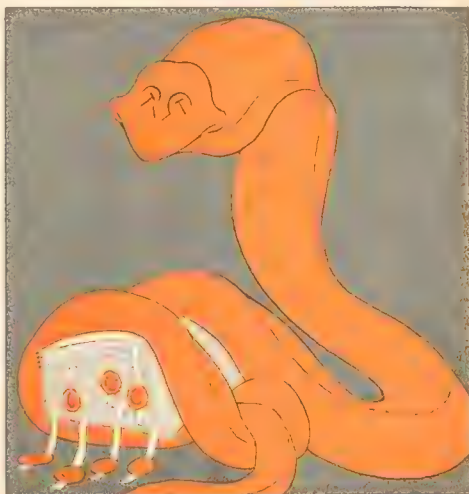
Französische Sonntagsreden



„Unsere Frontkämpfer haben gar nichts zu sagen! Die hatten ihren Krieg. Der Haß aber ist Sache der erfahrenen alten Diplomaten.“

Geschlossene Ostpakte

(Karl Arnold)



verbürgen für Europa auf alle Fälle die Segnungen der Moskauer Propaganda.

Diogenes in Genf



„Die Friedenstaube lassen Sie hungern? Dann suche ich Sie wohl vergebens nach einem Menschen.“



Schmetterlinge im August

Von Hermann Hesse

Die Zeit der vielen Falter ist gekommen,
Im späten Phosphorlicht taumelt sich ihr Tanz.
Sie kommen schweigend aus dem Blau geschwommen:
Der Amikal, der Fuchs, der Schwalbenschwanz,
Der Kaisermantel und Perlmutterfalter,
Der kleine Taubenschwanz, der rote Bär,
Der Trauermantel und der Distelfalter.

Kostbar an Farben, pelz- und samtbest,
Juwelenschillernd schweben sie einher,
Prächtig und traurig, schweigend und benommen,
Aus unterganger Märchenwelt gekommen,
Fremdlinge hier, noch honigtäubend,
Aus paradieschen, arabischen Zügen,
Kurzleibige Götze aus dem Morgenland,
Das wir im Traum, verlorene Heimat, schauen,
Und dessen Götterbildhaft wir vertrauen
Als eines edlern Daseins holdem Pfand.

Simbilder alles Schönen und Vergänglichlichen!
Des Myzarien und des Überdämlichlichen!
Schwermütige und goldgeschmückte Götze
An des belagerten Sommers letztem Fest!

Der Zug nach Bogotá

Von Hans Schubert

Gegen Aguas perdidas dehnt sich schorrig
der alte Lavabruch, Gegen Purissima
Concepcion schiebt sich in endlosen, grün-
gräulichen Stachelwellen der Feigenkaktus
wie eine schöne Schöpfungskatastrophe
vor. Die astrophysikalische Garciasation
liegt als immerhin wohnender Ordnung-
block völlig einsam und unbegründet in der
Mitte. Schatzgräberphantasie knüpft sich
seit Generationen an diese kalte Todes-
falle im Norden Mexikos. Jetzt ist das
Land um die Garciasation offizielles
Eigentum der Stillen Gesellschaft Lopez
& Steinemann. Eine sehr stille Gesell-
schaft in der Tat. Steinemann, der ver-
krachte Haziendero, starb vor unwar-
scheinlich langer Zeit an einer leichtfertig
zugezogenen Malaria, die man dem tropen-
festen Chef der Intelligenzpartei wegen
der Eigenart seines Gebarens in der Todes-
stunde nie geglaubt hat. Lopez erschöpfte
man kürzlich hinterwärts bei der Exhumie-
rung einer enormen Kiste, die aber nichts
enthielt außer drei Lot schlechten Silbers

in Weiberkrum mit den dazugehörigen Ge-
beinen. Die Firmentilgung hatte man dann
wohl vergessen oder gar nicht erst ge-
wollt, weil das bequemer war. Kisten dieser
Art sind in Mexiko keine große Sensation.
Und vergessene Firmentilgungen schon gar
nicht. In der verurteilten Garciasation wohnte
zur Zeit des Mordes an Lopez nur ein ein-
ziger Mensch mit seinem Hund Murr. Dieser
einzigste Mensch war der absonderlich ge-
wordene Doktor Reibetanz aus Bogotá.
Eine kolumbianische Militärrevolte (Offizier
mit fünfzehn Mann) hatte Reibetanz die
Existenz gebracht. Ein anschließender
Guerrillakrieg von Jahren brachte Kind und
Kegel ans Gewehr und brachte Reibetanz
um das Leben seiner Frau. Knapp vor dem
vergoldeten Portal der Kathedrale, den
Säugling schafften zwei mitföhlende Ama-
zonen schleunigst in den Glockenstuhl.
Dort sitzt er heute noch. Ein Kordon in-
fanterie legte sich um die Kathedrale und
ging auf Näherkommende zu schießen an.
Schlug ein Biwak auf. Richtete sich für
längere Zeiten ein. Der Kordon überdauerte
die Regenzeit, und seine Ablösung wegen
dringender Bedürfnisse der Uniform über-

dauerte die nächste Regenzeit. In diesen
beiden Regenzeiten wurde Reibetanz zum
Menschen-eine.

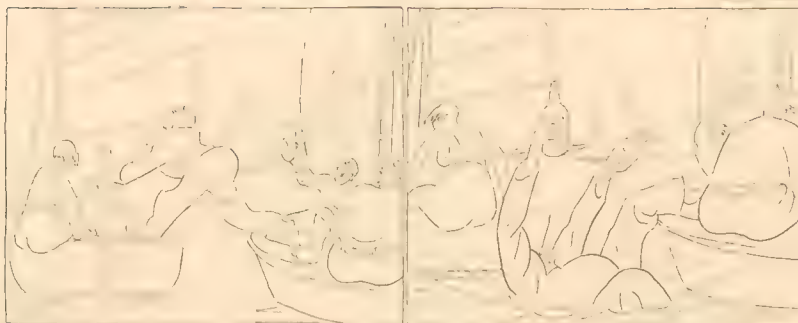
So hatte denn dieser Reibetanz einen
wesentlichen Teil der Anden und den hül-
sichen Isthmus mutterseelenallein zu Fuß
durchquert, als Tramp unter Tramps, und
mit gelegentlicher Unterstützung mitleidi-
ger Automobilisten. Mexiko bot dem ver-
dienten Deutschen einen Posten in der
Garciasation. Jeden Monat einmal kam
das Flugzeug aus Chihuahua über der
Station vorbei und warf die Nötkigkeiten
mit den ausbedingten Passos ab. Jede
sternschillernde Arbeitsnacht, wenn Reibe-
tanz den Stern 59 im Kleinen Hund aufs
Korn nahm, Jede dieser Alleinseinächte
nutzte auch der Dobermann Murr zur
immer wieder vergeblichen Fahrt nach
einesgleichen. Kam dann Murr gegen Mor-
gen mit den trostlosen Bewegungen eines
Gummiteils in die Station zurück, zahllose
Kakteenstacheln im Fell, dann lag sein Her-
wie tot unter dem Moskitonetz, das hier
ganz überflüssig war. Dieses Netz hatte
die Reise durch den Isthmus mitgemacht
und war Faktotum. Ohne dieses Netz ging
es nicht. Längst schon kannte Murr den
Stern 59 im Kleinen Hund, wenn er ihn
auch gar nicht sah. In diesen Nächten gab
es manchmal Erdaute zu hören wie vor der
Schöpfungstat. Ausschließlich für Hunde.
Tote Fäuren gingen um. Und in ihr raum-
enbundenes Gewebe machte sich unauf-
dringlich die vor den Menschen so ge-
heißene Frau Reibetanz. Stundenlang stand
der Schemen vor der Lagerstatt oder
neben dem Okular oder hinter dem Ver-
messungstisch. Reibetanz aber wußte
nichts davon. Nur der kühle Hauch machte
ihn auf eine Weise glücklicher als sonst.

Astronomen sind gemeinhin phantasielos.
Oder sie geraten in eine falsche Steige-
rung auf ihrer selbst willen. Mit einer ähn-
lichen Erkenntnis verließ Doktor Reibe-
tanz den Kuppelbau der Garciasation. Er ver-
ließ ihn jetzt mit einem heftigen Minder-
wertigkeitsgefühl nach vollbrachter Durch-
musterung von hundertfünfzig Platten zum
Vorteil des Sterns 59 im Kleinen Hund.
Auf einem Planeten des Sterns 60 im
Großen Hund sah der selben Weltzeit ein
präziser Doppeltgänger, dieses Doktors Reibe-
tanz und maß an der hunderteinundfünfzig-
sten Platte zum Vorteil der Reibetanzschen
Sonne (die ja auch die unsere ist). Reibe-
tanz fing ob der Katastrophe dieses Ge-
dankens laut zu lachen an. Im Schatten
der überdachten Zisternen lag Murr, der
Hund. Das war viel wichtiger. Auch dieser
etwas feigpöhlische Platz schied ganz un-
wichtig für einen kranken Hund. Einen
Dobermann kann ich nicht unterm Arm
durch die sengende Hitze bis Purissima
Concepcion tragen, dachte Reibetanz resi-
gniert. Reibetanz dachte ferner an Cortez.

(Schluß auf Seite 233)

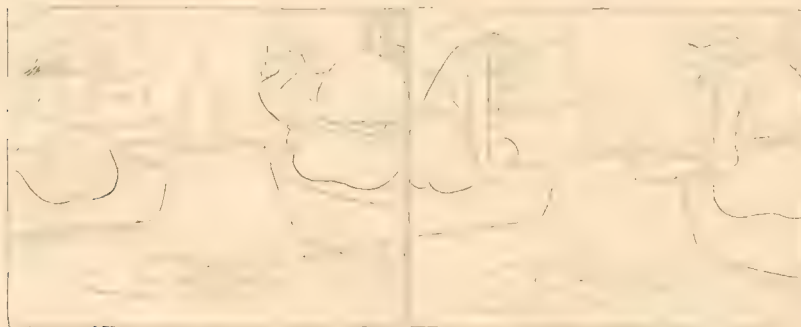
Nichts ist passiert!

Olef Gullbransen

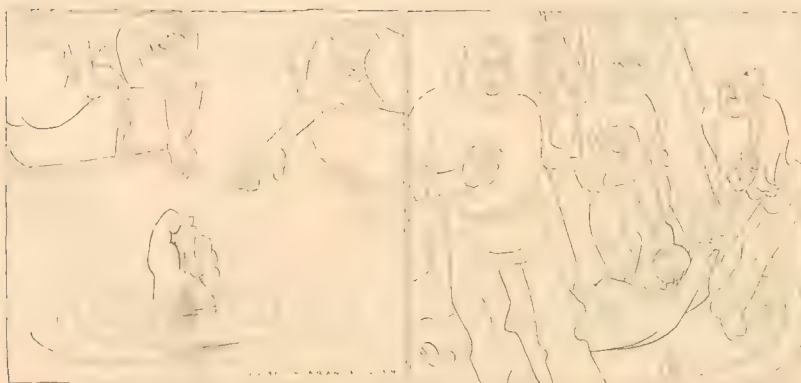


„Die guten Mächens sollen doch auch 'n Tropfen abkriegen!“

„Hoppla!“



„Wo ist denn Larsen mit der dritten Flasche?“



„Hurrah, da ist sie ja!“

„Kein Tröpfchen Wasser hat er 'reingelassen. Braver Larsen!“

Helden und Spießer

(Wilhelm Schütz)



„Was hoaßt Himalaja! Da Mensch stirbt dahoam, bal' ihn net am Stammtisch da Schlag trifft.“

Der Zug nach Bogotá

(Schluß von Seite 230)

an Pizarro, an den Nikolaus Federmann. Als er etwas unerschrocken den Controlevolver zog, führte er genau, daß die Malaria zu ihm kam. Spätestens morgen früh. Mit einem schmerzhaften Verdauungs- und Blümping Murr die Kugel. Unsere seelischen Depressionen können sehr gut physischer Herkunft sein, beharrte Reibetanz sein besseres Ich. Wenn ich morgen den Zug nach Xochitlan erwische, bin ich morgen früh in Mexiko. Pünktlich mit der Malaria. In Mexiko kann man sich dann ausheilen. Aber für das Leben dann und nicht mehr für die Garciasation. Bei der Kulturbehörde in Mexiko müssen Neger oder idioten altzeitliche Dinosaurier astrophysikalische Station ist sinnlos. So geschah es, daß Reibetanz die Garciasation verließ. Er gab sich den Befehl, daß er ab jetzt wacker fürbaß schritte. Mit dem Controlevolver, mit dem erfreulich dicken Bündel hoher Personoten und mit der schon glimmenden Malaria. Langweilig wie ein mathematisches Pappmodell stand die verlassene Station in den Himmel.

Gegen Purissima Concepcion windet sich ein alter Maultierpfad. Nützt jede Boden-falle aus, krümmt sich wie der Fuchs Ma-ander durch das tote Land. Er hört auf halber Strecke auf. Von dort aus, un-schlüssig wohnen, sieht man gerade noch das ausgerauchte Pueblo der Purissima Concepcion mit seinem eigentlich so ge-heißen Kloster und mit dem einsamen Refraktor von Zeiß. Kurioses Gebäu schach-telt sich hier zusammen, kleine Wohn-blocks aus Lohm und Holzern. Die Holz-stein längst herausgebrannt. Der harte-backene Lehm steht unverwundlich wie aus einem Stück geschützt. Hier und da steht auch noch ein angekokelter Leiter-rest. Treppenartig geht es so vom Par-terre in die Beletage, von der Beletage in den Oberstock, vom Oberstock auf das schon recht luftige Dach, das aber nirgend-mehr vorhanden scheint. Durchkommender Menschenschritt bringt hier nichts zuwege als ein kleines Echo und das Knirschen im Schutt. Hier und da liegen Maiskolbenreste und Reste angeknackter Knochen ver-dächtigster Herkunft. Der praktische Herr dieser Gegend ist der entwichene Abbé Nicophore, der bei den Indios der Rüber, bei den Weißen aber der Perrogerente oder Hundekönig heißt. Perrogerente ist Herr über Leben und Tod sämtlicher Mit-glieder der Plateadores. Die Plateadores überfallen manchmal das Fernzug nach Xochitlan, manchmal eine entlegene Hazienda und sind im übrigen geduldet. Ein Kloster überfallen sie nie. Oder es mühte längst gestorben sein, wie das Kloster zur Purissima Concepcion. Von diesem Kloster-trümmerbau sieht man dann bei guter Luft die Telegraphenmasten der Fernstrecke nach Xochitlan. Das heißt, man ahnt, man mehr.

Die Kimm nach Purissima Concepcion hin-über ist seit Mesopotamien das letzte Erdenbild der Wandermenschen gewesen, die hier verdurstet sind. Unser alter, tröst-licher Mond wird noch oft über diese Kimm gehen; halb, völlig, ganz. Er gefällt uns. Wie es Gott und der Astronomie gefällt. Und wenn die Garciasation eines Tags im Staub verirrt, im Staub verbrockelt, im Stachelfeigenmeer ertrinkt, dann werden hier wieder Verdurstende auf den Mond warten. Die absinkende Sonne wird ihren Fluch mitnehmen und der Gebirgsstern aufsteigende Mondschiff nimmt für die ersten Morgenstunden ihre Seelen mit. Reibetanz hat den Zug nach Xochitlan nie erreicht. Er hat ihn nie erreicht, er hat ihn nie können. Dann der Betrieb war eingestellt.

Hinter den leeren Asphaltflüssen, einziges Kennzeichen eines unbekannten Halte-punkts, lag ein Mensch. Wartete auf den Zug nach Xochitlan. Lag ganz dicht neben dem Gleis. Manchmal legte er den Kopf auf die trüb gewordene Schiene und schaute angespannt nach Osten, da, wo sie aus Ursachen mancherlei Art in einem rostigen Schienenpaar entlang-taufen, das nicht mehr benutzt wird. Es konnten zum Beispiel die Coyoten sein, die ihren Bau zuweilen unter Schienen

wühlen. Es mußten unendlich viele Coyoten sein über viele hundert Kilometer hin. Ge-schirr und Geschabe, Gerüffel und Ge-kratz. Kollern von Erdbrücken. Auch die gestiegenen Herztöne der Malaria waren dabei wie ein periodisch aufklopfender Topf mit Wasser. Es gab kein Wasser hier. Nur Kalkasphalt, Bahnschwellen, Schotter, ein langsam sich auflösendes Blechschiff von Shell. Und die linear in den Horizont fliehende Schiene. Eine Motorgrasine auch. Aber man konnte sie nicht benutzen, dann sie war viel zu schwer und lag seitlich ausgekippt neben der Schiene. Das Stern-nicht macht dann später ein mexi-kanisches Götterspek aus der Gräse. Der Totengott Tezcatlipoca saß am Bahn-damm und befahl die Einstellung des Be-triebs. Noch einmal legte Reibetanz den Kopf auf die Schiene. Die Coyoten hatten aufgehört. Überhaupt war das gar kein

„Wir fahren jetzt nach Bogotá“, sagte der sanft gewordene Haziender Steinemann. „Aber ohne den Stern 59 im Kleinen Hund.“ Und lächelte dabei, „Ich bin längst nicht mehr der Steinemann von damals her.“ — Die Leute des Chefs der Hunde entfernten sich. Es war kalt in diesem Schiff und voller Angst. — Jedermann hat seinen Ort in diesem Schiff.

Das mußte richtig sein. Dann aus einem abgründigen Winkel des Mondschiffs kam jetzt der alte Astronomenvater Schorr her- vor. Er war im Adamskleid und von oben bis unten mit natürlichen Logarithmen täto- viert. Hatte ein herausfordernd winziges Bröckchen in der Hand. „Bist du an den Plateadores gestorben oder an der Mala- ria?“, fragte Reibetanz den Astronom- vater Schorr. Der aber schwiegte. Tat nichts als eine feine, stille Geste nach dem

Kriegswagen

(Altred Kuban)



richtiger Bahndamm mehr. Es war ein langsam abstrichender Unterbau von weni- gen Zentimetern. Es mochte hier eine Geländeverwerfung gegeben haben, denn wenn man ganz dicht bei der Schiene hin- er entlang sah, soweit es eben ging, dann krümmte sich das Gleis wie eine Schlange. Triumph der Technik! — Es bewegte sich

sogar. Als dann der Frühmond kam wie ein Schiff aus glühendem Kupfer, war auch die Stille Gesellschaft Steinemann's & Lopez da. Lopez saß auf dem rechten, Steinemann etwas bescheidener auf dem linken Gleis. Und sie luden den Doktor Reibetanz zu dem einfernen Mondschiff ein. Ist das der Zug habe aber doch noch niemals Skat ge-spielt!“, meinte Reibetanz beschämt. Auf den Schlangenschienen kam das Mondschiff. Nahe war — näher. Fast nahe jetzt. Geschoben von den fackelschwin- genden Leuten des Perrogerente. Reibe- tanz, Lopez und Steinemann stiegen in das einferne Mondschiff ein. Ist das der Zug über Xochitlan nach Mexiko?“, fragte Reibe- tanz etwas unsicher. „Das ist der Zug nach Bogotá“, sagte der Abbé Nicophore. Die Fahrt ist schon bezahlt für Sie. Und stieß seine überflüssig gewordene Fackel in den Sand. Der Morgen kam. Respekt- voll standen die ausgefranzten Silhouetten der Plateadores im Hintergrund. Standen teils neben der Dräse, teils etwas ab- steins am Gleis. Man konnte sie durch Lopez hindurch sehen und erst recht durch Steinemann.

Stern 59 im Kleinen Hund. Da wußte Reibe- tanz, daß er die Plateadores vielleicht überwinden hätte. Mindestens aber die Malaria. Vielleicht hatten die Astrologen doch recht, und der Stern 59 im Kleinen Hund war schuld an der Einstellung des Betriebs.

Der Stern 59 im Kleinen Hund ist unbe- stimmbar Lichtjahre weit. Zu Zeiten des Kopernikus ist er unter Umständen über- haupt erst aufgefunden. Und zu unserer eigenen Zeit kam sein Licht hier an. Die photographischen Aufnahmen des hiermit verbliebenen Doktor Reibetanz sind also rund vierhundert Jahre alt, haben die Er- oberung von Mexiko erlebt und sind für neuere Begriffe unmodern.

Im tiefsten Herzensgrund erlöst sich Reibetanz sich außerhalb des ungeheuren Mondschiffs um. Der Stern 59 im Klei- nen Hund war nicht mehr da. Es waren über- haupt keine Hunde mehr da. Dieses un- erschöpfliche Mondschiff widersprach jeder physischen Erfahrung. Zum Beispiel schwamm es jetzt in einer gläsernen Rie- senkugel, in der es irgendwie nach längst verfallenen Dingen roch. Nach siebzehn Jahren etwa. Das Mondschiff wurde erst golden, dann silberblau, dann fadenschei- nel weiß wie eine kleine Federwolke. Das Mondschiff schwamm in einem moergrünen See mit ungezählten Cirren. Darüber hin wölbte sich das rotgoldene Portal der Kathedrale von Bogotá. Langsam zog das Mondschiff in die Kathe- drale ein.



Liebe auf der Landungsbrücke

Von Fritz A. Mende

Vom seligen Amtschimmel

Der Spiegel des Sees lag in diesem Jahr sehr niedrig, und die Landungsbrücke stand gleichsam nur mit den Vorderbeinen im Wasser. Die Landungsbrücke? Ja, welche denn? Oh, eine von denen, die nach unermüdlichem Dampferverkehr aussehen und doch nur zweimal am Tage Gelegenheit haben, sich am weißen Leib eines Schiffes zu reiben. Und wie sie dann ächzte, die Landungsbrücke, und sich wichtig machte, wenn es endlich soweit war! Manchmal stieg gar niemand aus. Das mußte man eben hinnehmen, wenn man dem Verkehr an bescheidenen Orte diente. Der Morgendampfer hätte eigentlich schon da sein müssen, aber Alex, der junge Mann in Flanellhosen (das Zeichen des Sommergastes) beilegte sich nicht. Am jenseitigen Ufer hing eine kleine Rauchwolke. Es dauerte schon noch eine Viertelstunde, ehe der angekündigte Besuch eines ihm bekannten Ehepaares Wirklichkeit wurde. Auf der Landungsbrücke befanden sich nur zwei Personen. Ganz hinten, auf der aus neuen Bohlen gefügten Plattform, stand ein Mann und hantierte mit einem Fotoapparat ungefähr in der Mitte der Brücke lehnte ein weiblicher Sommergast in weißem Leinenkostüm, und dieses Weiß fing die Sonne so, daß Alex gebiend wegsehen mußte.

Nun betrat er die Brücke. Die Bohlen knarnten. Der weibliche Sommergast schaute unbeteiligt ins Blaue und zeigte nur den weißgekleideten Rücken. Auf der Plattform blieb Alex stehen. Der Mann mit dem Fotoapparat ließ sich nicht stören. Er schaute auf den Sucher und war anscheinend bemüht, die nach dem Ufer zu sich perspektivisch verengende Brücke auf den Film zu bannen. Jetzt beugte er das linke Knie, sah wieder auf den Sucher und die Brücke hielt den Atem an — Knips! Die Bretter knarnten erneut. Der Mann stand auf, schloß den Apparat, wandte sich an Alex und sagte lobhelsend: „Ein gutes Motiv“.

„Möglich!“, erwiderte Alex. „Ich fotografiere nicht.“

„Na, ja, dann...“, meinte der Fotograf horablassend. Er sagte nur: „Na, ja, dann...“ Aber es hieß wohl: „Eine Welt kommt.“

Der Dampfer war nahe. Leute kamen schnell auf der Brücke entlang gelaufen. Eine Frau, die das Amt eines „Stationsvorstehers“ ausübte, hülte eine Fahne und wies — kraft ihrer Autorität — einen kleinen Jungen zurecht, der sich auf die Brüstung setzen wollte. Der Dampfer legte an. Die Brücke ächzte lustvoll. Der Verkehr war in vollem Gange.

Alex begrüßte seine Bekannten. In der Verlegenheit des Wiedersehens fragte man sich fünfmal „Wie geht's?“ und war als gegenseitig ausgesprochen zugegen, während man langsam überwärts ging. Die Dame im weißen Leinenkostüm stand noch immer am Geländer, nur hatte sie sich umgedreht, und als Alex einmal geclackert Sommerfrischchen mit ihr tauschte, stellte er sächlich fest, daß sie jung und — weniger sächlich —, daß sie schön war.

Alex nannte nach dem Mittagessen beratungslustig, was nur am besten zu tun sei, stimmten Alex und der Ehemann für Spazierengehen im Schatten. Die Ehefrau wollte vom Boot aus baden. Also zogen sie zum See hinunter. Alex mietete ein Boot. Der Ehemann lehnte es ab, zu rudern. Er war ja überhaupt nicht dafür gewesen. „Wie kamst du dazu?“, sagte er zu seiner Frau. „Wenn dir dieser Hitzel unbedingt auf den See will, darfst du auch rudern.“

Alex nahm die Ruder, denn er war mit der Frau nicht verheiratet. Nachdem er ein paar malte Züge gelutet hatte, sah er plötzlich ziemlich weit draußen ein Boot mit einem leuchtend weißen Fleck darin. Nun belebt zog er die Ruder kräftig hin und her. So nahe es, ohne den anderen zwei

aufzufallen, ging, fuhr Alex an das fremde Boot heran. Dort zog sich gerade eine Dame ihr weißes Kostüm aus, stand im roten Badeanzug und sprang kopfüber ins Wasser, so daß ihr Boot in schwankende Fahrt gerieth.

Bald befanden sich drei Personen im Wasser: die Fremde, Alex und die Ehefrau. Der Ehemann war schon vorher nicht dafür gewesen. Alex schwamm dorthin, wo ab und zu Stücke eines roten Badeanzugs auftauchten. Als er schon ein nasasses Gesicht erkennen konnte, rief es hinter ihm: „Alex, komm doch mal her.“ Alex schwamm weiter. Zwei Fischgesichter lachten sich an.

„Alex“, rief es noch einmal. Da schwamm er wütend zurück. „Ich habe dich dauernd gerufen“, sagte die Ehefrau vorwurfsvoll. „Du hast wohl Wasser in den Ohren...“

„Ja, ich habe Wasser in den Ohren...“ Der Morgendampfer des nächsten Tages kam wieder. Erwartungspunktlich, Alex stand auf der Brücke. Sie waren schon eingestiegen. Abfahrt! Da rief es von hinten: „Halt, halt...“ Jemand lief schnell die Brücke entlang. Eine junge Dame mit Schirm und Koffer durfte gerade noch mitfahren. Sie trug ein weißes Leinenkostüm. Schnell stieg sie ein.

Alex erstarbte. Der Dampfer fuhr. Die Brücke stöhnte. Aus Schluß Schade. Alex winkte lange. Auf dem Dampfer flatterten zwei grübende Taschentücher. Es waren zwei Damentaschentücher.

Als Alex sich umwandte, stand der Mann mit dem Fotoapparat vor ihm. „Wollen Sie das Bild von gestern sehen?“ fragte er lobhelsend.

Alex nahm es gedankenlos. Er sah die Landungsbrücke: vorn war sie breit wie das Bild, hinten lief sie zu einem Punkt zusammen. Am Geländer aber stand eine Dame in einem weißen Leinenkostüm. „Könnte ich davon einen Abzug haben?“ fragte Alex.

„Selbstverständlich! Es ist mir eine Freude, daß Ihnen das Motiv so gut gefällt“, erwiderte der andere stolz. Dann auf das Bild zeigend, fuhr er fort: „Leider stirbt diese Person da etwas die Perspektive.“

„Das kann ich gar nicht finden“, meinte Alex und dachte dabei: Eine Welt trennt uns... Noch einmal blickte er zurück nach dem Dampfer. Flatterte dort nicht ein Taschentuch? Und wenn es ein Taschentuch war, gehörte es einer Frau, die neben ihrem Mann stand, oder gehörte es vielleicht...?

Wer schafft's in Hamburg?

Alles ist ganz aus dem Häusel,
weil nun unser Schmeling-Maxe
die geheite Vorderhaxe
proben will an Walter Neusel!

Und die Fraxe hebt sich jählings:
wird der Maxe Schmeling Neusel
Nase, Kinn und Lippen kräusel
oder Neusel jene Schmeling's!

Wer wird rechte Schwinger landen,
Leberhaken, Opperkötter?
Wer muß erstmals auf die Breiter?
Wer haut schließlich wen zusanden?

Schade, denkt man problematisch,
daß nicht beide siegen können!
Beiden wäre es so gönnen,
beide Jungs sind so sympathisch!

Doch das ist mal so auf Erden:
da, wo Ruhm und Zaster lockt,
muß halt einer ausgeknockt
oder ausgepunktet werden — — —

Benedikt

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:
Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Gerechtigkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen."

Hamburger Fremdenblatt: „... Mit dem sezirenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berliner Inflationszeit mit Tanzdiesen, Valutaichiefern, Kokamischen, Kokorten säuberlich aufgeschüttet.“

Hannoverscher Kurier:
 "... Verhehlen wir uns doch
 nicht, was wir an diesem Künstler
 besitzen: er ist ein Dichter der
 Linie, der Farbe, ein erfindungsreicher
 Poet in Umriss und Komposition,
 ein Genie des Romischen, des
 Humors."



Deutsche Allgemeine Zeitung:
„... Das gibt ein amüsanter und
bunter Bild von Bayern, Kon-
fessionsären, Jahrmärktstypen,
Bärsamern, Filmmädchen, Sa-
milienvätern, Rajchemmen-
Aurfürstendammgesellschaften, ein
boshaft vergnügter kleiner Ro-
mos mit einem kalten Luftstrom
saurer Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:
"Baal Arnoth, der den Wüchser
Spencer so oft mit der Bierstif-
fel geigelt und manchmal bis
ins Herz getroffen hat, ist auch
in Berlin auf den Gang ge-
gangen und hat in finsternen
Käsehöhlen, in lichten Bürger-
wohnungen und in grell stralen-
den Progenhäusern viele für
unsere Zeit erschreckend treffende
Typen gefunden."

Aus den Fahren der Korruption
Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto
und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postcheckkonto München 5802

Lieber Simplicissimus!

Ich war schon oft, besonders in Damengesellschaft, gefragt worden, was der Ausdruck bedeute: „Er ritt mit verhängtem Zügel.“ Obwohl ich etwas Erfahrung im Reiten besitze, hatte ich


niemals recht darauf antworten können. Eines Abends saß ich mit unserem Major im Unterstand. Der Herr Major war von je ein echter Herrenreiter gewesen. Da fragte ich ihn: „Gestatten Herr Major – wie ist der Ausdruck zu erklären: er ritt mit verhängtem Zügel?“ Und darauf

die Antwort: „Wissen Sie -- das hat so ein Rindvieh, so ein Riesenrindvieh von Dichter gesagt.“ Ein tiefer Zug aus der Zigarre, und dann vollendete er: „Die Sorte hat dem Staat sowieso noch nisch genützt.“ Damit war dies Thema erschöpft.

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
<p>Kottler</p> <p>Zum Schwabenwirt Weitzstraße 69</p> <p>Die original süd- deutsche Gaststätte</p>	<p>Kottler Zur Linde</p> <p>Marburger Straße 2 s. d. Tauentzienstraße</p> <p>Das Berliner Könstler-Lokal</p>

Zeilungs-Ausschnitte
 liefert:
Adressen
 schreibt:
Wurfsendungen
 erledigt:
 für Sie
Adolf Schustermann



GECHNUNG
 BERLIN S.G. 16
 RUMGEST. 30

Fernruf F 7, Janowitz 3116, 5117 und 5811
 Druckschriften bitten wir anzufordern!

Die Deutscher Jäger

Durch das Reich, abgesehen heraus, durch die Durchfuhrungsbehlagenungen soll auch die älteste deutsche Jagdzeitung, „Der Deutsche Jäger“, blühend da, Sammler der besten „Jagdzeitung“ anerkannt werden. Außerdem wurde durch den preußischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Dresden, der Reichshauptstadt, eine neue „Jagdzeitung“ auskommen soll zu erstellen. Es, mehr den Bezug bei „Deutschen Jäger“.

„Der Deutsche Jäger“, nämlich, sehr reichlich mit illustriert mit der neuesten Fauna der deutschen und ausländischen Jagdwelt.

Der Bezugspreis bei festes Bestellung beträgt 1,50 im Monat (bei ordentlichen Lieferrungen), doch muß die Bestellung jährlich bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis 1,75.

Es erscheint nach einer Ausgabe in mit Unvollständigkeit bis zu 10.000 — diese Ausgabe in 10 bis 15.000 Stück mit der neuesten und allgemeine Kenntnis-Ausgabe ist. „Der Deutsche Jäger“ enthält eine große Vorstellung in der einschlagende künftigen Reisen einer Reise in die deutsche Jagdwelt.

„Der Deutsche Jäger“ (S. 11. Mayer Verlag)
 Illustriert 2 K., Sportillustration 1 K.

Gründet u. fertigt: Antonennummer allerorts gesucht

[illegible]

Frankreichs Unsicherheit erwiesen

(Paul Scheurch)



„Die letzten Luftmanöver waren wahnsinnig aufregend. Yvonne Mann ist vor Schreck unters Bett gekrochen.“ — „Und dort hoffte er Schutz zu finden?“ — „Hm . . . jedenfalls nicht seinen Freund!“

Sommerlicher Spaß

Erinnert sich noch jemand — von einem kleinen Kreis Eingeweihter abgesehen — des Münchener Kunstgelehrten und Konservators Adolf Bayerdorfer? Vielleicht hat man einmal in der Veltiner Weinstube das Lichtbild an der Wand hangen sehen, das ihn mit seinem Freunde Böcklin darstellt. Bücher hat er keine geschrieben, „nur“ Aufsätze und dergleichen; was soll man da noch viel von ihm wissen? Auch wenn Josef Hofmiller ihn in die Nähe Jakob Burckhardts gerückt und Alfred Lichtwark ihn einen „faszinierenden Menschen von unendlichem Reichum“ genannt hat. . .

Aber auf der „Post“ zu Fürstfeldbruck ist sein Andenken noch lebendig. Denn hier, in diesem idyllisch reizvollen Markt an der Amper, hat er im letzten Dezennium des vergangenen Jahrhunderts manche behaglichen Sommerwochen verbracht,

wovon die alte Künstlereiche am Eingang des Emmeringer Hölzels Zeugnis ablegt, die neben dem Namensschild des großen Landschafters Adolf Stäbel auch den seinen beherbergt.

Man hat ihn freilich in Fürstfeldbruck

Ein Mensch . . .

XXI

Ein Mensch, der kalt sich selbst belauert,
Sieht manches, was er tief bedauert,
Und plötzlich sieht vor ihm sein nader
Und äußerst schäbiger Charakter,
Der, statt daß er bekümmert verschwindet,
Noch schimpft und es empörend findet,
Daß dieser Mensch, sein Hausherr zwar,
So frech, ihn zu begaffen, war.

©Egon Zerk

nicht als scharfsinnigen Gelehrten und tiefen Denker im Gedächtnis, sondern als einen spadhaften Herrn, der stets zu allerhand „Viechereien“ aufgelegt war, wenn er nicht grade mit ortsansässigen Schachliebhabern dem königlichen Spiel huldigte, in dem er — so nebenbei — als eine Weltautorität galt.

Ob er sich wirklich, wie erzählt wird, gelegentlich auf der „Post“ eine Serviette unter den Arm steckte und orisfrende Gäste als Pseudokellner mit seiner Suada in Erstaunen und Verwirrung versetzte, wollen wir dahingestellt sein lassen. Aber daß er mit den damaligen hübschen Posthalterstöckern auf bestem Fuß stand, ist eine historische Tatsache: hätte er ihnen sonst die nachfolgend wiedergegebenen Postkarten versetzen können, um dergleichen diese einleitenden Zeilen geschrieben sind? Eine der besagten Töchter hat sie mir freundlicherweise in meine Autographensammlung gesiftet, und es wäre

(Schluß auf Seite 238)

Der Stille Ozean

(E. Schilling)



„Ich möchte nur wissen, warum ausgerechnet ich der ‚Pazifik‘ heiße!“

Sommerlicher Spaß

(Schluß von Seite 236)

wirklich schade, wenn so drollige Zeugnisse eines barocken, echt altbayerischen Humors — so harmlos sie sind — in einer Pappschachtel verschimmeln. Eines Kommentars bedürfen sie wohl nicht.

Hier sind sie:

Telegramm der Kölnischen Zeitung,

1. Juli 1898

Im Markte Bruck bei München ist ein Fremder spurlos verschwunden. Man sah den Unglücklichen zuletzt, wie er den Übergang vom Seitzbräu zum Gerbi versuchte. Wahrscheinlich wieder ein Opfer der touristischen Eitelkeit, schwierige Partien ohne Führer unternehmen zu wollen.

Telegramm der Kölnischen Zeitung,

3. Juli 1898.

Der vermählte Reisende Köppke wurde in Ampermoching noch lebend aus dem Wasser gezogen. Er war in eines der Knopflocher gefallen, die er als Muster bei sich führte. Dieselben sind so solid gearbeitet, daß der Unglückliche sich nicht ohne fremde Hilfe aus seiner gefährlichen Lage befreien konnte und hilflos in den treibenden Fluß geriet. (Anmerkung der Redaktion: Ampermoching ist nach dem Konversationslexikon ein Ort in Altbayern, der sich durch die Intelligenz und den weltmännlichen Schiffs seiner Bevölkerung auszeichnet.)

Telegramm der Frankfurter Zeitung,

15. Juli 1898

Die Knopflochfabrik Möller und Schulze in Hannover hat in Hong-kong, Shang-

hal und Kiau-Tschau große Lagerhäuser errichten lassen. Da die Chinesinnen statt der Augen Knopflöcher tragen, so hofft man auf einen großartigen Absatz des soliden Artikels. Der Vertreter des Hauses, W. Köppke in Shanghai, hofft nach wenigen Jahren als Millionär zurückzukehren und will dann den Markt Bruck mit Postleberknödeln pflastern lassen. Das soll besser als Basalt sein.

Telegramm der Frankfurter Zeitung,

20. Juli 1898.

Nach einer Meldung des holländischen Residenten in Batavia wurde der deutsche Reisende Köppke auf der Insel Djelohio von den Eingeborenen samt einem ganzen Sortiment Hühneraugen aufgefressen. Man befürchtet diplomatische Verwicklungen.

Telegramm des Schwäbischen Merkurs,

21. Juli 1898.

Einem Gerüchte zufolge soll der Reisende Köppke noch am Leben sein. Nur die Hühneraugen seien ihm weggefressen worden. Er betreibt jetzt in einer kleinen Hafenstadt der Insel Amboina ein Geschäft mit schwäbischem Ohrenschnal, welcher Artikel dort sehr gesucht sein soll.

Weitere authentische Berichte über Leben, Taten und Meinungen des Kulturpioniers Wilhelm Köppke haben sich trotz eifriger Bemühungen leider nicht auffinden lassen. Sollte der industrielle Aufschwung Japans in den letzten Jahrzehnten nicht doch vielleicht zum Teil seiner Initiative und Tatkraft zu verdanken sein?

Dr. O

Die Bumsorgel

Von Hans Lemp

*Es regnet ohne Ruh,
Und steif geht der Wind.
Wir sehn vom Fenster zu,
Wo wir gelandet sind.*

*Die Mädchen sehn sich um
Und kommen und gehn.
Die Bumsorgel, schrumm,
Die spielt, und das ist schön.*

*Sie spielt je nach Bedarf
Bald das und bald dies.
Der eine liebt es scharf,
Der andre liebt es süß.*

*Saß einer an der Wand,
Hordite, wie es tönt.
Und was er darin fand,
War, wonach er sich sehnt.*

*Ach, fern von dem Betrieb
Zu Hause vor der Tür
Und hätte eine lieb
Und süße neben ihr.*

*Die Mädchen von der Bar,
Die tanzten viele Mal.
Da sah er auf und war
Zu Sidney im Lokal.*

*Prost! Das ist nun mal so,
Wo Seefahrt ist, ist Rauch.
Die Bumsorgel, hallo!
Und nun tanzen wir auch!*

(Otto Herrmann)

Gekränkte Berufsehre



„Jestern hat mir eener interviewt. ‚Na‘, sagte er, ‚Sie ringen doch eijentlich uff ne leichte Art um det tächliche Brot.‘“ — „Haste nich gleich 'n Brotbelag aus ihm jemacht?“

Lieber Simplicissimus!

Das war auf einer Reise.
Im seinerzeitigen Galizien.
Ich stehe auf dem Perron und warte.
Um acht Uhr fünfzehn geht der Zug.
Kommt einer auf mich zu, Ringellocken,
Kaftan, den Regenschirm unterm Arm, in
der Hand ein Henkelkörbchen mit Eiern,
bleibt vor mir stehen und gurgelt: „Bedarf
der Herr zu wissen, wann geht der Zug
nach Rzezew?“
„Um acht Uhr fünfzehn“, sage ich.
Darauf er: „Wer sogt's?“

Frau Lehmann will ein Buch kaufen. Sie
betritt die Buchhandlung und sagt zur Ver-
käuferin: „Ich möchte Sie nämlich ein
schönes Buch für meine Guste zu ihrem
neunzehnten Geburtstag.“
„Soll es etwas Leichtes oder was Schwe-
res sein?“
„Ach, lieber was Leichtes, Gustes Bücher-
regal ist so schon so wackelig.“

In einem österreichischen Kasino geraten
zu später Nachtstunde zwei Leutnants in
Streit, in dessen Verlauf der Leutnant A.
zu Leutnant B. sagt: „Du bist das größte
Rindvieh, das je gelebt hat.“
Leutnant B. meldet die Sache dem Ehren-
rat und gibt als Zeugen den an dem frag-
lichen Abend im Kasino anwesend gewe-
senen Major C. an.
Der Vorsitzende wendet sich nun an den
Zeugen C. mit den Worten: „Haben Sie ge-
hört, Herr Major, daß der Leutnant A. zu
Leutnant B. gesagt hat: Du bist das größte
Rindvieh, das je gelebt hat?“
Der Major streicht seinen Bart und er-
widert nach kurzem Überlegen: „G'hört
hob' ich's net, ober g'wußt hob' ich's scho
lang.“

Der Maler F. H. hat zwei Buben. Sieben
und elf Jahre alt. Nebenbei, etwas schwer
zu bändigen.
Vor dem Schlafengehen müssen die beiden
stets noch auf die „kleine Seite“ oder,
wie es in der Gegend mundartlich heißt,
„tschullen“ gehen.
Tritt der Herr Vater vor die Betten: „Wart
ihr schon tschullen?“
Der Jüngere erklärt, heute ginge es nicht.
Der Vater verhandelt.
Neuerliche Einwände.
Der Vater wird pädagogisch. Wenn der
Kleine nicht ginge, würde ihm in der Nacht
der Bauch platzen, und er müßte im
Nassen schlafen.
Aber es ginge halt nicht!
Der Vater greift zur Autorität und zum
Rohrstab: „Raus jetzt und marsch auf's
Cio! Und wenn du bis drei nicht tschullst,
dann setzt's Hiebe!“
Das hilft.
Vater und Sohn marschieren aufs Cio.
Der Vater zückt den Rohrstab und zählt:
„Eins — — — zwei — — — — —“, er gewährt
eine Pause, „und eins ist“ — — — — — „noch
eine Pause, „und eins illist!“ — — — — —
Schreit der Sohn: „So sag doch schon
dre!“ — — — — — „Saut ins Bett zurück und
sagt zu seinem Bruder, auf den eintreten-
den Vater zeigend: „Da kommt der Tschul-
lehrer!“

Rezept

Was tut man, wenn man älter ist,
heut dies und morgen das vergißt?
Man legt sich ein Notizbuch bei
betenbigst einem Schreibleib.

In dies beziehungsweise mit dem
vermerkt man stierlich und bequem
den gottgesandten Geistesblitz,
den seltenen Reim, das Bild, den Witz.

Man holt sich dann, je nach Bedarf,
ein Bröcklein süß, ein Bröcklein scharf
aus dem Depot und Vorratsraum
und schlägt drumrum den Redeschäum.

So gilt man, wenn man's nur versteht,
als unverwundlicher Poet,
auch wenn man zu besagter Frist
bereits ein alter Trottel ist.

RafaMskr

Reise-Andenken

1R. Kriesch



„Wo sind denn eigentlich die drei Muscheln und der Stachelfisch auf
Rädern, Emma?“ — „Die hab' ich samt den Seespinnen aus Helgoland
in die Badewanne gelegt.“



„Eh bien, schwarzer Bruder, ihr seid ein kriegerischer Stamm. Ihr werdet folgen, wenn Mutter Frankreich ruft.“ — „Steht es so, Herr, daß du Bruder sagst?“

SIMPLICISSIMUS

Sindenburg



Verrauschter Zeiten Tore schlugen zu.
Das treue, müde Herz — nun hat es Ruh'.
Doch weiter wirkte seines Wesens Kraft:
besonnen, schweigsam, ernst, gewissenhaft!

Pflügt drum wie er das Ackerland der Pflicht,
streut Samen aus und eggt und rastet nicht.
Dann reist aus Mühen euch, aus Sorg' und Plag',
langsam heran ein reicher Erntetag.



Hadu, der Hund / Von Katarina Botaky

Ein Wagen fuhr auf den langen Hof; Felle türmten sich hoch, hoch darauf. Eine Leine wurde den Hof entlang gezogen, die Felle wurden darüber geworfen, nun wehten sie dort im Winde, und die Sonne entzog ihnen übles Gerüche. Das spürte man selbst auf dem Nachbarhof, da, wo er nur durch einen Staketenzaun vom andern Hof getrennt war, und gerade dort, am Zaun, stand Hadus Bude. Hoch hob er an seiner Kette den Kopf und schnüffelte beunruhigt in der Luft, an einen Bären erinnernd, so zottig und groß und etwas rundbeinig, wie er war. Durch den Zaun zog jetzt sein Schicksal heran — und niemand sah es. Niemand sah das lautlose winzige Gewimmel, das von den Fellen mit nachwunderlicher Sicherheit in den Dunstkreis von Hadus Blut glitt. Noch am selben Abend war es dort angelangt und nahm Zoll für Zoll von dem schwarzen Riesen Besitz. Hadu weinte laut auf, als er sich seiner Vergewaltigung ganz bewußt wurde, dann stürzte er sich wütend auf den Feind, fand aber immer nur sein eigenes Fell, das er mit Kratzen und Beißen übel zuriichtete.

Als der Feind auch in seine Ohren eindrang, wurde Hadu tiefsinnig, bekam rote Augen und einen queren bösen Blick. Manchmal legte er dem alten Hofwart den heißen Kopf verzweifelt an die Brust, jämmerlich aufheulend. Das hieß: kannst du mir noch helfen? En ist ja der Teufel bei mir los. Aber der Mann versahnd ihn nicht. Wenn Hadu abends die Kette abgenommen wurde, jauchzte er noch immer auf, hoffend, daß damit alles wieder gut werden würde. Jedesmal Enttäuschung. Eines Abends jauchzte er nicht mehr auf, als die Kette fiel: er hoffte nicht mehr. Sobald er frei war, schob er zu einem scharfen Mauervorsprung und schauerte sich so helfen daran, bis ihm das Haar in Wolken aus dem Pelz flog. Dann wanderte er tiefsinnig oder auch bellend hin und her, und der Mond besah ihn sich. Immer langsamer ging er morgens mit zur

Kette, immer trauriger, wie ein Delinquent, der zum Galgen schreitet: aber immer noch gehorsam. Was das höhere Wesen mit ihm vornahm, mußte ja richtig sein. Für den Hund ist ein solches — der Mensch.

Doch allmählich begann Hadu auch gottlos zu werden: er begehrte gegen den Menschen auf. Er wollte sich nicht mehr an die Kette schließen lassen, sträubte sich immer wilder dagegen. Dem Hofwart wurde schon bange vor ihm. Warum sah ihn der Hund immer so komisch an? Hadus brütende Augen fragten: Bist du auch klug genug für ein höheres Wesen? Mir kommen Zweifel daran. Denn sonst brätest du mich doch nicht jeden Morgen in diesen Höllenwinkel zurück und würdest mir auch helfen. Hadu wurde immer tiefsinniger in seiner Not. Meistens lag er vor der Bude, alle Viere von sich gestreckt, und überließ sich seinem Teufel, der ihn unablässig mit

winzigen Zangen zwickte und in ihm den Wunsch entzündete, zu beißen und zu zerreißen. Aber noch bekam des Teufels Wunsch nicht Gewalt über ihn.

In Hadus Nähe verspürte der Hofwart immer bald ein Beißen und Jucken. Endlich — endlich! sagte er aha! Jetzt wußte er, was mit dem Hund los war und was er, der Hofwart, zu tun hatte. Am selben Abend noch wurde die Hundebude an die Pumpe geschoben und — immerzu vollgepumpt. Dieses Schauspiel umtanzten die lustigen Kinder von Hadus Herrn. Auch der Hund stand angeregt und mit hoffnungsglühenden Augen dabei, pudelnä, denn man hatte ihn bereits kräftig geduscht. Hadu fühlte sich wohler danach und war wieder gut und gläubig geworden. Auf einmal brüllten die Kinder: „Was ist mit unsren Strümpfen los? Wie sehen die aus —?“! Die hellen Strümpfe waren plötzlich schwarze geworden, und ihre Schwärze biß und bewegte sich. Die Kinder warfen die Beine, schreiend, in die Luft, und Hadu sprang läppisch in ihrem Gezeter mit roten Augen, aber frommen Gemütes, so sehr der Lärm in seinen entzündeten Ohren auch kimperte. „Du — du — bist an diesen Strümpfen schuld!“ heulte der Kinderchor, und Hadu senkte bestürzt den Kopf. Ein Hund fühlt sich immer schuldig, wenn er angesprochen wird, dafür hat der Mensch gesorgt. Hadu wollte vor Schuldbewußtsein in die Erde sinken. Drüben die Felle blähten sich schamlos im Abendlicht.

Als es auf dem Hof still geworden war, trat groß der Mond auf. In seinem Licht ging Hadu wie ein Genesender um die schlafende Pumpe spazieren. Ja, ihm war wohl! Nur sein Kopf, sein Kopf! Gerührt schmeiß er ihn von rechts nach links und wieder zurück, drehte sich wie toll im Kreise. Jetzt — jetzt! fiel das heiße Eisen, das den Kopf umspannte, ab. Nein, es fiel nicht! Es war unlösbar an den Kopf geschmiedet und drönte bei jedem Ton.

Genau früh pilgerte der Hofwart mit dem

Der Alte vom Walde

Von Franz Kufelger

Der Alte vom Walde mit dem schorfgelben Bart sieht in der Dufung, pfeift vor sich hin.

Auf seiner Hand sitzen Vögel,

dröns auf seines Hutes Kreppe, schnabeltorgend.

Sie halten den Varr für armlange Flechten, für Gebüsch die Frauen, den Arm für einen breithaftigen Sie rapfen im Geßß des Waldes, [äwrig, und wieder Himmel schimmern des Mannes Augen blau.

Der Alte vom Walde sitzt nieder im Moos, bläß von der Jugend Crog auf einem Salmer, bläß von des Mannes Kraft und von des Greites Stamm laufen die Vögel dem uralten Kieb. [Schwäche.

Huber und die Kunst

(E. Thöny)



„Vater, was macht denn der Mo?“ — „Der druckt si vom Arbeitsdienst.“

Hund vor die Stadt zum Teich. Hadu schob dicht an seiner Seite, wohl wissend, wohin es hier ging. Er war jetzt so brav und so gläubig, daß er sich sogar von einem Backerjungen streicheln ließ. Backerjungen zahlte er sonst nicht zu den höheren Wesen. Die Vögel spektakelten lieblich in den alten Bäumen am Teich. Das Wasser war ganz himmelblau. Hadu stürzte sich

aufgeregt hinein und schwamm prustend immerzu eifrig hinter dem Stück Holz her, das sein Freund wieder und wieder bis in die Mitte des Teiches schleuderte. Nach geraumer Zeit entstieg er gehorsam dem einsamen Wasser. Erst schüttelte er sich. Was nun? „Nach Hause!“ sagte der Hofwart. Eine trostlose Erinnerung glitt durch den Hundekopf. Erschreckt warf sich das

Tier zur Erde und blickte demütig zum Menschen empor. Seine Augen flecten: Laß mich hier! Ich muß zu Hause verderben. „Na, mach schon —!“ sprach ohne Einsicht das für klug gehaltene Wesen, zu dem Hadu emporblickte. Darauf erhob er sich mit Hundegehorsam. Der Wille über ihm mußte es doch besser wissen. Rundbeinig und etwas taumelig

(Schluß auf Seite 246)

Ein Reservatrecht

(Wilhelm Schulz)



„Soso, aus Sachsen san dö Herrschaft'n? Ja, mit wos mach'n S' nacha dort Brotzeit, wo 's do koane Radi net gibt?“

Hadu, der Hund

(Schluß von Seite 243)

machte er sich ergeben auf den Weg. Am Torweg kam ihm erneut die böse Erinnerung. Jetzt war sie entsetzlich. Verwirrt blieb er stehen. „Na, mach schon!“ wiederholte das für klug gehaltene höhere Wesen. Hadu blickte es an. Kannst du das wirklich wollen? Schon wieder beschließen ihm Zweifel an der eigenen Vernunft. Hinter seiner buschigen Stirn arbeitete schwer sein tierisches Denkfähigkeitsvermögen. Das Tier dankt vielleicht vorwiegend in Gefühlen. Hadu dachte jetzt in Staunen und Entsetzen. Aber er gehorchte noch einmal. Schritt um Schritt ging er nach dem mörderischen Winkel, in den man seine Bude wieder zurückgeschoben hatte. Niemand brachte die Felle in Zusammenhang mit Hadus Zustand, so wenig klug waren die höheren Wesen seiner Umgebung. Als ihn der Hofwart an die Kette schloß, überwallte den Hund die schreckliche Erinnerung, und er riß groß das Maul auf, um alles zu erzählen; doch da er nicht sprechen konnte, schlug er verzweifelt seine Zähne in des Menschen Brust, so daß er dort das Herz anrufen wollte. „Bist du toll geworden?“ schrie der ihn an, und ein Schlag sauste auf Hadu nieder. Dieser Schlag demoralisierte die auf Erbarmen wartende Kreatur, schlug die Schranke nieder, die sie vom Bösen trennte. Finster warf sich Hadu auf den Grand nieder — frischer Grand — preßte die Schnauze fest herauf und schloß die Augen. Ihn selbst entsetzend war das Gefühl, das ihm soeben gekommen war, das Gefühl, daß darfst du tun was du magst, auch beißen und zerreißen. Die Kinder kamen lachend angetanzt, um ihn zu necken. Er stellte sich schlafend. Aber er schlief nicht; er sammelte in sich das Aufgebrochen der zu tief enttäuschten Kreatur.

Der Himmel begann in großen Tropfen zu weinen. Ach, waren sie doch dumme, diese lebhaften Gestalten auf Erden! Nun hatten sie das arme Tier schon wieder in dem verruchten Winkel angekettet. Und man konnte nichts tun als regnen. Aber das Wasser verlegte wenigstens neuen Kriechweg den Weg. Vielleicht hätte selbst jetzt noch alles gut werden können, wenn Glauben und Geduld noch mehr Ausdauer gehabt hätten. Oder wenn die Geschöpfe klüger wären. Aber —

„Hadu liegt in dem Guß draußen!“ riefen die Kinder seines Herrn am Fenster, und es war etwas in des Tieres Haltung, das sie erschütterte. „Treiben Sie ihn doch in die Bude!“ rief der Herr über den Hof dem Mann zu, der nicht weit von Hadu im Rahmen einer Speichertür lehnte. Der Mann nahm eine lange Stange und begann den Hund zu prickseln, damit er aufstand. Raub knurrend stellte sich Hadu auf die Beine. „In die Bude mit dir!“ rief die Stimme seines Herrn über den Hof. Der Hund wollte automatisch gehorchen, aber dicht vor der Bude kehrte er tiefsinig um. Da hinein konnte er ja nicht! Da drinnen war die Hölle. Stumm zermalnte er das Ende der Stange, die ihn hineinschieben wollte. Als sie nicht nachließ, wurde sein Knurren fast zu einem verzweifelten Sprechen. „Was sagt er?“ riefen die Kinder. „Hadu spricht ja!“

Als der Regen nachließ kam der Herr selbst zu Hadu, hatte eine Peitsche in der Hand und war zornig. „In die Bude mit dir!“ herrschte er den Hund an. Hadu lag im Wasser — und rührte sich nicht. „In die Bude, oder —!“ Hadu sprang auf; aber er gehorchte nicht, er stellte sich in seinem tiefenden Bärenpelz unheimlich auf die Hinterbeine mit Augen, die ihre Seele verloren hatten. Der Herr erhob dicht vor den ihren Hundeaugen die Peitsche. „In die Bude!“ schrie er zum letztenmal.

Da — da hinein schickst du mich, o Herr? Dann bist du verrückt, sprach Hadus Gefühl, und dann darfst du mich empören. Seine Muskeln spannten sich zu höchster

Leistung. Mit einem Jauchzen fast zerriß er seine eiserne Kette und stürzte sich auf den Herrn, kein Herz mehr suchend — die Kette und er hätte ihn getötet, wenn dem nicht Helfer gekommen wären. Um seines Ansehens willen fällte der Herr über Hadu das Todesurteil, und der Hofwart sollte es vollziehen. Erst weigerte er sich, dann willigte er ein. Ihn gezeichnete das kranke Tier am ehesten. Wenn er es tat, ging es vielleicht ohne Qualen. Nachdem sich der Hund auf den Herrn geworfen hatte, um ihn zu töten, war er freiwillig in die Bude genommen — gestürzt, aus riesengroßem Schuldgefühl. Nun gehörte er dorthin. Dieses Gefühl machte ihn still und ergeben, vielleicht auch die dunkle Ahnung um das, was jetzt kommen würde. Bilder flatterten hinter oder vor seinen geschlossenen Lidern. Er wußte es nicht. Immerzu Hände mit Stangen — Hände mit Stangen — Dazwischen groß und drohend und furchtbar der Herr. Was hatte er, Hadu, getan? Entsetzliches! Hunde wimmelten auf dem Bauch heran, schwarze, geruchlose Hunde. Immer näher krochen sie. Jetzt fraßen sie sein Gehirn. . .

Hoch oben fuhr der Mondkahn. Hekate, die Bleiche, saß darin, die Göttin der gepeinigten schwarzen Hunde. Sie wartete auf den mit der zerrissenen Kette. Bald — bald würde er kommen. Die andern umschlichen ihn schon.

Der Tag stieg auf. Hadu lag im Halbschlaf. Auf einmal eine Stimme, die ihn aus der Bude lockte. Der Hofwart war es, sein Freund. Das Tier richtete sich fast menschlich auf, trat schleppend heraus, stand da, so hager geworden, so unsicher, so gottesarm und doch so bereit, sich dem Herrn aufs neue zu Füßen zu werfen. Wohin ging es? Zum Schuppen.

In rührender Bereitwilligkeit, den schweren Kopf mit der zerrissenen Kette gesenkt, ging Hadu den letzten Gang. Die Schwalben sangen. Im grauen leeren Bauch des Schuppens stieg er gehorsam auf die einsame Bank an der Wand, darüber am Haken eine Schlinge baumelte. Der traurige Henker stand neben ihm und tat sie ihm mit zitternden Händen wie zum Scherz um den Hals. Hadu rote Augen suchten etwas bestürzt des Freundes abirrenden Blick. Was dieser tat, konnte doch nichts Böses sein? Den Schlag von gestern hatte er ihm schon vergessen. Der Mann sprang rasch von der Bank und stieß sie um. Die Schlinge zog sich zusammen. Hadu hing in der fahlen Luft. Auch du — ? schrien seine Augen.

Ein Wagen fuhr auf den Nachbarhof. Die Felle wurden von der Leine gezerrt, auf den Wagen geworfen, dann schwankte er, hochbelehnt, die schon sonnige stille Straße herunter. Das Werk war vollendet. Warum — ?

Die Skeptikerin

(Jos. Sauer)



„Hinreißend, diese Innigkeit, diese keusche Haltung!“ — „Die hält' ich bloß mal beim Staubwischen sehen mögen!“

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplicissimus-Verlag, München Postfach. München 5802

Kleine Liebe zu Taschendieben / Von Reinhard Koester

Der Name des Filmschauspielers, der in dieser Geschichte die Hauptrolle spielt, ist heute so bekannt, daß ich ihn leider nicht nennen darf, weil das nicht nur indiskret, sondern auch undankbar wäre. So muß ich — wenn das auch den Wert meiner Erzählung sicherlich schwer beeinträchtigt — einfach von meinem Freunde Karl sprechen. Als wir Freunde wurden, war Karl ein tüchtiger, aber durchaus unbekannter Chargenspieler an einer süddeutschen Provinzbühne, an der ich als Dramaturg angestellt war. Dann trennte uns das Schicksal aller „Fahrenden“ — er wurde weggelagert, und ich zog aufs Land und später nach Berlin. Hier erlebte ich seinen plötzlichen Aufstieg auf der Leinwand und las von ihm in den Zeitungen — bis ich ihn eines Tages unerwartet auf dem Oberdeck eines Autobusses widersah. Ich war guter Laune, da ich eben ein Honorar von siebzig Mark abgeholt hatte, das ich dringend brauchte. Da ich vorher meine Telefonrechnung eingezahlt hatte, mußte ich, als der Schaffner kam, feststellen, daß ich kein Kleingeld mehr für den Fahrschein besaß. Den fünfzigmarktschein konnte der Schaffner nicht wechseln, und darum mußte Karl für mich bezahlen. Dadurch kam heraus, daß wir gar nicht weit voneinander wohnten, und wir beschlossen, unser Wiedersehen bei einem Glas Wein zu feiern.

Nun muß gesagt werden, daß es mir damals sehr wenig gut ging. Von den restlichen fünfzig Mark sollten vierzig am nächsten Morgen an den Hausverwalter als Mietsrückelant gezahlt werden. Gerade deshalb aber lückte es mich, den Schein mit nachlässiger Gebärde in die äußere Rocktasche wandern zu lassen, als ob mir an einer solchen Summe gelegen sei. Denn Menschen, die rasch zu Ruhm und Wohlstand gelangt sind, stehen Freunden aus früherer Zeit oft mißtrauisch gegenüber, weil sie fürchten, von ihnen ausgenutzt zu werden.

Karl führte mich in ein kleines Weinelokal — und aus dem einen Glas Wein wurden viele. Da Karl mich mit einer Geste, die keinen Widerstand duldete, eingeladen hatte, wollte ich mir wenigstens selbst neue Zigaretten besorgen. Aber als ich in die Tasche griff, um den fünfzigmarktschein herauszuholen, war sie leer . . .

„Teufel auch!“ fluchte ich und durchsuchte alle Taschen. „Da muß mir im Bus ein Taschendieb . . .“

... die fünfzig Mark gestohlen haben?“ fragte Karl. Ich nickte trübselig und wurde wütend, weil Karl sie lächelte.

„Glaubst du mir etwa nicht?“ stieß ich beleidigt hervor.

„Selbstverständlich glaube ich dir!“ strahlte Karl. Er bezahlte die Zigaretten, bestellte eine gute Flasche Wein und zog seine Brieftasche heraus.

„Du mußt mir erlauben, dir den Schaden zu ersetzen. Als Gegenleistung mußt du eine Geschichte anhören, die dir erklärt, warum dein Mißgeschick mich so frühlich stimmt! Ich bin geradezu glücklich, daß dir ein Taschendieb fünfzig Mark gestohlen hat, denn ich habe eine kleine Liebe zu Taschendieben —“

„Du kannst dich nachher entscheiden, ob du das Geld annehmen willst.“

Ich sah Karl verblüfft an. Dann begann er: „Die Sache liegt etwa fünf Jahre zurück. Damals ging es mir verdammt dreckig! Als ich nach ein paar hübschen Erfolgen in Stuttgart und Frankfurt eine gute Film-Rolle bekam, wurde ich übermütig, stellte so hohe Forderungen, daß mein Vertrag verlängert wurde, und fuhr nach Berlin, weil ich fest überzeugt war, daß sich Bühnenleiter und Filmproduzenten nach mir die Hacken ablaufen würden! Aber nicht sie liefen sich die Hacken ab, sondern ich mir die meinen — und so wanderten schließlich meine paar guten Anzüge

einer nach dem anderen ins Leihhaus, bis ich nur noch einen besaß. Selbstverständlich war es der schlechteste, der zurückgeblieben war, — und wieder ein paar Monate später wagte ich in einem Lokal kaum noch vom Stuhl aufzustehen, da ich fürchten mußte, daß der hauchdünne Hosensboden, durch den ich jeden Morgen die Hinterhof-Landschaft meines möblierten Zimmers betrachtete, sich in Mißfallen statt in Wohlgefallen aufgelöst haben könne.“

Karl machte eine wegwerfende Handbewegung: „Solche Zeiten hat ja jeder von uns einmal durchgemacht! Du wahrscheinlich auch. Aber nun danke ich Gott dafür, denn sie haben mich leichtsinnigen Burschen klug, vorsichtig und sparsam gemacht! Darum habe ich mir — im Gegensatz zu meinen Filmkollegen — auch heute noch keinen starken Wagen gekauft, sondern fahre bieder im Bus und spare mein Geld für ein Häuschen im Grünen.“

Er trank mir zu und lächelte: „So, und jetzt kommt die versprochene Geschichte! Als ich schon restlos verzweifelt war, kam da eines Morgens ein Rohrpostbrief von einer großen Filmgesellschaft mit der Aufforderung, mich sofort zum Vorsprechen und zur Probeaufnahme zu melden. Dreißig Pfennige kostete die Umsteigekarte vom Bus zur Straßenbahn — und sechzig Pfennige besaß ich noch. Trotzdem ließ ich drei Groschen in den Fernsprechautomaten fließen, um einen Pump aufzunehmen, der mir es ermöglicht hätte, einen anständigen Anzug ausleihen zu können. Verlorenes Geld. Du kannst dir denken, in welcher Stimmung ich mit den letzten drei Groschen die Fahrt antrat! Obwohl es ein warmer Sommertag war, zog ich einen Mantel an, um den dünnen Hosensboden nicht zu gefährden. Und blieb auf der hinteren Plattform des Omnibusses stehen, obwohl im Inneren genug Platz war. Als der Bus eben von einer Haltestelle abfuhr, kam vom Oberdeck eilig ein junger Mann herunter, der noch ab-



springen wollte. Da der Wagen aber schon wieder in voller Fahrt war, sprach der Schaffner schätzend den Ausgang, um einen Unfall zu verhindern. Der junge Mann war sichtlich sehr nervös und unwillig, daß er sein Ziel vermissen hatte, und der Schaffner hatte Mühe, ihn am Abspringen zu hindern. Gleichmäßig wurden eben erregte Stimmen laut. Er stand dicht neben mir und lauschte nach oben. Jetzt traste ein dicker Mann in hilfloser Erregung die Treppe hinunter — da zog der Fahrer die Bremsen — der junge Mann sprang ab und lief hastig davon und in die nächste Seitenstraße. „Halt!“ schrie der Dicke mit heiserer, sich überschlagender Stimme: „Haltet den Dieb! Halten Sie, Schaffner! Ich niemand einen Revolver? Der Kerl hat mir fünfzig Mark.“

Ein paar andere Männer sprangen mit ihm ab und beteiligten sich an der Jagd nach dem Taschendieb. Sie verschwanden, um nach kurzem Warten fuhr der Bus weiter. Aus den orregten Gesprächen erfuhr ich, daß dem Dicken, während er fünf Mark hatte wechseln lassen, ein Fünfzigmarkschein gestohlen worden war. An der nächsten Haltestelle mußte ich aussteigen, um die Straßenbahn nach Johannisbad zu erwischen. Die Hände in den Manteltaschen, ging ich wartend auf und ab. Bis ich plötzlich ein weiches Papier spürte. Es war der gestohlene Fünfzigmarkschein, den der Taschendieb heimlich in meine Tasche gesteckt hatte, damit er bei ihm nicht gefunden werden könne! Karl sah mit seinen guten Augen an und fragte: „Na, mein Junge, was hast du in deiner Jacke nun gefast? Dieb und Beutefahrer waren längst verschwunden — —.“ Er winkte ab, „Ich bin jedenfalls sofort in einen Taxi zum Luisenhaus gefahren, habe meinen besten Anzug ausgelöst und ihn dort — da ich mit dem Pfandleiher schon auf vertrautem Fuß stand — angezogen. Und bin im Taxi in Johannistal vor gefahren, habe großartig vorgesprochen und

wurde engagiert! Und von da ab...“ Karl fränk mir augenzwinkernd zu: „... ging es aufwärts! Ich habe schon oft fünfzig Mark für irgendwelche wohlhabenden Zwecke gegeben, um mein Gewissen zu entlasten...“ aber nun wirst du verstehen, daß dein Mißgeschick mich erleichtert und frohlich macht. Bitte!“

Er schob mir den Fünfzigmarkschein hin, den er während seiner Erzählung auf die Größe eines Markstücks gefaltet hatte. „Nicht wahr? Du machst mir die Freude und nimmst ihn —?“ Ich gestehe ohne Beschämung ein, daß ich ihn genommen habe — — —

Das Inserat von den gewechselten Blicken

Von Anton Schnack

Sie wachsen im Trubel der Städte,
Aus täglichem Zeitungsschaum:
Dein hinter der Tagesblätter
Hilf- und Sehnsucht und Liebesträume
„Jene Dame, welche...“

Sie entstehen beim Gang durch die Straßen,
Bei Regenfall, Schnee, Sommerwind,
Freuen überdimensionen
Und Tumult der Herzen beginnt:
„Madchen, das mit mir flüchte wechsele...“

Frant hat im Café rauchend gewessen
Und Klara wippte sanft vis-à-vis
Sie anzuspähen, schien ihm vermissen.
Nun, verspätet, ruft er sie:
„Ist's erlaubt?“

Viele schreiben und rufen ins Leere,
Die Zeitung wird zerknittert und alt —
Kurt erkrankt vielleicht schon im Meere
Und Klara sitzt einsam am Wald.
„Wäre Wiedersehen möglich?“

Karl hat Ruth im Theater gesehen,
Sie erschien ihm erlaucht, eine Sphinx
Sterngloß tat ihr Blick über ihm stehen,
Karl saß im Parkett, ganz links
„Residententheater, Freitag Abend...“

Kurt sah Lil, geküßt vom Sporte,
Im Vorbeiflug auf blitzendem Rad.
Nun rufen sie bittende Worte,
Schmucht wurde winziges Inserat
„Fräulein im blauen Pullover...“

Er ist ihr gefolgt von ferne
Er, ein Kaufmann des Namens Hans Schulz
Die Dame in Schwarz sah ihn gerne,
Doch ihm fehlte der letzte Impuls.
„Bis nächste Seite 3...“

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:

Kottler
Zum Schwabenwirt
Moltstraße 69
Die original-
deutsche Gaststätte

BERLIN:

Kottler Zur Linde
Marburger Straße 2
s. d. Tauentzienstraße
Das Berliner
Künstler-Lokal

Inseriert ständig im „Simplicissimus“:

984 Werkzeuge
Einbauelemente
Kunststoff-Verlag
Westf. Werkzeuge,
s. S. 52 Westfalen

Völlerei

Simpl.-Bücher I
Karl, Eine Mark
Simplicissimus-Verlag
München 13

Gratis

ander, Preisliste S. 5
über Vraag, Anstalt
Gumm-Industrie
Medicus Berlin SW 68
Alte Jakobstraße 4

Lindner außers Land!



Spendet für das Hilfswerk Mutter und Kind

Deutsche Hotel-Zeitung Nürnberg-W

das unabhängige Organ für
Hotelindustrie Fremden-
verkehr • 39. Jahrgang •
Verbreitet über ganz
Deutschland und im Aus-
lande bei Hoteliers, Gast-
hofinhabern, Cafetiers,
Saalbesitzern, Pensionen,
Kur-Anstalten usw.
Durchschlag, Werbekraft
Abonnementspreis: Vier-
teljährlich für Deutschland
M. 2,40.
Inserate: Die 10 gespaltene
Milli 3 eiterzeile 10 Pfennig

Inseriert ständig im Simplicissimus



**BUREAU
FÜR
ZEITUNGSAUSSCHNITTE**
H. u. R. GERSTMANN
BERLIN W.35
DOBERNBERGSTR. 7 87 UOTZOW 4807 8

LIEFERUNG
VON ALLEN
NACHRICHTEN, ABILDUNGEN,
INSEKATEN
IN- UND AUSLANDES
IM ABHÄNGIGKEIT ZU MASSIGEN PREISEN

**Zum Sonnenbad
stets
Leokrem**

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. **Bezugspreise:** Die Einzelnummer RM — 40; Abonnenten im Vierteljahr RM 7,—; **Anzeigenpreise:** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile RM — 30; **Atlanische Anzeigenannahme:** P. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 298 456, 298 457; **Verantwortliche Schriftleitung:** V. B. Müller, München 4; **Verantwortlich für den Anzeigenteil:** E. Galschauer, München 4; **Herausgeber:** Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München 4; **Redaktion und Verlag:** München 18, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 507; **Copyright 1934** by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA 14 100 II. Vj.; **Erfüllungsort:** München; **Postfach:** München 5602; **Druck:** von Strecker und Schreyer, Stuttgart; **Für unverlangt eingesandte Manuskripte** wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. **Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.**

Höchste Vornehmheit

Es gibt immer noch solche Leute:
Piefkes sind piekfein,
Sie haben Besuch.
Die Zimmertür steht offen. Es zieht.
Man klingelt dem Mädchen, die Tür zu
schließen.
Das Mädchen kommt nicht.
Da sagt Herr Piefke zu Frau Piefke:
„Alles muß man sich allein machen! Wenn
sie nicht kommt — dann mach' du, bitte,
die Tür zu!“
Worauf Frau Piefke: „Schön. Aber nur pro-
visorisch!“

Im Tran

In einem schwäbischen Städtchen feiert
ein Küfermeister den fünfzigsten Geburts-

tag. Abends versammelt sich der Gesang-
verein vor dem Hause des Jubilars, um
dem treuen Mitglied ein Ständchen zu
bringen. Die Küferin weckt das Geburts-
tagskind, das schon seit einiger Zeit, über-
wältigt von den Genüssen des Tages, auf
dem Sofa schläft, mit den Worten: „Du,
Xaver, se bringet dir a Schtendle! Stand
auf!“ Und bekommt die behagliche Ant-
wort: „Se sollet's drwell en d' Werkstatt
stella, i mach's so bald als möglich.“

Lieber Simplicissimus!

In der Sonnenstraße zu München erfolgt
an einer Ecke ein Zusammenstoß zwischen
einem Münchner Bierwagen und einem Last-
auto aus der Umgebung. Der Schuldige ist
nicht festzustellen. Ungleich kein Schaden

zugefügt wurde, entsplint sich zwischen
den beiden Wagenführern eine heftige
Auseinandersetzung. Bis schließlich der
Munchner weiterfährt und dabei seinen
letzten Trumpf ausspielt: „Bleib' halt draußt
auf dei'm Land, wenna d' net fahr'n
kannst, li B-Depp, damischer!“

Vater hat zwei Billetten zur Brunnenhof-
serenade geschenkt bekommen und nimmt
den Peperi mit.
Der bekannte Sänger R. singt auf dem
Turm ein paar Lieder, kommt dann her-
unter und ist im Begriff, quer durch den
Brunnenhof zu gehen. Da sagt der Peperi
zum Vater: „Gei, Vadder, jetzt kimmt er
und tuat samm'n!“

Gipfelstürmer

(Rudolf Kriesch)



„Ob man da oben wohl so 'ne schlanke Jemse sieht?“ — „Vazicht! Mir hat schon jestern
eene vasetzt!“

Propaganda und Wirklichkeit

© Graf Gubranow



„Hier sehen Sie das Paradies auf Erden, wie es die Sowjets in Rußland geschaffen haben. Wer trotzdem verhungert, treibt Sabotage!“



„Was soll ich denn nun auf diesen saugroben Brief von dem Tapezierer antworten?“ — „Schreib' ihm . . . die Tatsache, daß wir ihm Geld schulden, berechtige ihn noch nicht zu vollem Familienanschluß.“

Lob des Gefahrenwerdens / Von Heinz Wels

Während der Nacht und in den frühen Morgenstunden fiel mit Unterbrechungen ein schwerer Regen. Nun verzog sich das Gewölke, der Himmel blieb verschleiert zurück.

Auf allen Uhren der Stadt schlägt es ausgiebig sieben. Der Bahnhof liegt blank gewaschen und etwas vor der Stadt. Die Bäume der Zugangsstraße lassen Tropfen

fallen. Die Luft ist von feuchter Schwere, die dem Rauch der Schornsteine und der Lokomotiven nicht erlaubt, in die Höhe zu steigen. Rauch und Ruß senken sich zur Erde. Nur der blendend weiße Dampf einer D-Zugmaschine zischt als festliche Wolke in den perlgrauen Himmel. Eine unsichtbare Sonne saugt am Gelände. Der Tag wird schwül werden.

Mein Eilzug ruckt an. Ich fahre in die Universitätsstadt, um die Ohrenklinik aufzusuchen. Der schöne, neue Eilzugwagen rüttelt über die letzten Weichen. Schon haben wir hohe Fahrt. Die weichen, rhythmischen Bewegungen und die Geräusche des Gefahrenwerdens wiegen in leise Trunkenheit.

Die Vorstadt läßt uns in die Hinterhöfe schauen. Aprikosen an den Südwänden fangen Farbe. Im Garten einer Gaststätte lehnt eine Kellnerin und gähnt. Die Scherbergärten flimmern vorüber. Ein Lattenzaun läuft zwischen Zug und Landschaft ab, gleich einem Schützverschuß. Die Landstraße legt sich neben das Geleis.

Das Nahen des Zuges wirkt auf die Geschwindigkeit der Kraftwagen beschleunigend. Die Männer am Steuer schielen verstoßen nach dem Zug. Ich wette, sie drücken den Gashebel durch, und dabei tun sie, als berührte sie diese Begegnung mit dem Zuge nicht. Wir überholen einen Roten, einen Grauen, einen Blauen. Ein

Sommermorgen

Von Georg Schwarz

Die schwarzen Wälder schlafen noch und schweigen,
Nur Nebel schwebt und lockert sich am Hang,
Er weiß nicht, soll er fallen oder steigen.

Da grüßt ein blasser Stern im Niedergang,
Als wollte er dem Tag die Fährte zeigen,
Der schon erwacht, aufschwebend mit Gefang.

Motorfahrer hält mit uns Schritt. Eine große Limousine fährt vor. Ihre Auspuffsirene schrillt alle Geräusche nieder.

Gleich einem bleichen Schafspelz deckt das Korn die Ebene. Es wogt nicht mehr. Seine Halme sind steif und starr vor Reife. Frühkartoffeln werden gesät. Eine gescheckte Kuh schreitet gemächlich vor einem Pflug. Die nahen und fernen Bäume taumeln ineinander. Die Straße springt nun vom Geleise ab. Schrebergärten melden eine Stadt. Ihre Gartenhäuschen weisen die merkwürdigsten Ausmaße, Formen und Farben auf. Eine Bau-firma empfiehlt sich in Tiefbohrungen. Haufen roten Sandes flitzen greifbar nahe vorbei. Ballen von Korkeichenrinde werden vorübergetragen.

Unser Wagen rattert über Weichen. Stellwerke hallen vorüber. Ein D-Zug kommt in überhöhter Kurve auf uns zugeordnet und schließt sich uns an. Wir können ihm von unten her sozusagen unter die Räder sehen. Obschon er angeschrieben hat, daß er noch nach Basel will, läßt er sich von uns allmählich überholen. Dabei können wir einander in die Fenster sehen und in die — Augen. Ein dunkelhaariges Mädchen erwidert meinen Blick. Wir lächeln beide, sehr nahe und fast vertraut. Die Zeit genügt, um ein erregendes Wohlgefallen aneinander zu entdecken. Mein Zug fährt jetzt merklich rascher. Nun bin ich ihr voraus und — da mein Geleise sich senkt — zugleich tief unter ihr. Wir tauschen Winken und ein letztes Lächeln. Eine Kurve trägt mich völlig in die Versenkung.

Jetzt weiß ich, warum ich es tat: sie war sehr schön. —

Ich lehne mich zurück und nehme mir fest vor, ein Buch zu schreiben: Lob des Gefahrenwerdens. Ich weiß zu gleicher Zeit, daß es nie geschehen wird. Was ich zu schreiben beabsichtige, läßt sich in drei Sätzen sagen: Wer sich so fahren läßt, bekommt auf die annützigste Weise vorgelegt, woran er gerade zu denken hat. Er braucht sich nicht um den Fortgang und Ablauf der Ereignisse zu bemühen. Was auch (diesseits oder jenseits der Geleise) geschehen mag, er befindet sich in Urlaub. Konflikte, die aus Annäherung der Seelen und in der Tat erwachsen könnten, werden durch Niveauperänderung und die Verschiedenheit der Beschleunigung vereitelt, und die Gedanken rollen locker und reinlich wie Kartoffeln aus trockenem, sandigem Erdreich. Patente wurden im Gefahrenwerden erfunden.

Zu meiner Rechten dehnt sich noch immer die Ebene. Zur Linken ist mit der Stadt auch das Gebirge herangeraten. Am Abhang liegen Steinbrüche. Eine Kirchturmspitze huscht an den steilen, gelben Bruchteilen entlang. Als sie an einem dunkleren, vorspringenden Gestein vorbeistreift, löst sich dort ein Sprengschuß.

Eine halbe Stunde später sitze ich dem Arzte gegenüber. Neben mir brennt eine Milchglasbirne. Der Arzt spiegelt in mein Ohr. Mit seinen Geräten kommt er mir empfindlich nahe. Endlich, und seelenruhig, als ob er vom Wetter spräche, meint er: „Wir müssen Sie hier behalten. Denn es ist eine böse Geschichte.“

• • •

Lieber Simplicissimus!

Ein noch jüngeres Fräulein kniete im Beichtstuhl. „Ferner klagte ich mich an“, gestand sie, „einen jungen Mann sehr geschätzt zu haben!“

„Geschätzt?“ fragte der Beichtvater. „Wie oft?“

Entrüstung

(E. Thöny)



„Kein Alkoholschmuggel, kein Mädchenhandel, keine Jazzband mehr — ja, wo bleibt denn da die Kultur?“

Hört, ihr Diplomaten, und laßt euch sagen:

(Karl Arnold)



Waffengewalt schafft keine politische Beruhigung, es sei denn, ihr wollt Europa zur ewigen Ruhe befördern!

SIMPLICISSIMUS

Tannenberg

(Wilhelm Schell)



Deutschland war und bleibt der Fels, an dem die asiatische Sturmflut zerschellen muß.

Die höchst bedenkliche Meerfrau

Eine Geschichte von der ZK 14 / Von Martin Luserke

Zeichnungen von Olaf Gulbransson



Man begann damals im ganzen Fischerdorf schon unruhig darüber zu werden, daß der alte, versoffene Obadjah in der genugsam berühmten ZK 14 seit einiger Zeit so unerhörten Erfolg beim Fischen hatte. Wenn die Boote jetzt Freitags am Nachmittag oder Abend durch das Siel in den kleinen Hafen kamen und der ganze Wall von den Heischuhlen des Weibervolkes klapperte, wenn die Begrüßungsreden zu den Schiffen hin und von Bord zurück kurz vor dem Anlegen des ersten zu einem betäubenden Chor wurden: Wieviel hast du? Grob?, dann war die ZK 14 nun schon zum zweitenmal das Hafenergebnis gewesen. Alles schaute auf dies eine Boot. Obadjah tat am Ruder natürlich ganz gleichgültig. Aber der Junge, mit dem er damals fuhr, der schwammige, sommersprossige Maurus, der stand wie ein kindlicher Gott Neptun auf dem Vorderdeck und hob aus dem silbrigen Haufen mal eine zehnpfüßige Seebarbe oder einen Aalkönig oder einen Dorsch, fast so groß wie er selber, heraus. Oh, Mann, was? Die anderen Fischer brachten doch bloß Butt! Und der Obadjah war doch nie für die unnütze Arbeit gewesen. Woher hatte die ZK 14 diese herrlichen Fleischfische, die sonst nur die Großfischer von der hohen See brachten und nur eingesalzen? Obadjah trank fast übers Menschenmaß in den zwei Wochen, die diese Herrlichkeit dauerte. Aber er schwieg sich über seine Fischgründe aus. Den Jungen durfte man ja nicht gut über seinen Bas ausfragen, das ist gegen die Erziehung. Und die anderen Fischer konnten Obadjah draußen trotz aller Liat nie beim Fang ertappen. Von Montag bis Freitag sah man die ZK 14 im Gegenteil nur faul herumliegen und das Netz höchstens mal wässern. Aber Freitag früh hatte er jetzt zum zweitenmal schon vierzehn Zentner und mehr an Bord. Daß Obadjah ein Genie war, solange ihn etwas reizte, wußte man ja. Aber wenn das hier nur nicht allzu vorwiegend zuging!

Es ging in der dritten Woche auch schlimm aus, und kein Boot als nur die ZK 14 hätte das Abenteuer auch so einigermassen überstanden. Als Obadjah nachher wieder darauf angewiesen war, von gutherzigen Fischermännern zum Schnaps eingeladen zu werden, erzählte er auch die Geschichte und verlängerte auf diese Art die glorreiche Zeit noch um einige Wochen. Man muß ja auch sagen, daß sechs Wochen gehobener Stimmung es hinterher rechtfertigt, daß ein alter Jungeselle es nicht lassen kann, sich sogar mit den höchst bedenklichen Meerfrauen einzulassen.

Ehe man die seltenen Fischgründe draußen erreichte, mußte man immer eine tiefe Stromrinne, das sogenannte schwarze Rohr, passieren. Schlickgrund und viel Strom – kein vernünftiger Mensch fischte dort, von der Tiefe schon ganz abgesehen. An

einem Donnerstagnachmittag war nun dem alten Obadjah auf ZK 14, nachdem er schon sowieso die ganze Woche nicht viel an Bord gebracht hatte, auch noch der Schnaps ausgegangen. Obadjah hatte sich's zur strengen Regel gemacht, daß er immer noch mit wenigstens einer unangebrochenen Steinkrücke auf dem Heimweg vorm Siel ankam. Man wußte noch nicht, wie lange man dort aufs Aufmachen zu warten hatte. Tatenlos vor Anker zu liegen war sowohl Obadjah unerträglich als auch der vielerprobten ZK 14. Von einem gewissen Rauschzustand an konnte Obadjah sich aber mit seinem Schiff unterhalten und das Schiff dann auch mit ihm. Die beiden mußten wohl diese poetische Pause vor jeder Heimkehr in das Loch von Hafen ganz besonders lieben. Jedemal war entweder Obadjah zu früh vor dem Siel oder, wie er behauptete, das Schiff aus eigenem Willen.

„Maurus“, sagte Obadjah an jenem Donnerstagnachmittag zu dem Jungen, „da steht nun schon die letzte volle Kruke. Wir gehn jetzt nicht zur Koje, sondern setzen Segel. Du kannst in deinem Leben noch genug schlafen, und nachher erst recht.“ Es war Neumondnacht, und die ZK 14 verschwand unbeobachtet von den Fischgründen.

In der schwülen, stillen Sommernacht gab es natürlich ein gewaltiges Meerleuchten um das dahinziehende Boot. Als sie über dem schwarzen Rohr waren und Strom gegen sich hatten, wälten manchmal ganze Placken vom grünen Feuer hoch, als wenn jemand aus der Tiefe zauberisch geladene Wasserbälle nach ihnen heraufwürfe, die mit einem schmatzenden Rauschen an der Oberfläche zergingen. „Da hat sich heute nacht aber mal das Wasservolk“, sagte Maurus ganz benommen. „Das ist nun auch bloß eine arme, dumme, unselige Kreatur“, philosophierte Obadjah, der die letzte Kruke „gewöhnlichen Klaren“ liebevoll auf dem Schoß hatte. „Sie sollten zur Bescheidenheit mal sehen, was sie alles da unten nicht haben. Hol' mal die Flaggeneine, Maurus!“ Und Obadjah band die volle Steinkrücke an die Flaggeneine und ließ sie übers Heck hinunter, um das Meervolk solcher Art zu demütigen.

Indem gab es einen Ruck an der Leine. „Maurus“, rief der Alte entsetzt, „die Buddel hat sich an was verfangen und ist weg. Sofort drehst du in den Wind!“ Aber als sie nun dalagen und Obadjah die Leine aufholte, zeigte sich der Knoten ganz ordentlich aufgemacht. Und aus der Wassertiefe quoll in dem Augenblick dicht neben der ZK 14 plötzlich eine solche Wolke von Meerleuchten herauf, als wenn da unten ein Bettkissen vom Mond



geplatzt wäre. Maurus behauptete sogar steif und fest, es habe „zum Wohle“ geblubbert.

Obadjah dachte mit äußerster Schürfe nach. „Maurus“, sagte er, „du bist zu dumm, als daß es einen Sinn hätte, dir was von Handelsbeziehungen zu erklären. Aber hier das Netz herunter und laß uns wie die Helden arbeiten, ehe daß wir weiter abtreiben.“ Und in dieser Nacht hielten die beiden zum erstenmal eine Ladung der herrlichen Fleischfische herauf.

Der schwerfällige Obadjah hielt auf seine Fingigkeit. Bei aller Verkommenheit pflegte er auch immer, obgleich ihm von den Weibeleuten schon längst und eigentlich auf häßliche Art jede Hoffnung abgewöhnt worden war, seinen blonden Kinnbart. „Maurus“, sagte Obadjah, als sie die ZK 14 damals am Freitag früh schon

durchs leere Sielbecken schoben, „du legst dir im anderen Dorf ein Sparbuch an. Sieh zu, daß du mich verstehst. Mit diesen Sachen ist das nun so wie mit dem Heiraten: nicht zu oft, und nicht zu viel davon verlangen. Aber man soll sich auch nichts einbilden lassen.“ Obadjah hielt auf Erziehung. Auf einem Schiff wie der ZK 14 gehörte sich das.

Beim zweiten Male in der nächsten Freitagnacht ging die Sache auch noch immer gut, obwohl es windig war und der halbe Mond verräterisch durch die Böenwolken schielte, was für neue Abenteuer wohl die ZK 14 da unten ganz allein vorhatte. Es war harte Arbeit auf dem schwer stampfenden Schiff, als sie in die schwarzgleißelnden Seen hinein beigedreht hatten. Oben wachte das Segel toll zwischen Wolken und Sternen herum und knallte alle zwei Minuten eine dumpfe Salve. Der Großbaum schwenkte sich schnarrend über ihren Köpfen hin und her, und in der schwarzen Höhlung der Hinterschiffes suchte irgend etwas Holzernes polternd immerzu herum. Obadjah lag mit der Krukenangel neben der Ankerwinde vorn nach draußen, mal hoch in der Luft und mal dicht überm Wasser. „Maurus“, sagte er, als der Mond einen Augenblick hell auf den Tumult schien, „die Kreatur

da unten hat, dünkt mich, soviel Vernunft, daß sie die Kruke nicht zu Bruch gehen läßt. Ich seh sie heraufkommen. Aber geh du man besser hinter den Mast; denn es ist ein Weibsbild.“ Auf einem Schiff wie der ZK 14 gehören sich die Jungens zum Anstand erzogen. Maurus konnte hinterm Mast vor nur manchmal einen weißen Arm sehen, der die Fische einzeln über Bord gab. Aber den Alten sah er eifrig nach unten gucken.

So war es also das zweite-mal zugewandten, Obadjah war in den Tagen danach sehr versonnen und streichelte seinen Bart fort und fort in tiefen Gröbeln. Als sie am Montagmittag wieder mit der Flotte zu den Fischgründen hinaussegelten, zeigte er dem Jungen eine blitzneue Mundharmonika. „Kennst du dich damit aus?“ fragte er. Nee, Maurus hatte kein Geschick dazu. „Es ist nicht gerade ums Geschick“, sagte Obadjah, „es ist mehr ums Laute, und daß dir bloß die Luft nicht ausgeht dabei!“ An Bord befiehlt der Bas, und der Junge mag selber herausbringen, was das alles wohl soll. Das ist die rechte Erziehung auf See.

Sie ankerten abseits für sich. Das Wetter war die ganze Woche bis zum Vollmond heiß und still. Der arme Maurus mußte in dem dunklen Klok hocken, das unter dem schweren Decksgelbäck beim Mast neben der Kajüte ist, und mußte sich üben, die Mundharmonika zweckentsprechend zu blasen. Obadjah räkelte sich auf den verschiedensten Plätzen auf dem Schiff immer bloß herum. Er hörte zu und gab Anweisungen zur Verbesserung. Das Erfindergeist des Alten war in dieser Woche der Fluch auf dem Dasein des anspruchsvollen faulen Jungen. Obadjah kriegte aber auf die Dauer genau das zustande, was er sich als wirksam vorstellte, und Maurus überstand ja diese Woche immerhin noch lebendig.

Als sie in der Freitagnacht bei herrlichem Mondschein und ganz leichtem Wind wieder mutterseelenallein, das letzte Fleckchen Schatten in einem Weltall von Silber, über der bewußten Stelle trieben, mußte Maurus in das Balkenloch hinab. „Nun zeig, daß du auf der ZK 14 was gelernt hast, und flöte, bis ich stop asse“, befahl Obadjah und zog sich die Hosen stramm heraus.

Maurus billes unten. Schöne, heulende Tonbänder, so breit wie möglich und manchmal mit der freien Hand an den Hals getrommelt, so daß es wie Engelstimmen von Sternbildern herunter zitterte. Später hat der Junge erzählt, daß er während seiner Musik erst ein Rauschen im Wasser hörte, und dann ein plätscherndes Geräusch vorn auf Steuerbord. Dann quietschte der Anker, der vorn hinunterhing. Dann war so lange Zeit nichts zu hören, daß Maurus ganz neugierig wurde und schließlich,

immer blasend, den Kopf mehr und mehr hinterm Mast vorzuschieben wagte.

War das ein Mondschein! Und vorn auf dem dicken, runden Bug der ZK 14 sah Maurus wahrhaftig die Meerfrau auf der Ankerkette sitzen. Er wurde rot, wenn er das später genauer beschreiben sollte, und meinte nur, ihm sei schon damals vorgekommen, das Ding habe merkwürdig breit in der aufgeschossenen Kette gesessen, als wenn sie das Eisen so richtig schön kühl zum Sitzen fände. Obadjah aber steckte, mit dem Rücken zu den Lauscher, schon halb in der Kajütenluke. Er winkte dem weißen Bild immerzu. Und das Ding da vorn glubschte ihn unter ihren dicken, schattenden Haarzoteln hervor an — oh, so lustig und so gefährlich zugleich! Dem Jungen blieb fast die Luft weg; aber das merkte er wohl, er mußte flöten, flöten, egal was, nur flöten! Solange er flötete, war sie außer sich.

Und dann richtete sie sich hoch und begann zu dem Bas zu kommen. Sie stutze sich auf den Armen vor, plätsch, plätsch, und zog den Fischschwanz nach und war ganz belörend anzusehen. Aber da sah Maurus im Blasen, wie immer unter ihren aufplätschenden Händen das Eichenholz des Decks rauchte



und daß hinter ihrem Leib her eine kohlende Spur entstand. Das verschlug ihm den Atem derartig, daß er zu flöten aufhörte. Und in demselben Augenblick verwandelte sich das liebliche Weibsgesicht in eine höllische Fratze, aus der die grünen Augen gehässig glühten, und das Ding zachte und spie Wasser und wälzte sich heftig zurück wie eine Katze und schmiß sich über Bord und sackte mit einem grauischen Plätsch ab. Dann krachte es nochmal um den Jungen.

Als Maurus sich von der Backpfeife und dem Tritt wieder aufsammete, untersuchten sie das Schiff. Obadjah war ja im Grunde nicht bössartig. Ein Junge bringt eben nicht allemal richtig heraus, was der Bas will, damit muß man bei der Erziehung an Bord rechnen. . . . Das Vorderdeck zeigte sich wahrhaftig voller Brandspuren, und die Ankerkette war vom Sitzen der Meerfrau auf ihr zusammengedrückt und verbacken, als sei das Eisen Wachs gewesen. An dem dicken Anker konnte man ihre Finger eingedrückt sehen. Sie mußten die ganze Bescherung über Bord werfen, und das Deck schraptete sie am Morgen sorgfältig sauber. „Die Leute an Land können sich doch all ihr Tag nicht richtig vorstellen, was es hier draußen auf dem Wasser für Sachen gibt!“, sagte Obadjah. „Die Mundharmonika kannst du sehen zu verkaufen, daß du noch einmal was auf dein Sparbuch kriegst.“ Als sie fertig waren und vor der Fischerflotte her, die im Nordwesten hinter ihnen stand, auf den Deich zuhielten, lachte der Alte stolz: „Das kann doch bloß auf ZK 14 passieren!“, sagte er, „daß man einer Meerfrau die Handelsbeziehungen nahezu beibringt.“

Unter Nachbarn

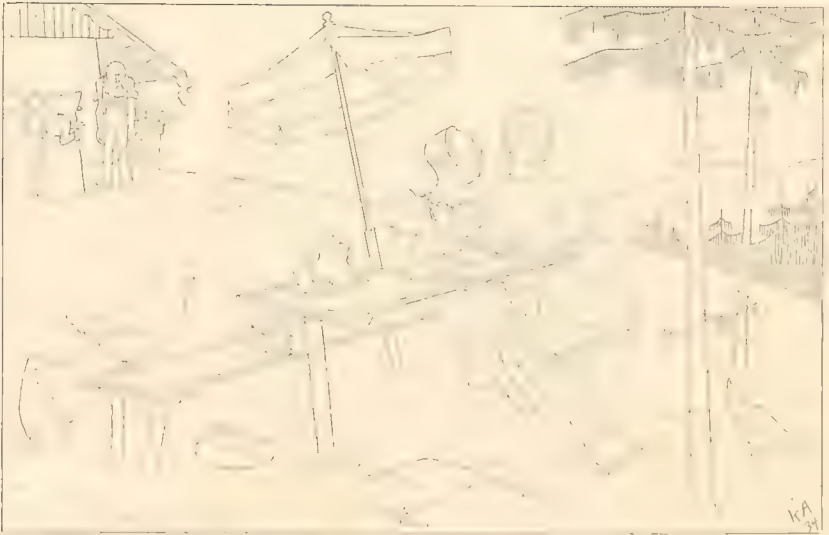
(E. Schilling)



„Na, hör mal, Marianne, die Hände sind doch nicht dazu da, daß man sie ewig zu Fäusten ballt!“

Konjunktur

(Karl Arnold)



„Wos macht d' Marie beim Fräuln?“ — „Zweg'n an Dialekt schaut s' nach, 's Fräuln schreibt an Bauernroman.“

Opposition

(Karl Arnold)



HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:

Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:

Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flöt vorwärts stürmenden Tempo seiner fettschen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. ... Das Ganze amerikanischen Fabrik durch manderl deutsche Vorzüge, insbesondere den einer neidischen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:

Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelungenen Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die literarische Welt:

Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Besinnlichkeit zu den paar Didiern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschiert RM -80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

Die feindlichen Brüder / Von Wilfried Tollhaus

Vogelsangs waren allgemein beliebte Leute und lebten der Auguststraße ein gutes Familienleben vor. Der Vater (H. F. Vogelsang, Im und Ex) galt als vermögend, kreditwürdig und real. Die Mutter Elisabeth (geborene Hausers von Hausers & Co., Felle und Häute) war eine reizende, immer fröhliche und immer fleißige Frau. Die drei Kinder (Eva, Gretchen und Karl) sahen blond und artig aus. Saß die Familie an guten Sommerabenden nachmittags beim Kaffee in der Veranda ihres kleinen Gartenhauses, fanden alle, die vorbeizogen, daß es sehr gemütlich bei ihnen war. Auch Peter Wendemuth, achtzig Jahre alt, Sohn des seligen P. A. Wendemuth (Exportagent), machte diese Feststellung. Er war eine Art von Ehrenprokurist bei Sammelhaas & Wöbke (Tabak) und galt als kirchlicher Mann, weil er seine Sonntagvormittage auf seinem Stamplatz in der Johanneiskirche brachte. Von dorthin kannte er Heinrich Vogelsang. Er suchte seine Freundschaft und ward zum Sonntagkaffee eingeladen. Das bedeutete die große Wende in seinem Leben.

Wer sie verstehen will, muß wissen, daß der Vater Peter Wendemuths angeblich ein Lebemann gewesen war. Seine Exportagentur galt als dauernd notleidend, bis er eine in jeder Beziehung solid fundierte Bäckerstochter geheiratet hatte. Da deren Vater am Tage zu schlafern pflegte, hatte er sich ihrer Erziehung nicht allzu sehr widmen können. Sie war darum in den Umgangsformen der guten Welt nicht erfahren. Deshalb beschränkte Wendemuth Senior seine persönlichen Beziehungen zu ihr auf die Herbeiführung zweier Söhne. Der älteste hieß nach Vater Paul, der zweite Peter. Nomen est omen. Paul sollte nach dem Vater geschlagen und mit einer Nachbartschöpfung in einer Schöpfung hinter Tannen und Weidenkätzchen angenehme Nachmittage verbracht haben. Seitdem hatte ihn die Mutter und schenkte ihr ganzes Herz Peter.

Als Papa Wendemuth das Zeitliche gesegnet hatte, nährte Peter die Unfreundlichkeit der Mutter gegen Paul, indem er ihr Wüstlingsgeschichten von ihm erzählte. Der Beweis für sie wurde dadurch erbracht, daß Paul frühzeitig die Haare ausgingen.

Die innige Verbindung Peters mit den Schürzenbändern der Mutter hinderte ihn am Heiraten. Auch Paul blieb Junggeselle, was aber vielleicht andere Gründe haben mochte.

Nachdem sich auch Mama Wendemuth entschlossen hatte, die himmlische Ruhe ihres alzu früh Verewigten durch ihre Übersiedlung in seine Nähe zu unterbrechen, zogen die Brüder auseinander. Sie sahen sich jetzt nur zweimal im Jahr. Das erstmal an ihrem Geburtstag, wo sie sich Geschenke überreichten. Grundpreis war zehn Mark für eine Brieftasche, Portemonnaie, Regenschirm, Reisekassette, Zigarrenschale oder dergleichen. Einer behauptete vom andern, daß er ihn bei solchem Anlaß schaffeweise dadurch vergrößere, daß er nur acht Mark anlege. Am ersten Weihnachtstag mögten sie sich mehrere Jahre lang in einem feinen Restaurant das größere Stück Karpfen, bis sie sich entschlossen, jeder solle für sich serviert bekommen.

Paul hatte gewiß viel vom Leben gehabt. Aber eines nicht: das Glück der Familie. Das lebte nun Peter bei Vogelsangs, denn er war dort bald der Sonntagbesuch geworden und gehörte zu den Vogelsangs wie der Tipfel auf I.

Wenn er kam, brachte er vier Tüten Bonbons zu je einhundertfünfzigzwanzig Gramm mit: Rahmbonbons, saure Drops, Himbeerkugeln und Schokoladeplätzchen. Die drei Kinder teilten sich das, womit alle längere Zeit beschäftigt waren. Kam aber noch insgeheim vorgenommen werden, denn sie war für süße Lutscher, hielt die Hände auf und sagte: „Schütt' mal rein, mein Kind. Ich mag das gerne!“

Das aber war Onkel Peter nicht angenehm. Hatte ein Kind Geburtstag, schenkte er zehn Mark, zu Weihnachten zwanzig und den Eltern eine Marzipantorte.

Auf sein Unkostenkonto buchte er jährlich unter „Familie Piep“ (das war das Geheimkonto Vogelsangs) einhundertsechsfünfzig Mark. Das bedeutete, jeder Sonntag kostete ihn drei Mark, Kaffee, Kuchen, Abendessen und Getränke. Abzurechnen die Vogelsangschen Geschenke, wozu zweihundert Zigarrar und zwei Flaschen Portwein gehörten.

Seine Einnahmen gingen leider immer mehr zurück, so daß „Konto Piep“ eine schwere Belastung war. Aber er hatte dafür ja auch jenes „wahre Familienglück“, das vor allem sein Bruder Paul so hochschätzte.

Wenn er Sonntage zwischen Kaffee und Abendessen einen Spaziergang machte, während dessen ihm die Kinder an den Armen hingen, führte er sie durch die Richardstraße und zeigte ihnen, wo sein Bruder wohnte. Von ihm sagte er mit geheimnisvollem Lächeln, er sei menschenscheu und habe seine Gründe dazu. Die Kinder nahmen an, daß Paul entweder im Zuchthaus oder im Gefängnis gewesen wäre.

Eines Tages starb Peter, Vogelsangs kümmerten sich um die Beerdigung und stellten fest, daß Peter viel zuviel für seine Sonntagbesuche ausgegeben hatte, denn sein Einkommen war zuletzt nur hundertzwanzig Mark im Monat gewesen.

Die Kinder trauerten gewiß um den guten Onkel, aber noch mehr um seine Bonbons und die schönen Geschenke. Obwohl alle untereinander dreizehn und sechzehn Jahre alt waren, schienen sie in bezug auf Süßigkeiten durchaus konservativ zu sein.

Da geschah etwas Seltsames. Paul tauchte auf. Er besuchte Vogelsangs und sagte, er wolle nun erst einmal den Unfug richtigstellen, den sein Bruder Peter sicher über ihn

Das Gefühl wurde herrlich für Paul gewesen sein, wenn ihm nicht immer dabei die Frage auftauchte wäre, ob sein Triumph nicht vollkommen gleichgültig sei, wenn Peter mit dem Bewußtsein seines eigenen Sieges gestorben war und nur endgültig keine Notiz mehr vom Leben nahm!



Hundstage im Wachsfigurenkabinett

Selbstverständlich gab es eine! — Immerhin war es gut, fortan Sonntags auf dem Platz Peters in der Johanneskirche zu sitzen und sich diese Gewißheit durch aufmerksames Anhören der Predigt stärken zu lassen.

Herr, diens! nicht aus gebildeten Kreisen und sogar vierzig Jahre alt, geizig, verschlossen und grob, wünscht aus purem Übermut und aus Lust am Streiten die Bekanntschaft einer gleichgesinnten weiblichen Person — für Spaziergänge — mit stritiger Unterhaltung. Kino, Theater, Ausflüge, bei getrennter Kasse."

Unmerklich fast ließ er das Knie etwas sinken. Sie sprang sofort wieder auf und sagte betreten: Fortsetzung folgt."

„Zur Verminderung von Lärm wolle man die nachhaltige Befestigung der Freimarken nicht mit der Faust, sondern mittels Fingerdruckes bewirken.“ Es scheint, daß den Kurgästen die Kur recht gut bekommt.

Druckschriften bitten wir anzufordern

BUNGE LTD. 20
1917 - 1918

Tüchtiger u. seriöser Mann mit einer interessanten Persönlichkeit.

Zum Schwabenwirt	Marburger Straße 2
------------------	--------------------

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeilungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. • **Bezugspreise:** D 6 Einzelnummern RM.—40; Abonnement im Vierteljahr RM. 7.— • **Anzeigenpreis:** für die 10 gespaltene M-Meiler-Zeile RM.—20 • **Ausschließliche Anzeigenannahme:** F. C. Mayer Verlag, München 2, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 406, 298 437 • **Verantwortliche Schriftleitung:** V. B. Möller, München • **Verantwortlich für die Anzeigen:** E. Galschauer • **Herausgeber:** Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • **Redaktion und Verlag:** München 2, Spaldingstraße 30, Fernsprecher 296 406, 298 437 • **Druck:** Druckhaus Maaus-Verlag G. m. b. H., München, DA 14109 II, VI • **Erlaubnis zum Abdruck:** München • **Postfach:** München 2 002 • **Druck von Strecker & Schmidt, Stuttgart** • **Postfach:** Stuttgart • **Agencies:** Simplicissimus wird gerne geworben übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigesetzt. • **Addressed as second class matter, Post Office New York, N. Y.**

Das Alpenveilchen

Eine Ballade

Herr Knetschke sprach zum Alpenveilchen:
„Ich komme wieder, wart ein Weildchen!
Ich gehe nur mal nebenan,
Wo ich mich etwas stärken kann.“

Das Alpenveilchen hold erdrot,
Als Knetschke solches zu ihm redet.
Es senkt beschämt das liebe Köpfchen.
Herr Knetschke eilt zum Henkeltöpfchen.

Das Alpenveilchen wartet, wartet,
Derweilen Knetschke hiewürts startet.
Die Sonne klettert schon ins Tal.
Der Gast belüftet zum achten Mal.

Schon dämmerts in der Alpenwelt.
Herr Knetschke hat noch was bestellt.
Das arme Alpenveilchen weint,
Weil Knetschke gar nicht mehr erscheint.

Das Alpenveilchen schlummert schon.
Da kommt Herr Knetschke, der Patron.
Er will das Alpenveilchen pflücken
Und muß zu diesem Zweck sich bücken.

Knatsch! Da liegt er hingestreckt,
Wobei das Blümchen er bedeckt.
Am Himmel glüht das Morgenrot:
Herr Knetschke schläft. Das Veilchen tot!
Incubus Schnellpflücker

Ingeborg schreibt . . .

Von Fritz A. Mende

Eine zarte Mädchenblume, Ingeborg heißt sie, die mir monatlang teils auf dem Herzen, teils auf dem Geldbeutel lag, die liegt mir jetzt auf dem Gewissen, und ihre dünnfleischigen hundert Pfund sind zum schaurigen Alldruck geworden, der Schlaf und Freude nicht mehr aufkommen läßt. Wie es geschah? Zuerst geschah folgendes: an mich gelangte eine Aufforderung, Reklame-Märchen um ein gewisses Wunderprodukt zu schreiben. Die sollten dann illustriert und dem kaufenden Publikum zwecks Erbauung vorhandener Kinder verkehrt werden. Was für ein Auftrag! Eigentlich wollte ich, da mir eine weit höher gespannte schriftstellerische Sendung im Busen kocht, wutentbrannt ab-

lehnen. Dann erhoben sich innere Stimmen und sangen die stets wiederkehrenden Worte: „Du brauchst Geld, du brauchst Geld . . .“ Nie hatten innere Stimmen so wahr gesungen. Da stand ich und schwankte zwischen Pflicht und Neigung. Wie ich sich für ein antändiges Drama gehört, siegte die Pflicht.

Mit gebrochener Dichterseele machte ich mich daran, die bewußten Reklame-Märchen aus dem Bleistift zu zaubern. Nach siebenmaligem Beginn: „Es war einmal . . .“ war ich nahe daran, den Auftrag doch als unwürdig abzulehnen, denn es ging nicht. Ich brachte auch nicht das kleinste einigermaßen glaubwürdige Reklame-Märchen so richtig märchenhaft zustande. Selbst literarischer Schmalz gedachte einer bestimmten Begabung, und ich gestehe stolz: diese fehlt mir.

Also klagte ich erwählter Ingeborg mein Leid. Ingeborg war damals noch ein Mädchen mit Rosen im Gemüt, kitsch in den Adern, kurzum: taufisch. Zu ihr sagte ich: „Liebe Ingeborg, ich weiß, daß du mir einen Gefallen tun willst. Schreibe ein paar nette“ (ich verschluckte das Wort „kitschig“), „kleine Märchen für noch kleinere Kinder mit eingeschobener Reklame für . . .“

Ingeborg, die seit ihren Schulaufsätzen, was noch gar nicht lange her ist, nie den Ehrgeiz in sich gespürt hatte, Schriftstellerin zu werden, nahm Papier und Bleistift und schrieb auf Grund ihres ausgeübten Köpfchens gleichsam mit der linken Hand vier Märchen auf einen Sitz. Es kam stets das arme, aber ehrliche Mädchen vor, das im Walde entweder Pilze oder Reisig, Blaubeeren oder — wie im vierten Märchen — alles zusammen suchte, ja, und dann kam der Prinz mit den Greta-Garbo-Locken und schenkte dem armen, aber ehrlichen Mädchen sich selbst, sein Schloß und, wenn die Zeit paßte, auch den großen, echt silbernen Vollmond. Und warum? Weil das arme, aber ehrliche Mädchen irgendwo im Walde eine Tube Schönheitscreme „Venusla“ gefunden hatte und davon so schön geworden war, daß sich die sieben Zwerge hinter dem siebenten Berge vor Entzücken die Barthaare einzeln ausrissen.

Der Auftrag war damit zur vollsten Zufriedenheit ausgeführt. Ingeborg hätte also Papier und Bleistift ruhig wieder weglegen können, aber sie hatte — was den schreibenden Dilettanten sonst versagt bleibt — sie hatte ein halbes Honorar geleckt, und um ihre Taurische war es geschehen.

Ingeborg schrieb, daß die Bögen zu kurz wurden. Sie schrieb mit einem unheimlichen Drang zur Quantität — und ich war schuld daran. Ich hatte die Schriftstellerin in ihr wachgeküßt, und jeden Tag mußte ich aus ihrem noch immer schönen Munde den Satz hören: „Wenn ich vorher gewußt hätte, daß Schreiben so leicht ist . . .“

Der Postbote jener Gegend kommt jetzt immer mit einem kleinen Handwagen und bringt zurückgesandte Manuskripte für Ingeborg. In unzähligen Redaktionsstuben ist die Tollwut ausgebrochen. Ingeborg lächelt und schreibt.

Ich, der ich hinter ihrer Schaffenskraft weit zurückbleibe, bin natürlich kein Umgang mehr für das fleißige Kind. Wir haben uns nach einem furchtbaren Krach, bei dem ich das Wort „kitschig“ nicht mehr verschluckte, getrennt.

Ingeborg wird auch darüber schreiben — Wahrscheinlich ein Märchen. In dem ein armes, aber ehrliches Mädchen einen Bleistift im Walde findet, mit dem es so viele schöne Romane schreibt, daß sich jetzt aller Ränke eines Bösewichts, der ihr den Bleistift rauben will (das bin ich), zwanzig Verleger teils um das Mädchen und teils um die Romane streiten. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann streiten sie immer noch. Kurzum: ein Märchen, wie es nur im Märchen vorkommt.

Süßholz

(Josef Sauer)



„Ich glaube, Herr Kapitän, das müßte Ihnen gut stehen, so als letzter Mann mit Ihrem Schiff unterzugehen.“ — „Wenn Sie mich dabei knipsen würden, Gnädigste, wüßte ich mir keinen schöneren Tod.“



„Zu deinem heutigen Geburtstag kann ich dir leider nichts schenken, Mimi — aber dafür mal ich zu Weihnachten einen Pelzmantel auf dein Porträt!“

Neubau

Der Motor drüben bläht
und lärmt tagein, tagaus.
In meiner Nachbarschaft
ersteht ein neues Haus.

Grau wächst das Fundament
aus grünem Wiesengrund,
und Ziegelröte brennt,
wo blaß die Weide stand.

... Sei's denn! Ein jeder will
sein Domizil und Dach.
Es wird auch wieder still
und friedlich nach und nach.

Die Türen schließen sich,
die ich jetzt klaffen seh'. . .
Bloß, bitte, bleib' für dich,
Herr Nachbar du in spe!

Matthies



„Warum tragen Sie denn in der Sommerfrische einen Ehering? Sie sind doch gar nicht verheiratet, Herr Kunze!“ — „Nu eben — weil ich's bleiben möchte.“

Festliche Beleuchtung

Von Nikolaus Schwarzkopf

Man will es mir einfach nicht glauben, und so liefere ich hiermit den Beweis, wie er mir zu Rom. In der ewigen Stadt, gelungen ist.

Ich sitze gegenüber von St. Peter am Fenster und schaue über die Kolonnaden hinweg nach der Kuppel, deren Kreuz noch hell in Gold leuchtet, deren ehemals vergoldete Kugel aber stumpf auf den sechzehn Säulen, der sogenannten Laterne, liegt, als wäre sie nur mühsam da oben zu halten. Ich lese gerade, daß man diese Kugel beschlupfen könne, lese, daß Goethe sie beschlupfte, und fühle mich als guter Deutscher verpflichtet, den Fußtapfen des Altmeisters nachzugehen, nachzusteiern. Meine Frau, die bei mir sitzt, möchte den beschwerlichen Aufstieg nicht mitmachen. „Anzusetzen wie im Hochgebirge“, sage ich, „brauchen wir uns nicht!“, aber wie Frauen nun einmal sind: sie will lieber hier am Fenster sitzen bleiben, und wenn sie mich auf dem Gipfel erblickt, will sie einmal winken. Na, denke ich, winke du, wenn du mich da oben siehst! und breche auf. Mühsam wendele ich empor, tummle auf halber Höhe zwischen den Kaufleuten herum, breche hoch oben im Faltenwurf des hl. Andreas einen kleinen Storchschnabel, den ich einem Bekannten des Namens Andreas mitbringen will, klettere weiter, besahe und behöre die Riesenkuppel von innen, tief unter mir strömen Menschen

über die Marmorplatten des Domes, ich rufe, das berühmte Echo zu vernahmen, den Namen meiner lieben Frau, die jenseits der Kolonnaden am Fenster auf mich wartet, strebe weiter empor, immer empor — der Weg zur Höhe ist selbst auf St. Peter nicht ohne, wie man so sagt —, trete aus der Finsternis heraus an die Säulen der Laterne und laufe rundum, das Weichbild der Stadt zu betrachten und das Meer im Osten zu sehen und das Meer im Westen. Dann springe ich auf die eiserne Leiter zwischen den Säulen, um über fünfunddreißig Sprossen hinaufzuklimmen, und endlich schlüpfte ich in die ungeheure Kugel, die unsere Erdkugel bedeutet, mitten hinein. Sieben Menschen hocken schon drinnen, ich aber denke: hier hat Goethe gewillt. Wenn ich der Papst wär, wöllt ich hier oben wohnen. Längschnitte leuchten in dem Zink der Kugelwand zwischen den achmedeelsernen Trägern, und die Welt da unten erscheint in Längsschnitten. Kein Landsmann ist zugegen, nur Italiener umgeben mich, eng an mich geschmiegt, mit lauten Geplauder, das ich kaum verstehe. Wo nur meine Landsleute stecken mögen, frag ich mich, und ich antworte: sicher sitzen sie an den warmen Fenstern, gucken herauf und meinen, genug getan zu haben! Welch eine Welt ist das doch heute! Da laufen sie mit ihrer klassischen Bildung wie wandelnde korinthische Säulen durch unsere Städte, und wenn's einmal drauf ankommt, sind sie nicht da! Aber ich denke nicht etwa nur an meine lieben Landsleute, ich denke auch an den lieben

Gott. Denn hier oben, angesichts der ewigen Stadt, über dem Grab des hl. Petrus, fällt es einem nicht schwer, an den lieben Gott zu denken. Freilich denk ich auch an meine liebe Frau, das versteht sich! Ich suche umher, wo unser Haus stehen könnte, find es aber nicht. Über den Petersplatz laufen, zu Haufen gebündelt, die Menschen, groß und klein, dahin und dorthin. Ein Haufe hat seine eigene Fahne, die im Wind nur beschwerlich zu entfalten ist. Schwarz erscheinen im grellen Sonnenlicht alle Menschen, auch die Fahne erscheint auf dem weißen Untergrund völlig schwarz. Winzige Kapuzinerlein flattern hochauf. Ein bischofsblauer Fleck bewegt sich nach der Treppe zu. Die schwere Glocke, die da im linken Flankenturm hängt, klopft eindringlich. Ich spüre die Erschütterungen durch die Schläge und stehe ganz allein — wie im Rhodrad — in dem Erdall. Ich denke, meine Frau läßt sich von der Glocke nach St. Peter rufen. Ich komme heim, da springt meine Frau am Fenster auf und ruft: „Menschenskind!“ ruft sie, „solang du in der Kugel gesessen hast, hat die Kugel hell aufgeleuchtet!“ „Na also“, erwidere ich und gucke nach der völlig verwitterten Kugel, die unsere Erdkugel bedeuten soll, aber gänzlich stumpf da oben hockt, kein eigenes Licht mehr in sich hat und nicht einmal fremdes Licht, dem guten Monde gleich, widerspiegelt. Ob überhaupt noch einmal jemand kommt, der ein neues Licht in die Finsternis stößt? Ich? ... Nae!

DER HEIMKEHRER

NORDISCHE GESCHICHTEN

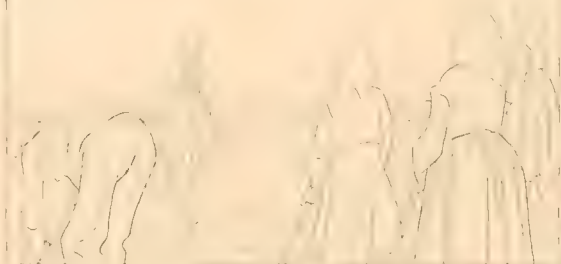
II

OLAF GULBRANSSON 34



EINES TAGES, ALS SIE ALLE DRAUSSEN AUF
DEM FELD WAREN,
SAHEN DIE FRAUEN EINEN FREMDEN DAHER KOMMEN.

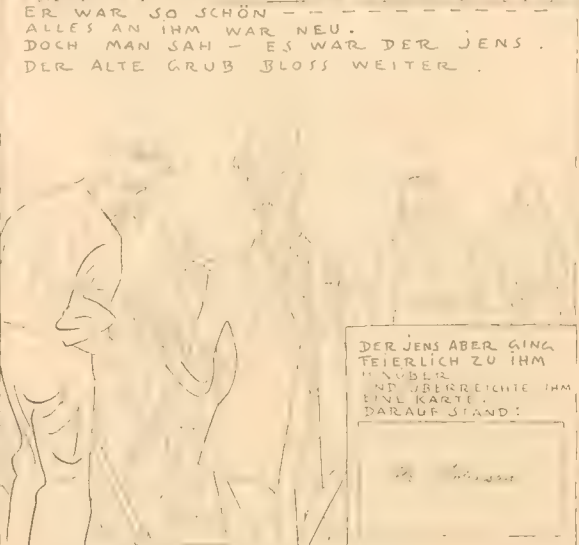
DER SOHN VOM
DER JENS, IST
GANZ JUNG NACH
AMERIKA GEGANGEN.
NACH 20 JAHREN
BEKAMEN ENDLICH
DIE ELTERN EINEN
BRIEF:
ER KÄME WIEDER.



ER WAR SO SCHÖN —
ALLES AN IHM WAR NEU.
DOCH MAN SAH — ES WAR DER JENS.
DER ALTE GRUB BLOSS WEITER.



BEI DEN NACHBARN
ERZÄHLTE DIE MUTTER
DIE FRÖHE NACHRICHT.



DER JENS ABER GING
TEIERLICH ZU IHM
HABER
UND ÜBERREICHTE IHM
EINE KARTE.
DARAUF STAND:

Nur Zeit lassen!

(E. Thöny)



„Lüg'n säen s' grad gnua aus im Ausland über uns — aber ernten müass'n sie s' halt nacha aa!“

SIMPLICISSIMUS

Immer wieder Genf

(E. Schilling)



In Genf werden energische Vorbereitungen für die 81. Völkerbundsratsagung getroffen. Bereits werden die bewährten alten Platten sorgfältig abgestaubt.

Ah, wie sind die Dinge flüchtig!
Des Chronisten Stift und Schrift,
sei der Mann auch noch so tüchtig,
kommt ganz einfach nicht mehr mit.

Nimmt er auch sofort beim Widel,
was ihm heut vorüberrollt:
sein Gedicht, sein Leitartikel
ist bis morgen überholt.

Und die Leute, die ihn lesen
(insofern es sie noch gibt),
gähnen: „Klingt schon dagewesen!“
... Tja, so wird man unbeliebt.

Oh, wie gut hat's da der Bäcker!
Niemand ist ihm abgeneigt,
der für alle Art Gebäckmäder
schlichte Morgenfennel zueht.

Während wir im Nichts verfaßen,
schätzt man sie tagen, tagaus.
Ja sogar, wenn altgebädet,
formt man Unedel noch daraus.

Das abgeschabte Individuum /

Von Hans Schubert

Ort der Handlung: Zwischen Dittersbach und Durrörsdorf. — Zeit und Stunde: Eine Mitternacht im Mai. — Mitwirkende: Der dicke Mann. Das junge Mädchen. Der Lehrling Max. Der Mann mit der roten Mütze. Mehrere Enten und die Eisenbahn.

Der dicke Mann sitzt unscheinbar am Fenster. In einer förmlich materiellen Distanz von ihm sitzt das junge Mädchen auf derselben Bank. Gegenüber in der Mitte sitzt der Lehrling Max. Da es ein Wagen für Traglasten ist, ergibt sich immerhin ein Dreieck von Belang. Max legt sich eine passende Unterhaltung mit dem dicken Mann zurecht, die selbstverständlich über diesen Umweg auf das junge Mädchen zielt. Junge Männer sind mal so. Eine Schönheit ist sie gerade nicht. Sie ist intensiv rothaarig, und sie hat intensive Sommersprossen. Aber sonst — Max hat den mehr räumlichen Bildhausblick seiner Lehrjahre und meint es sowieso auf Tod und Leben. Wohlgefällig mustert das junge Mädchen von Zeit zu Zeit den netten jungen Mann im guten Sakko. Dem Alten gönnt sie keinen Blick und keine ihrer raffinierten Gesten. Sonst aber sieht sie ganz so aus, als dürfe Max ein wenig weltgewandter sein. Endlich hat der Max den Faden. Das Gespräch entrollt.

Max: „Ist das der Zug nach Dittersbach?“

Der dicke Mann: „Das weiß ich selber nicht genau.“

Max: „Ich will nämlich gern nach Dittersbach.“

Der dicke Mann: „Ich ooch so weid.“
Max: „Ich weiß aber hier nicht recht Bescheid.“

Der dicke Mann: „Ich ooch nicht ganz.“
Max, mit einem raschen Seitenblick: „Wenn wir nun aber alle drei im falschen Zug sitzen —?“

Der dicke Mann: „Ei verbiiboh nochmal!“

Der Zug hält an einer Baustelle. Nachtlaternen täuschen einen ländlichen Bahnsteig vor. Der dicke Mann bastelt seelenruhig an seiner Mitbringe: ein Problem für sich. Achtern hat er einen prallgefüllten Rucksack wie ein Weihnachtsgarn. Rechts und links hat er Bastkörbe mit betäubten Enten. Unter dem linken Arm — Ich rate — einen Schinken. Und zwischen den Knien hat er seinen Schirm.

Das junge Mädchen steht auf, greift nach ihrem schweren Netz mit Spargeln, prallt geschickt mit Max zusammen, der dasselbe will. Sie hat einen regenfarbenen Pullmann over und rückt sich einen regenbogenfarbenen Hut zurecht. Aber sie hat sex appeal. Ungeduldig tritt sie auf Maxens Schuh herum. Max — der zweifelte immer noch. Junge Männer sind mal so. Das junge Mädchen sieht den Max gewalttätig an. Ihre Blicke sind gründelnde Wasservögel in der wehrlosen Seele Maxens. Das Ge-

spräch geht weiter. Aber wie im Kern gelähmt.

Das junge Mädchen: „Hier wäre also Dittersbach —.“

Der dicke Mann: „Das scheid mir' ooch so wiss.“

Hörbar stöhnt der Dicke unter seinen nahrhaften Lasten. Auf die Minute kommt es hier nicht an, ahnt Max.

Max, zum dicken Mann: „Darf ich Ihnen etwas behilflich sein?“

Der dicke Mann: „Wenn Se so liems wirdich sein wolln —.“

Das junge Mädchen, sehr bestimmt: „Der Zuch hält awer nur eine Minute hier.“

Der dicke Mann: „Ä — der hält ooch länger.“

Max öffnet die Wagentür und versucht es erst einmal mit den Enten. Weil aber hier der Bahnsteig fehlt, taucht Max für beide Zurückbleibenden in einen Nachtschlund ab und ruft nun — leicht bekümmert — von unten: „Hier geht es ziemlich tief herunter. Geben Sie mir erst mal Ihren Rucksack her!“

Schon aber ist der Dicke im Begriff des Hinterhertauschens. Da fährt der Zug an. Das junge Mädchen seufzt etwas, zuckt die Schultern. Macht einen ärgerlichen

Mund. Der dicke Mann kniet mit dem rechten Bein — rechte Hand am rechten Griff — auf dem Trittbrett. Mit dem linken Bein tastet er schon den Schotter ab. Im nächsten Augenblick wird er landen und — um Gottes willen! —, der Zug nimmt Tempo an. Max rennt mit den Enten wie besessen nebenher, so gut es eben mit den Enten geht, schlägt fast über einen Signaldraht hin, schreit, brüllt: „Festhalten —!“ — da kommt eine Dreimeterbrücke über irgendwelches Rinnsal. Diese Zweckbrücken sind aber nur stählerne Leitern mit der Schiene darüberhin. Und es ist zappenduster. Voll Abschiedsschmerz verschwindet Max zwischen den Sprossen. Unten platscht es auf. Die Enten zern. Aber sie haben nun wenigstens ihr Element. Max sitzt bis zum Hosenbund in Wässern und sieht die Lichterschlange heimwärts ziehen. — Was ist aus der schweren Unglücksstraube Mensch geworden, die da am Trittbrett hing?

— — —
Keuchend, durchnäßt, mit zerrissener Hose und verblutetem Hinterteil, Entenfedern zwischen Schuh und Socke, Wasserläusen im Gesicht kommt Max im Dittersbacher Bahnhof an. Sein Zug wird gerade abangiert. Um den besorgten Herrn mit der roten Mütze stehen — der dicke Mann und das junge Mädchen. Dem Dicken ist nichts passiert. „Da können Sie aber Ihrem Herrgott danken!“ meint Max in aufkehlender Erleichterung. „Und Sie“, wendet sich Max an das junge Mädchen, „Sie haben den Herrn wohl wieder hochgeholt?“ Keine Antwort. Nur ein glupscher Blick von seitlich her.

Der dicke Mann, zum Mädchen: „Nu red doch schon. Was soll der Herr dänggn?“
Max, zum Mädchen: „Verzeihen Sie. Ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Ich heiße Maximilian Max.“

Der dicke Mann: „Die Endn sinn ja nu wech. Arme Vlecher. Haben Se sich weh gedahn?“

Max, unentschieden zu wem: „Das ist nicht so schlimm.“

Der dicke Mann: „Idder bin nämlich der Riedschwidz aus Dittersbach. Gommen Se, mir dringn einen Gorn zussamm!“

Das junge Mädchen mit dem glupschen Blick ist mittlerweile durch die Sperre. Mit völlig demnachter Haltung schwingt sie ab. Unnahbar. Unklar wohn. Max und Rietschel unbeteiligt hinterher.

Rietschel, sehr vertraulich zu Max: „Das ist nämlich meine Braud. Mir redn awer nich zussamm, weil se mich nicht leidn kann. Das gibd sich awer nich.“

Max, nach Worten ringend: „— und so ein junges Mädchen mit dem kugen Blick?“
Rietschel, merklich abgekühlt: „Ja, glug is se schon. Un jung auch. Uffgeglährd is die, gann ich Ihnen saachen! Uffgeglährd. Dar gennen Se nicht vormachen, Herr.



(R. Kriesch)

„Tja!“

Der neue Fußweg

(Karl Arnold)



„Eine segensreiche Erfindung, die Eisenbahn — nun die Autos die Landstraße unsicher machen, kann man wenigstens beruhigt auf den Schienen tippeln.“

Reine gar nicht. Da gennen Se gar nich mild landen. — Bassen Se doch mal auf meinen Ruggsagg auf, ich gomm gleich wider!“

Max steht neben dem Rucksack wie ein treuer Hund, obwohl das gar nicht nötig ist in diesem Nest um diese Zeit. Der Rietscheliwirt und das junge Mädchen führen eine Unterhaltung um die Ecke. Rietschel hat aber vergessen, daß man ihn hören kann, auch wenn man ihn nicht mehr sieht. Und das junge Mädchen will klar gehört werden. Das Gespräch wird

laut und lauter. Es wird ein zäher Kampf daraus, der scheinbar an Minuten hängt. Der Kampf einer irgendwie bedrängten Frau. Zum Beispiel —

— Rietschel: „Nu hör schon mit den Sagg auf un gomm. Ich gann doch nischd dafier.“

Das junge Mädchen: „Gommd nich in Frage.“

Rietschel: „Du gommsd!“

Das junge Mädchen: „Auf geinen Fall!“

Rietschel: „Awer warum denn nich, mei guhdes Ginnnd?“

Das junge Mädchen: „Mid so ein abgeschabdn Individuum sedze ich mich nich an einen Disch. Da genn Se machn, was Se wolln!“

Max, ins Herz getroffen, wendet sich zum Gehn. Schon im Freien, vor der Tür des kleinen Warteraums, steht der Mann mit der roten Mütze ohne sie, deutlich dienstentbunden, einen Schlüssel in der Hand. Jeder Zoll am Mann ist Hochmut.

Der Mann mit der roten Mütze, sehr diskret zu Max: „Gommen Se der bloos nich zu nahe, Herr! Das Is nämlich meine Braud.“

(Schluß auf Seite 269)

Der Schmuggler

(Wilhelm Schulz)



„Bist tags nur in der Schenke du,
Wie schaffst du dir das Geld dazu?“
Als man Jan Kührs hat so befragt,
Hat er gelacht und dann gesagt:
„Beim Muschelfischen jänget am Strand
Im Netz den Wassermann ich fand.“

Und war's ein schlechter Groschen bloß,
Für den ich ihn gab wieder los.
Als ich den hatte eingesteckt,
Hat einen Taler er geheckt.
Und macht er das nun jeden Tag,
Leb' ich dabei ohn' Müh und Plag.“

„Ja“, sagte man, „so kommt das Glück!
Jan Kührs, ging anders nicht das Stück?
Gehst nachts aus Meer du, liegt zur Zeit
Ein fremder Schoner da nicht weit —
Gib acht, Jan Kührs, sei nicht so dumm
Und schmuggle unverzollten Rum!“

Wilhelm Schulz



„Eigentlich so 'n richtiger Damensport: Zügel in der Hand – und sich schleppen lassen!“

Das abgeschabte Individuum

(Schluß von Seite 267)

Das eine gann ich Ihnen saachen, Sie Weeschelacherr, Sie!“

Im schopenhauerschauerlichen Dittersbach schlägt eine Turmuhr eins. Max, am Leben leidend, sieht und hört nichts mehr. Sieht nicht die Hand vor Augen. Max umkreist den Markt. Tastet Mauern ab. Spürt mit dem Instinkt Gebrochener etwas Zweites. Weiches, welches lebt. Die Phantasie schlägt Räder. Und Maxens Lage ist nicht angenehm.

Das junge Mädchen, überraschend aus der Finsternis: „Gomm, jedz genn mer gehn.“ (Unsicher): „Wer issn da –?“

Max, mit Stentorstimme in die Nacht hinein: „Das abge-schaaaaaabe Indi-viiiidiuum!“ Das junge Mädchen: „Prüll nich so, du Schafsgobb du! Ich hab doch den diggn Geri gemeind, das alde Egl!“

Ein weicher Arm schiebt sich wohltuend unter Maxens Arm. Gibt mit Bestimmtheit eine Richtung an. Ist völlig Herr der Lage. Hähne krähen. O Diddersbach!

Das junge Mädchen, flüsternd: „Wächn dän Saggio brauchdsche dich nich zu ärchern. Max. Den stobb ich dir.“

Im Bann der Welt

Die höchste Schönheit – arm und weltgebannt;
Der letzte Sinn – von jedem Stein bekannt
Und täglich doch von Fragen wild umrannt.
Die tiefste Güte – allen offenbar
Und doch in Ohnmacht ringend Jahr um Jahr – — —

Der Weiße lächelt im Vorübergehn,
Auch Gott den Herren im Bann der Welt zu sehn,
Und weiß uns nur ein tröstlich Fingerzeigen:
Die hohen Sterne und das große Schweigen!

Bismarck Epigram 9

Modebrief – nur für Herren

Wenn das männliche Geschlecht in Dingen der Mode konservativ bleibt, so ist dies nicht ausschließlich sein Fehler. Beschreibungen von Louise-Boulangers-Abendkleidern und Reboux-Hüten werden zugleich mit den Meldungen von Erdbeben, Überschwemmungen und Regierungskrisen über den

Ozean gekabelt, und die täglichen Schwankungen des Rocksaaums werden von den Frauen mit mindestens ebenso gespanntem Interesse verfolgt wie die Schwankungen der Börsenkurse von ihren Gatten. Die Frauenmode ist zum Thema eines niemals endenden Sensationsromans geworden. Wie anders steht es um die Herrenmode! Die wenigen Zeilen über diesen Gegenstand, die zum Druck gelangen, lassen alle sensationellen Wendungen vermissen: sie

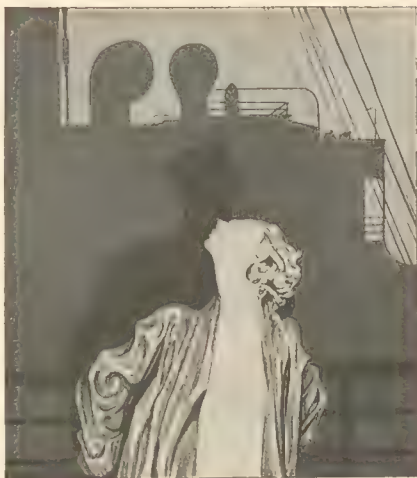
HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:

Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl... Das Ganze ist glänzend geschrieben

Die schöne Literatur:

Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York... Das Ganze amerikanisch fabrikat durch manderlei deutsche Vorzüge, insbesondere dem einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:

Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelinkten Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die literarische Welt:

Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

**Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschiert RM -80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5502**

sind nüchterne Feststellungen von belanglosen Tatsachen, von denen viele schon seit dem vorigen Jahr selbstverständlich sind. Wer kümmert sich schon viel um das schnecken-gleiche Emporsteigen des Rockaufschlags? Im Verlauf des letzten Jahrzehnts ist er, wenn es gut geht, um ganz drei Zentimeter halbsaufwärts ge-schoben, und im Jahre 1944 wird er vielleicht die Ohrläppchen erreicht haben. Und wenn schon! Es gibt niemanden, der über seinen Fortschritt in einem Flotten, die Pantothe befolgendes Stil be-richten und die Millionen Rockaufschlag-Träger aus ihrem Zustand der Gleichgültigkeit aufrütteln würde.

Da ich mich gerade in Paris, jener Stadt, die noch immer als in der Mode führend gilt, aufhalte, glaube ich es nicht verabsäumen zu dürfen, meinen Lesern einen kleinen Vorbericht über die zu erwartende Herrenmode des Spätsommers und Frühherbstes darzubieten. Welche Tendenz weist die Herrenmode auf? Nach gründlicher Beobachtung bin ich zu dem Schlusse gelangt, daß die Tendenz der Beinkleider nach oben gerichtet ist. Viele Franzosen sind anscheinend von dem Ehrgeiz besesselt, für ihr Kinn auf der Gürtelschnalle einen Ruhepunkt zu finden, und bisweilen hat man den Eindruck, daß ihre Beinkleider eigentlich als Brustschützer gedacht sind.

Die Kragen werden heuer länger getragen — wahr-scheinlich wegen einer Erhöhung der Putzerei-reize. Der Hausdiener in meiner Pension trug einen Kragen, der seit mehr als vierzig Jahren ein geschätztes Familienstück war und so ziem-lich denselben Zweck wie ein neuer erfüllte — was nicht viel zu seinen Gunsten besagen will. Er war aus Zelluloid und besaß einen atlassähn-lichen Glanz wie eine alte Stradivari. Man wäre übrigens kaum auf die Vermutung gekommen, daß er aus Zelluloid war; er sah eher wie Meerschaum aus. Zelluloidkragen scheinen die französische Sitte, sich zum Mittagessen im Sommer teilweise aus-zuziehen, mit sich gebracht zu haben. In Paris

ist es nichts Ungewöhnliches, daß ein Gast ein Restaurant betritt und Rock, Kragen und Krawatte ablegt, bevor er die Speisekarte zur Hand nimmt. Er tut dies, um die Feuersgefahr zu ver-mindern; ein auf seinen Kragen fallender Tropfen heißer Suppe könnte ihn leicht zur Explosion bringen. Und wenn er gar einen Jener in Frank-reich trägt, vermehrt sich die Gefahr ins Un-gemessene.

Die französischen Friseure haben so komplizierte Arbeitsmethoden, daß eine zusammenfassende Darstellung nur mit Hilfe einer Reihe von Blau-drucken möglich ist. Der Haarwuchs in Frankreich scheint heuer spärlich geraten zu sein und stellt die Friseure vor allerlei Probleme. Zuerst wird das Haar in der Mitte bis zum Genick geteilt. Dann werden zwei weitere Teile hinzugefügt — Je einer in der Nähe der Schläfen —, und das lange Haar wird über die Notstandsgebilde gelegt. Viel-leicht leiht sich hievon Julius Cäsars berühmter Ausspruch ab, daß alle Gallier in drei Teile geteilt sind — so übersetzt ihn nämlich mein Neffe Paul. Stark riechende Pomade wird für diese Instand-setzungsarbeiten verwendet. Ihr Duft zieht Mücken und Fliegen an, und die nervöse, gestiku-lierende Art vieler Pariser dürfte einfach auf ihren übermäßigen Pomadeverbrauch zurückzu-führen sein. Sie sind fast ständig von Schwärmen kleiner Insekten umgeben, und ihre Nervosität braucht uns daher nicht zu verwundern.

Auch das Vorhemd scheint sich in Paris zu-nehmender Beliebtheit zu erfreuen: es wird am vorderen Kragenknopf befestigt und wird unter besonders günstigen Voraussetzungen, etwa an nebeligen und windstillen Abenden, von leichtglü-bigen Leute mitunter für eine Hemdbrust gehalten. Sein Hauptnachteil besteht darin, daß es, aus dem Gleichgewicht gebracht, die Neigung besitzt, in die Höhe zu fliegen und seinem Besitzer in be-schaffter Weise ins Gesicht zu schlagen. Nur lang-jähriges Tragen und viel verschüttete Suppe können seinen Übermut brechen und die Stärke aus ihm entfernen.

Man sieht also, daß auch die Männerwelt in Dingen der Mode in der französischen Hauptstadt so manches lernen kann. Eines Tages werde ich meiner Frau mit bis zur Brust reichenden Bein-klädern und mit einem Vorhemd bewaffnet vor Augen treten und ihre Proteste mit der Feststel-lung: „Das ist das Neueste aus Paris!“ beantwor-ten. Dann wird sie es sich vielleicht zweimal über-legen, bevor sie von mir verlangt, daß ich ihr einen neuen Hut — Pariser Originalmodell 1934 — kaufe.

W. Holbrook

Lache, Bajazzo!

Von Benedikt

In Moskau ward, wie die Zeitung verkündet, eine staatliche Schule für Clowns gegründet, für Akrobaten und dergleichen Leute, die Kummer und Unmut verschlucken.

Der Grund hierfür ist leicht zu begreifen, denn bis die Fünf-Jahrespläne reifen und alle und jeden glücklich machen, haben die Menschen dort wenig zu lachen —

Drum muß man, sollen sie hoffnungsvoll bleiben, zum mindesten ihnen die — Zeit vertreiben: die Zeit des Wartens auf Paradies, das man seit Jahren für morgen verhielt.

Und wenn bald überall Clowns agieren, wird man den Hunger weniger spüren! Fehlt Fleisch und Brot — herrscht Elend und Not — na, Mensch, dann lachst du dich eben tot —!

ROTSIEGEL KRAWATTEN

das Zauberwort für

Der Mittelpunkt der Welt

Wenn unser Direktor auf Dienstreisen ging, vertrat ihn der alte Oberlehrer Bräsigke, der nun schon lange tot ist, in der Wahrnehmung der Amtsgeschäfte. Der alte Herr mit dem schiefen Mund und den bedeutenden Gerten des in Ehren grau gewordenen, erfahrenen Mannes thronte dann auf dem Sessel seines Vorgesetzten im Direktorzimmer der Schule. Er fühlte sich sehr bar. Daraufhin wurde ihm von den Schülern folgende Überlegung untergeschoben: „Ich sitze hier auf dem Stuhl des Direktors inmitten des Zimmers. Ja!“ (Er legt die rechte Hand an das Kinn.) „Das Direktorzimmer ist der Mittelpunkt der Schule! Ja!“ (Er nickt mit dem Kopf.) „Die Schule ist der Mittelpunkt von X.1. Ja!“ (Den Namen der Stadt verschweigen wir.)



Siesta

„X. ist die Hauptstadt und mithin der Mittelpunkt unseres Heimatlandes!“ (Er zieht die Stirn in Falten und denkt angestrengt nach.) „Unser Heimatland ist der Mittelpunkt von Deutschland. Ja!“ (Er sieht das Ende seiner Überlegungen vor sich. Sein Blick heilt sich auf.) „Deutschland ist der Mittelpunkt der Erde!“ (Der Patriotismus verwirrt sein geographisches Urteil.) „Die Erde ist der Mittelpunkt der ganzen Welt! Ja!“ (Versonnen streift sein Auge die Bäume vor dem Fenster, und fast bescheiden spricht er vor sich hin.) „Also bin ich, Oberlehrer Bräsigke, stellvertretender Direktor der Aufbauschule in X., Mittelpunkt der ganzen Welt! Ja!“ (Im Direktorzimmer ist es inzwischen ganz still geworden.)

H. J.

Hindenburg vor dem toten Hirsch

Sello-Gravüre nach einem Kolossal-Gemälde von Karl Hans Krohn, für den billigen Preis von RM. 2.50 (ungerahmt) zusätzlich RM. —.50 für Porto und Verpackung einschließt. Rolle gegen Voreinfendung. Nachnahme RM. 3.20.

Dieses Monumentalbild gehört in jedes Jagdzimmer, sowie in das Arbeitszimmer des Jägers und eignet sich auch vorzüglich als Geschenk sowie als Ehrenpreis. Der Preis von RM. 2.50 ist derart niedrig gestellt, daß jeder Jäger in der Lage ist, zur ewigen Erinnerung an den großen Seeführer, Staatsmann und Jäger diese wertvolle Gravüre zu erwerben.



Hindenburg vor einem gestreckten Hirschtier
Hindenburg vor einem gestreckten Hirschtier
Hindenburg vor einem gestreckten Hirschtier

Zu beziehen durch den Kommissionsverlag

„Der Deutsche Jäger“, München 2 C, Spackelfaffenstraße 11

Versteckfonten F.C. Waser, München Nr. 4180.

BUREAU ZEITUNGS-AUSSCHNITTE

H. v. R. GERSTMANN
BERLIN W.35
DOHNBERGSTR. 7. 82 10720W 4807 8

LIEFERUNG VON ALLEN NACHRICHTEN ABBLICHTUNGEN, INSERATEN

IN- UND AUSLANDS
IM ABONNEMENT UND KASSA-GEN PREISEN

Bünde klingen bellt ihnen:



Was man blenden kann, das ist die Welt. Was man blenden kann, das ist die Welt. Was man blenden kann, das ist die Welt.

Ein Dokument der Infektion und Korruption
Berliner Bilder
von Karl Arnold
Karl M. 1.50 franko
Simplicissimus-Verlag
München 13

Des deutschen Michels Bilderbuch
Von Bismarcks Tod bis Versailles
Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text Preis 70 Pf. franko.

Simplicissimus-Verlag
München 13 Postcheckkonto München 5802

Empfehlenswerte Gaststätten
BERLIN:
Kottler
Zum Schwabenwirt
Moltkestraße 80
Die original alt-deutsche Gaststätte
BERLIN:
Kottler Zur Linde
Merburger Straße 2
a. d. Tauentzienstraße
Das Berliner Künstler-Lokal

Wenn Ihr zur Erholung reist, denkt an die Bedrängten, die zu Hause bleiben!



Darum löst eine Spendenkarte für „Mutter und Kind“!

Gratis

anderer Presse S. 3 über hygien. Artikel
Gemeinnützige
Medizin Berlin SW. 68
Alte Jakobstraße 8

384 Werkzeuge
enthält unser illustriertes
Gebrauchskatalog West
falen-Werkzeug-
Hagen 753 Westfalen

Lessee Photos
durch
PHOTO-SCHAJA
MÜNCHEN 2 NO 62
DAS DEUTSCHE PHOTOHAF
Größte Foto-Verkaufsstelle der Welt
Größte Foto-Verkaufsstelle der Welt

Schöne weiße Zähne
Chlorodont

Simplicissimus!

Sitzt einer und angelt. Am Ufer neben ihm sitzt ein Junge. Plötzlich rutscht der Junge ins Wasser und versinkt. Ein Spaziergänger sieht, wie der Angler sofort ins Wasser springt und den Jungen rauszieht. „Das war Heldenmut!“ sagt er zu dem tiefenden Angler. „Heldenmut — nöhh!“ sagt der. „Ich müßte ihn ja rausholen, er hat meine Regenwürmer in der Tasche.“

Für Jugendliche erlaubt

Eine Dame sitzt im Kino. Neben einem halbwüchsigen Jungen. Der Junge übt sich, ein früher Meister, mit schöner Beharrlichkeit im Glöckler-aufziehen. Die Dame wird nervös. Der Junge läßt sich nicht stören. „Pst!“ macht die Dame. Und der Junge, versunken in seine Genüsse, reagiert mit einem erheblichen Räusperzug. Endlich wird es der Dame zu dumm. „Junge“, sagt sie während der Pause, „hast du kein Taschentuch bei dir?“ Der Junge krämt in den Taschen herum, zieht auf, sucht in der Hosentasche, findet mancherlei, nur kein Taschentuch. „Nun?“ fragt die Dame. „Na“, sagt der Junge, „Schulzttüchl hob i kan's bei mir . . . Aber wissen S', was machen S' es a so wia i!“



„Setzen Sie auf die Italiener, die sind gut in Form!“ — „Weiß nicht — — die versprechen immer mehr, als sie halten.“

Zu spät!

Trina Grimm, die junge Bäuerin in Bergemoor, war Witwe geworden. Da sie ein statiliches schönes Weib war und einen schuldenfreien Hof hatte, waren alle unverheirateten Männer im Dorfe hinter ihr her. Wenn auch nach uralter Sitte an eine Heirat vor Ablauf des Trauerjahres nicht zu denken war, so stand dem doch nichts im Wege, ihr so früh als möglich einen Heiratsantrag zu machen. Nach überkommenem Brauch konnte dies auf schnellstem Wege dadurch geschehen, daß der Heiratskandidat am Tage der Beerdigung die Angebetete mit dem Zeigefinger der rechten Hand an die Schulter tippte. Nun wohnte auf dem Nachbarhofe ein Junggeselle mit Namen Jan Menke. Ihm kam es zu, der Witwe behilflich zu sein, die nötigen Botengänge zu machen und — was in diesem Falle sehr wichtig war — am Tage der Beerdigung der Nachbarin zu jedem Dienste bereit zu sein. Jans Mutter, die eine kluge und erfahrene Frau war, sagte zu ihrem Sohne: „So, min Jung, nu is et Tid, wedder freem mot Trina. Nu nümst di tomen, daß du nich to lat kommst. An 'n Doensbeersdag“, wenn Trina

op den Likonwagen stigt, denn holtst du ehe de Ladder, als Nober kommt di dat to. Un denn mußt du dat wahrnehmen; denn tippst du ehr mit dem Finger an de Schuller, un denn is de Sak in Ordnung. Keen ander hat son schön Gelegenheit als du. Un nu wees ok nich bang, min Jung; denn is de schöne Hof din.“ Als nun der Tag der Beerdigung kam und der Sarg auf den großen Kastenwagen gestellt war, und nach Sitte und Brauch Trina auf dem Sitz hinter dem Sarge Platz nehmen mußte, da stand Jan mit der Leiter bereit, um ihr beim Besteigen des Wagens behilflich zu sein. Ach, wie kloppte sein Herz, als er sie kommen sah, und wie hatte er sie angeblickt, als sie an den Wagen trat und das Kleid ein wenig in die Höhe hob, um den Fuß auf die Leiter zu setzen. Gott, wie zitterte ihm die Hand, als er sie nun hoffnungsfreudig erhob, um damit seine Werbung anzubringen. Aber — was war denn das? Trina hatte sich umgedreht und hatte Jan mit einem mitleidigen Blick angesehen und leise, so daß nur er es verstehen konnte, gesprochen: „Jan, ik bin al tippt.“

Fundstücke

Die „Konstanzer Zeitung“ erfreut ihre Leser mit folgender bildreicher Auseinandersetzung:

„Es ist ein altes Problem, das Jetzt in neuen Schwung gebracht endlich, wird jeder Kenner der Verhältnisse sagen, mit Blut gefüllt zu werden scheint. Die zweite Rheinbrücke von Konstanz marschiert! Eine Lebensnotwendigkeit soll Jahrzehnten wird einem neuen Abschnitt zugeführt, aus dem, so erwartet man von der neuen Zeit, ein Phönix zum Licht steige, Deutschlands erste Rheinbrücke, von der Quelle des Stroms her gerechnet, soll zum Zwillings erhaben werden — oder eine neue Schwester in sinigem Abstand bekommen. Je nachdem, wie die Endpläne sich zur Körperhaftigkeit verdichten . . .“

Von meinem Weinlieferanten in einem kleinen Moselstädtchen erhielt ich Ende Juli den beruhigenden Bescheid:

„ . . . Der Versand erleidet deshalb eine kleine Verzögerung, weil die Unwetter das hiesige Wassernetz ungünstig beeinflussen, so daß der Kellerbetrieb infolge trüben Wassers abwarten muß . . .“

* Doensbeers = Totenbeer.

Aus Kohlenberg



„Gestern habe ich aus wissenschaftlichem Interesse das landesübliche Kammerfensterlin versucht und bin dabei gleich auf einen anderen Volksbrauch gestoßen.“ – „Auweh, hot Eahna da Sepp dawischt?“

Nachtgedicht von einem kleinen Hund

Von Walter Bauer

*Abends sperrt der Herr den kleinen Hund hinaus,
und das letzte Streicheln seines Fells spricht: bewahre Gut und Haus!
Verstummt des Geistes Herren Hund,
dann ist allein in tiefer Nacht der kleine Hund.*

*Er soll nun wachen. Ach, Angst hat er viel.
Lieber sah er des Feuers helles Abendspiel
am Ofen, kurz vorm Ausgehn, wenn die Funken auch einschlafen,
weil sie zu fressen, zu zerstören nichts mehr trafen.*

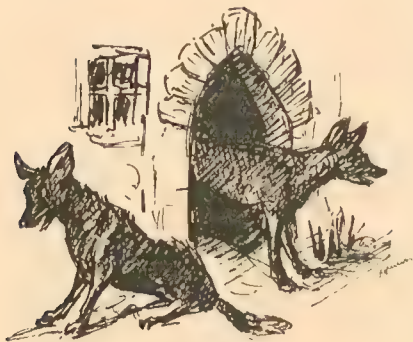
*Der Schritt verstummt, es löst sich das Bauernklitz.
Jetzt wird die Nacht dem kleinen Hund ganz dicht
und still. Nun ruft ihn niemand Phylax mehr,
die Nacht ruft keinen Namen ihm, sie raucht nur schwer.*

*Sie rauscht in seinem Hundeohr,
sie kommt aus seinem Aug hervor,
in seinem Hündchenherzen klopft die Angst vorm Mond,
der gelb und frech und schweigend kommt, der oben wohnt.*

*Biss' er ihn doch mit seinen kleinen Zähnen tot!
Dann würde aus dem frechen Lachen todestiefes Rot.
Den kleinen Hund streicht die Dunkelheit,
Kühle und Sterne ruhn in seinem Felle aus.
Ihm wird der Hof jetzt unerträglich weit,
ganz grenzenlos, und unermeßlich wird der Schlaf im Haus.*

*Zuletzt verkriecht er sich in seiner Hütte schwarzes Stroh
und trinkt vom Wasser, das von Nacht gefärbt erscheint.
Er hört des Brunnens Wasserfall. Der lebt! Es macht ihn froh.
Dann hört er, wie auf fernem Dämmern eine schwarze Katze greint.*

*Und manchmal knurrt er, heilt zum gelben Mond empor,
Dem Hündchen spielt zum Trost die Nacht im leichten Traum
ein Liedchen vor.*



IA Kubitz

Leben nach dem Tode

Von Anny Nadolny

Als ich Rübsam kennenlernte, war es hoher Sommer, und es geschah in einem weltfernen mecklenburgischen Dorf, dessen Pfarrareute mich für die kurze Stadtfahrt meiner Ferien aufgenommen hatten. Ich saß gerade auf der schattigen Bank unter der Pfarrhauslinde, da traf Rübsam ein. Das heißt, zunächst vernahm man nur in der wundervollen Lautlosigkeit des Spätnachmittags die unverkennbaren Lebensübererungen eines Autos, das mit Sand und Karrenspuren kämpft. Ordentliche und gepflasterte Wege kannte dieser paradiesische Ort nicht, und ebenso wenig hatte er darum für gewöhnlich Umgang mit Fremden. Also war ich neugierig. Es kam ein Wagen in Sicht, hupend und fauchend im zweiten Gang, klein, verbaut und unelegant — ein Auto, wie es manchmal ganz junge Leute für ihre Wochenendausflüge zu besitzen pflegen. Der Mann jedoch, der knapp vor meiner Nase das Vehikel zum Stehen brachte und herausrang, war älter. Schien

auch dem herbeieilenden Pfarrerherrn wohl bekannt zu sein. Dann lernte ich den lebhaften, vergnügten Herrn kennen. „Rübsam, Theodor Rübsam“, sagte er so unzeremoniell wie nur möglich. Und der Pfarrer fügte an: „Fachmann für Turmuhrenreparaturen.“ Ich konnte mich eines erstaunten Ausrufes nicht enthalten. Man trifft ja allenthalben Merkwürdigkeiten in diesem Leben. Menschen und Berufe eingerechnet, aber jene mit aller Ernsthaftigkeit erwähnte „Branch“ war mir neu.

Ich wurde erst während einer anregenden Vesperstunde über diesen Spezialzweig der Uhrmacherei, wenn man so will, belehrt. Herr Rübsam tat im Winter nichts. Der Winter war „tote Zeit“ für ihn. Rübsam ist Rentier sozusagen bis im Sommer, was man Tag eines jeden Jahres. Wenn die Schwalben kamen, hatte Herr Rübsam den letzten ersparten Pfennig aufgezehrt. Es hielt ihn nicht länger in dem möblierten Stadtzimmer. Er kündigte es auf und zog das wüdelose kleine Auto aus dem Stall. Zur Reise aufs Geratewohl über Stock und Stein und unwegsame Wege, das Handwerkzeug eines Turmuhrenreparateurs im Foh, wie andere der Marschallstab im Tornister. Rübsam hatte keine eigentlichen Kunden, er wußte auch nie im voraus, welches der unendlich vielen kleinen Kirchdörfer des deutschen Landes ihn brauchte oder nicht. Er kam einfach, war da und fragte an. Überall wohlbekannt und wohlgehten und gastlich aufgenommen, auch wenn der Winter ob ein anderes Müßiggang, wie im Sommer, war. Der jeweiligen Kirchturnuhr angelichtet hatte, ich hatte mehr als eine Frage auf der Zunge. Es blieb jedoch kaum Raum für Fragen. Seit einer Viertelstunde hat der Pfarrer ausschließlich das Wort, denn er ist froh, dem Gaste einen Auftrag erteilen zu können.

Der kleine Zeiger der guten alten Kirchturnuhr ist schon einige Zeit unverfälscht. Er hinkt mehr als angängig dem großen Bruder nach. Als ob es hierzulande auf Zeit und Pünktlichkeit ankäme! Theodor Rübsam jedoch ist ganz Ohr und Aufmerksamkeit und strahlt übers ganze Gesicht wie ein Kind am Heiligen Abend. Er wird sich morgen mal den Schaden ansehen, meint er, oder besser noch übermorgen. Es eilt ja nicht, nicht wahr? Ein Lachen kommt warm und geräucher vom Herzen. In Herrn Rübsams Gegenwart kann sich einfach kein Griesgram oder Zweifler halten. Herr Rübsam ist schlechthin ein Erlebnis, und zwar eins von den ganz seltenen. Die hellblauen frischen Augen sind die eines ewig Siebzehnjährigen. Das Gesicht — und dies störte mich anfangs etwas — war kreuz und quer durch häßliche lange Narben entstellt, die jetzt nach dem Genuß gutgegerbten pastörischen Weines wie ein ganzer Sonnenuntergang glühten. Schmissen, Zeugnisse jährrter Studentenzeit, vermutete ich. Aber dem war nicht so! Ich erfuhr es allerdings erst drei Tage später, nachdem Herr Rübsam einen Tag geschwommen, einen Tag geangelt, zehn weitere Stunden untätig und eine Stunde basteind auf dem Kirchturn oben verbracht hatte, um dann mit kleinem Entgelt, vielen Butterroten und ungezählten Händedruck in einer hochsommerlichen Staubwolke wieder zu verschwinden, Richtung nächstes Kirchdorf.

Das gute Pfarrersehepaar erzählte, was es für eine besondere Bewandnis mit den Schmissen, dem Leben und Beruf dieses seltsamen und sympathischen Herrn Rübsam hatte. Es war die Geschichte einer Wiedergeburt, die Geschichte der Untreue gegen ein früheres Leben in ein und demselben Leben. Theodor Rübsam ist ein schlichter und ordentlicher Kaufmann gewesen in einer mittelgroßen deutschen Stadt. Er besaß Bürgerlichkeit, Bildung und Ehrgeiz in ganz normalen Grenzen, nannte ferner ein einträgliches Kolonialwarengeschäft und eine altmodische Dreizimmerwohnung sein eigen. Er hat alles, nur eins nicht, das Wichtigste: die reine und sorglose Freude am Leben! Er sitzt ängstlich und ältlich auf seinem Hab und Gut, mißtraut allem. Den Spaß und dem harmlosen Spott der Freunde, dem Sport, der „Tagedieberei“ freier Berufe, der Witterung. Er ist ein Prophet des Bösen und steckt dauernd voller Ängstungen. Die Welt birgt nichts wie Unheil und Verdrüß — weswegen sich die Welt Herrn Rübsam auch so präsentiert. So ein unverbesserlicher und einsamer Hypochonder — der mit schlechten Meinungen und ewiger Kaninchenfellwüste Ärger und Erklärung heraufbeschwört, wird er seines kaum vierzig Jahre alten Lebens nicht froh.

Das Schicksal, das wir häufig Zufall nennen, bedient sich oft der umständlichsten Eingriffe. Es sagt nicht einfach: Bessere dich! Es handelt, und dabei geht es meistens hart auf hart. Herr Rübsam, der eingeschworene Feind allen Sports und besonders des motorischen, da dieser voller tückischer Gefahren für Leib und Leben steckt, unterliegt eines schönen Sonntags widerwillig den Überredungskünsten seiner Autofreunde. Ahnungslos tritt er die Autofahrt ins Grüne an. Und bei der Rückkehr geschieht es!

An einer scharfen Straßenkurve rast mit Höchstgeschwindigkeit ein entgegenkommendes Auto, dessen Lenker die Führung über den Wagen verloren hatte, geradeswegs auf Herrn Rübsam und seine Freunde zu. Herr Rübsam ist trotz der Ewigkeit der Schrecksekunde nicht mehr dazu gekommen, seine Unglücksprophetieungen über motorische Ausflüge speziell mit vielen Worten beständig zu finden. Der Zustand todähnlicher Bewußtlosigkeit, der bald nach dem Zusammenstoß bei ihm eintrat, hinderte ihn daran. Es ist ein sehr schwerer Unfall! Von den fünf Wochenenden insgesamt ist kein einziger mehr am Leben, und mit den beiden Wagen wird auch nicht mehr viel anzufangen sein. Unser Interesse muß sich ganz allein Herrn Rübsams ungewöhnlichem Schicksal zuwenden. Die Sanitäter haben ihn, wie Pflicht getan, da liegt nun Herr Rübsam mitten unter den Leichen

im Totenkeller des nächsten Kranken hauses auf einer Bahre, das Gesicht zerfetzt und aus vielen schweren Wunden blutend. Zwar versucht sich noch die ärztliche Korrektheit an ihm mit Kampferspritzen, jedoch das Herz Herrn Rübsams ist still, bleibt still wie bei den anderen. „Er ist tot“, sagt der Chirurgen und geht. Der kleine Assistent aber ist sehr jung und naseweis. Die grausame Unweigerlichkeit des Toteins ist ihm noch nicht geläufig. Auch hat er seinen Posten erst kurze Zeit, und mit der schweren Kunst des Spritzens hapert es noch etwas. Also gibt sich der ebenso gläubige wie strebsame junge Mann daran, füllt einmal, zweimal, mehrere Male seine Kampferspritze, um sie dem Leblosen zu verabreichen. Und siehe da, der Mühe und der Übung Lohn bleiben nicht aus. Rübsam erwacht! Die Herz-tätigkeit, gestört durch den starken Blutverlust, setzt wieder ein, sehr schwach, doch für den Kundigen durchaus wahrnehmbar. Nur den mit aller Zähigkeit wiederholten Belebungs-methode ist es zu verdanken, daß Herr Rübsam nicht zell-tobens ein Toter blieb. Nach ötlichen Wochen sorgsamer Pflege und Behandlung beginnt unser Freund ein zweites Leben im besseren Jenseits seines Lebens. Er fängt es sozusagen ganz neu an, als ein neuer Mensch mit neuen Eigenschaften, mit Änderung von Beruf und Wohnsitz und anderen Wesensmerkmalen, mit unbe-schwerter und leibhaftiger Freude an sich

und der Welt. Nach Unfall, Herzlähmung, Narkose und Operation wird aus Theodor Rübsam, Kolonialwarenhändler en détail, weil ihm nichts Besseres einfiel, ein Fachmann für Turmuhrreparaturen, ein Auto-freund und sommerlicher Vagabund, der weder feste Kunden noch feste Tarifsätze nebst Registraturkasse hat. Ausübung siehe oben!

Wie diese Metamorphose sich vollzog, ob Theodor Rübsam bewußt den Wink des Schicksals befolgte oder sich instinktiv wandelte, das vermag niemand und am wenigsten er zu ergünden. Ich wage auch nicht zu vermuten, daß die hohe medi-zinische Wissenschaft dabei ihre Hand im Spiele hatte.

Lieber Simplissimus!

Oberlehrer Bräsigke war Mitglied des Landeskirchentags, den die Schüler respektlos „schwarzen Landtag“ nannten. Auf diese Mitgliedschaft war er stolz. Während der Sitzungsperiode war Bräsigke vom Dienst beurlaubt. Eines Tages kam er kurz vor Beginn des Unterrichts in die Klasse und sagte: „Ach, meine Herren, Sie müssen mich entschuldigen!“ (Er wurde formell vor Wichtigkeit.) „Ich habe für die heutige Sitzung des Landeskirchentags noch zwei Gesetze zusammenzubereiten! Beschäftigen Sie sich, bitte, allein!“

Als er gegangen war, betrat Paul Berger, den er nicht ausstehen konnte, das Lehr-pult und sprach: „Bräsigke wird jetzt die beiden Gesetze: 1. Im Verwaltungsgebäude dürfen Fahrräder nicht auf den Fluren untergestellt werden, und 2. Im Ver-waltungsgebäude müssen Hunde an der Leine geführt werden, zu dem einen Gesetz zusammenarbeiten: Im Verwaltungsgebäude dürfen Fahrräder nicht auf den Fluren untergestellt und müssen Hunde an der Leine geführt werden.“ Sprach's, und wir glaubten ihm gern.

In einem Städtchen des westlichen Oden-waldes lebte vor etlichen Jahren ein Ober-amtsrichter, der ob seines unwürdigen Wesens weit über die Grenzen seines Amtsbezirktes bekannt war. Einmal wurde das kleine Amtsgericht durch den Herrn Landgerichtspräsidenten revidiert. Nach der Revision, die für beide Teile befriedigend verlief, geriet der etwas sarkastische Prä-sident mit dem Oberamtsrichter in ein Ge-spräch. — „Nun, Herr Kollege“, meinte er und lächelte verdächtig, „so etwa in drei Stunden hätte ich Ihre Tagesarbeit wohl erledigt.“ — „Drei Stunden?“ erwiderte der Oberamtsrichter, „drei Stunden, ist das Ihr Ernst, Herr Präsident? — Hm, was mich anbelangt, schaff' ich's, mit Urlaub, in zwei.“

Landhilfe

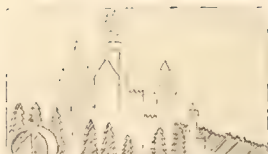
(R. Kriesch)



„Macht nichts, Bäuerin, ich komm' nachher mit meinem Föhnapparat heraus und trockne das ganze Zeug!“

Die Huldigungsfahrt

(Olaf Gulbranson)



Ort oben auf steiler Höhe ragt a nam das Schloß des vielgeliebten Fürsten empor, der nun schon seit langen Jahren zu seinen Vätern versammelt ist.



Aber in dem Herzen des Feuerwehrkommandanten Blasius Reitmayr, wohnhaft zu Manggries, ist die Treue zum angestammten Herrscherhaus nicht erloschen und flammt jedes Jahr, wenn die hochsommerliche Zeit herannahet, lichterloh wieder auf. Dann wirft er sich in den ordentlichgerähten Uniformrock, gürtet die Lenden mit dem Belt, stülpt sich den stolzen Messinghelm aufs Haupt und tritt mit seiner Gattin Kreszentia die allgewohnte Pilgerfahrt zu dem Stammschloß des Unvergessenen an.

Lang und steil ist der Weg, glühend heiß sticht die Sonne herab. Nicht einmal ein Feuerwehrkommandant ist dieser Glut gewachsen, und so beginnt Herr Blasius Reitmayr sich den Uniformkragen aufzuknöpfen und dann den Rock und dann das Hemd und dann immer mehr, und seine Erhebung verliert zusehends an Höhe und Würde.



Aber nun ist man auch hart am Ziel angelangt und steht vor dem Portal des Schloßgartens.

Siehe da tritt aus dem Hintergrund, wo sie sich bisher beschleiden zurückhielt, Frau Kreszentia hervor und spricht die verständigen Worte: „Aber Blasi, so ko'ist do net vor Seine hochselige Gnad'n hintret'n!“, wiescht ihm den Schweß ab, wo sie ihn erwischen kann, rückt ihm den verrutschten Helm zurecht und beginnt ihn von unten an bis oben auf sorglich zuzuknöpfen, bis wieder ein imposanter Feuerwehrkommandant dasteht.



Mitläsach kurz und stumm wird nunmehr der schöneren Vergangenheit gehuldigt. Dann wendet man sich zum Abstieg, und Herr Blasius Reitmayr seufzt: „Soo, Zenzi, döe hätt'n ma g'schafft! Und laiz kunnst'et m'r'd' Hasten wieder aufmoch'n!“

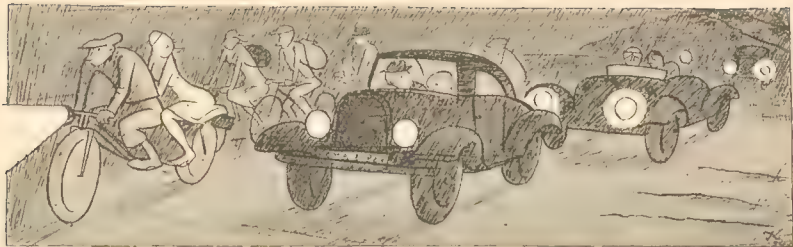
SIMPLICISSIMUS

Es dämmert

(E. Thöny)



„Verdammt! Die deutsche Einigkeit scheint kein leerer Wahn zu sein. Wir hätten es doch nicht auf eine Volksabstimmung an der Saar ankommen lassen sollen!“



Das „künstliche Paradies“ / Von Willy Seidel

Ich hatte vielleicht vor zehn Jahren einen guten Bekannten, der ein verstellter Abenteuerer war. Äußerlich merkte man ihm das gar nicht an. Doch unter seiner spießbürgerlich ruhigen Maske verbargen sich allerhand Allotria und tolles Phantasiespiel.

Eines Tages hatte er die „Künstlichen Paradiese“ von Baudelaire vorgenommen und wurde ganz tiefesinnig darüber. Haschisch war etwas, das er noch nicht kannte. Er war ganz scharf darauf.

„Ich habe es“, meinte ich beruhigend, „schon in Kairo probiert. Auf der Wasserpfeife und in Zigaretten. Ich kann dir verraten, daß es ein ziemlich schwindel ist. Jeder griechische Tabakhändler gibt dir eine Stange, die aussieht wie Kautschuk. Brennt es, so entsteht ein bleigrauer Qualm, der süßlich-bronzlich riecht. Du hast das Gefühl, ein Zeppelein zu werden, und ladest alle Welt ein, dir gewogen zu bleiben.“ Solcherart waren die goldenen Worte, die ich zunächst sprach.

Mein Freund Kaspar Wirsch dachte lange darüber nach. Es vergingen Tage, da fing er mich plötzlich auf der Straße ab und sprach geheimnisvoll: „Du hast es falsch gemacht.“

„Was denn?“

„Das mit dem Haschisch. Du hättest es essen müssen. Du kannst es aber auch in flüssiger Form zu dir nehmen. Ich glaube, das gäbe eine tolle Sensation.“

Ich starrte ihn an. — „Ja, aber wo kriegst du das Zeug her?“

„Kindisch einfach, wenn man einen Apothekergehilfen gut kennt... Hier ist es.“ Er produzierte ein Fläschchen mit einer grasgrünen Flüssigkeit. „In dem Lexikon für Medizinallergie steht ganz genau vermerkt, wieviel man nehmen darf. Wir machen das heute abend. Das wird ein Mordspieß!“

Wir aßen spärlich zu Abend und trafen uns etwa um halb neun in seiner Junggesellenwohnung. Hier war alles von seiner eigensten Atmosphäre durchtränkt. Die abgetrunnenen, spiegelig schimmernden Sessel, der zerfranzte Kalm an der Wand, der wackelige, abgeschabte Mahagoni-Hausrat... Vielleicht bedarf es noch der Erwähnung, daß eine feuchte Rosette an der Badezimmerdecke schon seit Wochen wie ein Damoklesschwert über der morgendlichen Rasierschale hing und daß eine andere höchst wichtige Wasserspülung nur durch eifrigstes Zerran an der Auslösung aus dem Schlaf zu rüthen war und dann stundenlang erbärmlich röchelte...

„Glückauf zur Weihe der Stunde!“ begrüßte mich Wirsch, und sofort erschien mir das kahle und etwas bedenkliche Räumen, das er „Salon“ nannte (eine Bezeichnung, die sich nur an der Hand einiger zerschissener Wollkauten an jenen „Sesseln“ aufrechterhalten ließ), in Regenbogenfarben gebadet.

Er zog die Vorhänge aus dunklem Rufen eng zusammen und brachte nach einer

Weile den Teekessel zum Summen. Lexikon und Fläschchen lagen auf der Tischplatte, schau betrachtete wie rituelle Gegenstände. Zwei Diwane, ein kleinerer und ein größerer, waren aus anderen Zimmern herbeigeschafft worden. — „Wenn die Visionen kommen“, sagte Wirsch und kratzte sich an der Nase, „dann legen wir uns hin. — Wenn wir dann beide wieder munter sind, erzählen wir uns alles haarklein.“ Er schenkte Tee ein. — „Im Lexikon steht, zehn Tropfen seien die schwächste Dosis. Allmählich steigern wir uns dann.“

„Übernimm du nur die Regie“, stimmte ich fröhlich zu. „Aber paß auf, daß du uns beide nicht umbringst!“

„Ich? Ha, mein Lieber, du weißt doch, daß solche Sachen mein Steckepferd sind. Bombenfest kann man sich auf das Buch verlassen. Bombenfest. Wir gehen ja so vorsichtig vor...“

Mit großer Geste erhob er das Tropfglaschen und ließ in jede Tasse zehn Tropfen hineinplumpsen. Wir tranken die Tassen leer.

„Du mußt dir nur nicht einbilden“, hub Wirsch einen Vortrag an, „daß es nun mit den Visionen hopp hopp geht. Ganz allmählich (so steht es hier) gerätst du in einen Zustand tiefster Heiterkeit und seligen Friedens. Wir wollen ruhig weiter plaudern und möglichst wenig an die Wirkung

denken; dann stellt sie sich ganz von selbst ein.“ Wir redeten über Motorräder, über seine geplante Erfindung: den stereoskopischen Film; über einen Schrankkoffer, den ich ihm gegen ein Fahrrad eintauschen wollte, und sonstige glückliche Dinge. Auf einmal lachte er prustend und wurde still.

„Was gibts denn?“ fragte ich leicht verblüfft.

„Ach — nichts.“ Er schlen verlegen. „Nur die — Quaste an deinem Sessel...“

„Was ist mit der Quaste?“

„Ich weiß nicht...“, meinte er schwankend. „Aber findest du nicht auch? Sie sieht so... abern aus. So, als hätte sie ein Gesicht.“

Ich blickte hin; nun kam es mir auch so vor... Irgend was an der Quaste stimmte nicht. Sie schien sehr drollig. Wir kicherten beide noch ein wenig über die Entdeckung.

Ja... also was die Fahrräder betrifft, so halte ich nicht viel von der Felgenbremse... fuhr er bedeutsam fort und lehnte sich zurück. Plötzlich gesackte er wieder. „Was das überhaupt für ein Blödsinn ist!“ schrie er schallend und klatschte sich auf die Schenkel. „Da machen sie nun drei Bremsen an ein Rad, und keine von ihnen funktioniert...“ Die Vorstellung erschien ihm derart schwanz von Komik, daß seine Heiterkeit sich volle fünf Minuten lang nicht legte. Auch ich fand eine Fabrik, die so was herstellte, grandulbern. Wir schüttelten uns; wir schrien vor Lachen. Jäh wurde er wieder ernst. „Hör mal“, meinte er, „bemerkt du eigentlich schon was? Ich meine: spürst du schon so etwas wie Wirkung?“

Ich ersteunte. „Nicht das geringste“, sagte ich nachdenklich. Immerhin beschloß ich mich ein wenig zu beobachten, um der erste zu sein, der das Alarmglocke geben würde. — „Da der Fall so liegt“, sprach Wirsch mit großartiger Entschlossenheit, „steigern wir die Dosis.“

„Ja... dürfen wir denn das?“ meinte ich und spähte nach dem Buch.

„Du bist lächerlich“, brumpte er und preßte seinen Zeigefinger auf eine Zeile. „Hier steht es doch ganz deutlich: ‚Minimale Dosis! Gehen wir getrost auf zwanzig!‘ Seine Augen blitzten begeistert. „Es ist überhaupt zu sonderbar, daß wir beide noch gar nichts spüren; ich glaube, dieser Schuft von Apothekerlehrling hat uns beschummelt!“ Wir gossen uns noch je zehn Tropfen hinzu und tranken die Tassen aus. „So!“ sprach mein Freund befriedigt: „mehr wollen wir nicht riskieren. Du weißt das erstens...“ Der Buck der Schirmmütze stieß ihn wieder. Auf einmal kam mir eine Erleuchtung. „Du!“ sprach ich hastig und packte ihn am Arm... „elgentlich sind wir doch Kamele. Würder lachen wir eigentlich!“

„Du hast recht“, echote er verblüfft. „Wenich — das ist ja schon die Wirkung!“

(Fortsetzung auf Seite 260)

Ströblicher Regen

Von Georg Britting

Wie der Regen tropft, Regen tropft,
Du die Scheiben klopfst!

Jeder Strauch ist naß bezopft.

Wie der Regen springt,
In den Holunderbuschblättern fängt:
Eine Silberbruh.

Durch das Gras hin läuft
Wie eine Schneefurur
Ein Streifen weiß beträuft.

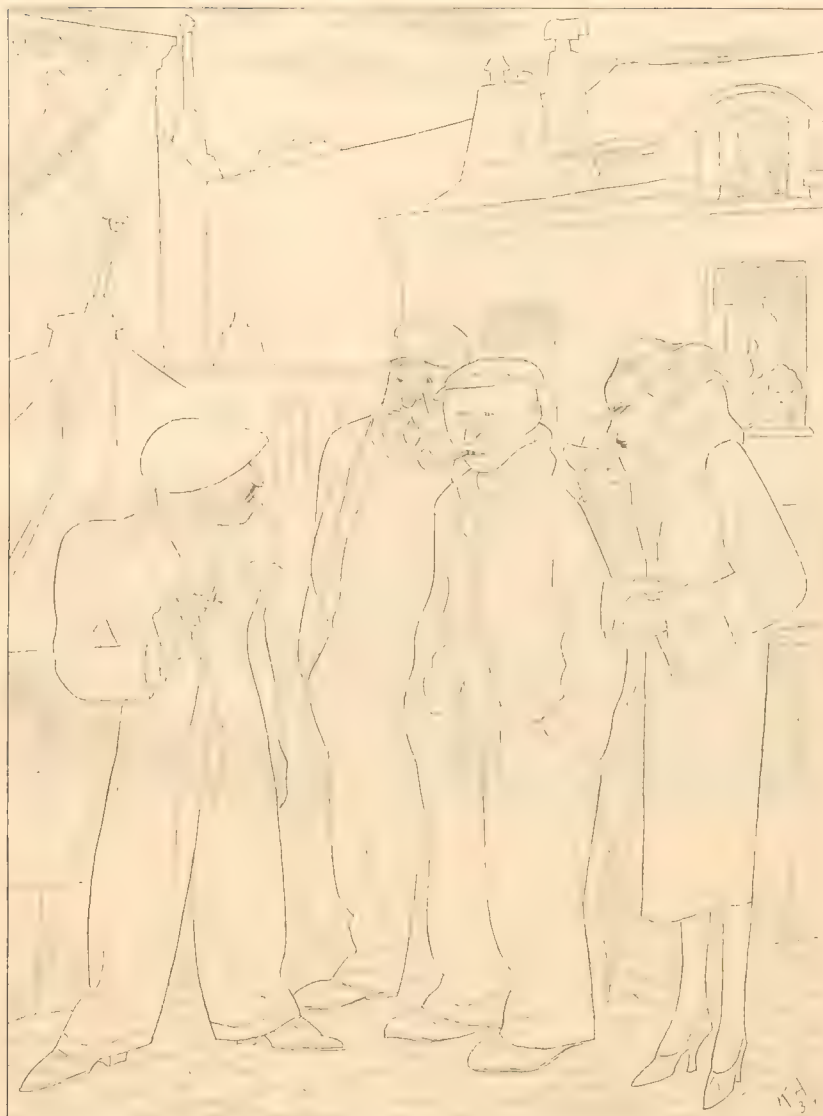
Das stürmische Wasser schießt
In die Regentonne,
Daß die überfließt,
Und in breitem Schwall
Auf den Weg befällt
Stürzt! Fall um Fall.

Und der Regenriesel,
Der Blauhimmelschaffer,
Tiefend faßt er in der Bäume Mähnen,
Luftsool schraubend in dem herrlich vielen
Wasser.

Und er lacht mit fröhlich weißen Zähnen
Und mit fugelrunden, nassen Freudentränen.

Monsieur von gestern

«Karl Arnold»



„Ich sehe nicht ein, warum wir mit den Deutschen nicht in Frieden leben sollen.“ – „Naturellement, aber den Frieden haben wir den Deutschen doch schon 1918 diktiert!“



Das „künstliche Paradies“

(Fortsetzung von Seite 578)

Unser neu einsetzendes schallendes Gelächter ließ die ganze Wohnung in allen Fugen erzittern. Das mochte wohl so eine halbe Stunde gegangen sein, dann konnten wir einfach nicht mehr. Ganz abgespannt, wenn auch noch tief erheitert, rangen wir nach Luft. — „Fühlst du dich auch so wohl?“ stöhnte Wirsch. — „Kannibalisch!“ erwiderte ich prompt. — Ein ungeheurer listiger Ausdruck trat in seine Züge. „Wie großartig“, flüsterte er, „würden wir uns erst fühlen, wenn wir noch zehn Tropfen . . .“

„Aber Wirsch!“

Er erhob sich schwankend. Ich sehe ihn noch vor mir stehen in der ungewissen Ampelbeleuchtung, wie ihm die Zigarette (zu 1½ Pfennig) an der etwas wehmütig herabgezogenen Unterlippe verkohlte und er sie mit einem schußähnlichen Geräusch der Zunge ins Zimmer schleuderte. — „Probieren wir’s!“ verkündete er schlicht. Es

lag etwas Großartiges in dieser Geste.

„Ja, aber Wirsch . . . ist das nicht riskiert?“

„Ach was, riskiert! Der Mensch lat zäher, als man glaubt. Hier steht: Gegengift: Atropin.“ — Ich hab’s in meinem Wandschränkchen. Nebenbei gesagt sind erst achtzig bis hundert Tropfen verhängnisvoll. Hier steht es.“ Er las den Passus stotternd vor. Es konnte ihm, nehme ich jetzt an, nicht mehr ganz leicht fallen, den wellenförmigen Zeilen zu folgen. Auch ich blickte in das Buch und las, was ich lesen wollte. Seine Hand schwankte auch: so müssen wohl einige Dutzend Tropfen mehr, als beabsichtigt war, in den Tee hineingerutscht sein. Wir leerten die Tassen in grimmiger Entschlossenheit. „Wenn die Visionen jetzt noch nicht kommen“, posante er, „dann ist es ein Schwindel, und wir geben es auf!“

„Wie wir’s, Wirsch, wenn wir uns hingleiten!“ schlug ich vor, „Kapitale Idee!“

Wir legten uns also, jeder auf seinen Di-

wan, nieder. „Wenn man nur jetzt „schöne Eindrücke“ hätte!“ murmelte er. „Auf die Begleiteindrücke kommt es nämlich sehr stark an!“ Ich suchte nach Eindrücken, fand aber keine. An der Wand hing ein großes Filmplakat mit einer spärlich bekleideten Dame, die in einer Arena vor sehr realistischen Löwen flüchtete. „Halten wir uns doch an diesen Vorgang da!“ schlug ich vor. Wir starteten beide hinüber. Jedoch die Reize der Dame ließen uns kalt; im Gegenteil: uns wurde auf undefinierbare Weise immer ungemütlicher zumute. „Mensch!“ fuhr plötzlich Wirsch in die Höhe und wankte zu dem Flaschen hinüber, das er mit zitternden Händen vor die Augen führte. „Herrgott . . . mir scheint, wir haben die bedenkliche Dosis!“

„Also wir sind vergiftet?“ brüllte ich. Er sank schon wieder auf seinen Diwan zurück. „Hoffe nicht . . . hoffe nicht . . .“, schnaufte er dabei. — Hemmungslosste Autosuggestion feierte ihren Triumph. Kalte und heiße Ströme

wechsellen auf meinem Rückgrat. „Hinaus!“ schrie es in mir. „An die frische Luft! Hinaus! Hilfe holen!“ — Von fassungslosem Entsetzen gepolstert tat ich meinen bleischweren Beinen ungeheuren Zwang an und bewogte mich in das Hausflur. „Soll ich telefonieren?“ schrie ich zurück. „Welche Nummer hat dein Doktor?“ — Er wußte die Nummer, Gott sei Dank. Ich brachte es gerade noch fertig, anzurufen; doch blieb ich nicht, sondern hatte, aus Schonungserfordernis für ihn, das Bestreben, in meinen eigenen vier Wänden zu sterben, und schob mich auf die Haustür zu. Hinter mir hörte ich dumpfes regelmäßiges Röcheln. Das war die bewußte defekte Wasserspülung; in diesem Augenblick aber war es bestimmt die Agonie des guten Wirsch. Von allen Schauern der Vernichtung gejagt, erreichte ich die Straße.

Die Häuser waren alle sehr höflich und verbeugten sich vor mir; auch Wolkenkratzer schienen in dieser regnerischen Nacht wie Pilze entstanden zu sein. Die Pflastersteine waren durch tiefe Schluchten voneinander getrennt; die Kletterei darüber war stark ermüdend. Wo der Asphalt anfing, wuchs er zu weichen Hügel, in deren Tälern, nach jedesmaligem Erklimmen, ich trostbedürftig landete. Das Röcheln des guten Wirsch schien in der Ferne zu klingen wie eine Windmaschine. „Jetzt ist er bald mauertot“, machte ich mir klar. „Es ist eigentlich ein jämmerliches Schicksal, sich sein schönes Leben einfach dumm abzuschneiden, einer läppischen Spielerei halber.“ Abgrundtiefer Gram erfaßte mich; ich setzte mich auf den Randstein und schluchzte. Meine Beine waren wie aus Watte, und in meinem Kopf drehte sich so etwas wie eine illuminierte Radschaukel vom Lunapark.

Wie ich dann wirklich heimgefunden habe, ist mir heute noch nicht klar. Als ich auf dem Bette lag, hatte ich einen Puls, der wie ein Motor brauste. Die Gegenstände meines Zimmers waren springlebig geworden. Es war, als lauerten sie stumm, um in Momenten, wo ich sie ertappte, unschuldige Ruhe zu heucheln; sonst aber machten Ofen, Tisch und Bücherbrettler Ausfälle gegen mich, wobei sie wuchsen, und schnellten dann wieder ins Dunkel zurück. Auch die Zimmerdecke war nicht mehr aus Gips, sondern hing wie eine gebauchte Leinwand dicht über meiner Nase. Es war ein unbeschreibliches Theater!

Wir haben es beide überlebt, der gute Wirsch und ich. Zu ihm war der Arzt gekommen, hatte ihm ein paar drastische Witze erzählt und sich seine verschiedenen Halluzinationen interessiert vermerkt. Sie hatten dann zusammen noch ein paar Halbe Bockbier getrunken. Es war noch nicht einmal die Hälfte der „bedenklichen“ Dosis gewesen, die wir zu uns genommen!

Lieber Simplissimus!

Bei uns verkehrt noch eine vorantiflutische Kleinbahn. Und weil eine solche Sekundärbahn schon weiß, was sie sich schuldig ist, hat sie für Hunde einen besonderen Zwinger im Gepäckwagen.

Kommt da vor wenigen Tagen ein älteres Fräulein von sehr gemessener Haltung, das einen Windhund von noch abständigerem Gebaren an der Leine führt. Der Hund muß in den Zwinger. Das Fräulein widerspricht heftig, aber es hilft ihm nichts. Der Schaffner packt schließlich den Hund und führt ihn zum Gepäckwagen. Als er den Verschluss öffnet, sträubt sich das Tier noch viel heftiger als seine Herrin. Der Schaffner redet ihm eine Weile in Güte zu. Plötzlich aber reißt ihm der Geduldsfaden. — „Hörst du jetzt auf mit dem Kritzeln, du Nörgler!“, schreit er und gibt dem Hund einen Schubs. „geh! rein, und wenn du schon wirklich 'nen Floh findest, dann fang' ihn dir gefälligst, verstehst du?“

Erbe / Von Natascha

Ihr mit dem süßen Blut,
laßt das Bedauern!
Mir geht es leidlich gut
mit meinem sauren.

Den Ahn hielt's schon im Bann
und auch den Vater.
Sie stellten ihren Mann
auf dem Theater.

Das Wirschenessen war
mit ihnen schwierig.
Schwamm in der Supp' ein Haar,
sie fädeln's gierig.

Da gab's denn Ärger viel
und Wonne selten.
Doch blieb das Schallen Kiel
und nicht das Schellen . . .

Das Blut, das in mir fließt,
das Erbe, wallet,
bis ausgegossen ist
und ausgegallt

Der reine Tor

(A Kubin)



Alfreds süße und bittere Enttäuschung

Wenn man ein großer Schauspieler ist, so hat man Verpflichtungen der Höflichkeit gegen die Damen im allgemeinen und auch gegen die Kolleginnen, besonders gegen die, mit denen man auf Gastspielreise geht. Das klingt sehr einfach, ist aber trotzdem sehr schwierig. Der vortreffliche — wie nennt man ihn, damit ihn nur die Eingeweihten erkennen? — also sagen wir schon „Alfred“ — also der vortreffliche Alfred gestierte mit — auch diesen Vornamen muß man aus Discretion verbergen — mit Erna. Es war ein sehr großer Erfolg. Er ging darnach schlafen und Alfred dahin, wo das Volk wahrer Himmel ist. Es war spät, als er im Hotel anlangte. Trotzdem wußte er, was sich gehörte. Er klopfte an Ernas Tür, und als Erna „Herein!“ sagte, weil sie auch wußte, was sich gehörte, trat er ein.

Alfred hatte vor allem dann gute Manieren, wenn es niemand von ihm erwartete. Also in diesem Falle.

Er legte ab, setzte sich zu Erna auf den Bettrand und erkundigte sich nach ihrem Befinden.

Erna sagte, sie sei müde. Darauf erwiderte er, daß auch er nicht ganz frisch wäre.

Erna trug ihm nunmehr ihren Kognak an. Er lehnte nicht ab, und während er den Rest der kollegialen Flasche ihrem Zweck zuführte, machte er einige geistvolle Anmerkungen über die Kunst und das Leben. Außerdem wies er noch mehrmals darauf hin, daß er müde sei.

Da empfahl ihm Erna das seit alter Zeit vielfach erprobte Mittel gegen Müdigkeit, den Schlaf.

Alfred quittierte dankbar für das Rezept.

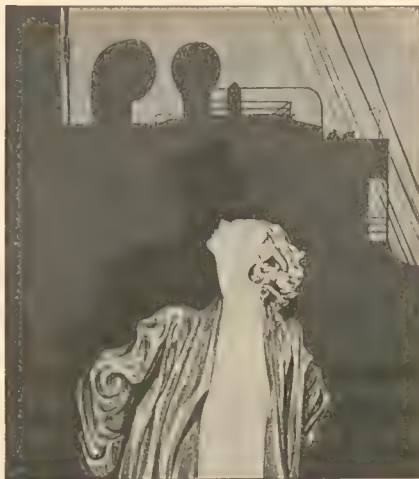
HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:

Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus: die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:

Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. ... Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:

Der hohe Reis dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelenkten Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die literarische Welt:

Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschiert RM -80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

Er bedauerte aber, es nicht anwenden zu können, da es Erna übernehmen würde. Da schwor ihm Erna beim Seelenheil ihrer Mutter, sie nähme es nicht übel. Das war eine große Erleichterung für Alfred. „Ja — wenn du es nicht übernimmst...“, sagte er mit der angenehmen Empfindung eines Mannes, der sieht, daß er eine Situation zu ungünstig einschätzt hat. An der Tür machte er eine sehr höfliche Verbeugung, warf einen Handkuß nach dem Bett und flötete: „Du bist entzückend!“

Aber es war nicht immer so mit Alfred. Einmal gastierte er mit Sonja. Bevor sie ins Theater fuhren, fand sie zwei wundervolle Äpfel auf ihrem Nachttisch. Sie war über diese zarte Aufmerksamkeit Alfreds sehr gerührt. Es ging wie immer: Erfolg! Getrennter Marsch ins Hotel. Späte Heimkehr Alfreds. Er pochte gegen drei Uhr bei Sonja an. Sonja war anderer Meinung über das, was sich gehörte, als die kluge Erna. Sie machte nicht auf. Alfred verwunderte sich darüber sehr. Er dachte, es sei Ziererei, und pochte nochmals. Da erklärte

ihm Sonja, sie würde nicht öffnen, da sie diese Zeit dem Schlaf zu widmen pflege. Nun wurde es still auf dem Korridor. Dann aber sagte Alfred sehr bestimmt und durchaus im Gefühl seines Rechts: „Willst du mir dann nicht wenigstens meinen Äpfel wiedergeben?“ Sonja mußte gestehen, sie habe sie beide aufgegessen. Da klang es von draußen, ganz vorne gesprochen und sehr wirksam im Ton: „Falschheit — dein Name ist Weib!“ Worauf Alfred bitter enttäuscht — wegen des Äpfels natürlich — ins Bett ging. w. t.

Krebsgeborene haben Glück auf Wasserreisen

Von Anton Schnack

Wenn die Sonne in den Fischen steht,
Ist das Meer mir hold,
Wenn auch Westwind weht
Und die Wasserwege langhin rollt.
Auf der großen Fahrt
Bleibe ich von Schiffbruchnot bewahrt.

Wunderbare Länder steigen auf,
Und sie grüßen mich zu gern.
Abenteuer nehmen ihren Lauf,
Und sie sind von gutem Stern.
Und im Bau der heißen Hafenstadt
Machen mich verwunsch'ne Dinge satt.

Eilig stampft das Schiff im Meere fort,
Und es wird mir nichts geschehn.
Frauenauge glüht mir zu an Bord,
Liebe kann ich gnädig sehn.
Und der Mund der feuerblonden Miß
Schenkt mir Kuß und Biß.

Inseln, Wunsch und Knabenrausch
Sind mir aufgelaun,
Und durch Flut und grünen Brandungsschaum
Schaukelt vogelhaft des Eingebornen Kahn.
Und er reicht mir still die süße Frucht,
Die ich hungrig schon seit langer Zeit gesucht.

Wenn die Sonne in den Fischen steht,
Winkt mir gute Zeit.
Weltwind geht und neuer Weltwind weht,
Wenn auch der Herz hat niemals Abschiedsleid.
Fremde Sterne blitzen vor dem Blick,
Muscheln orgeln dumpfe Meermusik.

Wenn die Sonne in den Fischen steht,
Schützt mich Gott Neptun,
Wenn auch unten sich der Wirbel dreht,
Wenn auch in der Tiefe Ungeheuer ruhn,
Wenn auch starren Riff und Felsenstück:
Sonne in den Fischen schenkt mir Reiseglück.

„Wo ist mein Fauteuil? Hast du es etwa schon aus dem Haus schaffen lassen?“

„Nein“, sagte Frau Milfred. „Es steht noch auf dem Dachboden. Aber willst du nicht die neue Chaiselongue versuchen? Du wirst dich schon an sie gewöhnen!“

Doch Herr Milfred hörte sie nicht mehr. Er befand sich bereits, drei Stufen auf einmal nehmend, auf dem Wege zum Dachboden. Atemlos kam er an und öffnete. Ja, da stand es noch, das altvertraute Möbelstück, und schien ihm einladend zuzulächeln. Da gab es keine polierten Metallröhren, sondern nichts als weiches Leder, in dem man tief versinken konnte. Er atmte auf.

Eineinhalb Stunden später begab sich auch Frau Milfred auf den Dachboden und fand ihren Gatten. Die Zeitung lesend, in seinem alten Fauteuil vergraben.

„Willst du nicht lieber in dein Arbeitszimmer hinunterkommen?“ flötete sie.

„Hier ist mein Arbeitszimmer, solange der Operationstisch nicht verschwindet“, erwiderte Herr Milfred mit unbeugsamer Entschlossenheit. „Eher wird ein Pferd auf einem Omnibus spazieren fahren, als ich meine Glieder auf dem neuen Marteinstrument verrenke!“

Drei Tage verstießen, ohne daß er den Dachboden verließ. Und am vierten Tage hielt das federne alte Fauteuil wieder siegreichen Einzug und bildete eine Insel in der zur Hollywood-imitation eines chemischen Laboratoriums gewordenen Wohnung, an der die Wellen der modernen Innendekoration ohnmächtig zerschellten.

Sicherheit

Häberlein hat ziemlich viel getrunken. Nachts drei Uhr steht er an einer Trambahnhaltestelle und äugt vorsichtig nach beiden Seiten. Ein Wachmann kommt dazu: „Was machen Sie denn da?“ „Nichts, lieber Herr. Ich warte nur auf eine Straßenbahn!“ — „Jetzt fährt doch keine Straßenbahn mehr!“ — „Wissen Sie das ganz bestimmt?“ — „Freilich!“ — „Na, dann kann ich ja beruhigt die Straße überschreiten“, sagt Häberlein und schwankt zur gegenüberliegenden Seite.

Reiseberichte gesucht!

Agathon Ebeseder ist Reiseschriftsteller.

Und zwar einer der gesuchtesten.

Seine zuletzt erschienene Reiseberichterstattung „Rund um Australien“ hat infolge ihrer naturnahen, lebens-
echten Schilderung geradezu einen Sensations-
erfolg erzielt.

Das Buch war, so sagt man doch heutzutage, der Best-Seller des Jahres 1933.

Damit war Agathon Ebeseder gemacht.

Dieser Tage erhielt er von der Redaktion einer großen Wochenschrift ein Radiogramm.

Herrn Agathon Ebeseder, Partenkirchen. Benötigen dringend spannend geschriebenen Reisebericht Patagonien Feuerland. Stop. Anfragen ob freie Zeit. Umgehend Honoraransprüche Verlag der Bilder aus aller Welt.

Agathon ging mit sich zu Rate.

Überlegte sich den ehren den Antrag.
Und depechierte zurück:

Redaktion der Bilder aus aller Welt. Akzeptiere. Patagonien Feuerland gefährliches Gebiet. Stop. Doppeltes Zeilenhonorar. Bescheid wieviel Fortsetzungen benötigt. Stop. Erbitten dringdringend Honorarvorschuß hundert Mark. Stop. Muß Lexikon Band F und P anschaffen. Dann sofort erste Fortsetzung. Agathon Ebeseder.

Lieber Simplificissimus!

Es war an einem schönen Ferientag in Paris, nach der neuen Devisensperre, als Herr Trikotwarenfabrikant K. und Herr Rechtsanwalt B., beides stattliche ehrenwerte Stuttgarter Bürger, mit ihren ebenso ehrenwerten stattlichen Gattinnen den Boulevard de la Madeleine hinangingen. Nun ist da die Versuchung für die Damen in Form von wunderbaren Schaufensterauslagen groß, die Versuchung für das starke Geschlecht in Form kleiner, bemaßter Dämchen aber nicht minder überwältigend. Als nun die würdigen Herren ihre würdigen umfangreichen besseren Hälften an einem Schaufenster um ein paar Schritte zurückließen, trat die Versuchung an sie heran mit den schmeichelnden Worten: „Tu viens, chéri, man amüsiert sich ein wenig!“ Worauf Herr K. mit strahlendem roten Rundgesicht sagte, indem er mit seinen guten Augen zurückdeutete: „Sche veux bien, mais sche ne peux pas — — il y a un obsctacle!“

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplificissimus-Verlag, München Postfach 5802

Moskau

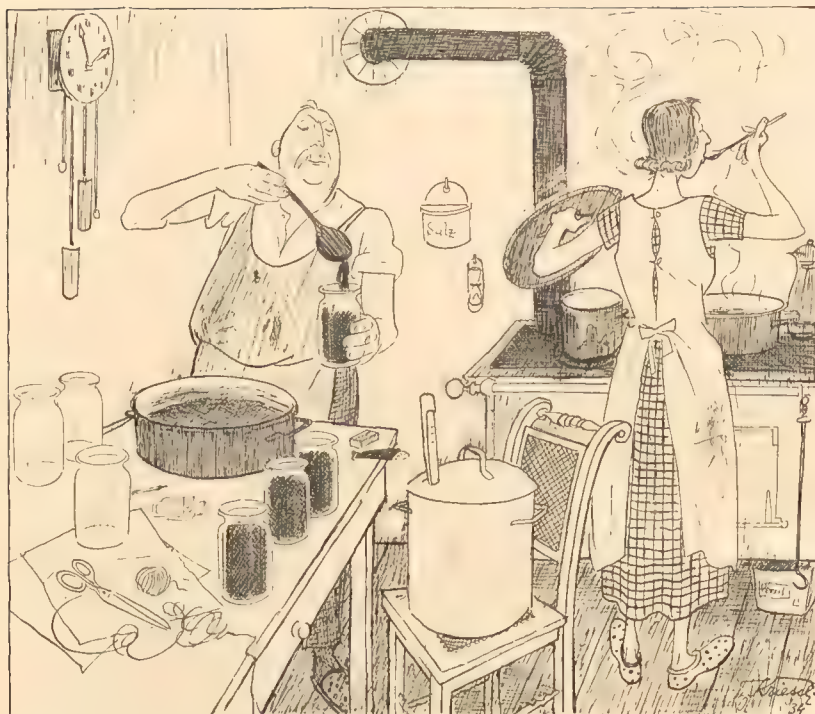
(E. Schilling)



„Was machst denn du da, Iwan?“ — „Ich bin angestellt, um sofort die Fahne zu hissen, wenn die Internationale in Europa ausgebrochen ist.“ — „Und wirst du gut dafür bezahlt?“ — „Geht an, aber es ist wenigstens eine Dauerstellung.“

Resignation

(R. Kriesch)



„Hör nur auf, Marie, iatz hat's lang gnuä 'kocht – Zwetschenwasser werd's eh koans mehr!“

Die Vergeltung / Von T. Püttjer

Seit und infolge seiner Verheiratung mit Gesche Tripmacker war Barkassenführer Hinrich Sötbeer „dem Limonadenteufel verfallen“, wie seine Freunde es nannten. Zwar hatte der Wirt Gerd Kruse, der den größten Schaden davon hatte, im Anfang erklärt, das werde sich wieder geben, verliebte Leute seien eben leider nicht normal. Aber verliebt war Hinrich Sötbeer nun schon lange nicht mehr, und der Krüger hatte doch nicht recht gekriegt: der Mann blieb weiterhin zurückhaltend, sobald die Frage der Wirtschaftsankurbelung durch Vertilgung geistiger Getränke sozusagen brennend wurde.

Indessen, „für Malör kann de Minsch nich“, und etwas anderes als Malheur war es jedenfalls nicht, daß an einem kühlen Sonnabendabend, als Hinrich gerade in der Kruseschen Wirtschaft „zu tun hatte“, gleich zwei Stammgäste auf einmal ihren Geburtstag feiern mußten. Da Käppn Sötbeer zur Freundschaft gehörte, wäre es

einfach unanständig von ihm gewesen, wenn er nicht mitgefeiert hätte.

Es wurde ein sehr vernünftiger Abend. Das Unglück stellte sich erst heraus, als ein sonst sehr umsichtiger Barkassenführer sich auf einem Kurs, den er eigentlich hätte auswendig kennen müssen, durchaus nicht zurechtfinden: schuld waren offenbar ein starker Nebel und die Tatsache, daß der Kompaß sozusagen kopfheister gegangen war. Das war zu einer Stunde, die vom Kirchturn mit nur sehr wenigen Schlägen bekanntgegeben wurde; was den Zickzackschiffer beinahe ernüchterte. Nach unverhältnismäßig langer Fahrt konnte er endlich doch mit dem linken Arm an der richtigen Türklinke „festmachen“, um mit der rechten Hand nach dem Hausschlüssel zu grabbeln. Aber in der rechten Büxentasche war er nicht, in der linken auch nicht und überhaupt nirgends in Hinrich Sötbeers sämtlichen Kleidaschen. „Wat nu?“ — Zurückgehen zu Gerd Kruse war

sinnlos, da machte ihm jetzt kein Mensch mehr auf. Außerdem konnte das Instrument beim Kreuzen irgendwo auf der Straße über Bord gegangen sein, und dann war an Rettung nicht zu denken. blieb also nichts anderes übrig, als den „Hafenmeister“ rauszuprelen.

Am Schlafstufenfenster über der Haustür erschien Gesche auffälligerweise sofort, nachdem Hinrich nur einmal kräftig auf den Fingern gepöffelt hatte. Angesichts dieser verdächtigen Tatsache gehörten soemännlicher Mut und Selbstbeherrschung dazu, hinaufzurufen: „Min Gesche, mok mi mol de Dör up, ick hebb keen' Husslötel mit-kregen!“

Aber wie verjagte er sich, als „seine Gesche“ mit außer Stimme herunterzischerte: „Wer sünd Sie denn einklich? Ihnen kenne ich ganich.“

Einigermaßen bestürzt meldete sich der Schiffer in Not: „Gott! wat, wo kanst woll sowat seggn! Ick bön dat!“ Worauf

Übliche Wünsche

Mitgeteilt von Herbert Hippel

*Die Jahre — wie das schon ein altes Lied besagt — enteilen!
Mit jedem Tage wird man älter und kann nichts dagegen tun.
„Köm doch die Kindheit einmal zu Besuch!“ wünsch ich zuweilen.
Wie leicht (daß man das heut erst spürt!) lieb ist sich in den
Kinderschuhn ...*

*Ich möcht' ganz gern noch mal ein Junge sein von drei, vier Jahren,
der an den Weihnachtsmann, den Osterhasen und so weiter glaubt
und der noch nicht die Menschen kennt und andere Gefahren.
Der dies und jenes sagen darf, was man Erwachsenen nicht erlaubt!*

*Ich möchte noch einmal die Welt mit Kinderaugen sehen
und über Dinge lachen, über die ein Wickelkind nur lacht.
Und ein paar Jahre möcht' ich wieder in die Schule gehen.
Und jeden Streich wollt' ich vollbringen, den ein Knabe eben macht.*

*Und langsam möchte ich dann älter werden. Und gescheiter.
So manches freilich würde ich wohl anders machen als bisher.
Es heißt ja, daß man erst durch die Erfahrung klug wird. Leider!
Ich müßte vieles anders machen! Ob das aber besser wär'?*

es prompt von oben kam: „Das tut mich leid, ich kenne Ihnen wirklich nicht!“

Nun wurde es Hinrich Sötbeer aber zu dumm: „Gottsvorord!“ grüßte er, „nu mok doch keen' Geschieden, Gesche! Ick bün dat doch, din Mann!“

Da ertönte es höhnisch in unverfälschtem Platt: „Neehee, dat kann gor nich angehn! Ick hebb en anständigen Bokassenkäppchen heiradt, ober du büst en versopenes Swin!“

Nach diesen Worten knallte das Fenster zu, und es blieb auch geschlossen trotz Schiffers Pfeifen und Rufen. Fluchen und Dimmen, Bitten und Betteln.

Käppchen Sötbeer fand, an Land habe er noch nie in seinem Leben eine so koderige Nacht zugebracht. Abwechselnd saß er düsend auf den Stufen (seines eigenen Hauses!) oder pendelte, wenn ihm von der Kühle die Knochen steif waren, ein paar Schritte hin und her. Der ekelhafte Zustand endete erst, als die Haustür für den Bäckerjungen und den Milchmann geöffnet werden mußte.

Gesche empfing ihren Mann so freundlich, als wenn er etwa vom Dienst käme. Hinrich wollte vor soviel Falschheit gehörig auf den Tisch hauen, aber dann besann er sich und hielt den Mund. Und da „sie“ auch in den nächsten Tagen den Hausschlüssel, der sich natürlich beim Kröger angefundnen hatte, und was damit zusammenhing mit keinem Wort erwähnte, schwieg „er“ sich ebenfalls aus. So daß Gesche sich voll Genugtuung sagte, sie habe den rückfälligen Süßer gründlich kuriert.

Aber der brütete Rache. Und die gute Gelegenheit ließ nicht einmal lange auf sich warten.

Eine Zeilung hatte Gesche sich gehütet, das Haus ohne Hausschlüssel zu verlassen. Aber durch ihres Mannes „Schweigen und Vergessen“ sicher gemacht, huschte sie eines Abends ohne diese Vorachtsmaßregel „noch mal eben nach nebenan“. Und bei der Nachbarin, die täglich zum Reinemachen „bei feine Leute inne Stadt“ ging, wurde es ziemlich spät; denn da ist ja manchmal das Ende von weg, was bei den besseren Leuten alles passiert, und anhören muß man sich das auf jeden Fall, denn da kann man bloß von lernen.

Hinrich Sötbeer saß derweile sehr friedlich mit seiner Pfeife über einem Geschichtenbuch, aus dem er etwas profitieren konnte. Als er kurz nach zehn Uhr das Gähnen kriegte, vermählte er seine liebe Glotze, und da kam ihm blitzartig: „Töf, wenn sie nu den Schlüssel nich mithat, denno wolln wir aber mal Revangschen nehmen!“

Der Schlüssel hing richtig an seinem Platz. Einen Augenblick lang überlegte Hinrich noch, ob er es wirklich riskieren, ob er seiner Gesche das wirklich antun sollte ...? Aber die wieder auffrischende Erinnerung an die kühle Nacht auf den kalten Stein- stufen kriegte die Oberhand: da steckte er den dicken Hausschlüssel ins Schloß, drehte ihn mit einem lauten Gnubbs um und dümpelte dann befriedigt wieder zu seinem Lehnstuhl. Es dauerte fast noch eine Stunde, bis jemand an die Türklinke faßte und

gleich darauf rüttelte und klopfte. Hinrich schlich leise auf den Flur, und nachdem er hinter der Haustür dem Ramenten eine Weile vergnügt zugehört hatte, fragte er halblaut: „Ist da war?“ — Schon stark geladen, antwortete Gesche: „Mok mol de Dör up, du verrückte Kirl!“

Aha, dachte der so freundlich Angeredete, sie merkt wohl all Mäuse? — In sanftem Ton flötete er: „Sie sünd wohl vakehrt gekommen, beste Frau? Szu wen wollten Sie denn, bitte?“

Gesche, die meinte, sie sollte umfallen, konnte die Worte kaum herausbringen: „Wenn du mi nich gळेks upmoken deihst, denn kannst du wat beleben!“

Hinnerk bog sich vor Wonne.

„Aber beste Frau!“ sagte er so ruhig wie möglich, „regen Sie Ihnen doch man nich auf! Wenn ich Ihnen reinlassen soll, müssen Sie mich doch wenstens ers' sagen, bei wem Sie sein woll'n!“

Im nächsten Augenblick fuhr er erschrocken von der Tür zurück, so entsetzlich kreischte draußen die Gefoppte: „Bei wen ich Hinwill, du Schweinepuckel? — Nach den Bokassenkäppchen Hinne- rich Sötbeer! Un nu machel du sofortens' auf, du ausverschämten Pajatz, du!“

Da war es mit Hinrich Sötbeers Haltung vorbei: mit grölendem Lachen bökte er durch das Schlüsselloch: „Jo, dat hebb ick mi gळेks dacht, dat Se nich richtig kommen wörn, lebe Fro. Bokassenkäppchen wohnt hier nämlich leider nich, hier wohnt en ver- sopenes Swin!“

Damit trudelte er ab und ließ die „liebe Frau“, die vor Gift und Galle halb ohnmächtig war, stehen. Sie hörte ihn — man sollte es nicht für möglich halten! — in die Schlafstube schlurren und gleich darauf das Licht ausknipsen. Und dann war und blieb es still im Hause.

Die Rache war fast vollkommen. Zwar brauchte Gesche nicht auf der Türschwelle zu übernachten, denn die Nachbarin, die zum Glück noch wach war, richtete ihr auf dem Sofa ein Bett ein. Aber Schlaf fand die Frau Barkassenkapitän in dieser Nacht nicht. Beinahe wäre sie noch mit Krach bei ihrer plötzlichen Logisgeberin wieder abgezogen, denn als die meinte, sie müsse die vollkommen Verstörte durch Fortsetzung des alten Klatsches trösten, da erklärte Gesche mit einem Male die Geschichten von den feinen Leuten für „dwaderwatschen Kram“ und die Nachbarin für schuld an dem ganzen Unglück.

Der Kröger Gerd Kruse aber konnte von da an endlich bei Hin- rich Sötbeer eine „leichte Besserung“ feststellen.

Er schließt sich nicht aus



„Eßt deutsches Obst? ... No ja, wenn's sei' muas!“

Such' verloren!

(O. Gulbransson)



„Also, klopfe ganz sitzsam an, Otto! Und wo die Tür nicht versperrt ist, da gehst du hinein!“

SIMPLICISSIMUS

Schacht hat gesprochen

W. G. 1934



Wir schöpften lang aus fremden Brunnen,
dieweil es uns an Kraft gebrach.

Nun han wir anders uns besonnen
und graben eignen Quellen nach.

Das Kloster am Inn

Von Richard Billinger

Zeichnungen von Olaf Gulbransson



Ich wohne in einem Kloster zu Gaste. Ich lese die Historie der Klostergründerin, Anna Elisabeth, Gräfin zu Hackenbuch, gründete im Jahre 1673 das Männerkloster Reihersburg am Flusse Inn. Ein wohl nicht zu häufig sich ereignendes Geschick, daß eine Frau mit der Herzkraft edler Sinne dem „Logos“, dem „Geiste“ dienen will, nicht ihren Geschlechtsgenossinnen den Altar schenkt, sondern dem den Bocksbart tragenden Orden der Kapuziner.

Mein Gastzimmer ist ein Saal. Es könnten die Burschen und Mädels eines ganzen Dorfes darin tanzen! Die Fenster zeigen ihr heilighäuser Antlitz den grünen Auen des Innflusses.

Ich schlafe in einem Prunkbette. Ich höre das Rauschen des Gebirgsflusses. Ein paar Wegstunden weit flussabwärts liegt der Gottesacker meiner Eltern. Die Heimat rieche ich aus jedem Atemschöpfen des Windes, sauge ich aus dem Dufte der

Wiesen, höre ich aus dem Schreie der Wildenten. Wie lange wehrt sich noch mein Herz dem Schlafe? Ich sehe die braunen Feldwege, über die ich als Schuljunge lief. Die Glorie der „Welt“ leuchtete damals aus jedem Ährenhaupte, aus jedem Baumesspitzen, aus dem Riesenbette des Innflusses!

Wiesenduft ist in den Saal gezogen! Ich liege wie ein Igel im Laube, ich horche jetzt dem goldenen Klang der göttlichen Triangel: der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Ein jähes Erschrecken löst mich aus meinem Schlummer. Ich zünde die Kerze an. In der Nacht gleicht der Saal einem schönen und übergroßen Sarge! Kein Laut ist hörbar. Der Innfluß nur rauscht, als triebe die Wellen die Angst vor dem Ruhen, vor dem Totwerden. Kaum sichtbar stehen himmeloben die Sterne.

Jetzt läuft eine Maus über die braunen, glänzenden Eichbretter des Saalbodens. Die Bilder von Klosterherren hängen an den Wänden. Ihre Wappenschilder in rot und goldener Farbe prunken gleich Nabelschnüren eines irdischen Gottes. Ein Papst hat einmal in diesem Saale übernachtet, als er nach dem Wallfahrtsorte Altötting pilgerte. Und in den Kriegszelten war den Obristen und Feldherren das Pfuhl hier bereitet worden. Eine zweite Maus huscht jetzt wie ein gottarmes Tierlein über den Saalboden. Plötzlich stehe ich, durch den Saal wandelnd, vor einem altersgeschwärzten Bilde. Es ist viel kleiner, unscheinbarer als die vielen Gemälde und Schaubilder der fürstlichen Personen, die die Saalwände zieren.

Ich kann beim Scheine meiner Kerze die Bildinschrift entziffern. Anna Elisabeth, Gräfin zu Hackenbuch, vermelden die gekrankten Buchstaben. Ich habe ihr Abbild nicht beim Tage entdeckt. Jetzt schaut





auf einmal die Klostergründerin mich an, eine Frau in der Nonnentracht, sie streckt ihre überlange Hakennase wie ein Habicht aus der Kopfhäube.

Hat die mich geweckt? Hat diese „Frau“ ihr Leid gleich einem glühenden Steine auf mein Herz fallen lassen?

Ich verbeuge mich vor dem Porträt, vor einem Dornenbündel von Weibeshäßlichkeit, Ich sage leise das Gebet, den Seufzer für die Abgestorbenen:

„O Herr, gib ihr die ewige Ruh, und das ewige Licht leuchte ihr, Amen!“

Ich will nun nicht weiter die Unnahbare mit meinem Mitgefühl bedrängen, ihre Lebensgeschichte, die ich bis zu meinem Einschlummern in einem Chronikbuche des Klosters las, mir wieder vorzählen, ich lege mich wieder zu Bette, lösche die Kerze aus und versuche in das Tor des Schlafes zu schlüpfen! Umsonst! Taghell leuchten meine Sinne, Ich schlage die Augen auf, starrte in die schwarze Nacht, höre einen Hoffrud wo den Mond anbelien.

Was hat Anna Elisabeth, Gräfin zu Hackenbuch, in ihr Herz ertönen dürfen? Wie ein kleines, häßliches Eulenkind soll sie, zum Entsetzen der gräßlichen Eltern, schon in der Wiege gelegen sein! Früh schon kam sie zu den barmherzigen Menschen, zu den Nonnen, zur Erziehung. Und Anna Elisabeth wäre unter dem Mantel Gottes sicher zur Ruhe und Wonne des Herzens gelangt, hatte nicht mit ihrem achtzehnten Lebensjahre die „Weltheit“ sie gepackt, der Teufel einer irdischen Liebe sie aus dem Nonnenkloster gelockt.

An einem Pfingstsonntage haben einmal ihre Eltern sie besucht, wie ja alle Jahre, um vor der ausgehangenen Heiligengeistes-Taube der Klosterkirche mit ihrem Kinde zu beten. Nach dieser Kirchenandacht war Anna Elisabeth auf ein nahegelegenes Schloß geführt worden, das einem ihrer Vettern zu eigen war. Der Verwandte studierte auf der Lateinschule des Klosters Karmelminster. Er war eben auf Pfingsturlaub zu Hause. Anna Elisabeth erblickte den schon Zwanzigjährigen zum ersten Male. Wie ein roter Blitz mußte da die

Liebe in ihr Herz gefahren sein! Sie vermochte kein Wort der Unterhaltung zu bieten. Ihre Eltern schamten sich gar bitter über ihre so unerfahrene, in höflicher Art noch gar ungebildete Tochter. Zur Zeit des Kormähens aber desselben Jahres fuhr Anna Elisabeth in der Klosterkutsche auf das Schloß der Eltern, und sie erklärte, nie mehr zu den Nonnen heimzuziehen, „auf der Welt“ furderhin atmen zu wollen. Bald besaß Anna Elisabeth Kleider, goldene Halsketten, eine Harfe, auf der sie ihren erfreuten Eltern vorspielen konnte. Der Vater der Häßlichen erwarb, von der Tochter mit sanften Worten erobert, das von Gläubigern bedrängte Besitztum ihres studierenden Vetzters. Der Graf lud nun den jungen Verwandten während der Sommerkanak auf das Schloß am Inn ein.

Hatte Anna Elisabeth Grund und Beweise, heimlichen Huldlick oder werbendes Wort von dem jungen Gaste ihrer Eltern empfangen? Nichts steht von solcherlei Amorspiele in der Geschichte ihres Lebens.

Graf Anton Albrecht zu Schildorn genöÙ als Freuden des Sommers, so las ich nur: er ritt auf die Falkenbeize, er lernte zum Entsetzen aller gottchristlichen Menschen das Schwimmen im Influsse. Er lernte auch das Ruderboot lenken, er ließ sich von einem Tanzmeister die neuen Tanzschritte zeigen, benahm sich als der groß-



mächtige Herr, nicht als der Gast, gebärdete sich als der Besitzer aller Bäche, aller Dörfer und Meierhöfe. Die Eltern Anna Elisabeths ließen den Grafen gewähren. Sie gaben ihm alles Recht und alle Gewalt, in der Hoffnung, den Tapferen, Schönen, Fairigen ehebaldig als ihren Schwiegersohn begrüßen zu dürfen.

Die Blindheit des liebenden Herzens trug die Schuld an den folgenden schrecklichen Geschehnissen. Die Gräfin hatte der etwas ungeschickten, körperarmen Tochter eine Zofe aus der Stadt Salzburg kommen lassen, die die Grafentochter die Anmut, Grazie, Lebhaftigkeit des Wortes, das Fächerhalten, den Tanzschritt, die Schalkhaftigkeit des Liebeswerbens lehren sollte. Gabriella, die Zofe, erwies sich über alles Erwarten als liebenswürdige, gewandte, immer lächelnde und dienstwillige Helferin.

Wie es nun kam, ob die Gestirne ihr Feuer verschwendeten, der Teufel die Ober Gewalt über Engel und Hausdämonen gewann: der umliebte, umschwärmte und gefeierte Gast, Anton Albrecht zu Schildorn, verliebte sich in die Salzburgerin in solchem Maße, daß er der Sünde und dem abschaulichen Verbrechen Knechtschaft zoll-

ten mußte. Er versuchte Anna Elisabeth und ihre Eltern bei einer Bootsahrt auf dem vom Firmwasser trächtigen Influsse zu erlösen, indem er das Boot böswillig zum Kentern brachte. Salzflößer retteten im letzten Augenblicke die jämmerlich schreienden Schloßleute, Anton Albrecht war an das Ufer geschwommen. Auf der Folterbank erst gestand er die Missetat ein. Er wurde in der Stadt Passau öffentlich hingerichtet, mit dem Henkerbeil enthauptet. Die Zofe Gabriella wurde als überführte Hexe in Salzburg auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Im selbigen Jahre noch starben, da der Wasserschreck ihr Blut verdorben hatte, die Eltern Anna Elisabeths, und die Erbin zweier Schlösser, reicher Ernten, hundert Scheunen, fischreicher Bäche ging wieder aus der „Welt“. Sie befreite die Hörigen und Bauern von Robot, Zehent, aller Dienstbarkeit und schenkte das Schloß der Eltern dem Orden der Kapuzinermönche. Das Schloß des Enthaupteten überließ sie dem Untergange, der Zerstörung, dem Verfall. Sie befahl und setzte es testamentarisch fest, daß kein Dachziegel erneuert, keine Fensterscheibe wieder eingesetzt werde, bis der Regen dort in der Kammer sich betten, der Wind in den Sälen hausen konnte.

Anna Elisabeth, Gräfin zu Hackenbuch, starb, von den Mönchen verehrt, als Neunzigjährige in der armlichsten Zelle ihres „gottreich“ gestifteten Männerklosters Reihersburg am Inn.

Wasserentton schreien in den Flußauen. Die Morgenglocke wird wach, Ich bete zu allen goldgewandeten Heiligen, zu allen vierzehn Nothelfern, mir den Schlaf noch auf die Polster zu locken.

Als ich aufwache, scheint der weißglänzende Nebelmorgen in die Fenster des Saales. Die Bilder an den Wänden haben alle ihre schreckenden Gesichter verloren, das „Porträt“ Anna Elisabeths, Gräfin zu Hackenbuch, hängt vergessen und schier unauffindbar in einer Saalnische. Ich stehe wieder davor, will die Jahreszahl entziffern, lese „Anno Domini“ — kann aber die Ziffern des Jahrhunderts nicht mehr lesen, nur die schreckende Hakennase der Klosterflitterin hat der verdorbenen Zeit standgehalten, sie ragt wie eine Sichel aus der Nonnenhaube.



Die Ost-China-Bahn

(E. Schilling)



Ex oriente lux?



„Holdridiodulijehdulididi . . .“ — „Ja, hör' nur grad' auf! Möchtest jetzt den Mann im Mond aa no narrisch mach'n?“

Herbst in Sicht / Von Katalin Str.

Des Dichters Auge blinzelt trüber,
und seine Harfe wimmert matt.
Die Zeit der Rosen ist vorüber,
die er so hübsch beklimpert hat.

Wovon soll man denn jetzt bloß reden,
wenn die Natur so spärlich borgt?
Von roten Ästern und Reseden?
Das hat schon H. von Gilm besorgt.

Wurf dich in deine Kodexkette
und pilgere mit mir hinter's Haus:
die Rose ward zur Hagebutte
und schaut auch so nicht übel aus.

Falsch wär's jedoch und jammerchade,
wenn man sie sinnend bloß befäh'.
Die Hausfrau macht draus Marmelade
und aus den Kernchen einen Tee.

Der Dichter aber wird sie sammeln
und gut zerquetscht mit großer Eist
in einem Standgefäß verammeln,
denn Zucker, Geist und Wasser ist.

Das läßt er dann gemüßlich gären.
Und sieh', nach wenig Wochen schon
wird's einen Ekstrakt ihm gebären
und neue Inspiration.

Probleme

Im „Blatt der Hausfrau“ findet sich folgende Anfrage: „Wir wohnen in einer kleinen Stadt und haben einen evangelischen Frauenhilfsverein gegründet. Ich selbst bin als Vorstandsdame gewählt worden. Da wir unerfahren sind, bitten wir um Mitteilung, wie wir nützlich wirken können.“

Aus einem Schulaufsatz

„Ich bin am 13. Mai 1922 geboren, beinahe ein Sonntagskind. Meine Eltern, aus Vater und Mutter bestehend, wohnten damals in der Lungengasse 15. Bis zu meinem 6. Jahre lebte ich froh und vergnügt zu Hause, aber dann kam ich in die Schule . . .“

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:

„Karl Arnold gliedert mit unerschütterlichem Griffel die Ausmaße unserer Zeit, aber er meißelt dabei die Habt der überlegenen Gitterfeier, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen.“

Hamburger Fremdenblatt:

„... Mit dem feierlichen Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Ballettstap des Berliner Inflationstanz mit Tanz, die, Valuta diebischen, Kofamisten, Kofotten säuberlich aufgeschüttelt.“

Hannoverscher Anzeiger:

„... Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir andrer Künstler befragen: er ist ein Dichter der Kunst, der Farbe, ein erfindungsreicher Poet in Inhalt und Komposition, ein Genie des Romantischen, des Humores.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:

„... Das gibt ein amüsanter und buntes Bild von Beeren, Konfessionen, Jahrmärkten, Dorfplanen, Glühbirnen, Familienbüchern, Aufschäumen und Aufkühlendmangeln, ein boshafte vergrößerter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom (auter Torte).“

Deutscher Tageszeitung:

„Karl Arnold, der den blühenden Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gefügigt und mandelmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Gang gegangen und hat in finsternen Aufschäumen, in lichten Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Progenhäusern viele für unsere Zeit erstreckend treffende Typen gefunden.“

Aus den Jahren der Korruption Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27x37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicitas-Verlag, München 13 • Postcheckkonto München 5802

Die Technik fraß den Menschen

Motto: Die Technik frisst den Menschen. —
Fröst sie ihn?

II.

Bei Grabungen auf dem Münchner Nockherberg, die zwecks Anlage eines neuen Bierkellers gemacht wurden, fand man in Erdschichten, die dem Neolithikum (3000 v. Chr.) angehören, eine Reihe von Runensteinen, deren Entzifferung dem bekannten Professor Kennstrix restlos gelungen ist. Es handelt sich bei dem Fund um nichts Geringeres als Teile eines Tagebuchs aus jener Zeit, das die eigentümlichsten Parallelen zwischen Einseit und Heut herausbeschreibt. Der Verfasser des Tagebuchs muß ein für seine Zeit ungewöhnlich hochstehender, wenn auch etwas eigenwilliger Herr gewesen sein. — Unseren Bemühungen ist es gelungen, das alleinige Veröffentlichungsrecht des hochinteressanten Dokuments zu erwerben. Die Übersetzung in gefälliges Deutsch besorgte auf Anregung von Professor Kennstrix Herr Rudolf Schneider-Schelde.

I.

Was sagt man? Jetzt ist drüben (vermutlich ist die Gegend von Schwabing gemeint, d. H.) einer aufgetauchten, der einen sogenannten Karren hat. Das heißt: Unter ein paar länglichen, flachen Holzern ist eine drehbare Rolle befestigt, die Rolle besteht aus einem Stück von einem Baumstamm, ganz glatt und rund. Da ist die Länge nach was durchgesteckt, was als Achse nennen. — Mein Gott, diese Neuzeit! Es ist ja nicht zu leugnen, daß man mit so einem Karren eine Menge Sachen auf viel bequemere Weise transportieren kann als früher, aber wozu soll das führen, wenn man anfängt, so künstliche Hilfsmittel zu benutzen? Muß da der Mensch nicht entarten? — Ganz abgesehen davon, daß durch die neumodische Erfindung eine Anzahl von Lastträgern brotlos werden wird, ich sehe schon ein Heer von Arbeitslosen entstehen.

Die Leute sind verrückt geworden. Die Bande vis-à-vis ist aus ihrer Höhle ausgezogen und hat Quartier in einem Kasten genommen, den sie Haus nennen. Ich möchte wissen, wozu es in der Natur Höhlen gibt, die warm und trocken sind, wenn jetzt die Menschen dazu übergehen, Höhlen aus Holz gewissermaßen auf freiem Feld zu konstruieren, indem sie Balken aufrichten und einen Deckel drüber machen. Ich bin dort gewesen und hab' mir die Sache angesehen. Innen ist der Kasten gar nicht so übel, das ist wahr; und die Leute sagen, der Vorteil sei, daß man jetzt überall leben und sich Häuser bauen könne und nicht mehr auf die paar finsternen echten Unterschlupfe angewiesen sei. Das mag bis zu einem gewissen Grad richtig sein, aber der Mensch löst sich ja von seinem tiefsten Zusammenhang mit der Mutter Erde völlig los, wenn er sich niederlegt, wo es ihm gerade paßt; und außerdem wird die ganze Natur auf elendeste verschandelt durch solche Bauten. — Wie diese Kästen, die sich nirgends dem Landschaftsbild organisch einfügen, nur aussehen! Dagegen muß man beizeiten etwas tun!

III.

Es wird immer schlimmer. Wir befinden uns inmitten einer geradezu rasenden Epoche technischer Erfindungen. Gestern hat mir einer von den jungen Leuten etwas gezeigt, was er am Leib hat, eine Art künstliches Fell aus Fäden, das geflochten oder gewebt ist, wie er sagte. Da waren zwei Röhren für die Beine und zwei für die Arme; einfach widerwärtig sah der Kerl in dem sogenannten Anzug aus. Der Profit soll wieder sein, daß man von den Polizisten unabhängig wird, aber was für ein Nutzen kann für den Menschen schon in derartigen künstlichen Ersatzstoffen liegen? Früher waren wir verwurzelt in Wald und Feld und nah verbunden allem Getier;

jetzt, durch diese Entwicklung, lösen wir uns immer mehr vom Erbe unserer Väter und unser wirklichen Bestimmung. Was ist zum Beispiel das Allerneueste, wobei einem tatsächlich der Verstand stillstehen kann: Lampen! — Sie machen die Nacht zum Tag und lästern ungeniert den großen Pan. Einer hat Fasern in ausgekochtes Fett hineingesteckt, und das brennt, wenn man es anzündet, und gibt Licht wie eine kleine Sonne. In allen Höhlen und Häusern sieht man jetzt abends diese Fünzeln, um die sie herumsetzen und miteinander reden.

Die Folgen, besonders in sittlicher Beziehung, bleiben nicht aus. So sind unlängst ein paar Kerle auf die Idee gekommen, Weiber nur dann noch zu sich zu nehmen, wenn sie ihnen gefallen. Hat man so was je gehört? Wohin das führen muß, liegt auf der Hand. Die Mädels werden anfangen, sich aufs unerträgliche herauszugeben, bloß um an den Mann zu kommen; als werden sich wunder was auf ihre Larven und ihre Figuren einbilden, und kein Mensch wird mehr darnach fragen, ob sie zum Kinderkriegen und zum Arbeiten tauglich sind. Hat doch neulich sogar einer in der Versammlung die Behauptung aufgestellt, er halte es für unmoralisch, mit Frauen zu schlafen, die man nicht liebt. — Liebe? Was ist das? Früher ging's auch ohne das. — Aber die Früchte dieser destruktiven Tendenzen erblickt man ja auf Schritt und Tritt. Schon laufen ein paar Frauenzimmer herum, welche die Füße auswärtig setzen, die Bäuche einziehen und die Brust herausstrecken. Auf den Köpfen tragen sie Federn. Wie die Vögel! Einfach gräßlich!

IV.

Ich greife wahllos ein paar Wahnsinnstendenzen dieser Neuerer heraus: Obwohl es noch sehr dahingestellt ist, ob das Mensch nicht einer Versündigung gleichkommt (anstatt sich mit dem zu begnügen, was uns der Boden freiwillig gibt), ist man jetzt dazu übergegangen, die Erde auch noch

Der SIMPLICIUS erscheint wöchentlich einmal. Zustellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeilungsgeschäfte und Postanstalten teil, sowie der Verlag ab. **Bezugspreise:** Der Einzelnummer RM -60/- Abonnement im Vierteljahr RM 7,- **Anzeigenpreis** für die 10 spalten lange Zeile RM -20,- **Zu abonnierenden Anzeigennehmer:** C. F. Meyer Verlag, München 8; Herder, Bonn 9; J. Neumann, Wiesbaden 10; W. de Gruyter, Berlin 11; Franziska Schreyer, München 12; H. G. Fischer, München 13; **Verantwortliche Schriftleitung:** Dr. E. M. Münch, München 14; **Redaktion und Verwaltung:** Dr. L. von Arnim, München 15; **Geldwechsel:** H. G. Fischer, München 16; **Buchhandel:** H. G. Fischer, München 17; **Druck:** Simplicius-Druckerei, München 18; **Erfüllungsorgan:** München 19; **Postfach:** München 580; **Druck von Strecker und Schröder,** Stuttgart; **Für unverlangt eingehende Manuskripte wird keine Vergütung übernommen.** Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt! **Erschienen als second class matter, Post Office New York, N.Y.**

Ein Skalp, Marken und Packpapier

✓ Von Leslie Henderson

„Was Sie sagen!“

„Yes, Mr. Sclarc, er war damals gerade drei Jahre Postmeister in Ponticton am Okanagansee, eine wilde Gegend damals und gottverlassen, als es geschah. Sie schlugen um Mitternacht die Türe zum Postgebäude ein, es war ein etwas besseres Holzhaus. Sie versteinen, — und dann zerrten die rothäutigen Bestien meine Schwester davon, sie war ungefähr vierzehn Jahre alt; wir haben nie wieder etwas von ihr gehört. Meinem Vater trennten sie, ritsch, mit einem Schnitt die Haut vom Kopf und ließen ihn liegen. Mich fanden sie nicht, ich war gerade drei oder vier Jahre alt und war beim ersten Lärm unter das Dach gekrochen. Dann steckten

sie die Bude in Brand und sausten davon. Mein Alter wachte ohne Skalp auf, als die Flammen anfangen die Betten aufzufressen. Aber er kam aus der brennenden Bude und hatte sogar noch die Postsachen aus dem Kasten gerettet. Dann fiel er wieder um. Es war eine schauerhafte Nacht, Mr. Sclarc.“

„Und seither ist er wahnsinnig?“

„Wahnsinnig kann man nicht sagen. Er ist ein bißchen schwach im Kopf, wissen Sie, — nun, er ist ja auch schon sehr alt. Wahrscheinlich hat ihn der Axthieb so weit gebracht, den er kriegte, als er sich seinen Skalp wieder holte.“

„Er hat sich seinen Skalp wieder geholt?“

„Ja, Mr. Sclarc. Er sammelte ein paar Leute, als sein Kopf nicht mehr gar so blutig war und zu heilen anfang, und jagte ihnen zwei Monate nach, ehe er sie kriegte. Er fand seinen Skalp am Gürtel eines baumlangen Kerls und erkannte ihn gleich an den fuchseroten Haaren. Niemand in der Gegend hatte so fuchserotes Haar wie mein Alter. Aber da sind wir nun, Mr. Sclarc, treten Sie ein.“

Mr. Anthony Sclarc aus Vancouver, seit drei Wochen zur Erholung am Bow River am Fuße des Rocky Mountain Parks, stand vor einer kleinen, rauchigen Hütte. Was war dieser Jim Walsh, den er seit zwei Wochen als Jagdbursche mit hatte, für ein prächtiger Kerl und Jäger! Mr. Sclarc dachte

Am Urquell der Kraft

(Otto Hermann)



„Und Ihre persönlichen Eindrücke von Ihrem Jubiläumssieg, Meister?“ — „Grad daß as zum fünfanzwanzigsten mal gwen is — sunst wüßt i nix.“

Textilarbeiterstreik in USA.

(Essener)



„Was? Sie sympathisieren mit diesen taktlosen Burschen? Sollen wir armen Frauen jetzt etwa in Lumpen herumlaufen?“

wehmütig an seinen kleinen Spitzbauch, der allen Märchen trotzte, und an seinen kranken Magen, der jetzt ein wenig besser war, aber zu Hause in Vancouver bei Hummer und Kaviar bald wieder kaputt sein würde. Aber schließlich kann man nicht zugleich vielbeschäftigter Rechtsanwalt und simpler, gesunder Jagdbursche sein. Jede Würde muß bezahlt werden, das Leben bestand

darauf, und Mr. Anthony Sclarc bezahlte eben mit einem Spitzbauch und zu viel Säure im Magen.

„He, Alter“, sagte Jim, als er in die dunkle Hütte trat. „Besuch ist da, Vater.“ Von einem Deckenlager bei der Wand hob sich eine hagere Figur, blinzelte aus kleinen Augen gegen den Fremden.

Mr. Sclarc ruck sofort, daß dieser Alte,

schwach im Kopf, eine starke Kehle haben mußte. Die Hütte war von Alkoholdunst übersättigt. Jim riß das kleine Fenster auf, das einzige Fenster des Blockhauses. „Er hat nichts als das“, murmelte er Mr. Sclarc zu. „Er trinkt sich noch zu Tode, aber ich kann's nicht hindern.“ Dabei fegte er mit einem Ruck den schweren Holztisch leer. „Nehmen Sie Platz, wir

haben ein gutes Stück Marsch hinter uns.“ Zehn Minuten später stand vor Mr. Slarce ein Frühstück, so köstlich, wie es nur nach sechs Stunden Jagdmarsch zwölfhundert Meter hoch in den Rocky Mountains schmecken konnte. Der Alte war von seinem Lumpenlager zum Tisch gekommen, auf dem alten, knöchigen Kopf eine fuchsröte Perücke. Aber ehe er vom Tisch kam, fingerte er unter seinem Kopfpolster herum, zog irgendwas in sein kleines, eingeklinktes Paket hervor. Der Alte war vom Tisch unter seinen Stuhl und setzte sich darauf.

„Sein Spleen“, wisperte Jim Walsh, „sein Talisman. Das Zeug hat er aus seinem Posthaus am Okanagan Lake gerettet, es war bei den Postschäben. Er verließ mit den Dingen, na, er ist eben kindisch.“ Damit schnitt Jim Walsh neuerdings eine Scheibe dunkelrotes, duftendes Fleisch von der Keule, die auf dem Tisch lag. „Nimm mal deinen Fuchs herunter, Vater“, sagte er dann zu dem Alten, „er muß dir doch heiß machen.“

Der Alte nahm die rote Perücke ab, legte sie auf die Bank und grinst. Und Mr. Anthony Slarce aus Vancouver sah zu dem erstenmal in seinem Leben einen skalierten Schädel. Oh, es sah eigentlich gar nicht so grausig aus, fand er, eine nackte Glatze, sehr narbig und mit einer roten Narbe rund um den Kopf herum von der Stirne über die Schläfen bis zum Hinterhaupt laufend. „In Pentiction gekriegt“, grinst der Alte, während er mit dem Finger auf seinen kahlen Schädel tippte, „war Postmeister dort, vorher in Calgary, lang vor der Canada Pacific Railway. In Pentiction . . .“, er piffte vor sich hin, „weiß nicht mehr, wann’s war, haben sie mich . . .“ Er machte einen Strich quer über seinen Schädel. „Hab’ ihn aber wieder gekriegt, meinen Skalp . . . Und meinen Schatz hab’ ich auch.“ Er murmelte irgend was mit seinem zahlosen Mund, langte unter seinen Sitz, zog das Paket hervor, auf dem er saß, und preßte es zärtlich an seine Brust. „Das haben sie nicht gefunden, ist nicht verbrannt . . .“ Er lachte leise in sich hinein. „Jrgend alte Marken sind’s, Mr. Slarce“, Jim wandte sich an den Alten: „Tu doch das Dreckszeug weg, schlepp’s nicht immer mit dir rum, ganz speckig ist der Quark schon.“

„Kein Quark, kein Dreckszeug.“ Der Alte fingerte mit zitternden Händen an seinem Paket herum. „Ein Schatz, sag ich dir, wirst schon mal sehen, die ich’s dir hinterlasse. Zwanzig Jahre hab’ ich gesammelt, aber ’s ist nicht verbrannt.“

„Alter Narr.“ Jim murmelte es leise, gegen Mr. Slarce hingewandt. Aber der Alte hatte es doch gehört. „No“, pflichtete er, „kein alter Narr. Guter Schatz das, du bist ein Narr. Sehen Sie, Herr“, wandte er sich an Mr. Slarce, „dieses Sie, Sie verstehen’s vielleicht.“ Er löste den speckigen Leinwandüberzug von dem Paket. „Da, gucken Sie . . .“

Drei, vier Dutzend Blätter altes, knittiges und schmutziges Packpapier lagen auf dem Tisch. Aber auf diesen alten Packpapier waren in Reih und Glied Marken aufgeklebt, ausgeschnitten aus Briefen und Karten. Und was die Packpapier waren diese Marken überaus schmutzig und verkippt, aber aus allem Schmutz leuchtete die Vielfarbigkeit eines wirklichen Markenbuchs durch.

„Zwanzig Jahre hab’ ich gesammelt“,

knurrte der Alte. „war ja Postmeister, großes Postamt in Calgary, Post aus aller Welt. Viele gute Marken . . .“

Mr. Slarce tat einen Blick auf die Blätter Packpapier mit den schmutzigen aufgeklebten Marken. Und da sah er, — hatte er nicht als Junge Marken gesammelt, sehr lange und eifrig, seine Markensammlung lag noch immer zu Hause, — da sah er . . .

Er langte mit der Hand nach dem Stoß Packpapier, aber schon war die Faust des Alten auf den Blättern. „Laß doch sein, Vater“, knurrte Jim, „s’ geschieht dir nichts.“ Er zog dem raunzenden, ängstlichen Alten das Paket unter den Händen hervor. „s’ ist Quark, Mr. Slarce“, sagte er, „unmüßiger Quack, aber er schleppt sie seit immer mit sich herum und tut damit wie ’n Kind mit der Puppe.“

„Und so geht der Bayerische Marsch . . .“

Alter Mann,
unmüßig du bist,
deine Gänge sind gelb geworden,
und deinen Zügen sieht man nicht mehr an,
was du denkst.

— Mir manchmal,
dann haßt du einen Jüngling,
von dem man nicht weiß,
ob er Ehrlichkeit ist.

Eine Schultern,
auf denen ich alle Kavalleriemärz der Vorfresigkeit geritten bin,
ist müde und schmal geworden.

Ja damals!
Eamals warst du der fechtliche Handwerkermeister.
Sonntags warst du fromm,
mit Beten und so.
Alltags (schimpfte) du mit den Heffeln.
Über wenn wir des Abends nach Hause gingen,
jagst du Lieder mit uns.

Es kam nicht von roten Sähen darin vor.
Zu faste dir die rote
die mir uns nicht einfallen will.
Du habest oft zusammen geschrien,
aber mit unfieren Rundenhüften nicht ganz so schön,
wie wenn du sonntagsmorgens älterer (pfeifst)
mit der Glockenmutter um die Wette jagst.

Ja,
du haßt viel gelernt.
Du haßt Menschen frühlich gemacht
und mir Bratwürste spendiert.
Zu geht die Liebe der Entel zu den Großvätern durch den Hagen?
Ja, Alter, warst ein feiner Aert.
Vielmehr, du bist zu es.
Zur morgen?
Über übermorgen?

Wenn nur nur die Liedelie einfiele . . .
Tun liegt du ba, Veteran der Arbeit,
und ich kann gar nicht für dich tun.
. . . Es ist,
etwas.
Wenn ich jenes Lied pfeife, will ich immer an dich denken,
Großvater!

Mr. Slarce sagte nichts. Er schaute auf die schmutzstarrenden Blätter Packpapier und sah und sah . . . War da nicht unter vielen anderen Marken auf diesem Blatt eine alte, gute Penny-Marke, eine feure Englisch-Guyana? Ja, sie war es, zum Teufel. Er blätterte in dem Stoß von Packpapier. Und hier wieder neben vielen Markennist eine ganz überaus schmutzige, aber ganze und unverletzte Cap de Bou? Auf diesem Blatt eine verkohrt geklebte, mit Kleister beschmierte alte Ochsenkopfmärke?

Donnerwetter! Sein Jungenherz mit dem Markennest warche über dem alten Spitzbauch auf. Das war ja wahrhaftig ein Schatz. Mr. Slarce überstreckte im Kopf den Wert der seltenen Marken, die er auf drei,

vier Blättern sah. Die Englisch-Guyana war mit zehntausend Stück so hoch gerechnet, die Cap de Bou fast so viel . . . Was er auf den ersten Blick sah, war dreißigtausend Dollar wert. Und ein flüchtiger Blick auf die anderen Blätter zeigte ihm, daß unter diesen beschmutzten Marken mal geradezu schmutzstarrenden Marken noch andere, uralte und wertvolle waren. Er legte die Blätter zurück, wieder vor den Alten hin. Und er tat Ruhe und Kälte in seine Stimme, so wie er auf sein Gericht zu tun gewohnt war. „Quark“, sagte er, „Quark ist es gerade nicht. Eine ganz hübsche Sammlung sogar. Natürlich nicht sehr geordnet und sehr schmutzig. Immerhin ganz nett . . .“ Aber er ging dann doch mit einer eigenartigen Erröschung den Wildpfad hinunter, seinem Wagen entgegen,

der zwanzig Kilometer weiter unten seit dem Morgen auf ihn wartete, um ihn nach dem Jagdausflug wieder in sein Hotel zurückzubringen.

„Nein, Mr. Slarce“, sagte Jim Walsh am nächsten Morgen, als er ihn wieder abholte, „der Alte will nicht. Er hängt an dem Quark so. Freilich, mir wären hundert Dollar gut, sehr gut sogar, aber wenn er so an dem Quark hängt?“

Mr. Slarce vermied es den ganzen Vormittag, von den Marken zu sprechen. Aber als er ihm wieder für den nächsten Morgen bestellte, sagte er so beiläufig: „Es sind ein paar Marken drunter, die ich in meinem Album nicht habe. Vielleicht hängt er für dreihundert Dollar nicht so sehr daran.“

„Er hängt an ihnen wie ein echter Narr“, sagte Jim am nächsten Tag. „Denken Sie, er ging mit der Faust auf mich los. Er ist schon komplett fertig. Wie ein Kind . . . Ich müßte als Iffm geradezu stehen.“

Zwei Tage nachher, es war einen Tag vor der Abreise Mr. Slarces, seine Ferien waren zu Ende, kaufte Mr. Slarce mit Jim zehn Flaschen echten, guten Rum. „Er wird zehn Stunden wie ein Toter schlafen“, sagte Jim, „dann können wir es tun. Aber Sie müssen an die leeren Stellen andere Marken aufkleben, damit er es nicht merkt. Weiß Gott, ich tue es ungern, man soll seinen Alten nicht beschwindeln, aber für tausend Dollar können wir’s uns ein bißchen besser einrichten . . .“

Dann kam die Stunde, in der Mr. Slarce ein paar Marken aus dem Packpapieralbum des skalierten Postmeisters vom Okanagansee nahm und Jim irgendwelche andere Marken einklebte und dafür einen Scheck von Mr. Slarce kriegte. „Es ist grade nur, weil just diese Marken in meinem Album fehlen“, sagte Mr. Slarce, ehe er in seinen Wagen stieg. „hm, Markensammler

haben mal einen Spleen . . .“ Dann fuhr er fort.

Gegen Abend nahm Jim Walsh Papier und Tinte vor und schrieb ein Briefchen. „Lieber Leslie, ichick mir doch wieder ein paar Marken. Du weißt schon, der diesmalige hat sie einzeln herausgefunden. Sorge nur, daß sie genügend schmutzig ankommen und in das Album passen. Übrigens, der alte Billie stuft schon zu unheimlich. Wenn Du einen anderen skalierten Mann weißt, so schicke ihn mir, oder wir geben die Geschichte mit dem Skalp auf, obwohl sie gut wirkt, glaube ich. Wir gehen morgen von hier fort und trudeln in den Yellowstone-Park hinüber. Diese Gegend hier ist zu leer. Es sind an dem drei Wochen gedauert, ehe einer angeblissen hat . . .“

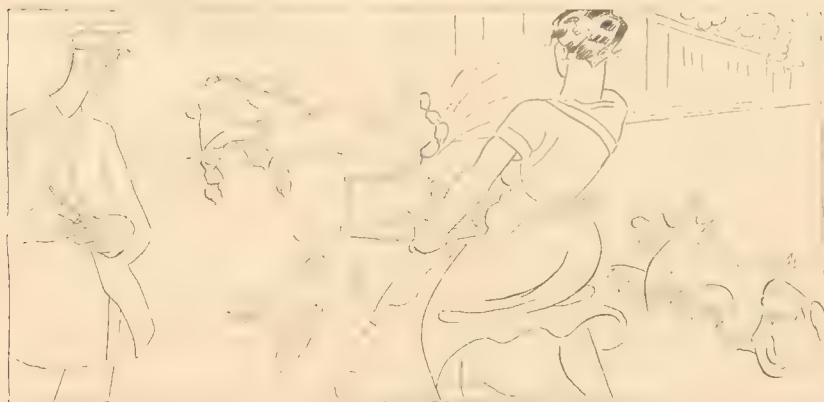
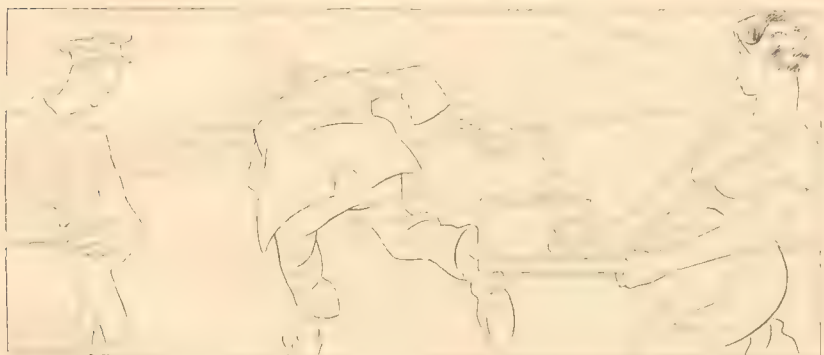
Paul Pate

Und das Band, das uns verbindet,
sei kein schwaches Rosenband.

Olaf Gullerhusen



Schöne Reimstrophe! Zug fährt ab. Herr n. Grosse.



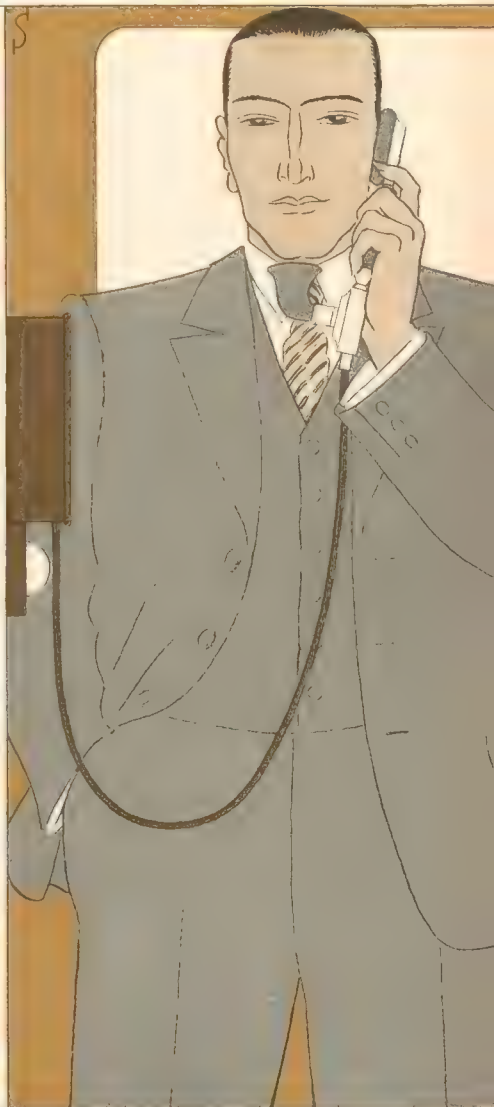


„... der Krieg ist die höchste gerichtliche Instanz zwischen den Völkern. Man muß also für den Krieg bereit sein, nicht für morgen, sondern schon für heute!“ — „Maledetto! Diese Barbaren von Deutschen!“ — „No, no, padre: das hat der Duce gesagt.“

SIMPLICISSIMUS

Auslandspreise

(E. Schilling)



„Ihre Berichte über den Nürnberger Parteitag sind zu begeistert.“ — „Aber sie entsprechen der Wahrheit.“ —
„Sie haben nicht der Wahrheit zu dienen, sondern unseren Interessen!“

Rückgedenken im Frühherbst /

Von Hermann Hesse

*Am Hang die Heidekräuter blühn,
Der Ginster starrt in braunen Besen.
Wer weicht heut noch, wie Haunig grün
Der Wald im Mai gewesen?*

*Wer weiß heut noch, wie Anselang
Und Kuckuckstuf einmal geklungen?
Schon ist, was so bezaubernd klang,
Vergessen und versungen.*

*Im Wald das Sommerabendfest,
Der Vollmond überm Berge drohen,
Wer schrieob sie auf, wer hielt sie fest?
Ist alles schon zerstoben.*

*Und bald wird auch von dir und mir
Kein Mensch mehr wissen und erzählen.
Es wohnen andre Leute hier,
Wir werden keinem fehlen.*

*Wir wollen auf den Abendstern
Und auf die ersten Nebel warten.
Wir blühen und verblühen gern
In Gottes großem Garten.*

Die roten Dreiecke /

Von Wilfrid Tolthaus

Wandas Erhebung ins Bedeutende begann damit, daß sie sich die Handflächen ihrer Bekannten zeigen ließ und ihnen dann allerhand Unverschämtheiten über ihr Vorleben und ihren Charakter sagte. Das nannte sie Chironomie.

Zuerst tat sie das gratis, später gegen kleine Geschenke. Darauf kostete es zwei Mark.

Als sie genügend Erfahrungen gesammelt hatte, um zu wissen, die mangelnde Intelligenz vieler Zeitgenossen sei eine ausgezeichnete Basis für mancherlei Unternehmungen geschäftlicher Art, verlegte sie sich nicht etwa auf das Heilsheilen, was jetzt in Verbindung und an Stelle von Wahrsagen eine gute Konjunktur hat, sondern sie gründete ein Institut für seelische Beeinflussung.

Ehe wir uns damit befassen, müssen wir wissen, wie Wanda saß.

Sie war klein, sogar sehr klein und auf allen Seiten eben, sogar sehr eben. Die einzige Ausbuchtung innerhalb ihrer üblichen Existenz war ihre Nase. Die hatte sich allerdings nahezu selbständig gemacht. Es ist aber nicht wahr, was böse Zungen behaupteten, daß sie nämlich beim abendlichen Klavierspielen, wobei sie zu meist auf zwei Adressen hin zu sitzen pflegte, mittels Klammer eine elektrische Birne an dieser Nase zu befestigen ließe, um die Noten damit zu beleuchten.

Ihre Augen waren grau und hatten das, was man Polizeiblick nennt. Den kleinen, aber breiten Mund zierte eine Reihe ungewöhnlich massiver Zähne, die für einen größeren Kaugangismus bestimmt und im Auserkauf billig erworben zu sein schienen.

Dieses keineswegs statische Persönchen war von quackalbriger Beweglichkeit und verfügte über einen äußerst beträchtlichen Sprachschatz.

Mit seiner Hilfe setzte sie Jedem Klienten ihres Instituts auseinander, daß sie keine Medizinerin sei, was niemand vermutet hatte. Sie behandle überhaupt keine Kranken, pflegte sie zu sagen, sondern sie beeinflusse nur seelisch. In der Regel fügte sie dann mit freundlichem Lächeln hinzu, daß sie allerdings der Meinung wäre, es seien mehr Leute ohne Ärzte von Krankheiten gesund geworden, als mit Ärzten. Das besagt an sich gar nichts, aber es war bereits eine seelische Beeinflussung und somit honorärträchtig.

Nun behandelte sie selbstverständlich vor allem jene Damen, die sich schon wohl fühlen, wenn sie erzählen können, welche herrliche Geschöpfe sie selbst und welche niederrichtige Gesellen ihre Männer sind. Das aber waren die einfachen Fälle. Sie ließen sich nur selten mit Gymnastik besorgen. In der Regel genügte die seelische Massage.

Spezialistin war Wanda in Bezug auf die Hebung des Selbstgefühls. Hier hatte sie sich eine ganz bestimmte Technik herausgebildet, mit der man sich von allen Minderwertigkeitskomplexen und Lebensängsten befreien und sich garantiertenmaßen in eine Art von Selbstsicherheit hineinsteigern konnte, die bereits pathologisch zu nennen war.

In diesem Spezialgebiet gab es wieder die Unterabteilung: Autoaversion.

An ihr litt nun Frau Schiff, um deren Willen diese Geschichte hier erzählt wird. Auf einem langen Weg durchs Leben hatte Frau Schiff ihren Vornamen verloren. Sie hieß auch im engsten Familienkreis nur Tante Schiff. Base Schiff, Schwägerin Schiff, Niemand erinnerte sich daran, daß sie auf Philine getauft war.

Tante Schiff, wie wir sie hier vertraulich nennen wollen, hatte etwas viel Tonnage. Sie war aber trotzdem und gerade deshalb seelisch und leiblich ohne feste Grenzen. Eine Freundin aller großen Gefühle, verließ sie gern die Region der Wirklichkeiten. Daraus erklärte sich ihre Abneigung gegen den großstädtischen Verkehr und seinen kategorischen Imperativ: Träume zu Hause!

Aus dieser Abneigung entstand nun jener seelische Zustand, den Wanda als Autoaversion diagnostizierte.

„Alles kommt daher, meine liebe Frau Schiff“, sagte sie menschenfreundlich, „daß ihr seelisches Zentrum verschoben ist.“

Ein seelisches Zentrum ist bestimmt etwas, was jeder Mensch haben muß, dachte sich die Patientin. Wenn dem aber so ist, muß es eben richtig sitzen, und sitzt es nicht richtig, dann ist man reparaturbedürftig. In diesem Falle aber muß man Geld in den Beutel tun.

Wie rückt man ein verschobenes seelisches Zentrum zurecht?

Das oben war das Geheimnis der Leiterin des Instituts für seelische Beeinflussung. Sicherlich hatte sie sehr viele Methoden für ihre individuelle Behandlung. Wir wollen uns aber begnügen, die bei Tante Schiff so erfolgreich angewandte zu beschreiben. Tante Schiff mußte sich zunächst bei auf ihren mattschen Schöpfer und die Unterfälle entscheiden. Dann wurde sie in einen

hellblauen Raum geführt, der äußerst leer war.

Dortselbst erfolgte zunächst die Belehrung. Atmen alle das wichtigste für einen Menschen. Tante Schiff hatte schon öfters gehört, daß Leute, die nicht oder nicht mehr atmeten, tot seien. Sie fand also die Behauptung Wandas richtig und sehr beachtenswert.

Höchst interessant war aber nun die folgende geistvolle Anmerkung: „Die Menschen atmen falsch. Dies ist die Wurzel allen Übels!“ Auch Tante Schiff mußte zunächst richtig atmen lernen. Dazu war sie genötigt, gerade zu stehen, die Schultern fallen zu lassen, Luft einzuschlucken und wieder auszuhauchen. Das wurde ihr sehr schwer und mußte dreimal wöchentlich geübt werden.

Dann hatte Tante Schiff die Kunst des Atmens erlernt.

Nunmehr begann die interessante Behandlung, die an mehreren Patientinnen gleichzeitig erfolgte. Jede erhielt einen Zettel. Darauf stand zu lesen:

I.

Auf der Stelle treten. (Bis dreifach.)

II.

Singen: Hinaus in die Ferne (Hände vor die Brust) trotz Autohupenklang. (Arme nach oben ausstrecken.)

Die Stimme erhebt (Arme zurück) zu brausendem Gesang. (Linker Arm bleibt in seiner Haltung, rechter fällt nach unten. Weiter auf der Stelle treten.)

Der Freiheit Hauch (Ausfall mit dem linken Bein. Linken Arm vorstrecken, rechten zurück.)

Weht mächtig durch die Welt. (Zurück in die vorige Stellung.)

Ein frohes Leben (Ausfall rechts) uns wohl gefällt. (Grundstellung.)

III.

Auf der Stelle treten. (Bis dreifach.)

Fünfmal wiederholen, dann Pause von zwei Minuten. Dann wieder fünfmal. Das Ganze bis zum roten Dreieck.

Wer wissen will, was es mit dem roten Dreieck auf sich hat, dem muß gesagt werden, daß Wanda nach der zweiten Wiederholung in der Zweiminutenpause zu fragen pflegte: „Sehen Sie lila Dreiecke?“

Und zwar fragte sie das in einem Ton, wie man sich zu erkundigen pflegt, ob zweimal zwei vier ist.

Es dauerte sehr lange, bis Tante Schiff lila Dreiecke sah. Jetzt! Aber war sie die erste aus ihrer Gruppe, die sie bemerkte. Eine sehr frechschmauzige Berliner, die auch dabei war, glaubte es ihr nicht. Aber Wanda glaubte es. Sie behauptet, es sei zwar erfreulich, aber falsch. Die Dreiecke dürfen nicht lila sein, sondern rot. Das Blau in Lila wäre auszuweichen.

Bitte, bleiche einmal jemand das Blau in seinen lila Dreiecken aus! Das ist nicht so einfach!

Es ging also weiter hinaus in die Ferne. Da fing die unbegabte Berliner an, statt „der Freiheit Hauch (Ausfall links) weht



(Staudinger)

müchtig durch die Welt (zurück)" zu ein-
gen:

Und wer es tut (Ausfall links),
den haun sie auf den Hut (zurück),
den haun sie auf die Schnauze (Ausfall
rechts),
daß es blut'! (Grundstellung.)

Sie behauptete, das habe sie schon als
Kind so in Berlin-Moabit gesungen.
Wanda sagte sofort, das ginge nicht. So
werde man nie lila Dreiecke zu roten
machen.

Tante Schiff fand den Berliner Mangel an
Ernst empörend. Sie war für die Freiheit
Hauch.

Und sie wurde belohnt:

Eines Tages war ihr verschobe-
nes Zentrum zurechtgerückt.

Sie sah rote Dreiecke!

Man stelle sich ihr Vergnügen vor!

Wanda erklärte ihr, daß nun eigentlich
alles geschafft sei. Jetzt kam nur noch
die Anwendung im Freien. Sie bestehe
dann, daß man sich an den wildesten
Verkehrswegen aufstelle, laise vor sich
hin summe: „Hinaus in die Ferne“ und in
Gedanken die Freiübungen mache. Wenn
man dann rote Dreiecke sähe und das Ver-
kehrslicht richtig stehe, laufe man einfach
los!

Tante Schiff probierte es, und siehe, es
ging — es ging sogar ausgezeichnet. Nichts
geschah ihr. Die Angst verfiel meist schon,
wenn sie bei „der Freiheit Hauch“ war.
Dann ging sie leicht, fast hüpfend wie eine
Bachtelze mitten durch den brandenden
Verkehr, und alles war gut.

Sie verstand seitdem nicht mehr, warum
nicht alle ihre Freunde, Verwandten und
Bekannten sich bei Wanda zu roten Drei-
ecken vertiefen ließen.

Nun wurde ihr das Ausgehen in der Groß-
stadt zur Freude. Sie suchte sich gerade-
zu die schwierigsten Passagen aus. Wenn
sie dann die Menschen, die Gott verflucht
hat, zu Fuß zu gehen, sich ängstlich auf
den Kansteinen herumdrücken sah, summe
sie ihre heroische Melodie, sah rote Drei-
ecke und schwebte hinüber.

Da geschah ihr eines Tages etwas ganz
Furchtbares. Sie stand an einem sehr ge-
fürchteten Übergang, vor dem selbst alte
Verkehrsschutzleute blaß zu werden pfleg-
ten. Und als sie in sich hinein sang: „Hin-
aus in die Ferne“, kamen ihr die grauen-
vollen Berliner Verse in den Sinn:

„Und wer es tut —
den haun sie auf den Hut . . .“

Sie erboste bis ins Mark ob dieser Läste-
rung. Aber siehe! die roten Dreiecke waren
schon aus aller lieber Gewohnheit da.

Da sah Tante Schiff nicht einmal mehr
nach den Verkehrslaternen. Leichten Fu-
ßes, durchaus erfüllt vom Bewußtsein ihres
guten Gewissens, strahlend im Gefühl, der
Liebling der roten Dreiecke zu sein, ging
sie mitten hinein in das Gewoge der
Autos.

„Der Freiheit Hauch (Ausfall links)
weht mächtig durch die Welt . . .“

Als sie es vor sich hin summe, sah sie ein
gewaltiges Brauereiauto dicht vor sich.
Der Chauffeur schrie etwas Unverständ-
iges, und dann strahlten die roten Drei-
ecke noch einmal ganz herrlich auf. Tante
Schiff begrüßte sie mit: „Ein frohes Leben
(Ausfall rechts) uns wohl gefällt“, und
schon war sie Objekt eines Polizeiberich-
tes mit der Überschrift geworden: „Töd-
licher Verkehrsunfall infolge von Geistes-
verwirrung“.

In der Todesanzeige der Verwandtschaft
fand sich dann auch ihr Vorname Philine
wieder an.

Wer aber trägt die Verantwortung für
Tante Schiffs Ende?

Beileibe nicht Wanda und das „Büro für
seelische Beeinflussung“. Nur die nieder-
trächlige Berlinin mit ihren gemauerten
Version aus Berlin-Moabit. Damit ist selbst-
verständlich das ohnedies nicht geringe
Schuldkonto der Berliner um einen neuen
beträchtlichen Posten zu belasten.

Kampf dem Kitschl!

(Rudolf Kresch.)



„Nanu, bei euch is ja 'n ganzen Tag jeschlossen?“ — „Kunststück —
unsre tätowierte Dame is von der Reichskunstkammer vabot'n!“

Hermann Löns, gefallen am 26. September 1914

(Wilhelm Schell)



Heiß ist die Liebe,
Kalt ist der Schnee, der Schnee;
Schreden und Mieden
Und das tut weh.

Rote Lufaren,
Die reiten niemals, niemals Schritt;
Herzliches Mädchen
Du kannst nicht mit.

Weiß ist die Feder
In meinem roten, roten Gut;
Schwarz ist das Pulver,
Rot ist das Blut.

Das grüne Gläseum
Jespeang mir in der, in der Land;
Brüder, ich sterbe
Süro Vaterland.

Auf meinem Grabe
Soll'n rote Rosen, Rosen stehn;
Die roten Rosen
Und die sind schön.

Zuspruch

Was ist die heute bloß so schwer
in deiner Stubengruft?
Ein Hämmern tönt von weitem her
wohl durch die Morgenluft.

Da regt sich wer, da rührt sich was.
Und du wilst grämlich ruhn
und blinzelst durch das Fensterglas?
Gibst es denn nichts zu tun?

Oh klief der Nagel oder groß —
gleichviel . . . Sei nur kein Tropf
und hämmere wacker auf ihn los
und triff ihn auf den Kopf!

Casparcarl oder das Prinzip der Wohlanständigkeit

Von Justus Franz Wittkop

Herr Casparcarl war Tanzmeister in dem kleinen Städtchen O. Es lag ihm ob, jedes Jahr einer neu herangereiften Generation nicht nur die Schritte und Figuren der alten und modischen Tänze, sondern auch die Regeln der Wohlanständigkeit beizubringen, allerdings nur soweit diese sich in äußeren Formen, in gesitteter Haltung und gefälliger Gebärde dokumentiert. Herr Casparcarl war ein hochbetagter Mann geworden, und seit vielen Jahrzehnten war er im Städtchen tätig. Sein graues Haupt erinnerte im Greisenalter ein wenig an einen knochigen und erbarungswürdigen Pferdekopf. Der grazilen Beweglichkeit seines vom Tanzen gleichsam mechanisch gelenkten Gliederbaus aber schloß das Greisenalter mit seinen Beschwerden fast nichts anzuhängen. Wenigstens war Herr Casparcarl nichts von Körpersteifheit, von Zittern, von Mühsal oder Altertümlichkeit anzumerken, solange er noch irgendein Auge auf sich ruhen konnte.

Anders vielleicht, wenn er des Nachts nach vollbrachtem Tagwerk über den roten Läufer der von Lorbeerbüumen flankierte, steile Treppe zu seinen Privaträumen hinaufkletterte, während die Kristalluster im Parkettsaal erloschen waren, und die Schar der Schüler und Schülerinnen in wohniger Jugendgeduld den Geheimnissen des Tanzstundenheimwegs entgegenlief. Vielleicht ließ er sich dann ein wenig gehen, saufte vielleicht still und seelenfräulich vor sich hin, wiegte sich einem eiskalten Altersschweiß von der Stirn, knöpfte sich im Gehen den steifgestärkten Kragen des Frackhemdes auf, oder tat sonst eine unbeherrschte Lebensäußerung, wie sie den strikten Gesetzen der Wohlanständigkeit widersprechen mag. Denn was an den sterblichen Leib und seine niedrigen Funktionen erinnert, hat hinter Haltung und weißer Binde verborgen zu bleiben.

Wie aber, wenn — um es nackt zu sagen — der sterbliche Leib zum Sterben kommt? Wäre es für einen alten Tanzmeister nicht etwa ein angemessener Tod, im Gepränge eines Jungmädechenballs auszuhauchen, während die Fiedeln schluchzen und schwebende Paare sich in den Spiegeln hundertfach in die Unendlichkeit drehen? Oder wäre es nicht vielmehr der Gipfel des schlechten Tons?

Herr Casparcarl hatte an diese provozierende Möglichkeit oft genug gedacht, so oft, daß er sie zu fürchten begann, innerlich und streng verholhen nahm jede Aufregung ihn ummäßig mit. Doch gab es eine Aufregung, heftiger als die an Lampenfieber grenzende, die des alljährlichen Abschlußballs im Bürgerkasino?

Wie aber, wenn der Tanzmeister plötzlich zusammenbricht? Er fiele plötzlich rückwärts auf dem blanken Parkett und starrt mit gebrochenen Augen in das Flimmern der Lichter. Herr Casparcarl hatte sich dieses Bild, fröstelnd auf dem Linnen seines Grei-

senbattes, in vielen Nächten ausgemalt: es war der Wachsalp seiner Schlaflosigkeit.

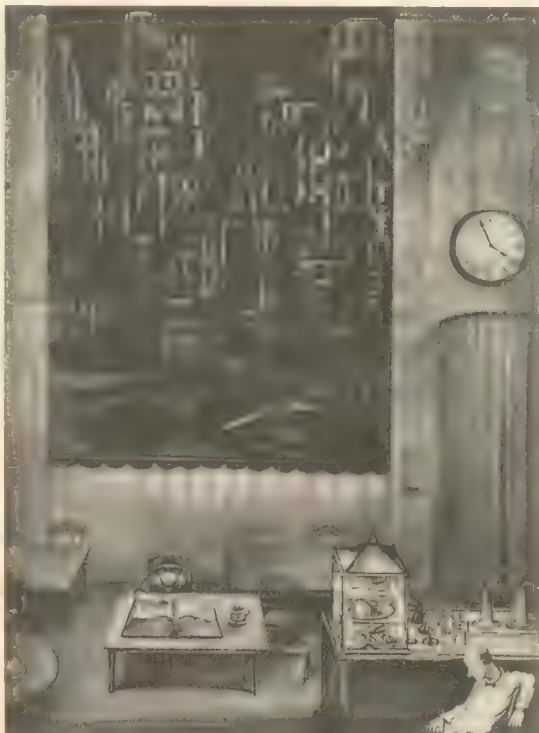
Aber vielleicht fürchtete er es so panisch nur, weil er Angst um das Gelingen seines Herzens ersah? Weil es ihm wie eine letzte heiße Genugtuung erschien, wie ein triumphierender Protest gegen den leeren korrekten Zwang seines Lebens? Hier wagte er nicht weiterzudenken, und er zog frierend seine Kniee unter der Decke an. Er kicherte laut in der Dunkelheit: es klang fürchterlich hämisch und schadenfroh. Ohne Zweifel, er benahm sich schlecht in der Einsamkeit auf seinem kalten Lager.

zige vielleicht im ganzen Städtchen, das ihm klopfenden Herzens entgegenseh. Die jungen Damen hatten selbst in O. das Ballfieber verlernt. Aber der Tanzmeister, der alte gewiesene graue Herr Casparcarl, zitterte, weil unaussprechlich peinliche Ahnungen ihn bedrängten.

Als er vor dem Kasinoeingang dem lakierten Coupé entstieg, als er sachte mit hochgerichtetem Rückgrat im frisch gebügelten Frack durch das flirrende Licht der Bogenlampen den Flügelluren entgegenschritt, da blieb er bei aller gezeigten Haltung und trotz der Zierlichkeit seines Gangs, trotz weißer Nelke und La-

Im Wartesaal

(Ch. Girard)



vierundzwanzig Stufen vom Parkett seines Schulsaals entfernte. Er erschrak vor sich selbst und streckte sich spindelförmig aus. Und die Angst kroch ihm über das Herz und nistete sich in seinen alten Pferdeschädel ein. Weniger die Angst vor dem Tode: das zuweilen ersahnte er ihn wie einen letzten Akkord bei den Rundtänzen, die den Atem der Alten allzusehr in Anspruch nehmen. Die Angst, die ihn bei dem Gedanken an den Tod im Ballsaal beschlich, war eher der Schauer vor dem blasphemischen Zufall, vor dem höchsten Verletzen der Form, die sein Element gewesen war.

Der große Abend des Februarballs kam heran, und der Tanzmeister war der Ein-

vendelduft einem pferdeköpfigen Gespenst, das aus den Familienromanen des vorigen Jahrhunderts in die Wirklichkeit einer kalten Februarnacht herüberkam. Von einer abgestorbenen Atmosphäre schien er umwittert, während er in bedächtigem Takt schritt dem parfümierten Brodem des Ballsaals entgegenstrebte, als suche ein Wiedergänger die Rückkehr in seine längst verlassene Zeit. Hinter ihm in den Flammenkorridoren hörte man das respektvolle Kichern aus Mädchenkehlen, das ihn wie ein flüsterndes Kielwasser bis an die Schwelle des Festes begleitete. Er selbst vernahm es, und die Maske seiner weilen Züge wurde wohnlich noch starrer. Zum erstenmal vielleicht kam es ihm zum Be-

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 M. franko **Simplicissimus-Verlag, München Postfach. München 5802**

wußtsein, daß er übriggeblieben sei, ein Repräsentant von Dingen und Worten, die es nicht mehr gab. Und das verpflichtete ihn erst recht zu formvollendeter Zucht. Trotzdem wurde die Beklemmung nicht schwächer.

Sie stargerte sich noch mit dem Anschwellen des Festes. Sie wurde so drosselnd, daß er fast nicht mehr ganz für sich einzustehen vermochte. Körperliche Bedrängnisse kamen hinzu, Blutandrang zum Kopf, jähe Schwindelgefühle, ein plötzliches Stocken des Herzschlags. Und auf einmal wurde es ihm grausam klar, daß sein Angsttraum der Erfüllung entgegenging. Er fühlte, daß in jedem Augenblick ihn die Ohnmacht der Agonie unnebeln konnte.

Noch kommandierte er mit seiner süßlich ingeden Stimme die Touren der Française nach den Melodien aus der „Fiedermaus“, *Avancez... tournez à droit... balancez!* Er sah die Jungen Gesichter vorübergleiten, blonde Schöpfe, bunte Bänder, nackte Mädchenschultern, rote Schulbubenwangen. Es war ihm, als nehme die Schar hinter einem lichtblauen Schleier an Zahl und Bewegung zu. „Es rauschte und wogte wie ein Meer von Tänzern, eine Brandung von Jugend. Fast besinnungslos klatschte er den Rhythmus mit den Knochenhänden; er wiegte sein altes Haupt mit dem Lächeln der Courtisane. Aber vor seinen Augen war es fast schon dunkel geworden. Der Kontertanz kam endlich zu Ende. Die Paare umfaßten sich, der Schmelz des Walzers floss über das hochsüße Drehen. Es walzte und schlopfte der Saal, und die Fielen schluchzten. Der Tanzmeister lappte unsicher durch das Gewühl. Man stieß ihn und schob ihn, und niemand schien auf sein Tappen zu achten. Seine tastenden Finger berührten jetzt warme Seide, jetzt erhitze Haut, jetzt kühlglattes Tuch. Er hielt den Kopf noch erhoben, bleich unter so viel rosenfarbener Festeslust. Nur ein Gedanke beherrschte ihn: den Ausgang zu finden, ehe die letzte Kraft

ihn verließ. Die Wohlstandigkeit verbot ihm, in einem Ballsaal zu sterben. Und ihr willfahrte er bis zum Tode. Endlich berührten seine Finger die eiskalte Glascheibe einer Tür. Er schluckte vor tiefer Befriedigung. Ein gut Teil der Angst wich von ihm. Es gelang ihm, unbemerkt hinauszuschlüpfen. Die frische Winterluft schien sein Unwohlsein hin zu beheben. Er stand auf einer verlassenem Terrasse über dem nächtlichen Park. Der Schnee glitzerte unter den kreisenden Reflexen, die aus den Fenstern des Festsaaes fielen. Das Summen der Ballgeräusche schmolz zu einem getragenen Chor zusammen, der aus einer Krypta so schallen schien. Casperelli fühlte sich unendlich müde. Langsam ging er zur Estrade vor. Er setzte sich auf das Steingeländer und lehnte das graue Haupt gegen einen steinernen Delphin. Der Frost ließ seine alten gelben Zähne klappern. Mit den Frackschößen spielte der Winterwind: sie wedelten schwach, als der Greis schon starr geworden war. Der Frack war das letzte an ihm, das über den Tod hinaus noch Bewegung besaß. Zusammengekauert saß er entseelt im fahlen Widerschein des Festes und glich jetzt völlig einem betagten Gespenst. Ist es aber mit Wohlstandigkeit vereinbar, auszuweichen wie ein Gespenst?

Ein Menschenfreund

In der Zeit, als einer, der heiraten wollte, nur zum Pastor zu gehen brauchte und nicht, wie heutzutage, Pastor und Standesamt bemühen mußte, also vor nun gut fünfzig Jahren lebte in Langenhagen ein sehr großer Menschenfreund. Das war der Büdner Kophamel. Dem ist in der Zeit wieder einmal die Ehefrau gestorben. Wieder einmal, denn die Verstorbene war schon seine

zweite Frau. Büdner Kophamel hatte, als er sich nach dem frühen Tode seiner ersten Ehefrau wieder verheiratete, die Schwester der Verstorbenen heimgeführt. Als nun diese nach ein paar Jahren verstarb, zog die dritte und letzte der Schwestern zu ihm und führte ihn den Haushalt. Zwar waren seine beiden Ehen kinderlos geblieben, aber in einen Landhaushalt gehört nun mal eine Frau hinein.

Gut ein Jahr nach dem Tode seiner Frau ging Büdner Kophamel zu Pastor Fründt. „Ja, Herr Pastor, ich wollte ihnen das man mal sagen: also: ich will nu man mal wieder heiraten. Nu wollte ich man bloß fragen, ob der Herr Pastor mich nicht auflosten möchte?“ „Aber selbstverständlich, mein lieber Kophamel“, sagte der alte Herr. „Is ist ja sehr vernünftig, daß Er wieder heiraten will... wenn Er ja auch keine Kinder hat, die der sorgenden Mutterhand bedürftigen, in Seine Wirtschaft gehört eine Frau! Wen will Er denn heiraten?“

„Tache, Herr Pastor, die letzte Schwester von meinen Frauen...“ „dacht“ ich so.“ „Aber, mein lieber Kophamel!“ fuhr da Pastor Fründt auf. „Ist Er denn von Gott und allen guten Geistern verlassen? Warum will er denn gerade diese heiraten? Landauf, landab weiß doch ein jeder Mensch, daß Er bisher immer Lärm und Streit im Haus gehabt hat! Nun, mich geht es ja eigentlich gar nichts an, aber Er hat doch nicht nur mit seinen beiden verstorbenen Frauen unglücklich gelebt, auch mit dieser letzten Schwester hat Er doch ewig Streit und Zank...“ „Mein Gott, Kophamel, Er ist ja noch ein sehr ansehlicher Mann. Er kann doch wohl eine andere Frau bekommen! Warum will Er denn ausgerechnet diese letzte Schwester auch noch nehmen?“ „Herr Pastor, Sie wissen, daß sonst keine anderen Geschwister da sind. Und da meint' ich so, ich könnt' auf diese Weise die Art ganz ausrotten...“

Otto Wettberg



erfreit Persönlichkeiten fördern eine tiefe intime
Handschrift- und Charakter-Deutung
aus 40 Jahren Praxis-erfahrung in Briefe.
Bereitung Prospekt frei **Bischof**, Chronologie
H. D. Liebe / München 12 / Helmerstraße 2

Insertiert ständig im Simpliessimus!



Tiefer Schlaf allein
tut es nicht. Die Wunder der täglichen Verjüngung
Mit **Ohropax**-Geräuschschutzhörern i. Ohr
haben Sie so Ihre bestimmt 12 formbare
Kugeln für nur RM. 1,90 überall erhältlich.
Gleich versucht, ist sofortiger Nutzen
Max Hegwer, Apotheker, Potsdam 79

Völlerei

Simplicissimus - Verlag / München 13

Neurasthenie

Verdauungs verbd. m. Schwid-
den der besten Kräfte. Wie ist dieselbe ver-
zärtet an Standpunkte aus ohne wertlose Ge-
walltute zu behandeln und zu heilen? Wert-
voller, nach neuesten Erfahrungen bearbeitete
Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt,
ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen-
ständend von RM. 1.50 in Briefmarken aus-
drücklich v. Verlag Silvana & Heriava (Schweiz)

Empfehlenswertes Gaststätten

REFERENCES

Kottler
Zum Schwabenwäld
Hofstraße 111

Die original süd-
deutsche Gaststätte

BERLIN:

Kottler Zur Linde
Marburger Straße 2
n. d. Tauentz-straße
Das Berliner
Kottler-Lokal



Stindenburg vor einem gestreckten
Kapitalhirsch

Hindenburg vor dem toten Hirsch

Helio-Gravüre nach einem Kolossal-Gemälde von
Karl Hans Krohn, für den billigen Preis von
RM. 2.50 (ungerahmt) zuzüglich RM. —.50
für Porto und Verpackung einschließl. Rolle
gegen Voreinsendung. Nachnahme RM. 3.20.

Dieses Monumentalbild gehört in jedes Jagdzimmer, sowie in das Arbeitszimmer des Jägers und eignet sich auch vorzüglich als Geschenk sowie als Ehrenpreis. Der Preis von RM. 2.50 ist derart niedrig gestellt, daß jeder Jäger in der Lage ist, zur ewigen Erinnerung an den großen Heerführer, Staatsmann und Jäger diese wertvolle Gravüre zu erwerben.

Zu beziehen durch den Kommissionsverlag

„Der Deutsche Zöger“, München 2 C. Sparkassenstraße 11

Postfachkonto F. C. Meyer, München Nr. 4180.

Zeitungs-Ausschnitte

Reports:

Adressen

Wurfsendungen

Adolf Schustermann

Fernruf F 7, Janowitz 3116, 5117 und 5811

Druckschriften bitten wir anzufordern



亞細亞火油有限公司
 總經理 LIN S.O. 何
 亞細亞火油有限公司

984 Werkzeuge
enthalt unser aller-
tägliche Katalog West-
fälische Werkzeugge-
sellschaft 26d Westfälische



Gratis

sendet Probestate S. 9
über Hygien-Artikel
Gummi-Industrie
Medicus, Berlin SW. 68
Alte Jakobstraße 8

1. Kostenlos! Ich lehre die aktuellen
"Photo-Lehrer"!
2. Katalog und Leseführungs-
Verträge
3. Geeignete Werkzeuge
(Fundgrube)
4. Kamera-
Tausch

Leisere Photos durch
**PHOTO-
SCHAJA**
MÜNCHEN 2 NO 62
DAS DEUTSCHE PHOTOHAUS

Größte Leica-Verkaufsstelle der Welt
Größter Photo-Arbeits-Versand Deutschlands

DER BERICHTIGUNGS erscheint wöchentlich einmal. Die Verleger nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. **Beszugspreis:** Die Einzelnummer RM – 60) Abonnement im Voraus für ein Jahr RM 7.–; **Anzeigenpreis:** für die 10 Tageszeitschriften RM – 30) **Hefenpreis:** Anzeigenannahme: P. C. Meyer Verlag, München 2, C. Späthmannstraße 11, Fernsprecher 298.38, 298.47. **Versandvermittler:** Schriftleitung: V. Zentgraf & Co., München, verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Galschauer, München 8 Haraustrasse 10, Fernsprecher 298.38, 298.47. **Druck:** H. Kerschbaum, München 1, Elisenstraße 30, Fernsprecher 298.38, 298.47. **Erscheinungsort:** München, D. 44100-1, V. J. **Erstellungsort:** München **Postachek:** München 602 **Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart.** Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. **Entered as second class magazine.** Post Office New York N.Y.

Vom Tage

Durch die Presse ging vor kurzer Zeit die Meldung, daß ein Amerikaner, der die Straße von Cabourg nach Paris zu schnell fuhr, zu einer Strafe von 100 Franken verurteilt wurde. Er verweigerte die Zahlung aber mit der Begründung, daß er an eine Regierung, die ihre Kriegsschulden nicht begleiche, keine Zahlung leisten könne. Vor Gericht erklärte er sich dann schließlich bereit, die 100 Franken an den amerikanischen Schatzsekretär zu zahlen, und zwar zur Gutschrift auf das französische Schuldenkonto in USA. Das französische Gericht ließ diese Regelung gelten.

Voraussichtlich werden nun die französischen Verkehrspolizisten verzehnfacht und durchweg mit erstklassigen Stoppjahren ausgerüstet, und dann wird Frankreich wohl in absehbarer Zeit seine Kriegsschulden an Amerika zu begleichen in der Lage sein.

Fundstücke

In den „Amtlichen Mitteilungen der Handwerkskammer für Mitteleuropa“ war folgendes Inserat zu lesen:

„Bal ma 'n nur bis zum Gart'n bringatn, dös bsuffne Wagscheitl, dös bsuffne! Am Zaun kunnt a si nacha echo weiterhantln.“

Letzte Etappe

(Schöndorff)



Ihre Urlaubsreise
hat für Sie doppelten Wert wenn Sie vorher Ihre Gesundheit durch gewissenhafte Urinuntersuchung prüfen lassen Spezial-Laboratorium der Apotheke X. in Y. — Sammelgefäße kostenlos.

Der Romantiker einer kleinen Zeitung brachte unter einem undeutlichen Bilde folgende Unterschrift: ... er schob seinen Arm unter den gebräunten der Geliebten ...

Handfester Glaube in Oberhessen

Ich gehe mit dem Pfarrer durchs Dorf. Der Rabenwirt schafft und schwitzt in Hemdsärmeln im Wirtshausgarten, um mit seiner Familie das Tanzpodium für das Kirchweihfest fertigzustellen. Der Pfarrer bleibt stehen und fragt: „Na, alles in Ordnung für morgen?“

„Ja, Herr Pfarrer, jetzt heißt's halt nur noch: Ordentlich in die Hände gespuckt und unsern Herrgott um gut Wetter gebitt!“

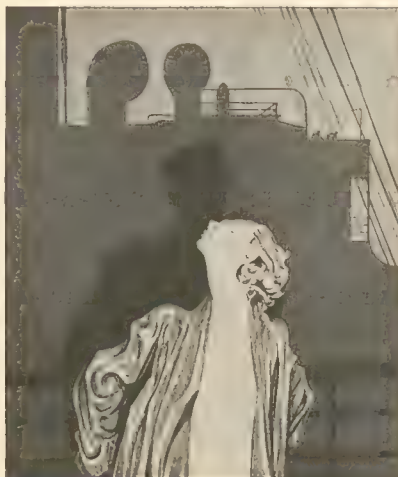
HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:

Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exzessiven Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:

Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. ... Das Ganze amerikanischen Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:

Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelungen Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die literarische Welt:

Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson)
broschiert RM - 50, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5502

Zwetschgenzeit

(O. Gulbransson)



Kaum gedacht, kaum gedacht — — war der Lust ein End' gemacht!



„Daß i iatz so g'schund'n werd! Beim Schichtl selig hab i's schöner g'habt, der hat mi alle Tag bloß auseinanderg'sägt!“

Astronomie

Anno 16. Das Regiment wurde ruhehalber aus der Verdunstschlacht zurückgezogen. Sein Kommandeur befahl, nachdem der äußere Marsch halbwegs wieder in Schuß gebracht war, daß in den Tagen der Erholung Unterricht zu erteilen sei, um wieder Ordnung in die verwilderte Kolonne zu bekommen („Seid man erst auf dem Kasernenhof — dann geht der Ernst des Lebens wieder los!“). Es stiegen kompagnieweise die üblichen Instruktionsheften, die das Herz des Rekruten höher schlagen lassen und die da sind: Schießlehre, Rangabzeichen der Marine, Gewehr 98 („Weshalb heißt es 98?“ — Eisiges Schweigen. — „Erstens: weil es 1898 eingeführt ist, und zweitens: warum auch nicht?“) und — fast not least — Gesundheitspflege („Womit wächst sich der Soldat?“ — „Mit entblößtem Oberkörper!“). Alles wäre befehlsgemäß verlaufen, wenn nicht der Kommandeur des 1. Bataillons das Pech gehabt hätte, seines Zeichens Oberlehrer zu sein und so nur en passant et en reserve die Kriegsbemalung eines Hauptlings zu tragen. Bei dem besagten Hauptmann, der sich im Trichterfelde Verduns mit seinen Mannen vorzüglich ge-

schlagen hatte, brachen unplotzlich atavistische Triebe durch: er entwickelte sich in dem Augenblick, als er wieder ein Dach über dem Gelehrtenkopf hatte, zum Oberlehrer zurück und machte seine Kompagniechefs mit dem auch ihnen nicht ganz fremden Gedanken vertraut, daß ihn die üblichen, durch lange Friedensjahre geheiligten Instruktionsheften (mit Verlaub) ankozten.

In den vier Kompagnien seines Bataillons sollten in den Wochen verdienter Ruhe einmal andere Themen behandelt und so dem schlichten Feldgrauen Gebiete eröffnet werden, die den meisten Kämpen bis dato mehr oder weniger verschlossen seien. Es sei zunächst zu beginnen mit etwas Fernliegendem, mit Astronomie, woraus er das dargestellt sehen wolle, was für die Allgemeinbildung des Soldaten unentbehrlich und zudem überhaupt wissenschaftlich sei. Der Hauptmann verstieg sich in Dimensionen, und die lauschenden Führer der Kompagnien 1, 2, 3 und 4 verstiegen sich militärisch-stratopärisch mit. Der nächste Tag himmlischer Ruhe erfuhr in den vier Kompagnien einen höhererartartigen Unterricht

über die Grundbegriffe der Sternkunde, und zweifellos hätte sich alles reibungslos entwickelt, wenn nicht gegen jede astronomische Berechnung der Regimentskommandeur auf den absurden Einfall gekommen wäre, sich samt Regimentsstab die Kompagnien im Unterricht einmal anzuhören. In Kompagnie 1 verlief der Piccadilly durch den zuständigen Offizier einwandfrei, ebenso erfolgte in Kompagnie 3 und 4, wo gleichfalls Leutnants ihres Pädagogentumes walteten, eine glatte Landung.

In den Kompagnien wurde geradezu einstimmig in Frage- und Antwortspiel festgestellt, daß der Lichtstrahl von der Sonne zur Erde reichlich acht Minuten brauche, und daß der Durchmesser der Sonne, dieses glühend-flüssigen Körpers, hundertmal so groß sei als jener der Mutter Erde, die sich im übrigen um die Sonne drehe. Die trauliche Zwiesprache zwischen Leutnant und Füßleren deckte sich mit den tiefstehenden Gedanken, die vortags der Oberlehrer-Hauptling seinen Kompagnieführern verzapft hatte. Da nahte das grausige Verhängnis bei der zweiten Kompagnie, dessen Führer plötzlich abkommandiert und somit nur flüchtig in der Lage war, seinen den Unterricht übernehmenden Feldwebel über das vom Hauptmann über die Instruktion Befohlene zu unterweisen. Der infolge der Anwesenheit des Regimentsstabes schwitzende Feldwebel lag mit der Entfernung Sonne-Erde richtig, und seine Getrouen befanden sich auch

Stille Stunde

*Laß uns die Hände verschränken,
daß ich nicht einsam sei,
wenn die Schatten sich senken
bei des Abends Schalmel.*

*Kehre dich ab von dem Lauten,
tu dich der Stille auf —
wende den Blick zu umblauten
höheren Gipfeln hinauf —*

*bis wir uns selbst überragen,
jede Grenze verblüht,
und wir uns staunend fragen:
welcher von uns — bin ich?*

Josef Rigam

über die Länge des Sonnendurchmessers in mathematischer Übereinstimmung mit den Erkenntnissen der einschlägigen Wissenschaft: alles klappte glühend-flüssig, wenn nicht die verabschiedete Drehung um die Sonne gewesen wäre, die infolge eines eklatanten Irrtums der Kompagniemutter in eine solche der Sonne um die Erde verwandelt wurde! Der Regimentsstab wurde korporativ weiß wie Kalk; dem Herrn Oberst gelang es, das Welten-system erschütternden Niste fast das Monokel: den beteiligten Astronomielehrern aber sind bis heute noch nicht die inhaltschweren Worte der darauffolgenden allerhöchsten Kritik entfallen, die — erhaben über Raum und Zeit — daselbst also lauteten:

„Meine Herren! Der Unterricht in den Kompagnien war zufriedenstellend. Habe mit Jüngstungung bejodt, daß im 1. Bataillon vom gewöhnlichen Schema der Instruktion abgewichen wurde und habe nichts dagegen, wenn Sie, Herr Hauptmann, so fortfahren. Ihnen aber, Feldwebel, möchte ich ja zwingend ans Herz legen: Diese Dreherlei da — Sonne um Erde, respektive Erde um Sonne — an sich gut — ist im Bataillon (mit erhöhter Stimme) unter allen Umständen gleichmäßig zu machen...“ Sprach's und verschwand mit dem Kometenschweif seines Stabes. Felix Kröger

Vor einigen Wochen war ich in einem kleinen Gebirgsdorf.
Eines Tages saß ich mit dem Bürgermeister beim Dämmereschoppen.

„Jo“, sagte er nachdenklich, „jo, lieber Herr, vorig's Jahr, wann S' bei uns g'wes'n war'n, da ham ma no a Sehenswürdigkeit g'habt... A Holzschnitzerei aus'n fuch-zehnten Jahrhundert... Sö, das war Eahna was... Alle möglichen Professoren san kummen und ham a' von hint und vorn photographiert...“

„Und wo ist sie jetzt?“ fragte ich, „im Museum?“

„Ah na... Wer wird denn a so a Sehenswürdigkeit in a Museum einstell'n, wo a' koa Mensch mehr anschauen geht... Bei Nacht und Nebel hab'n s' ae uns g'stoh'n... Grad aus der Kapelln außer g'stoh'n... Und latzt la d' Kapelln leer!“

„Was Sie sagen!“ staunte ich, „ist denn das möglich?“

„Jawoi!“

„Und was haben Sie gemacht?“

„Du mei“, achselzuckte der Bürgermeister, „was soll ma do mach'n? Jetzt'n ham ma halt zu dera Kapelln an Posten hing'stellt!“

Was bangt dich vor dem Nebelland?

Der Morgen geht dir Seit' an Seite.

Nimm hin die ausgestreckte Hand!

Schreie!

Und wo du meinst, daß es dich über-

mannt,

heit,

öffnet sich deinem Fuß die Wolken:

wand.

umhimmert von dem Glackerstein der

Zeit.

Du siehst den Weg mit Augen nicht?

Weißt nicht, wie eh'dem, um das Ziel?

Was müßt du dich um Ferne-Sicht!

Soviel,

daß deiner Nähe Helle nicht gebricht,

verbleibt dir Schritt für Schritt vom

Flucht.

Die Hinfarnis im Rücken schreit

danach, zu schlingen deine Spur?

Sieh: Selbst ein Leben, das gedeiht,

ist nur

der Schritt aus Dunkelheit in Dunkel.

ist nur

umhimmert von dem Glackerstein der

Zeit.

Was bangt dich vor der Nebelwand?

Der Morgen geht dir Seit' an Seite,

hält deine Hand in seiner Hand.

Schreite!

Und eh du ihren Wunderweg erkannt,

lacht hell am Himmel Sonne überm

Land.

Er zieht die Konsequenzen

(R. Kriesch)



„Du sollst die ‚Freundin deines Mannes‘ sein, woäst es scho! Also, nacha stell' an Wecker ab und gib a Ruah!“

Oktoberfest-Sulky

(E. Thöny)



„Mei' Gaul wann g'winnt, nacha spendier' i eahm a Wies'nmaß.“ — „Und wann er net g'winnt?“ — „Nacha sauf' i 's selba.“

SIMPLICISSIMUS

Der abgelehnte Ostpakt

(Olaf Gulbranson)





Vom Krebs

Wieder läuft von Mund zu Munde
die schon oft gehörte Kunde,
daß den Krebserreger man
nunmehr kennt und züchten kann.

Auch bezüglich der Behandlung
präpariert sich eine Wandlung,
wie uns Herr von Brehmer zeigt . . .
Andre sind ihm abgeneigt.

So zum Beispiel meint Herr Kolbe,
daß man besser warten solle.
Vieles sei noch nicht recht klar.
— Kurz: es ist, wie 's immer war.

Wenn ich da nun aus der Nähe
mir mein Portemonnaie befehe,
faßt mich die Betrübllichkeit,
weil auch dies am Krebs leidet.

Und lo geht es vielen andern,
die mit mir durch 's Leben wandern:
gleich wie an der Pfäule der Weps,
nagt an uns der Tafelkrebse.

Gibt's für dies „O jerum, jerum“
deni kein Nervus rerum-Serum?
findet niemand einen Vers?
Herr von Brehmer — nun, wie war's?

Stachow

Halluzination

Von Anton Sailer

Die Tage waren kurz, brachten Nebel in
den Straßen und regloses Dämmern der
Stunden, die Nächte aber dehnten sich in
Kälte und Leere. Zeigten einen Himmel voll
von Sternen, zeigten kühle Weiten voll von
wissender Verlassenheit. Jede Nacht hatte
einen Himmel, der von Barbara mehr zu
ahnen schien als die ärmliche Erde, auf
der Augustin ihr begegnet war. Helle Fäden

hingen von Stern zu Stern, zogen und webten
unendliche Wege, sahen aus, als wenn
sie Brücken schlagen würden. Brücken für
eine Himmelskatze, die auf den Namen Bar-
bara hörte und dort oben unruhig kreuzte,
in huschendem, lautlosem Schritt lässt
den Polarstern verrückend, magisch alle
Himmelskreise streifend. Schimmernd blie-
ben ihre Spuren, und das Wehen ihres
Atems noch hing in den schwarzen Kronen
der Bäume, das Knistern ihrer Haare noch
stob um die Kirchtürme. Jeden Abend
suchte Augustin, nach dem Himmelspek,
dessen Herabsteigen von Milchstraßen zu
unbekannten Paradiesen erhoffend und er-
lehnend, „Barbara!“ rief er in die Nacht
hinein, „warum hörst du mich nicht? Bar-
bara, warum kommst du nicht? — Und
wann du bereits angekommen bist, wenn
du schon hier bist, warum bleibst du dann
nicht stehen, daß ich dich finden, dich er-
reichen kann? Laufe ich denn nicht hinter
die endlose Reihe der Laternen, der
Bäume und Straßen entlang? Durch stetige
Dunkelheit, die deine Nähe wohl jeden
Augenblick ahnen läßt, aber deinen Schat-
ten sogar verbirgt?“ — Er suchte sie über-
all, hinter allen Ecken und allen Bäumen,
grad als hätte sie sich versteckt vor ihm.
Oberflächlich, kindlich vorsteckt und viel-
leicht nur darauf wartend, von ihm ent-
deckt und gefunden zu werden. Er ging mit
Angst und erschreckten Sinnen an alle
Plätze, wo sie zusammen einmal gewesen
waren. Er suchte das Geschäft, in dem sie
sich einen Hut gekauft, und saß in Cafés,
in denen er sie erwartet hatte. Und hatte
er früher keinem Menschen von ihr erzählt,
hatte er sie verborgen vor Neugierde und
Bosheit seiner lieben Nächsten, so begann
er nun überall von ihr zu sprechen, vor
verständlosen Ohren ihr Bild zu formen.
Einmal, spät nachts nach Hause gehend,
traf er einen Bekannten. „Nun“, frag ihn der
mit teilnahmenvoller Stimme, „wie geht's?
Haben Sie Ihre Freundin wieder gefunden?
Nein? Warten Sie — hat sie nicht blonde
Haare und eine spitze Nase? Ist sie nicht
sehr groß und ganz mager und hat sie
nicht die Gewohnheit, auf einem Fuß zu
stehen, wie ein Storch?“ — „Wie können
Sie solche Sachen sagen?“, erwiderte Augu-
stin erschrocken. Doch der andere lächelte
heuchelisch weiter, sich im stillen über-
aus ergötzend. „Wissen Sie, ich sah oben

diese Frau heute auf der Post — und, und
da dachte ich an Sie! Aber hören Sie,
ich habe noch jemand gesehen (wie
ich mich für Sie bemühe, nicht wahr?),
sehr merkwürdig sah sie aus, so —
ich weiß nicht, wie ich sagen soll.
Was für eine eigenartige Person dachte
ich mir . . .“ — „Sprechen Sie wel-
ter!“, bat Augustin beglückt, „viel-
leicht . . .“ — „Nun, ich sah sie an der
Endhaltestelle der Straßenbahn! Ganz klein
war sie, hatte Blumen im Arm und war
bucklig!“ — „Und Sie schämten sich nicht?“
frag Augustin, bereits mit Tränen in den
Augen dicht an ihn heranretend. „Ja, aber
die Blumen!“ unterbrach ihn der andere
und wich einen Schritt zurück. „Denken
Sie nur, sie trug doch Blumen im Arm!“
Er sagte es lachend und in Bosheit —
er mußte gut und reichlich zu Abend ge-
essen haben, so widerwärtig sah waren
seine Gesten und sein Lachen. Aber die
Verzweiflung Augustins sehend, wollte er
doch wieder eintreten und erklärte hastig,
daß Liebe wohl überhaupt nicht existiere.
„Sahen Sie“, fuhr er fort, „wenn es sich
nun darum handeln würde, das Sie irgend
etwas tun sollten, um Ihre Liebe zu be-
weisen, irgend etwas Sinnloses und Ver-
rücktes. Sie würden es nicht tun!“ — „Oh,
doch“, flüsterte Augustin. „Ich würde es
augenblicklich tun!“ — Sie standen auf
kalter, einsamer Straße, da flackerte plötz-
lich an der Ecke ein Feuerschein auf. Eine
Fackel brannte, leuchtete einer alten Lum-
pensammlerin, die mit dem leeren Licht die auf
der Straße stehenden Müllkörbe durch-
suchte. „Wenn nun“, klang es an Augustins
Ohren, „wenn es sich nun, um Ihre Liebe
zu beweisen, darum handeln würde, daß
Sie dieser alten Frau Ihren Mantel schen-
ken würden Sie das tun?“
„Ohne Zögern werde ich das tun!“ sagte
Augustin und ging sogleich über die Straße.
„Halten Sie ein!“ klang es hinter ihm.
Augustin hielt nicht ein. Seinen Mantel aus-
ziehend und ihn der Frau gebend, bat er:
„Bitte, nehmen Sie! Es ist so kalt, sicher
frieren Sie!“ Und er hing der Überraschten
seinen Mantel um, ging zurück zu dem
Peigner, den ihm die feindliche Nacht ge-
sandt. Der sah ihn fassungslos an, bekam
plötzlich Angst, und ein hastiges „Gute
Nacht!“ auf bestürzten Lippen, lief er
eils weg. — „Der Mantel gehört wirk-

lich mir?“ zupfte das Weiblein Augustin am Ärmel, „was soll ich ihnen denn dafür geben?“ — „Etwas Feuer“, erwiderte er, aus der Tasche eine Zigarette nehmend, sie an dem glimmenden Fackelstumpf entzündend. Die Alte sah ihn an: „Kommen Sie mit mir, um ein Glas zu trinken! Mama Boule“, und sie richtete sich auf, warf den Kopf zurück, „Mama Boule läßt sich nicht ganz umsonst einen Mantel schenken! Kommen Sie, bitte!“ — Und seinen Arm nehmend, zog sie ihn mit sich, stolperte, eng an ihn gedrückt; ihre Haare, in gelblichen Strähnen hängend, streiften seine Jacke, und als sie in einer Kneipe saßen, hing ein Haar an ihm, in silbriger Helle, in huldiger Höflichkeit nahm er es auf und, es durch das Knopfloch ziehend, band er achtsam einen Knoten, verbeugte sich leise: „Danke, Mama Boule!“ — Sie sah geschmeichelt zu, schien plötzlich einen Einfall zu haben, griff in ihren Lumpensack und nahm eine blaue Schachtel heraus. In dem sie deren Inhalt ausschüttete, fielen bunte Sachen auf den Tisch — ein Bild der heiligen Theresia, von weißen Kartonspitzen umgeben; ein Puppenkopf und zwei Puppenbeine, Schleierfetzen, ein Kinderball und vieles andere. Die Alte wühlte in diesen Schätzen, hielt triumphierend ein Täschchen und bewundernd ein Fläschchen hoch, griff ein Sträußchen künstlicher Blumen heraus und schob schließlich alles zur Seite, nur ein Kartenbündel vor sich

liegen lassend. Sie forderte Augustin auf, die Karten zu mischen. Müde folgte er ihr, legte das Bündel wieder hin. „Sagen Sie mir nur das Schlechte!“ — „Nur das Schlechte?“ kam ihre verwunderte Antwort. „Gewiß, etwas Gutes kann mich wohl nicht mehr erwarten!“ — Mama Boule legte die Blätter auf, sah schweigend die Reihen durch, hob den Kopf: „Sie haben wirklich nur schlechte Karten! Was ist mit ihnen? Ich sehe eine Reise, die Ihnen Tränen brachte! Und Ihr Herz — oh, Sie leben nur in Herzensangelegenheiten, wie ich sehe!“ — und Ihr Herz selbst läßt, das ist — warten Sie . . .“ Und sie griff in das Lumpenhäuflein neben sich, zog eine zerrissene Karte heraus und schob die Stücke zögernd zu ihm hin. Augustin begriff gut, was sie sagen wollte, und nickte ihr zu. In würgendem Schmerz wandte er sich ab und sah zum Fenster — da wurden seine Augen plötzlich starr. Aufzuckend griffen seine Hände in das Leere, um dann den Tisch zu umklammern: durch das Fenster sah Barbara zu ihm! Durch den bläulichen Schein des matten Glases brach die Wärme ihrer Augen, und ihr Stirnhaar traf sich in sanftem Bogen mit dem Fensterkreuz, das in dunkler Drohung ihr Gesicht hinter Gitter setzte. Doch strahlender als je zitterte dafür ihr Lächeln, aus leise geöffneten Lippen, gleich einer Sybille aus vormärzlichen Tagen, geheimnisvollen Zauber gegen das Fenster hauchend. Die

bleiche Helle der Haut zog schimmernde Spuren, und wie verschleierte Mond schwamm durch Nebel das Rot ihres Mundes; das Glas verwischte überdies alle Konturen, gleichsam nur einen Traum reflektierend. Aber einen Traum, der so stark und lebensnah sich zeigte, daß Augustin aufsprang, um hinaus zu stürzen. Doch draußen stand keine Barbara gegen das Fenster gepreßt, leer waren die Mauern des Hauses, und einsam lag die Straße. Er lief sie hinauf und hinab, und sein Rufen trug höhnisch pfeifender Wind ihm fort; endlich blieb er schweigend stehen, während alle Dinge von ihm wanderten — die ganze Welt schien sich zu dehnen, ihn im Nichts zurück zu lassen. Durch das Fliehen dieser Welt kam dann Mama Boule zu ihm. Sie frag ihn nichts, und sie gingen stumm die dunkle, schmale Straße hinab. Um die Ecke stand ein kleines Wägelchen, vollbeladen mit Säcken, gespenstisch und fahl wartete ein arm-seliges, mageres Pferd davor. Die Lumpensammlerin kletterte ächzend auf den Kutschbock, zog Augustins Mantel fest um ihre Schultern, schnalzte mit der Zunge, und das Wägelchen klappte weg. Schon weit im Fahren, bereits zu unwirklicher, grauer Silhouette geworden, drehte sie den Kopf und rief zurück: „He! Schönen Dank auch für den Mantel!“ — „Bitte, bitte“, murmelte Augustin. „Sie haben mir ja dafür Barbara gezeigt!“ —

Entgleisung am Oktoberfest

(R. Kriesch)



„Awer Ähmil, wenn dich 'n Golläche sieht, was soll 'n der von dir denggen?“

Saar-Polizei

(E. Schilling)



„Wenn sich niemand anderer meldet, nehmen Sie doch unsere Truppe, Mister Knox. Sie hat sich im Rheinland schon gut bewährt.“



Strenge Erziehung

„Daß mei' Mai mit Eahna
ins Kino geht, dös is mir
wurscht — aber net eher, als
bis mir der Fratz mei' Bier
g'holt hat! Vastand'n't!“

Alte Spiegel

Vernehmen wir der alten Spiegel Stimmen
In Sälen laugt verblich'nen Glanzes oft,
Die Segnungen und Tränen unnerhöft
Gefallen, die in Farbennebeln schwimmen;

Schicksale, die sich der Vernunft ver sagt —
Die laue Uns ungeheurer Brände
Erbt uns den Bild, der sich ins Weite wagt,
In sahle Rahmen altersmorscher Wände.

Wie unfer eigenes Gesicht sich fehlt
Zur Masse eines ausgelesenen Seins,
Wie unfer Ruh' ein Hufsch, ein Hauch verzeiht:
Hier ist ein Reich der Bilder und des Scheins.

Hier fallen herbstlaugleich verfallene Worte.
Hier tritt ein Leben, das der Tod gebart,
Gewaltig aus der blinden Scheiben Pforte
Und scheint allein uns groß, geheim und wahr.

(Romanus Zgurov)

Medebac

Von Lothar O. Machold

Wie angenehm ist doch ein Regen im Mai. Das Straßenpflaster glänzt von Nässe, und die Häuser spiegeln sich in den blanken Steinen wider. Auch die pfaubenblauen und kanariengelben Farben des Himmels zwischen den dunklen Regenwolken schimmern unter den Füßen der Leute, die auf dem Platz um das Reiterdenkmal mit bloßen Köpfen umherschlendern. So angenehm ist die Luft, daß man vor der Stadt in den Gärten wohl mit den Augen sehen kann, wie jetzt alls fröhlicher und schneller wächst. Alles ist grün, heiter, nur Medebac ist verstimmt. Das macht, er ist alt, er hat es auf der Brust, die Feuchtigkeit reizt seine arme Lunge. Dann hat er auch zerrissene Schuhe, und seine Füße sind nicht nur ganz naß, sondern auch eiskalt. Aber wie er so geht, sieht er doch noch immer stattlich aus, groß und hager, braun von Farbe, mit schneeweißen Locken die Stirn umwallt. Die Leute drehen sich nach ihm um, aber was hat davon, er hat Hunger, und niemand gibt ihm etwas, denn es weiß ja keiner, wie schlecht es ihm geht.

Medebac geht ins Kaffeehaus Mokka. Sein Geld reicht gerade zu einem Täßchen. Nun sitzt er und wartet. Nach einer Weile geht ein korpulenter Mann zwischen den Tischen unwillig und begrüßt die Gäste. Er ist Vestris, der Besitzer. In seiner Jugend ist er Tänzer gewesen, zwischen Petersburg und Madrid soll er der schönsten Mann gewesen sein. Und heute? Na ja, reden wir nicht darüber, er ging eben den Weg allen Fleisches. Jetzt ist er also Kaffeehausbesitzer. Was fehlt ihm noch? Doch nichts. Seiner

Jugend und seiner Kunst weint er keine Träne nach, er hat eben nur noch die Gedanken eines korpulenten Mannes.

Vor Medebac Tisch bleibt Vestris stehen. Er stutzt. Er sieht Medebac scharf an. Medebac nickt: „Ja, ja, wir kennen uns. Vestris klopft sich drimal auf die Stirn, Erinnerung, komm' vor. Aber sie kommt nicht, er zieht die Schuhe her und schüttelt den Kopf. „Ich bin's doch“, sagt der andere, „Medebac.“ — „Ach —!“ Medebac hebt pathetisch beide Arme, er will sich erheben, doch Vestris drückt ihn auf den Stuhl zurück. Aber der Alte steht dennoch auf, und sie umarmen sich. Nein, solch ein Wiedersehen! Vestris setzt sich zu Medebac, und Medebac muß erzählen. Nicht lange, und Vestris weiß, daß Medebac auf dem Hund ist. Medebac lehnt sich zurück, er hebt die Füße. Vestris, indem er die Hände auf die Schenkel stützt, neigt sich vor und beschaugt die Löcher in den Sohlen. „So geht es mir“, sagt Medebac grunvoll. „Ich bin alt, aber nicht das ist es, sondern die Welt hat sich verändert, sie will nichts mehr von der Kunst wissen, und die wirklichen Kenner sind alle tot. Wenn ich meine Kränze ansehe“, sagt er weiter, „die goldnen, die grünen, die silbernen, wenn ich die Schiefen lese — die Tränen kommen mir hoch.“ — „Tja, ja“, sagt Vestris bedrückt: er denkt an die Zeit, wo er mit La Paloma über die Bühne flog, und auch an Medebac denkt er, und wie der die Stimme der Urwaldtiere nachahmte. „Heutzutage lachen sie einen aus, wenn man kommt und sich als Imitator anmischt“, sagt Medebac bitter. „dabei stehe ich heute auf dem Gipfel meines Könnens. Nie war ich größer, nie hatt' ich dies Repertoire. Willst du einmal hören, Vestris?“ — „Um Gott“, ruft der Kaffeehausbesitzer, und er drückt Medebac die fleischige Hand auf den schon geöffneten Mund. Nun schweigen sie eine Weile. Medebac nickt nur immer mit dem Kopf. So ist es, ja, so ist es. „Es geht dir sehr schlecht“, sagt Vestris dann, „und ich könnte dir ja helfen, wenn du willst.“ Medebac blickt große Augen. „Ein Engagement?“ ruft er aus. Vestris schüttelt den Kopf. „Es ist“, sagt er stockend, „es ist bei mir die Stelle des Toilettenmannes frei.“ Medebac verzieht das Gesicht, es sieht aus, als ob er weinen will. Vestris ist gerührt, er spricht auf den Alten ein, sagt, daß Arbeit nicht schände, der Dienst sei auch leicht, für die stille Zeit könne er sich ja einen Jungen nehmen, aber zur Hauptgeschäftszeit, da würde er ihm raten, selber unten zu sein, wegen der Trinkgelder — und dann, das sei doch gerade für ihn besonders günstig, hätte er nebenbei genug Zeit, sich weiter zu entwickeln und künstlerisch fortzubilden.

Medebac hebt einen Fuß, er guckt sich unter den Schuh, er sieht das Loch, das nasse Leder, er bewegt die kalten Zehen — und so nimmt er den Vorschlag an. Drei Monate macht er seinen Dienst in dem schönen, weißgekachelten Keller. Er hat es warm, er ist immer satt, er trägt neue Schuhe, sogar einen neuen Anzug hat er, und nächste Woche wird er sich neue Hemden kaufen. Aber was ist das alles, wenn die Zufriedenheit fehlt. Es fehlt die Zufriedenheit. „Nein, nein“, sagt Medebac, „ich bin als Künstler geboren, lieber hungern, aber als Künstler leben.“ — So steigt er eines Tages die tapfchelbglatten Tropfen hinauf in Vestrisens Zimmer. Vestris stopft ihm eine Meerschaumpfeife, sie rauchen und unterhalten sich, endlich gibt Medebac sich einen Ruck und erleichtert sein Herz. Er kündigt den Dienst. „Medebac“, ruft Vestris aus, „ja bist du denn wahnsinnig...?“ Medebac schüt-

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplificissimus-Verlag, München Postfach. München 5802

teilt den Kopf. „Ich komme nicht weiter“, sagt er. „Ich bleibe auf dem Fleck. nein, ich komme sogar herunter. Ich weiß, was in mir ist. Ich weiß auch, daß die Menschen meine Kunst brauchen. Ich will zu ihnen gehen und ihnen Freude machen. Sie haben ja so wenig Freude.“

„Unsinn! Unsinn! Unsinn!“ ruft Vestris. „Mein alles ist die Kunst“, sagt Medebac darauf. „Ich bin ein anderer Mensch als du, ich könnte nicht leben wie du.“ Nun kommt ihm ein Gedanke. „Willst du zuhören?“ fragt er Vestris, und wie der nickt, fährt Medebac fort: „Höre und dann sage, ob ich zum alten Eisen gehöre.“ Nun gibt Medebac also eine Vorstellung; die beiden ahnen nicht, daß es seine letzte sein soll.

Medebac ahmt das Wiehern des Pferdes nach. Er trompetet wie ein Elefant, er brüllt wie ein Löwe; es kann einem Angst werden. Papagelen schreien, eine Klapperrachlange rasselt — ach, alles, was Laut und Stimme im Urwald hat, ist mit einemmal in Vestrisens Zimmer. Unten im Café werden die Leute unruhig. „Was ist das?“ fragen sie untereinander, „wilde Tiere!“ Am Ende des Ganges stehen, bereit zum Rennen, drei Kellner: Limonato, Zitronato und Schokolato. Sie sind sich einig, daß man die Polizei holen müsse, Militär, Gewehre. Ihre Kiefer schnattern, und die Hosen bebten ihnen wie rote Grütze.

Auch Vestris ist ergriffen. Als Medebac geendet, drückt er ihm beide Hände. „Lieber, alter Karl, du“, sagt er unter Tränen, „du von der alten Garde...“ — „Für dieses Wort danke ich dir“, sagt Medebac königlich, „und nun lebe wohl, habe Dank für alles.“ — „Leb wohl!“, sagt Vestris, „lebe wohl, und schütze dich Gott.“ Medebac geht. Er kommt aber nicht bis zur Tür. Es wird ihm so unendlich wach, so wohl wird ihm plötzlich; er greift sich ans Herz, er taumelt, er fällt. Vestris fängt ihn auf, und in den Armen des alten Tänzers schlägt das Herz des großen Medebac seinen letzten Schlag.

Berlin erwacht!

Keiner kann sich mehr beschweren,
daß bezüglich der Premieren
nicht mehr los sei in Berlin!
Alle Opern, Bühnen, Bühnchen
sind schon fruchtbar wie Kaninchen,
während noch die letzten Sommertage blühen.

Wer als Pressemensch verpflichtet,
daß er täglich dies berichtet,
hält es beinah' nicht mehr aus!
Auch der musentolle Fremde
kommt nun aus dem reinen Hemde
glattweg viele Wochen lang nicht raus —

Und es eifern um die Wette
Varietés und Kabarette —:
Mensch, wie willst du das verdau'n?
Den Theaterfimmel habend
mußt du Abend nun für Abend
irgend etwas Neues hören oder schau'n.

Die Erholung muß verfliegen,
die drei Wochen dir auf Rügen
gegen teures Geld gebracht —
Du empfindest's fast als Strafe,
daß aus seinem Sommerschlafe
allzu erapivt Berlin erwacht — —

Auch im Kintopp premièrt es,
und ein hoch von dir verehrtes
Mädchen will die Filme sehn —
Jeden Tag im Abendkleide,
wünscht man sich, schon schwach durch Freude,
„Einmal nur um neun zu Bette gehn!“ Bosse

Memento mori

In der Urlaubsstelle meines Amtes fand ich folgende Einträge:
I. Sekretär Schnellbägel 3. und 4. Juni 1931 dienstfrei. Grund: Heirat.
II. Sekretär Schnellbägel 5. bis 15. Juni 1931 Urlaub. Grund: Erholung.

Assoziation

Sie war keine lustige Witwe. Sie wollte auf den Friedhof gehen und das Grab besuchen. Sie war so empfindsam. Als sie zur Türe hinausging, bemerkte das Dienstmädchen eine Laufmasche in dem teuren Seidenstrumpf der Gnädigen. „Oh, gnädige Frau!“ sagte sie, „gerade die Strümpfe, die Sie so gerne mochten!“ „Ja, Anna“, sagte die Witwe, „was man gern hat, soll man nicht lange haben.“

Aus Schulaufsätzen

Eine Arbeit über das Thema: „Völkerbund“ lieferte u. a. folgende Betrachtung:
... und jetzt muß man abwarten, was das Völkerepack tun wird.“

„Luther lief nach Worms, der Bannbulle hinter ihm her! Dann blieb er plötzlich stehn und sagte: „Hier stehe ich, ich kann nicht weiter, Gott helfe mir — Amen!“

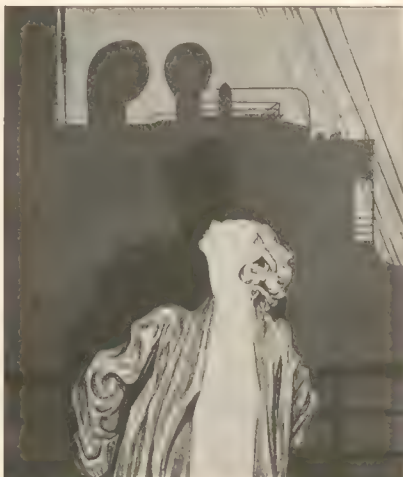
Von Eugen Roth

Ausreden helfen oft nicht viel
Die Alte ahnt dein dunkles Ziel
Das Bier in Banzen und in Büchen
Birgt man hier treu den alten Bräuden.
Die Cocosnß schmeckt manchem sehr.
Den kleinen Cohn sieht niemand mehr.
Deußen werden bei uns rar,
Doch d' Wiesn bleibt von Jahr zu Jahr.
Die Eifersucht tut manchmal weh.
Der Eismann haßt den echten Schnee.
Der Fierant wird jetzt beschleden:
Das Fünferl könnt's dir auch noch leiden
Die Gaudi hört man schon von ferne.
Die Gaffer sieht man gar nicht gerne.

Das Hendell ist oft nicht sehr groß.
Den Hering riecht man kostenlos.
Ein Irrtum ist es, wenn man meint,
Daß jedes Jahr nur Sonne scheint.
Oft trifft ein Pfeil aus Amors Köcher
Der Kat hat von Natur aus Löcher.
Der Leusabich müht den Luftballon:
"Ich bin ein Ball, der nicht hier schon!"
Musik macht mühsam gegenwärtig
Sich hier die Günst' der Menq- streutig
Selbst „Neue Nul!“ dies häufig laßt,
Das „Noagert“ endet oft durch Raub.
Der Ochs zielt das Oktoberfest,
Doch nur, wenn er sich braten läßt.
Politiker und Polizist
Kein gerader Gang, Gast hier ist.
Quar wankt oft durch die Budenstadt
Ein Mensch, der schon sein Quantum hat.

Der Radt (önt sich aufgebracht
Und machd das Radto eintröhlich.
Zum Saufen braucht man Geld und Zeil,
Dzum drum der SUFF zur Selteneit.
Im Tosten zeig den tiefsten Trieh
Der Herzgen- und der Tadsedrich.
Die Uhr auf Mitternacht schon zeig.
Der Lufft die Schweiß schon zeig.
Vergessen gib's, hier vielviele!
Das Volk liebt Vieh und Wiederkä
Höchst wunderbar wirkt hier das Weib
Mit oder ohne Unterteil.
„Xund“ schreibet der Mönchher gern mit X.
Vanippen sind für d' Wissen nis.
Das Ystion wird abgeschafft.
Der Ystion wird als Ystion in Kraft.
Die Zache zahlen niemals gern
Zeundacht, oder Zimmerher.

Preis des Werkes
(142 Seiten mit farbiger
Umschlagzeichnung von
Olaf Gulbransson)
broschiert RM —.80,
gebunden RM 1.60
einschließlich Porto und
Verpackung



SIMPLICISSIMUS-VERLAG MÜNCHEN 13 / Postscheckkonto München 5802

Welt-Telegramm
Berliner Zeitung
Welt-Telegramm

**BUREAU
P.O.B.
ZEITUNGSAUSSCHNITTE**

H. u. R. GERSTMANN
BERLIN W.35
DORNBERGSTR. 7, B.2 10720 WOLF 807 8

WELT-TELEGRAMM

LIEFERUNG
VON ALLEM
NACHRICHTEN, ABBILDUNGEN,
INSERATEN
FÜR
IN- UND AUSLANDES
IM ABOHNNEMENT ZU MASSIGEN PREISEN

An alle Jäger

Durch das Reichs abgelehrt beim durch die Durchführungsbestimmungen wird auch die älteste deutsche Jagdgesetz „Der Deutsche Jäger“. München, als Vorbild der deutschen Jagdgesetz ansehnlich. Außerdem wurde durch den preussischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Preußen die erforderliche Zustimmung für einen Jahresabschluß nach dem zu erlassen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers“ nachgewiesen wird.

Der "Deutsche Jäger", München, geht täglich wie illustriert mit in der vorbesetzten Reihe der deutschen Jagdblätter.

Der Bezugspreis bei jeder Bestellung beträgt Mfr. 1,50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mfr. 1,80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu
Mit 4000.—: diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr
Für solche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger“
infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen
anerkanntermaßen ein ständiges Anzeigenorgan.

„Der Deutsche Jäger“ (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C. Spartenhofstraße 11

Stichtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht!

[illegible]

Der SIMPLIStische Versuch erscheint wöchentlich. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. **Bezugspreise:** Das Einzelnummer RM.—(80) Abonnement im Vierteljahr RM. 7.— **Anzeigensätze für die 10 spaltenige Millimeter-Zeile RM.—20.** **Ausschließliche Anzeigenstellen:** P. C. Mayer Verlag, München 2. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1. **Verlagsgesellschaft:** Simplicissimus-Verlag G.m.b.H., München — Redaktion und Verlag: München 15, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307. Copyright 1934 by Smplicissimus-Verlag G.m.b.H., München, DA.1410 U.I.V. **Gefertigt von:** C. Pfeiffer & Co. **Postcheck-München 5002** = Druck von Strecker und Schwab, Stuttgart. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

Der Front-Urlauber

Von Alfred Baresel

Das war nun einmal nicht anders: jeder Soldat, jeder Offizier hatte im Felde seine Laune. Und noch dazu in Mazedonien. Es gab zwar in Prilep, der letzten Eingeborenstadt vor der Bahnstation, eine Entlausungsanstalt für Front-Urlauber. Mit sehr viel Kleiderbürsten und Topfklöpfen. Aber über dieses Institut lächelten die Herren in Dresden-Reick nur. . . . In Dresden-Reick wurde nämlich der ganze lange Urlauberzug plötzlich abgebrumst. Alles mußte heraus. Alles mußte hinein in jenes prächtige Gebäude ohne Aufschrift, das man in Dresden-Reick, der Balkan-Quarantänestation, errichtet hatte. Niemand konnte, ohne seine Pforten passiert zu haben, nach Dresden-Hauptbahnhof, wo die Braut längst sehnsüchtig wartete. Es nützte nichts, daß man seinen zweimal gestempelten Entlausungsschein aus Prilep vorzeigte. Wie gesagt, die Herren lächelten nur. . . . „Nichts bleibt zurück!“ sagte der Herr Oberstabsarzt streng. „Der gesamte Tornister muß mit. Es geschieht ihm nichts. Ihr bekommt alles wohlbehalten wieder.

Jawohl, auch das Seitengewehr und das Lederzeug. In den Nähten halten sich die Beesler gerade gern auf.“ Wir mußten uns also in einer sehr schönen, warmen Halle splitter nackt ausziehen. Alle Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände wurden fein säuberlich zusammengebunden, mit einer Nummer versehen und den Sanitätssoldaten überantwortet. Sie schleppten alles nach Abteilung B, „Sachen“, während wir uns in Abteilung A in einem prächtigen Schwimmbad mit angewärmtem Wasser ergehen durften. Das war nun wirklich eine feine Sache, nach sechs Monaten Frontdienst im schmutzigen Mazedonien. Und der Herr Oberstabsarzt ging jovial am Ufer spazieren, klopfte diesem und jenem freundschaftlich auf den Rücken und sagte: „Strammer Keil.“ Und dann sagte er: „Seht ihr, während ihr hier behaglich im warmen Wasser plätschert, werden eure Sachen ausgerüchert, aber gründlich, sage ich euch! Ihr könnt euch getrost bei Müttern zu Hause damit vorstellen. Was sie da in Prilep mischen, oder wie das Nest heißt, ist natürlich Unfug. Wir hier erhitzen die Luft in der Kammer, wo eure Kleider jetzt hängen, auf tausend Grad. . . .“ Da brach einer aus dem Bassin aus. Er lief stöhnend, unter Wehlauten, bis zur Tür,

welche die Abteilung B von uns trennte. Rüttelte daran, vergeblich, und sank dann vor ihr zusammen. Wir wußten gleich, warum. Der Unglückliche hatte zehn Pfund Butter im Tornister, die er in Prilep eingehandelt hatte, für die Urlaubstage. Denn in Prilep gab es damals noch Butter, zu Hause aber war sie knapp.

Lieber Simplicissimus!

Bei dem letzten Wahlkampf 1932 fand eine Versammlung in einem Dorf statt, dessen Wählerschaft sich schon bei allen vorausgegangenen Wahlen durch fast einstimmige Abstimmung ausgezeichnet hatte. Deshalb konnte der Redner, ein Landtagsabgeordneter, einen Bericht über bauerliche Fragen geben, der mehr belehrend als propagandistisch war: am Schluß sagte er, daß er gerne bereit sei, auf Fragen zu antworten. Als nach einer kurzen Pause der Versammlungsleiter um Wortmeldungen bat, rührte sich niemand, nur ein alter Bauer kam zu dem Redner und sagte leise zu ihm: „Herr Abgeordneter, da hinten sitzen ein paar Leute, die wüßten gerne, wie alt Sie sind!“

Trübe Ahnungen

(Otto Hermann)



„Und wieso glaubst du, daß mein Mann etwas gemerkt hat?“ — „hm — er hat mir gesagt, er wäre mir so dankbar.“

Der englische Riesendampfer

(E. Thöny)



„Nu hebbt de Engelschen je ook so 'n Mammut vom Stapel laten.“ – „Man tau! Groot un fix sünd twee Poar Stebbeln!“

Aus den Erinnerungen eines Auto-Vagabunden

Man hat, so erfahre ich aus der Zeitung, ein Verbot gegen das Aufhalten von Autos zum Zwecke des Mitfahrens erlassen, und mancher hat wohl mit einem Seufzer der Befriedigung gesagt: Von dort ist es gar nicht gemeldet; Endlich! Da ist es an der Zeit, daß ich das aufzeichne, was ich über die hohe Kunst des Auto-Nassauens weiß, damit es nicht verloren-gehe.

Zunächst einmal ist es gar nicht richtig, daß der Autovagabund immer stört. So hat mich noch vor wenig Tagen ein Mercedes-Kompressor mit den Worten begrüßt: „Warum habe ich Sie nicht schon in Barcelona getroffen? Von dort ist langweilig ich mich nämlich.“ Und ein winziger Chausseefloh sprach: „Gott sei Dank, da sind Sie ja. Mein Wagen tanzt so sehr, wenn nur einer danksagt.“ Ich denke an schöne Zeiten zurück, an Fahrten mit Geschäftsreisenden und Metzgerei, mit Gärtnern, Ärzten und Studenten, mit Last- und Lieferwagen, Luxuskabrioletts, Motorrädern und uralten Nähmaschinen. — In all den Jahren fiel mir ein böses Wort: „Freiheit!“, und das von einem Schweizer, der ich zum erstenmal zum Halten veranlaßt hatte, und der eine junge Dame neben sich hatte, die ich kann hier gleich mitteilen, daß die Spezies Junge Dame, so angenehm und erhellend sie im Privatleben sein mag, auf der Landstraße ihre Schattenseiten zeigt. Alleinfahrer ist sie ängstlich, als Beifahrerin macht sie aus dem sanftesten Streifen einen bösen Vorbeifahrer. So auch hier. Sonst waren meine Beziehungen zu den Autofahrern immer freundschaftlich.

Einer ist zurückgekommen, nachdem er mich abgesetzt hatte, um mir noch, nicht ohne Verlegenheit, ein Markstück in die Hand zu drücken. Ein anderer hat mir einen Teller Suppe spendiert — den ich allerdings an einem Tisch mit Landstreichern einnehmen mußte. Immer waren sie besorgt um mein Weiterkommen, gaben mir gute Ratschläge und Butterbrot, erzählten mir Schwanke aus ihrem Leben und warum sie meistens keine Landstreicher aufnehmen, zeigten mir viele Inseln für meine Erzählungen. Ein Mann entschuldigte sich überschwänglich, daß er mich nur fünfzig Kilometer mitnehmen könne, weil dann sein Weg abgeleitet werden würde mich auf sein Trittbrett. Ich mußte innen kein Platz war und ich doch nicht so viel laufen könne. Und immer wieder die rührende Frage: „Was hätten Sie denn gemacht, wenn wir nicht gekommen wären?“ Da wird man regelmäßig ein bißchen verlegen und kann nicht die Wahrheit sagen, daß hinter jedem Auto immer noch ein anderer kommt. Und man lügt und sagt, dann habe man laufen müssen. Viele Leute nehmen einen mit offenen Armen auf — häufig sind es Ehepaare mit Kindern, die eine kleine Spazierfahrt mitnehmen und fragen einen aus, als sei man ein Wunderkind. Aber oft läßt das Interesse rasch nach, und man spürt, daß man stört. Dann soll man nichts erzwingen wollen und bei der ersten Gelegenheit aussteigen. Umgekehrt geht es mit vielen alleinfahrenden Männern, die man nicht wie ich sie nenne. Sie sind barsch, unwirsch und sagen mit einem Seufzer: „Na, dann steigen Sie eben mal ein“, und reden kein Wort. Man muß ganz still sein. Nach etwa zehn Kilometern sagen sie gleichgültig und landstreicher interessiert auf die Landstraße vor ihnen: „Wo kommen Sie denn her?“ — Und wenn es dann zum Abschiednehmen geht, dann ist meistens ein bißchen Neid darin, wie sie sagen: „Dann gute Reise auch!“ Dann weiß man, wer sie sind und wo sie wohnen und was sie für Streiche gemacht haben, und vor allem hat man alle Einzelheiten über das Auto erfahren. Und dann sagt man auf Wiedersehen, aber man meint es wirklich und denkt bei sich: Die Ruppigen sind doch die freundlichsten Tiere in unserem großen Tiergarten. Ich verstehe noch immer nicht, wie es zu dem Verbot kam. Doch, ich

verstehe es: Der Pfuscher, der Nichtfachmann hat sich eingeängert. Der Mann, der lächerliche fünfzehn Kilometer weiter will, er auf gerader Strecke winkt, der kleine Mann der Landstraße, der Dilettant. Er weiß nicht um die Mysterien unseres Berufs.

Das erste heißt: Festes Ziel und fester Weg. Der Mann, der im Wagen stehen ändert und „mitkommt“, charakterisiert dadurch sich und seinen Stand als unernst. Und wenn das Herz blutet, so muß an der Kreuzung den Rolls-Royce aufgeben und dich von neuem dem Schicksal stellen, das dann vielleicht die Form eines Leichtmotors ohne Soziusstulpe annimmt. In einem solchen Fall, dies nebenbei, läuft du besser zu Fuß, laß dir das von einem sagen, der es gekostet hat.

Zweitens: Autotrampen ist keine Nebenbeschäftigung, sondern ein Hauptberuf. Also nicht: „... eventuell nimmt mich dann einer auch ein Stückchen mit“, sondern: Landkarte her. Wo will ich heute hin? Hierhin. Zweihundertfünfzig Kilometer sind das — (und das ist der gute Tagesdurchschnitt für einen begabten Tramp). Und dann geh auf die Landstraße und winkle, und wenn du abends nicht dort bist, wo du sein wolltest, dann werde Radfahrer oder Tourist.

Drittes Gesetz: Winke vernünftig. Also nicht in einer Geraden. Mit fünfundneunzig Stundenkilometern halten nur Leute mit bösen Absichten. Am geeigneten sind Niveau-Bahnübergänge und Straßenstellen, die gerade repariert werden. Nicht schlecht sind Dorfwege und Kurven, in der Not tut es auch ein Berg, ganz ausgeschlossen wirst du nicht vor einer größeren Stadt aufgenommen. Wichtig ist, daß du würdig winkst, also um Himmels willen nicht arrogant schupo-mäßig, auch nicht verzweifelt, sondern eben würdig. Und achte darauf, daß man dich eine Zeitlang auf der Straße sieht. Direkt hinter einer Kurve erschreckst du die Leute. Deine Kleidung flöße Vertrauen ein und sei nicht allzu schäbig. Eine grüne Brille heißt die schlimmste Räuberluft und macht dich gesellschaftsfähig. Ein Fahrtenmoser im Gürtel weniger — es gibt leider immer noch schreckhafte Naturen.

Das Genie — dies nebenbei — braucht auch

in unserem Stand keine Regeln. Es fährt, wenn es sein muß, mit der Feuerwehrt ein Stückchen mit.

Viertes Gesetz: Sei nicht zu tüchtig. Versuche nicht, aus der Nummer des Wagens Schlüsse zu ziehen. Unser Vaterland ist immer noch so seltsam aufgeteilt, daß ein Auto mit dem Oldenburger O von der Nahe und einem einsprachigen aus Thüringen stammen kann. Versuche auch nicht vorher herauszufinden, ob Platz für dich da ist. Stelle dich fest hin, erhebe deine Hand und winkle. Die Erhebung muß dich schon dem Führer überlassen. Fünftes, sehr wichtiges Gesetz: Ärgere dich nie. Du hast kein Recht auf Mitnahme, und die dicke Herr der Reichsbahn ist „seine Gründe“, warum er an dir vorbeifährt, als sei es ein kleines Chausseebäumchen. Meistens fürchtet der dicke Herr die Haftpflicht bei Unfällen. Unberechtigt übrigens, denn das Reichsgericht hat entschieden, daß „Gefälligkeitsfahrten“ keine Haftpflicht mit sich führen.

Sechstes Gesetz: Du sollst nicht zu tüchtig sein, sei aber auch kein Esel. Jeder Mensch liebt seinen Wagen, also liebe das Auto verständig; trage nicht zu dick auf, das schadet. Alle Geschicklichkeiten müssen gehen vor — es ist nicht deine Aufgabe, das feinstzustellen. Als Gast hast du die Pflicht, immer nur das Beste anzunehmen. Es wird dir auch sehr zu empfehlen sein, wenn du Wagen plombiert sind und daher nicht die volle Geschwindigkeit entwickeln. Als erfahrener Nassauer wirst du das Wundern bald verlernt haben. Sprich auch nicht von Autos, die schneller liefen. Ein Autobesitzer ist auch nur ein Mensch, und wenn er seinen Wagen nach einem zufahrenden Reden „auf den Kopf tritt“, wie man so sagt, und schneller fährt, als es für den Wagen gut ist, so bist du ebenso gefährdet. Befolgt du alle diese Ratschläge, so wird dereinst unsern Stand wieder die Sonne scheitern. Die Dilettanten gehören auch bei uns in den Orkus — auf die Reichsbahn.

Jonny Rasput

Das Verhältnis

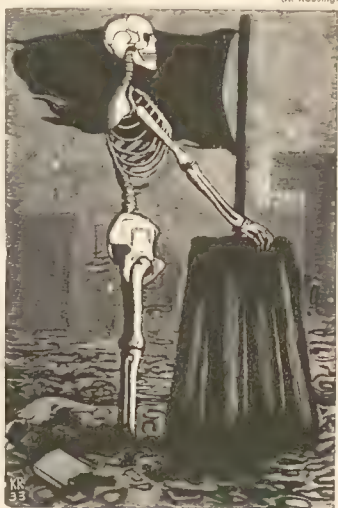
Richter: „Sie sind die Kinds Mutter. Sie bleiben also darauf bestehen, daß die Beklagte der Vater ihres unehelichen Kindes ist?“ Ja — Gut! Hm! Der Beklagte war nach ihren Angaben Knecht bei demselben Bauern, bei dem Sie bedienstet waren, und da hatten Sie beide ein Verhältnis miteinander? Ja — hm! Nun — wie lange hat Sie das Verhältnis gedauert? „Schwarzbeere brockt.“ „So ungefähr, mein ich?“ Kinds Mutter: „A Viertelstunde guat, Herr Richter.“

Lieber Simplicissimus

Ein norddeutscher Sommerfrischler ergeht sich in bajuvarischen Wäldern. Er sitzt auf dem Soppl der siffig Heidebeeren pflückt, wobei sich folgender Dialog entspinnt: „Was machst du da, mein Kleiner?“ „Schwarzbeere brockt.“ „Aber die sind ja noch ganz rot?“ „Jo, weil s' no grean san!“

Von der Mittelmeerraie zurückgekehrt, von der sie begeistert berichtet, schwärmt seine Nachbarin besonders von Korfu. „Wie ist dort die Vegetation?“ „Frei wie ich sie in einer Atempause.“ „Oh“, meinte sie, „wir haben eigentlich jeden Tag Fleisch bekommen.“

Die Huberbiirni unterhält sich mit der Moserin über einen Todesfall im Dorfe. Sie reden hin und her — es scheint ist der alte Auer recht schwer gestorben. Wie die Moserin sich verabschiedet, meint sie abschließend: „Ja mei, was will ma sagen, der oa stinkt leicht und der ander, der verreckt schier dabei.“



(K. Rossing)

Tod im Hafennebel



„Die Mary Mirjam soll nicht mehr in Hollywood sein?“ — „Det weeßte nich? Die sitzt! Die hat der Micky-Maus Strychnin jestreut!“

DR. ALFRED MEIER Rechtsanwalt Von der Reise zurück

Unschätzbare Berge wölben sich hinter den sachlichen Worten.
Waldflächen, Wasserschnüre, Einzelnitte von Silberfjorden.
Wilde waren ihm hold, die mit Schmetterlingsgaschwormen aus Gärten hauchten;
Inseln betrat er, die wie weiße Schilder aus Meeren tauchten.
Er war ein Bewohner großer Hotels, die nur zur Saison erwachen
Mit paradiesischen Portiers, Koffergeißes, Jazzmusik, perlendem Frauenlachen.
Ich sehe ihn so: 45½, etwas gelockte Haare, Brille,
Sorgfältig rasiert, fleischigen Mund; das Kinn ein Keil, nur Wille.
Er hatte vor Antritt der Reise sorgfältig den Badekoffer ausgelesen,
Hatte die Kilometer der Bahnen berechnet, Hotelkosten und andere Spesen.
Er trug Knickerbockers zur Schau, eine kecke Taille im Rock, markierte den Flotten.
Doch war nicht alles adrett: seine Untersätze duftete leise nach Motten.

Als der D-Zug München-Venedig durch Südtiroler Weingärten fauchte,
Kam er sich schon tiefenisch vor, warum er auch das Wort „Signora“ hinauhte.
Aber „Signora“ war nicht venezianisch, sondern stammte aus Meßen.
Und wollte — wie er mit einer Signora — gerne mit einem Signore reisen.
Trotzdem kam es zu einem ernsten Gespräch über ewige Sonne und Blau.
Über das Vordere Verfüßigkeit, seine Stieftöchter, über Nebel und Gräu.
In Alfard war ein Gebahren, als sei er Lord oder gar schon Marquise.
Und in Verona dozierte er: „Nehmen Sie zur Kenntnis, von hier stammt Veronese.“
Ehering trug er nicht zwecks Eindrucks: gulgehaltener Mann, noch ledig.
In der Nacht dämmerte aus dem Meere auf mit weißen Lichtern die Traumstadt
Venedig.
O München, Wunder — sprach seine Seele, — o Perle der Wellen!

Aus dem Dunklen glitten die Gondeln, und fremde Rufe hörte er über das
Wasser gellen.
Sein Hirn füllte sich an mit bezaubernden und betörenden Farbenbildern.
Und er nahm sich vor, alles dem Stammtisch seiner Kollegen zu schildern.

Und als er zurückkam nach Wochen, braungebrannt von der Sonne am Lido,
Erzählte er Langweiliges seiner Gattin Eugenie, Toldirekte über seinem Sozial
Meier (Guido).

Dem: „Kaum stand ich am Canale grande an einer der marmornen Stufen,
Wurde ich schon von einer venezianischen Fürstin zu einer Gondelfahrt in
den Mondschein gerufen.“

Ihr aber: „Liebe Eugenie, du weißt, ich bin ein Mann strengster Moralgesetze.
Ich war auch auswärtig gefeiert gegen Wollustblicke und ausgeworfene Liebesnetze.“

Aber wenn ihn ein Abenteuer hätte weiter und weiter getrieben
In ein vorwegenes Dessen — zurend von Leidenschaft, Weibern und Träumen —
Von dann, wann er erkennen konnte, wie die Knippen von Marseille und Antwerpen
Und er hätte geoffen auf Gattin, Bräu, Steuer und Erben?
Doch mit dem „Zurück von der Reise“ versichert er allen Leuten
So sehr mich auch Meere, Berge und fromme Frauen freuten,
Die Verführung ging doch nicht so weit, daß ich, Alfard, vergessen habe
Ami, Wohnung, Stammtisch, Familie und sonstige Habe.
Und, verehrte Leser, es ist ganz in Ihrem Interesse,
Wenn Sie sich meiner Hilfe bedienen in einem Steuer- oder Eheprozeß.

Anton Schenk

Das Krebsproblem

(Wilhelm Schütz)



Frankreich erhebt den Anspruch der Priorität in der Krebserreger-Frage. Mit Recht: seit Versailles geht es überall auf der Welt rückwärts.

SIMPLICISSIMUS

Genfer Idylle

(Karl Arnold)



„Sag mal, Marianne, ist es nun wirklich Liebe zu Rußland oder bloß Haß gegen Deutschland?“



Traviata und Parsifal / Von Katarina Botsky

Am liebsten nährte er eine Sehnsucht, von der er ahnte, daß sie sich kaum erfüllen würde; denn solch eine kann von schöner langer Dauer sein. Jetzt war er bei der Bühne, diese Sehnsucht hatte sich erfüllt und war darum erloschen. Schon zimmerte er an einer neuen, um existieren zu können.

Ein altes vornehmen Theater in einer alten vornehmen Stadt. Hier spielte er — noch nicht ganz erste Rollen. Aber er hatte Talent; die großen Rollen würden ihm schon zufallen, nur — seine Sehnsucht waren sie nicht mehr. Die schlangelte sich jetzt unaufhaltsam an die Partie des Parsifal heran. Sänger wollte er nun werden, den Parsifal singen, denn er besaß eine hübsche Stimme. Genügte das? Kaum! Seine Parsifal-Sehnsucht würde also von Dauer sein.

Draußen war Spätsommer; drinnen im Theater wurde „Tannhäuser“ gegeben. Er mußte in dieser Oper statieren, und nicht nur er, das ganze Schauspielpersonal hatte in „Tannhäuser“ mitzuwirken. Er trug eine goldene Lockenperücke, ein schönes Rittergewand, stellte einen Gast auf der Wartburg vor. Ein wenig gelangweilt schritt er in der Pause vor dem Auftritt den roten Läufer entlang, der am Konversationszimmer des Theaters endete. Vielleicht war dort drinnen jemand, mit dem zu reden man Lust hatte. Die Tür des Zimmers tat sich gerade auf, eine junge Dame trat heraus, die Tür weit hinter sich offenlassend. Die Heraus tretende war nicht hübsch, doch eigentümlich reizvoll durch etwas schräge grüne Augen in einem etwas flachen blonden Gesicht. Leicht aufgestupfte Nase, hohe, schlanke Figur, fremdartige Anmut. War es nicht die mit dem französischen Namen, die Straubgerin aus Paris? Ohne Zweifel. Er grüßte stumm. „In Strauburg bin ich geboren“, hatte Suzanne Lavigne im Theater erzählt, „dort habe ich auch sprechen gelernt, und mein Herz schlägt gut deutsch. Darum singe ich auch hier und nicht drüben.“ Sekundenlang blickten sie sich bei der plötz-

lichen Begegnung, intensiv, in die Augen, dann glitt die junge Dame vorüber, vage lächelnd. Ihr Kleid war schwarz; um den nackten Hals trug sie eine auch schwarze Pelzboa. In die kuschelte sie beim Vorübergehen ihren mattblonden Kopf. Ein fremdes Parfum folgte ihr. Gestern hatte sie hier mit Erfolg die Traviata gesungen. Wie schade, daß ich nicht im Theater war, dachte Parsifal. Sie ist so reizvoll. Und sie dachte: Wie drollig unbefohlen und wie naïvängig —! Ein echter Deutscher! Ob er auch ohne die blonde Lockenperücke so gut aussieht? Er stand in der Tür des leeren Konversationszimmers und sah ihr heimlich nach. Sie ging nicht, sie glitt; ihre roten Schuhe fuhren leicht über den roten Läufer. Ihr Kopf wippte ein wenig beim Gehen, ähnlich dem eines edlen Pferdes. An einer

Ecke flog ihr kurzes Haar in einem Luftzug empor, dann war sie verschwunden — wie ein Traum. Liebe auf den ersten Blick, stellte der blondlockige Wartburgritter bei sich fest. Zur Sehnsucht nach der Partie des Parsifal gesellte sich die nach Traviata. Wollte er diese erfüllt sehen? Oder wollte er ihre Dauer?

Die Lavigne wohnte in einer stillen, immer etwas düsteren Straße, durch die ewig der Wind ging; in einem Haus mit nur zwei Fenstern am Ende der gar nicht kurzen Front; Fenster mit Außenläden, die am Abend geschlossen wurden. Niemals begegnete er ihr, wenn er am Abend den Umweg durch ihre Straße machte. Die sie hatte und aus der sie sich heraussehte, wie er gehört hatte. Wie sah er sie dort, doch einmal — es regnete und war schon spät, er stand ihrem Hause gegenüber halb hinter einem Baum und spähte zu ihren Fenstern herüber, da — tat sich die schmale Haustür ruckhaft auf, erst spaltbreit, dann ganz, und heraus trat „Sie“ in schwarzem Kleid, ihre Boa hoch um den Hals. Fast wie ein Spuk glitt sie im leisen Regen an der gelben Hausfront entlang zu den Fensterläden hin, und man konnte ihr anmerken, daß ihr der Gang etwas peinlich war. Das Licht der Laterne ein Stück weiter fiel auf ihr Gesicht. Oder war sie so geisterhaft blaß? Wie nachtwandeln glitt sie durch den dünnen Regen zu den Läden und schloß sie lautlos. Warum tut sie das selbst? fragte es in ihm. Wo ist ihre Gesellschafterin, die MdB? Ihr Mädchen?

Die waren heute beide burlaubt, und Suzanne hatte es nicht länger ausgehalten in der totenstillen Wohnung. Da war sie auf die Straße gegangen, um die Läden zu schließen. Vielleicht kam der mit dem Spitznamen „Parsifal“ vorüber. Oh, sie hatte seine Abendgänge durch ihre Straße schon bemerkt.

Mit gesenktem Kopf trat sie den Rückweg an. Die Straße war ausgetreten. Dazu der Regen —! Suzanne schauderte es. Vor ihrer Haustür blieb sie noch einmal stehen, (Schluß auf Seite 329)

Im Gebirge

Von Georg Witting

Das gefirnide Dach hängt
Übern kleinen Garten vor,
Das schwarze Wasser des Brunnens drängt
Im Trog noch einmal silbern empor.

Der Berg erhebt sein Haupt,
Die Brennnessel wallt feurig schwer,
Die Hahnelaube, hell befaßt,
Zeigt ihre haribefalteten Früchte her.

Des Tümpels schwarze Schande
Glanzt moorig her, ein Müdenbett.
Gelb an des Tümpels Rande
Der Hahnenfuß steht fest.

Krummfingrig greift ins Keere,
Entwurzelt, der gefürzte Stamm.
Er nährt an feiner Schwäre
Den flügelgrünen Schwamm.
Die rote Vogelbeere
Erglüht in dunstler Scham.

Der widerspänstige Maurerhobel

«Olaf Gu-bransson»



Luada!



Luada varrecks!

Bals di jettz net pärrerst, bist h.!!



„A Ehr'nscheib'n! Und, bal ma hoamkemma, Ehr'njungfrau'n aa no! Wos is dir iatz 's liabere, Franzl?“
„I moan oiwei, d' Scheib'n halt si länger.“

Neues Quartal / Von Katalóser

Stets, wenn ein Quartal beginnt,
packt der Mensch in seinem Kitzeln
einen Vorfall beim Schlaftrinken,
weil die Zeit so schnell verminnt.

Und er schwört sich Besserung
in Bezug auf das, was mangelt.
Und er fest sich hin und angelt
nach Moral und Seelenhygiene.

Aber beißen diese an?
Wird die böse Fuß verhindert?
Wird der Rauchtobak vermindert?
Reißt zur Tat der schöne Plan?

Brüder, Schwestern, ach, gesteht:
bloß in ausnahmsspezifischen Fällen
kriechen wir aus unseren Pellen,
wobin wir eingetaucht.

In der Regel zeigt sich nur,
daß wir um drei Monate älter
sind und bemessensprechender
bei der nächsten Inventur.

Traviata und Parsifal

(Schluß von Seite 326)

der Straße den Rücken zugekehrt. Hat sie mich gesehen? fragte es in ihm. Es zog ihn magnetisch zu ihr hinüber; doch seine Füße regten sich nicht. Scham, Schüchternheit und Angst vor Enttäuschung hielten ihn hinter dem Baume fest. Nein, sie hatte ihn nicht gesehen; aber sie fühlte unbewußt seine Nähe. Unschlüssig stand sie da. Der Regen fiel kalt in ihr Haar. Nichts und niemand kam. Es sah aus, als ob sie das Gesicht an die Tür legen wollte, um zu weinen: sie machte so eine trübe Bewegung. — Nun, sie fühlte hinein. Die Haustür fiel hinter ihr zu. Verschlössen war jetzt die Tür, und der Regen schien stärker zu fallen. „Parsifal!“ regte sich nicht. Seine Sehnsucht brannte lichterloh; kein Regen konnte sie auslöschen. Drüben lag seine Grafsburg. Die Tür verschlossen; die Läden geschlossen. In einem verborgenen Raum glühte die purpurne Schale, der heilige Gral. Glühte vergebens — — —

Er stützte den Arm auf die Logenbrüstung. Man gab zum zweitenmal Traviata mit der Lavigne. Gleich mußte sie auf der Bühne erscheinen. Nun — kam sie, gleitend wie immer, und in mondblaue Seide gekleidet. Auf dem Haar lag ein großmaschiges Silberkätzchen mit einer grünen Rose über dem linken Ohr, da, wo das Haar buschig hervortrat. Die schlankte Straburberin glitzerte in geheimnisvoller Schönheit. Nie sah ich ihresgleichen, stellte Parsifal fest. Französisches Gesicht; deutsches Lächeln. Traviata hielt ein Glas in der Hand, das hob sie mit Anmut hoch.

„Wer frühlich das Leben genießt,
der ist mir willkommen als Gast...“

Die Stimme klang schön, doch wie mit einem dünnen Flor von Heiserkeit bedeckt, und gerade dieser Flor machte sie so reizvoll. Für sein Leben gern wäre Parsifal in der großen Pause zu Traviata hinuntergegangen, um sich ihr vorzustellen, um ihr ein Kompliment zu machen; eine ganze Serie von Komplimenten. Er rang wild mit seiner Schüchternheit, und sie blieb Siegerin.

Der letzte Akt: Traviatas Erlöschen. Die Lavigne spielte es herzbekommend echt. Plötzlich stieg der verschwommene Blick ihrer Augen zu ihm empor. Sah sie ihn? Die Augen waren klar wie Wasser, trotz des vergehenden Blicks.

„O, laß uns fliehen aus diesen Mauern...“ Dazu der Blick. Am liebsten hätte er sich hinuntergestürzt in diese Augen. Sein Oberkörper sank langsam über die Brüstung, ihr entgegen. Es zog ihn hinab, hinab. „Wenn du dich nicht lösest!“, schrie es in ihm. „dann passiert etwas.“ Mit einem Ruck sprang er auf, schob die Stuhl beiseite und ging stumm hinaus mit einer schreienden Sehnsucht. Die Kollegen blickten ihm betreten nach.

In der Woche darauf hörte er, daß „Sie“ beurlaubt sei; krank. Zu ihrer Großmutter nach Paris gerast. Über einzigen noch lebenden Verwandten. In Gedanken reiste er ihr ewig nach, auch in seinen meisten Träumen. Täglich, jeden Abend, lief er durch ihre Straße. Heute begegnete er ihrer Miß. Mit einem Ruck blieb er stehen, zog den Hut und fragte sie nach Fräulein Lavigne. „Ohh!“ machte sie langgezogen.

(K. Staudinger)



„Du, mein Zeichenlehrer hat gesagt, ich hätte kein Talent!“ — „Ja, es ist ökelhaft, was auf einmal alles verlangt wird!“

Himmel und Abendschweigen. Hier in dieser Straße wohnte bestimmt ihre Großmutter. Wo? „Dort!“ sagte seine innere Stimme. „In jenem hohen, alten, grünlichgrauen Haus mit dem Malergerüst davor.“ Es blendete die Gaslaternen ab, die vor dem Hause stand. Die Straße bekam dadurch an dieser Stelle etwas spukhaft Schattiges und das Haus innen fahlen Lichtbalken und die zweite Etage.

„O laß uns fliehen aus diesen Mauern...“ Ihre Stimme! Dort, in der ferne leuchtenden Etage! Schon klingelte er scharf an der Tür. Eine alte Dame öffnete ihm. Er fragte. „Suzanne?“ wiederholte sie mechanisch und schien sich erst besinnen zu müssen. „Eile est — sie ist — in der Ferne — sie geht jetzt jeden Tag in ein kleines schwarzes Geschäft.“

„In ein Geschäft?“ wiederholte er stauend. „Aber das hat sie doch gar nicht nötig. Und sie ist doch Sängerin —! Wie konnten Sie das zulassen!“ rief er außer sich. Die alte Dame drehte stumm das Gesicht weg. Noch mehr Personen waren jetzt schemenhaft da, die alle still zu Boden blickten. — — —

Langsam kehrte Parsifals Seele in Raum und Alltag zurück. Noch einen Tag — die Fensterläden blieben geschlossen — dann stürmte er die Grafsburg. Er klingelte, daß es gelte, zugleich klopfte er hart an die Tür, die ängstlich geöffnet wurde. Koffer standen hier im Flur auf den schwarzweißen Fliesen. Ein seltsames Erschrecken ging durch ihn hindurch: war sie zurückgekehrt? „Wir packen ein!“, murmelte das Mädchen. „Fräulein Lavigne ist gestern gestorben.“ — „Nicht doch —!“ rief er ganz hoch. „Sie geht doch — sie geht doch —“, seine Stimme brach ab. „Jeden Tag in ein kleines schwarzes Geschäft.“ wollte er sagen. Nun konnte er es sich vorstellen. Sich vorstellen, wie sie am letzten Licht vorbei, endgültig, durch seine enge schwarze Tür gegliedert war.

Ungebeten trat er in das Zimmer mit den geschlossenen Läden. Das Mädchen folgte ihm hilflos. „Hier liegt schon alles herum!“, flüsterte sie. Die Fensterläden klapperten ein wenig im Sturm, der draußen umging. Verlassenheit und Dämmerlicht erfüllten das Zimmer mit schwerem Schweigen. Das Mädchen öffnete die Läden. Die Miß erschien in der Tür und erhob abwendend die Hände. Er starrte auf das Silberkätzchen mit der grünen Rose, das im hereinströmenden Licht auf einem Tischchen auftauchte. Der Kelch der grünen Rose erglühte feurig im Schein des sturmrotten Abendhimmels, ein Anblick, der ihn mit Grauen und Verzeiwung erfüllte. Ihr Parfum fiel ihn an und warf ihn fast um. Alles um ihn schien leicht zu schwimmen im Duft ihres Parfums — in die Ferne. Auf dem Klavier ein aufgeschlagenes Notenheft mit Worten über den Noten:

„O laß uns fliehen aus diesen Mauern...“

Zum drittenmal der Ruf an ihn. Und er wäre ihm jetzt durch Feuer und Wasser gefolgt; aber — es war zu spät, zu spät dazu. „Dart ich die Rose haben?“ fragte er zwischen den Zähnen und prüfte sie ab, eine Antwort erfolgte. Die Rose verblüht in seiner Hand; ihr glühender Kelch wurde langsam grau. Der Gral war erloschen. Parsifal hatte nicht nach seinen Wundern gefragt.

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:

"Karl Arnold gloriert mit unerbittlichem Geißel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meißelt dabei die Glare des überlegenen Letterfests, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen."

Hamburger Fremdenblatt:

"... Mit dem fezierenden Inszenement des Ehrungen wird Atmosphäre und Rallendoppl des Berliner Inflationszeit mit Kanzlieden, Valutafiebern, Kofamissen, Kofotten säuberlich aufgeschritten."

Hannoverscher Kurier:

"... Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir anderen Künstler beifügen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein außerordentlicher Poet in Einfalt und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors."



Deutsche Allgemeine Zeitung:

"... Das gibt ein amüsanter und buntes Bild von Jopern, Konfektionären, Jahrmakelstypen, Abkassierern, Filmmädchen, Familienvätern, Raschmen- und Zurfürstendammgesellschaften, ein bodhaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie."

Deutsche Tageszeitung:

"Karl Arnold, der den Münchner Spießler so oft mit der Meißelspitze gefügigt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Gang gegangen und hat in finsternen Raschmen, in lichternden Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Progenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden."

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicitas-Verlag, München 13 • Postcheckkonto München 5802

Herbst in der Großstadt

Auf den Straßen, Plätzen, Dämmen
sieht man Wind die Bäume kämmen,
bis sie kahl im kalten Herbstlicht stehn —
Im Kaffeehaus riecht's nach feuchten
Regenmänteln. Und man muß von leichten
Nun zu stärkeren Getränken übergehn.

Denn man sehnt sich so nach Wärme,
wenn die letzten Starenschwärme
vor dem Winter flüchtend südwärts ziehn.
Selbst der ältere Junggeselle
spürt im Herzen plötzlich eine Stelle,
die ihm vorher ziemlich unempfindlich schien.

In nervöser Überreizung
greift man abends nach der Heizung,
die trotz Mietsvertrag noch eiskalt ist!
Ha! Jetzt stößt du einen Schrei aus:
Auch der Wintermantel liegt im Leihhaus,
wo er schon seit Mai enorme Zinsen frißt!!

Fluchend greifst du in die Tasche,
zählst — und kaufst dir eine Flasche
Weinbrand, Arrak- oder Rum-Verschnitt.
Grog ist Reitung! Nach zwei Stunden
hast den bösen Herbst da überwunden,
und der Traum nimmt dich nach Abbazia mit.

Benedikt

Der Fremde, die Frau und das Kind...

"Eine dritte nach Innsbruck!"

Der Herr zählt das Wechselgeld aufmerksam nach, macht einer Frau, die mit einem kleinen Jungen neben ihm steht und alles Interessiert beobachtet, freundlich Platz, nimmt seinen Handkoffer, passiert die Perronsperre, beseitigt sich in dem eben einfahrenden Zug ein lautes Abteil zu finden, und hat kaum sein Gepäck verstaut, als ihm auch schon die Frau mit dem Jungen gegenüber sitzt.

Der Zug rollt durch die Nacht, der Herr raucht, der Junge starrt ihn verwundert neugierig an, und die Frau brüht nachdenklich vor sich hin.

"Verzeihen schon", sagt sie nach einer geraumen Weile, "aber der Herr ist g'wiß ein Fremder?"

"Allerdings!" entgegnet der Herr.
"Ja hab mir's eh denkt!" nickt die Frau, kramt eine Orange aus ihrer Handtasche und reicht sie dem Jungen. "So, Franzl, da hast a Orantchen!"

"Und woraus haben Sie geschlossen, daß ich ein Fremder bin?" fragt der Herr.

"Na — so halt —", weicht die Frau einer Antwort aus, "na — so halt, net wahr, ja!"

"Willst du Bonbons, mein Junge?" sagt der Herr, "da nimm, damit dir die Zeit vergeht!"

"Na, na, wie kommt denn der Herr dazu?" Die Frau versetzt dem Jungen einen sanften Rippenstoß. "Wie sagst denn, Franzl?"

Der Franzl bedankt sich, und die Frau sagt nach einer längeren Pause: "Und der Herr fährt nach Innsbruck?"

"Sie sind ja die reinste Hellscherin!" lächelt er.

"Das grad net — das ... I hab's nur bei der Kassa gehört, wie der Herr de Fahrkarten g'list hat!"

"Richtig", erinnert sich der Herr, "Sie standen neben mir!"

"Ja — ja ... Alsdann nach Innsbruck — da hab I do net falsch verstanden!"

"Und wohin fahren Sie?"

"I? ... Z' Haus ... Mir kommen von der Frau Tant und fairen z' Huse!" erwidert der Frau einseitig, schüttelt den Kopf, flüstert dem Jungen etwas ins Ohr, dreht ihm mit dem Finger und versinkt in ein abgrundtiefes Schweigen.

Der Zug donnert über eine Brücke, rattert durch die Ebene, und der Herr vertieft sich, immer beobachtet von der Frau und dem Jungen, der ihn staunend anstarrt, in eine Zeitung.

Endlich wird die Abteiltür zurückgeschoben, der Schaffner erscheint, kontrolliert die Fahrkarten, schaut die Karte, die der Herr ihm reicht, von vorne und hinten an und sagt kopfschüttelnd:

"Sie sitzen ja im falschen Zug!"

"Was?" springt der Herr auf.

"Das ist der Schnellzug nach Wien!"

"Aber wieso denn —?"

"Wissen S', Herr Schaffner", mangt sich die Frau in das Gespräch, "der Herr is nämlich a Fremder!"

"Was ist da zu machen?" fragt der Herr ärgerlich.

"Vorläufig gar nichts!" achselzuckt der Schaffner, "an der nächsten Station können S' aussteigen ... Der müssen S' aber übernachten, weil S' vor morgen früh kein Anschluß net haben!"

"Der Herr is nämlich a Fremder!" beharrt die Frau.

Ein Mädchen von der Wasserkante spricht zu ihrem Großvater

Laß man nu den röhrs-igen Kram,
Mein Klein guten alten, Opa-ater!
Auch der längste Walfisch wird mal zahm,
Und hush hush, die Katz, die holt der Kater.
Und der Schuttmann holt den Bösewicht.
(Nee, Grog ist dies nicht).
Und den Seemann, hol's der Teufel, holt die Gicht.
Und das kommt von der verfluchten See.
Und vom Grog -- nicht, Trink man deinen Tee!
Kuch, da fährt so 'n dicken Sotjekasten.
Kannst auch gut von deinem Bett aus sehn?
Nein, das ist kein Seilschiff zu vier Masten.
Nuß ja ellens mal vor Anker gehn.
Wier, daß manches glatt im Himmel weilt.
(Womit dir's ja noch nicht eilt.)
Alles, womit du auf See gesiehl,
Kriegst du fröhgeheitet da zu Gesicht.
Trink, old Zälör, tut ja für dein Gicht! -
Blau ist die See in Honolulu-Bay.
Und bei Tamatave weht der Wind von Land.
Und viel Schiffe traften sich im Hafen.
Und viel Mädchen standen da am Strand.

Ja, die runde Welt, wer das so kann,
Sich so zu erinnern augenblicks,
China, Zanzibar --, Solch sechsfahnen Mann!
Wenn Mama auch sagt, sie laugen nicht.
Und sie hat ja auch was durcheinander.
(Er wollt schreiben, hatte er gesagt).
Aber du hast oft was mitgebracht,
Und die Schlangenhaut trag ich als Schal
Heute noch. Nu komm, trittk man noch mal!
Weißt du, wenn du abhauet, wird es flau
Wegen deiner Rente mit uns beiden.
Aber Seemannskinder sind ja schlau,
Und Mama wird's reichen zum Bekleidn.
(Glaub mir, ich werd hier den Kram schon schmeltzen,
Nee, so leicht laß ich mich nicht be-
(Scheinheilig tun sie alle, eh sie belien).
Hast nun aus? Ach, schön, mein guten O!
Und nun träum man süß von allerlei!
Blau ist die See in Honolulu-Bay.
Und bei Tamatave weht der Wind so brav.
Und die Schiffe schlafen schon im Hafen.
Und nun schlaf auch du, mein guten Opa, schlaf!
Hans Lelo

Purgatorio (O. Hermann)



„Zwetschen wann d' Leut' mehra ess'n taten,
nacha bräuch'n s' glei net so vui Todsünd'n
beicht'n.“

Lieber Simplicissimus!

Unser Praktikant B. bearbeitet die Urlaubs-
gesuche der Volksdienst-Arbeiter. Vor ein paar
Tagen bittet der Arbeiter Z. für den 12. um Ur-
laub, da an diesem Tage seine Frau nieder-
komme. Selbstverständlich gab B. den arbeits-
losen Urlaub. Und weil er ein guter Mensch ist, schickte
er eine Glückwunschkarte. Und weil er ein ge-
wissenhafter Praktikant ist, trug er den genehmig-
ten Urlaub in die Personalakten ein, nicht ohne
das erwartete freudige Ereignis in der Familie Z.
besonders zu betonen. Heute kommt Z. nun aus
Amt. B. springt auf, fragt atemlos: „Bub oder
Mädel?“ Verlegen stottert Z.: „Ja, Herr Bragdi-
gande, wissen Sie, 's is noch nicht geworden:
die Hebamme hadde sich verrechnet.“ Und weil
der „Herr Bragdigande“ ein guter Mensch ist, ist
er mit dem „Vater“ tief betrübt. Und weil der
Herr Praktikant sehr gewissenhaft ist, notiert er
in die Akten: „Durch einen Rechenfehler der He-
bamme ist aus der Geburt nichts geworden.“

Es gibt Karlchens Lieblingsspeise. Der kleine
Kerl kann gar nicht erwarten, bis ihm die Mutter
seinen Teller hinsetzt, wie gewünscht, recht voll.
Und wie er gerade mit dem Löffel hineinfahren
will, sagt er noch rasch: „Oh, Mama, jetzt wollt
ich, ich wär' Zwillinge!“

Mein Mann ist Ahnenforscher und empfiehlt sich
seinen Mitbürgern durch Anbringung eines Schildes
am Hause für die „zuverlässige und billige
Lieferung von Ahnentafeln, Stammbäumen und
Wappen“. -- Neulich ist die Waschfrau wieder
einmal bei uns, und beim Vesper gerät die Unter-
haltung darauf, daß unser Jüngster im Frühjahr
in eine Baumschule als Lehrling eingetreten ist.
Bei dieser Feststellung geht ein Leuchten ge-
wonnenen Erkenntnis über das Gesicht der Be-
deren, und sie gibt dem befrähdigt mit den Worten
Ausdruck: „Ah, deswegs hent Sie Stammbaum zu
verkauf!“

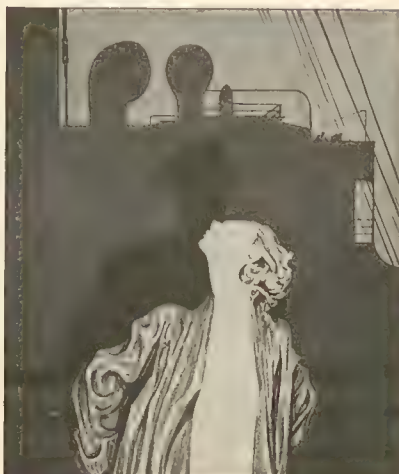
HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:

Hans Leip kennt sich an Bord aus, und
kennt sich auch sehr in der exquisites
Prosa aus; die Mischung auf dem Papier
tut dem Auge und Ohr wohl... Das
Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:

Hans Leip fesselt nicht nur mit dem Stoff
vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen
Darstellung, sondern auch mit der
überzeugenden Psychologie seines Ma-
trosenvolkes und des Lumpenproletariats
von New York. . . . Das Ganze ameri-
kanischem Fabrikat durch mancherlei deut-
sche Vorzüge, insbesondere den einer
rückständigen Ehrlichkeit bei künstle-
rischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:

Der hohe Reiz dieses kleinen Romans
liegt im Kontrast zwischen Stoff und
Diktion. Die Geschichte einer seltsamen,
höchst feinnervigen Liebe; erzählt mit
den ungelungen Worten eines einfachen
Matrosen. Subtiles und Grobes sind in-
einander gewoben zu einem Gebäude
starker Darstellungskunst.

Die literarische Welt:

Für mich gehört dieser Hamburger nun
mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern,
von denen ich den großen Roman der
nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson)
broschiert RM -80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

Zum Erntedankfest

(Wilhelm Schulz)



Die Erde hat für den kommenden Winter so reichlich gespendet . . . Nimm dir ein Beispiel daran, deutscher Volksgenosse!

Schwäbischer Weinherbst

Im Wingert kracht der erste Schuß,
Ein Späßenraubzug flattert,
Die Wolke droht mit kaltem Fuß,
Die Vogelräsche rattert.

Die Sonne hat den Wein gefügt,
Da' bücken sich die Rücken,
Ein Korb, ein weißes Kopftuch grüßt
Aus roten Mauerlücken.

Im Dorf steht vor dem Kellertor
Die Büttlen und die Kässer,
Und Kinder klettern dran empor,
Bacchanten, kleine Fresser.

Vorüber schwankt das erste Faß,
Das herbigesümmelte, volle,
Es schäumt und spritzt und macht sich naß,
Spielt lustig seine Rolle.

Der Völler kracht, die Kinder schreien
Und tanzen in die Felder —
Gott selbst trinkt roten Himmelswein
Und tritt die Kelter.

Georg Schwarz

Lieber Simplicissimus!

In der noch guten alten Zeit, nämlich 1804, bringt ein Maler ein auf Holz gemaltes Porträtchen über die Grenze und wird von dem jungen Schweizer Zöllner, trotzdem er diesem erklärt, Kunstwerke seien zollfrei, zur Waage geführt. Das Bild wird gewogen, und der Zöllner zeigt es darauf dem Vorgesetzten am Zollschalter mit den Worten: „Ein Kehlo Kehunsch, Herr Vorstand.“ Der Herr Vorstand nickte aber lächelnd, und das Kilo Kunst ging — damals noch — frei in die Schweiz.

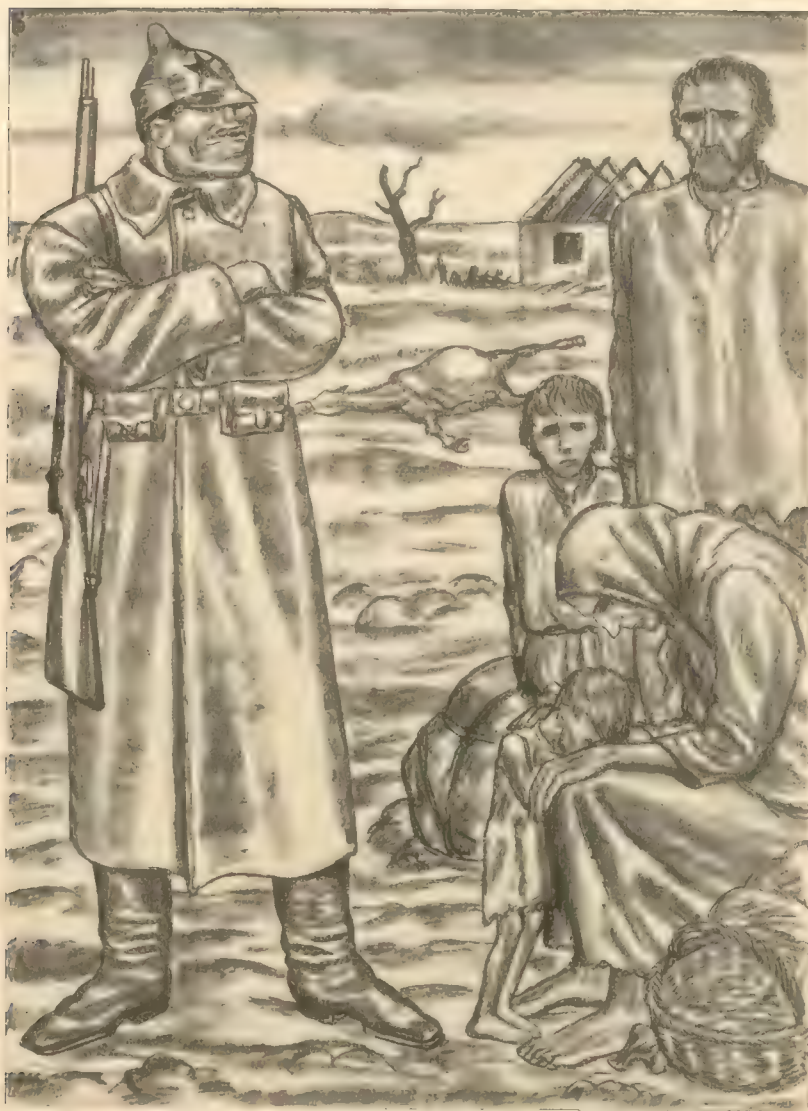
Ein Geistlicher redete vor kurzem von der Kanzel seine Zuhörerinnen folgendermaßen an: „Seien Sie ja nicht stolz darauf, daß unser Heiland nach seiner Auferstehung zuerst einer Frau erschien. Er tat dies nur deshalb, daß die fröhliche Nachricht um so schneller unter die Leute komme!“

Lästerungen

(Rudolf Kriesch)



„Ihr Mann hätt' einen ganz anderen Geschmack, hat sie gesagt.“ — „Stimmt! Er schaut auch dauernd zu uns her!“



„Unsere Regierung will in Genf ja nur lernen, wie sie euch Wolga-Deutsche noch besser schützen kann als bisher.“

Paktomanie

(Karl Arnold)



„Daß sich Monsieur Barthou noch nicht angemeldet hat? Er schließt doch mit allen Regierungen Paktverträge ab.“

SIMPLICISSIMUS

(E. Thöny)

Das Reiterherz



„Degenerierte Bande! Kommt zur Schnitzeljagd und konstatiert: ‚fabelhaftes Golfgelände!‘“



Suser / Von Katschke

Es haben sich die Pflangen,
soweit man sie zum Obstabau braucht,
im grogen und im ganzen
ja heuer leidlich gut geraucht.

Die Sachverständigen meinen
(propheetisch leuchtet ihr Gesicht),
es sei auch bei den Weinen
nichts Unerbauliches in Sicht.

Da spigen wir die Suser,
da schmieren wir die Wanderschuh'
und wenden uns dem Suser
mit freudigdem Zutresse zu.

Sonst find wir ja wohl alle
dem, was da äart, nicht zugetan.
In diesem Sonderfalle
sieht sich die Sache anders an.

Wir wollen ihn versuchen,
wie er aufs Innenleben wirkt
nebst einem Zwiebelkudn,
der gleichfalls Konsequenzen birgt.



Die Liebe beim Simon Klacher / Von Karl Springenschmid

Die Liebe pflegt sich bei den verschiedenen Menschen in verschiedenen Formen zu äußern. Beim Simon Klacher äußerte sie sich so:

Er bekam einen ungewöhnlichen Durst, ohne daß er wußte, woher. Er spürte bloß, daß etwas anders war als sonst.

„Bluetsakra!“ sagte er, drehte den Maßkrug herum und schob den Hut ins Genick, daß ihm die Locken über die Stirn hereinringleiten.

„Bluetsakra!“ und schlug mit der Faust in den Tisch, daß es patschte. Dann stand er auf und ging.

Und als ihm der Schluiferer begegnete, der bloß „Servus, Simel!“ sagte, blieb er mißtraulich stehen, musterte den Schluiferer von unten bis oben und sagte scharf: „Was geht dö di an?“

„Was?“ fragte der Schluiferer unschuldig.

„Was dö di angeht, ha?“ und rückte näher zu ihm hin.

„Es geht mi ja . . . ja eh nix nit an . . .“, meinte der Schluiferer unsicher und schaute den Weg hinab über den Platz und wollte grad weiter, da — da faßte ihn der Klacher bei der Brust und stieß ihm die Faust ins Gesicht, und ehe der Schluiferer sich überlegen konnte, wie er da überhaupt dazukam, lag er schon im nassen Straßengraben und der Klacher mit beiden Fäusten über ihm.

Ans er fertig war, stand der Klacher auf. Knöpfelte sich den Rock zu, der ihm vor lauter Kraft aufgesprungen war, und griff nach seinem Hut, der in der Wiese lag. „Hiez mücht i do wissen . . .“, stotterte der Schluiferer und wischte sich das Blut aus dem Gesicht. „Wie kimm denn i da dazue . . .?“

„Dös ischt mei Sach!“ sagte der Klacher ruhig, setzte den Hut auf und sagte: „Servus!“

„Servus!“ gab der Schluiferer vorsichtshalber zurück.

Und so, wie er es mit dem Schluiferer gemacht hatte, machte er es mit den anderen auch. Seine besten Freunde warf er über den Zaun, wenn sie ihm unterkamen. Die Burschen im Dorf wußten nicht, was da los war. Aber zu fragen wagte keiner; denn der Simon Klacher ist ein Bärenkerl, auf und auf eine einzige Kraft, eine Prätzen, die allein schon ein Mannsbild umlegt, und ein Brustfleisch wie drei Roß. Erst als er einmal den Zischler Peter verkehrt über die Kirchhofmauer schmiß, kam Licht in das rätselhafte Dunkel; denn als der Zischler, der sich am steinernen Grabkreuz seines seligen Großvaters den Schädel halb eingerannt hatte, wieder aufkroch, schrie ihm der Klacher nach: „Und

bai du no amol die Mall anschaugst, nacher kannst glei liegen bleiben aufm Friedhof!“

Auf diese Weise entstand um die Schatzberger Mall, die das schönste und am meisten umworbene Mädchen des Dorfes war, sozusagen ein leerer Raum. Hatten sich früher die Burschen gerne nach ihr umgedreht und da und dort mit ihr ein Wort geredet, so wichen sie jetzt alle aus, denn etwas, auf das einmal der Simon Klacher seine Prätzen gelegt hatte, wollten sie nicht mehr anrühren.

Der Klacher aber tat seine Arbeit gründlich. Er machte sein Anrecht nicht bloß bei jenen geltend, die irgendwie einmal der Mall schön getan hatten, er entfernte alles, was überhaupt auch in der Zukunft einmal hiefür in Betracht kam, so daß er schließlich ganz einsam und allein dastand mit seiner Schatzberger Mall.

Die aber wußte nicht im mindesten, was eigentlich los war; denn der Klacher war sich selbst erst im Laufe der Zeit klar geworden, warum er gerade jetzt die Burschen, einen nach dem andern, hinlegte, und so schneidig er beim männlichen Geschlecht war, beim weiblichen war es anders. Mit der Mall hatte er noch kein Wort gesprochen, ja, er hatte sie überhaupt noch gar nicht recht angeschaut, wie es sich in so einem Fall doch gehört.

Erst als der Forstadjunkt Vinzenz Buchsteiger ins Dorf kam, geriet die Sache in Fluß. Buchsteiger, der hiesigen irdische Holzversteigerung geleitet und wie immer den Bauern schundmässige Preise angesetzt, also daß es in der Stuben beim Oberwirt nur eine Meinung gab: Dem Vinzenz Buchsteiger, dem sollte es einmal einer zeigen. Aber richtig.

„Den laßt lei mir!“ zischte der Schluiferer über den Tisch hin und zog die linke Schulter hoch; denn er war ein wenig ausgewachsen.

„Dir?“ spöttelten die Bauern. „Wie willst denn du den Forstadjunkten hinlegen, du Häuter, du?“

Aber der Schluiferer zwickte bloß die Augen zusammen und pfliff bedeutungsvoll durch die Zähne.

Er trank sein Bier aus, zahlte, schob der Kellnerin noch einen Sechser Trinkgeld hin und ging. Beim Unterbräu traf er den Klacher. Da fing er schön still zu reden an, ein Wörtl um das andere, von den schlechten Zeiten und von den Holzpreisen und daß es den jegerischen immer noch ein Trumm besser gehe als den Bauern, sonst hätte der Forstadjunkt nicht einen neuen Dienstanzug, so wunderschön grün auf und auf und das goldene Eichenlaub am Kragen.

Der Klacher schaute in seinen Maßkrug und hörte nicht.

Der Schluiferer meinte, daß so einer, wie der Forstadjunkt, schon wissen werde, warum er den neuen Dienstanzug anziehe, wenn er ins Dorf geht, und so viel ist gewiß, für die Versteigerung macht er sich nicht so schön.

Der Klacher schaute noch immer in die Hölzung seines Maßkruges.

Da riß dem Schluiferer die Geduld. „Was schaugst denn allweil in dein Maßkrug?“ schrie er. „Hörst nit, daß der Forstadjunkt da ist!“

„Was geht denn der mi an?“ fragte der Klacher.

„Gell, der gang di nix an!“ sagte der Schluiferer mit weinerlicher Stimme und zog die linke Schulter hoch, und i gang di schon was an!“

Da schaute der Klacher auf.

„Wie moanst döst?“ fragte er. Aber er wartete die Antwort nicht mehr ab, stand auf und ging aus der Stube.

Der Schluiferer schaute ihm zufrieden nach. Er kannte das aus eigener Erfahrung: wenn der Klacher so langsam und unständig begriff und dann aufstand und ging, dann war eine Urgewalt entfesselt. — In dieser Nacht war es, daß der Simon Klacher zum erstenmal das Kammerfenster der Schatzberger Mall kam, das heißt, er warf nur ein Holzschüttel an die Fensterscheiben und rief: „Malli!“

Oben blieb alles still. Das Mondlicht spielte in den Hollerstauben.

„Malli, tue auf!“

Der Klacher wartete, nichts rührte sich.

„Malli, tue auf, sünst dersauft er!“

Vergeblich.

Und wieder nach einer Weile: „Bal du nit aufsteh, dersauft er!“

Da ging oben ein Fensterflötter auf, eine Gestalt wurde sichtbar.

„Klacher, du schieher Lotter, du!“ boogte sich die Mall aus dem Fenster.

„Soll i dir n dersaufen lassen, den Dein?“ fragte der Klacher.

Da sah die Mall erst, daß der Klacher mit gegrähten Seiten über dem Brunntrog stand und mit beiden Fäusten etwas niederhielt, ins Wasser nieder, einen Mann, in grünem Gewand.

„Um Gottesrichtwillen, Klacher, laß ihn do aus, er . . . er verküht ja ja . . . du Lotter, du . . . er liegt ja als a Ganzer im Trog . . .“

„Malli, geh als a Nasser nimmer, den Dein“, daß dann laß i dir n aus!“

Und der Forstadjunkt stieg aus dem Trog, triefend und zerschlagen und verschwand über die Wiesen hin.

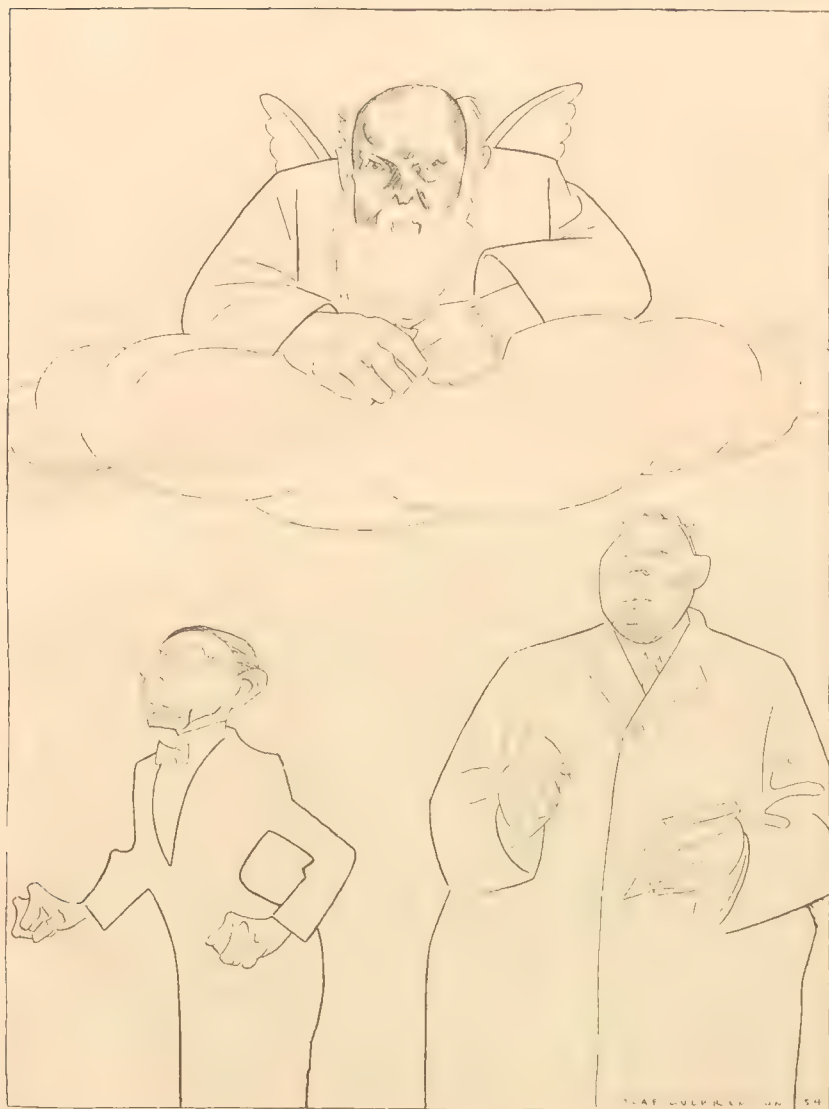
Der Klacher ging heim.

(Schluß auf Seite 341)

Deutsche Stimmen

XIII

(© Gulltrasson)



„Die unklaren Ideen über die einfachsten Sachen in der Kunst sind heutzutage Gemeingut aller Gebildeten geworden.“

Hans Thoma

Der Friede flieht

(E. Schilling)



„Halt, Friede, halt! Wir lieben dich doch!“



Raritäten

(Duge)

„Feine Fijur haste, Meechen!“

„Stimmt schon; aber mit'a Jemüte hapert's. Hast ja keene Ahnung nich, wie det jefragt is!“

(Schluß von Seite 338)

Er war zufrieden mit sich und stolz auf das erste nächtliche Gespräch, das er mit einem weiblichen Wesen geführt hatte, das erste Liebesgespräch mit der Schatzberger Mail — und das letzte; denn so merkwürdig es klingen mag und so ungewöhnlich für eine Liebesgeschichte: Die Liebe des Simon Klacher war damit beendet.

Mit dem Forstadjunkt Vinzenz Buchsteiger hatte er den letzten der wirklichen oder vermeintlichen Konkurrenten hingelegt, und als niemand mehr da war, der ihm durch seine Anwesenheit die Mail streitig gemacht hätte, als sogar der Schülferer einmal die Augen zuzwickte und so nebenbei sagte: „Die Mail, die mag eh koaner nitt“, da verlor er jedes Interesse an der Sache, derart, daß der Schülferer zum Erstaunen der gesamten Bürgerschaft des Dorfes an einem der nächsten Sonntage die Schatzberger Mail vor dem Klacher anlichtete und mit ihr den ganzen Weg die Dorfstraße hinunter ging, ohne daß ihm deshalb der Arm verstaucht oder der Schädel eingedrückt worden wäre. Ja, der Schülferer erzählte sogar öffentlich beim Oberwirt in der Stube, wie gut es doch öfters im Leben gehe, wie man oft zwei Fliegen auf einen Schlag treffe, beispielsweise mit dem Forstadjunkt, dem nicht bloß die schlechten Holzpreise beglichen worden seien, sondern der auch nach seiner zweiten Taufe, als einziger ernstlicher Bewerber bei der Mail, ihm den Weg zu ihrem Kammerfenster freigegeben habe.

Zuviel verlangt

Der Kantor Friedrich Franz Klothdröh in Langenhagen bewirtschaftet seine Dienstländereien noch selbst. Er ist Bauernsohn und auf dem Lande aufgewachsen, er hätte also seine Wirtschaft gut selbst

Schon ziehen Vögel fort,
Schon ist die Ros verborrt,
Schon hallt von Herdgeldlute unser See.
Schon weht im Feld ein Rauch,
Schon glänzt der Dorn am Strauch,
Und müde fäulert man den Alee.

Stunde im Herbst

Freund, laß uns noch einmal
Den Weinberg und das Tal
In unserm zitternd vollen Glase sehn!
Einst wird das nicht mehr sein,
Einst müssen wir vom Wein
Des Lebens in das Reich der Schatten gehn.

Solang die Traube glüht,
Solang die Sonne sprüht,
Laß uns benezen unsern roten Mund!
Dann können wir wie's Blatt,
Das Blut getrunken hat,
Hinuntertaumeln auf den kahlen Grund.

(Einschnitt von Rahman)

führen können — aber er sieht körperliche Arbeit als dem Ansehen seines Standes abträglich an; er muß deshalb einen verständigen Großknecht haben. Eines Tages muß er wieder einmal einen neuen Großknecht einstellen. Jeden kann er nicht gebrauchen. Es muß ein ordentlicher und arbeitsamer Mann sein. Nun hat Jochen Biermann sich gemeldet, ein Kerl wie ein Baum, mit großen Händen, die von vieler schwerer Arbeit erzählen, und unter der kantigen Stirn und dem strohblonden Haar sehen zwei wasserblaue Augen vertrauend und Vertrauen erweckend in die Welt. Kantor Klothdröh sitzt im bequemen Lehnstuhl, Jochen Biermann steht — die Mütze in der Hand, bescheiden an der Tür. Sie sind sich einig geworden.

„Also, Jochen, du bekommst fünfundzwanzig Mark Lohn im Monat, die Kassen bezahle ich, zu Martinmarkt bekommst du einen Taler und zu Weihnacht Weste und Joppe extra.“

„Ist schon recht, Herr Kantor.“

„Jochen, du mußt aber alle Arbeiten allein machen. . . ich meine, ich habe keine Zeit, um dir dabei zu helfen.“

„Ja, Herr Kantor, ich will die ganze Wirtschaft wohl schon allein besorgen!“

„Ja, Jochen, du mußt aber an alles denken!“

„— Was soll ich?“

„An alles allein denken, Jochen.“

„Denken — denken — Herr Kantor — an alles denken soll ich? Nee, nee, Herr Kantor, denn muß ich fünf Mark Lohn mehr haben!“

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:

„Karl Arnold gloriert mit unerbittlichem Geißel die Auswüchse unserer Zeit, aber er mißachtet dabei die Gefahr der übertriebenen Spitzigkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Begehen bereiten, als daß sie abstoßen.“

Hamburger Fremdenblatt:

„... Mit dem feierlichen Instrument des Zehrsens und Zehnens des Berliner Jubilationsritus mit Tanzdielen, Valutafiebern, Kokainissen, Kokotten säuberlich aufgeschnitten.“

Hannoverscher Anzeiger:

„Verzeihen wir uns doch ja nicht, was wir andern Künstler beifügen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfindungsreicher Poet in Linien und Komposition, ein Genie des Karikaturen, des Humors.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:

„... Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Bögern, Konfessionen, Jahrmärkten, Abkassieren, Filmhändlern, Sammlern, Baschenmen und Aufkäuferdamen, ein boshafte vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:

„Karl Arnold, der den Münchner Spürer so oft mit der Bleistiftspitze gefügigt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Gang gegangen und hat in finsternen Katakomben, in lichternden Bürgerwohnungen und in geistlich strahlenden Progenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden.“

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simpliciſſimus-Verlag, München 13 • Postſcheckkonto München 5802

Der Krieg der Kameras / Eine amerikanische Streikgroteske

Es wäre ein langweiliger Tag, der nicht Nachricht von irgendeinem Streik in der Vereinigten Staaten brächte. Scharmützel zwischen Polizisten und Ausständigen regen dort keinen Zeitungsleser mehr auf. Und dennoch ist der innere Friede in naher Sicht. Denn, nach den jüngsten Streikaktionen in den Zeitungen zu schließen, scheinen die Pressephotographen langsam die Überzahl über die Streikenden zu gewinnen. Eines der letzten Bilder von der Industriefront stellt einen Zeitungsphotographen dar, wie er einen andern Photographen aufnimmt, der gerade dabei ist, einen Photographen aufzunehmen, der oben einen einsamen Streikenden fotografiert.

Dies ist ein ermutigendes Zeichen. Wenn wieder der innere Friede in Amerika eingekehrt sein wird, wird man über das Verdienst der Kameramänner nicht hinwegsehen dürfen. Sie waren es, die stets mitten im dichtesten Kampfe standen; wenn auch durch Trübnisse gebandelt, drehten sie ihre Kurbeln und schalteten ruhig an den Verschlüssen herum — denn das kalte, runde Auge der Kamera weint nicht!

Aber nicht nur um dieser ihrer Tapferkeit willen gebührt ihnen Lob, sondern auch wegen ihrer besänftigenden Einwirkung auf die Unzufriedenen. Da sah man unlängst in den Zeitungen eine Photographie, auf der inmitten einer aufgeregten Menschenmenge zwei Männer standen, von denen der eine im Begriffe war, dem andern mit einem Stock über den Kopf zu schlagen. Aber achtete die aufgeregte Menschenmenge auf dieses Schauspiel? Durchaus nicht. Die meisten Umstehenden starrten unmittelbar auf die Kamera — mit dem dunkelhaften Gesichtsausdruck des Bankkettelhähners, die auf das Aufblumen des Bittkittles

warten. Selbst einer der Kämpfenden — der mit dem aufgehobenen Stock — warf einen selbstbewußten Blick zur Seite und schien darüber nachzudenken, ob ihn seine Bekannten auf der Photographie im nächsten Morgenblatt auch erkennen würden.

Der allgegenwärtige Kameramann übt entschieden einen beruhigenden Einfluß in Zeiten der Unruhe aus, da es so gut wie unmöglich ist, sich gleichzeitig in Positur zu stellen und auf den lieben Nächsten loszudreschen. Gelegentlich allerdings wird die Anwesenheit des Photographen von beiden kriegführenden Parteien als unliebsam empfunden. Aber selbst dann hat sein besänftigender Einfluß Bestand; die streitenden Gruppen vereinigen sich, um sich auf ihn zu stützen, und der ursprüngliche Hader wird vergessen.

So ist der Kameramann zu einer nicht zu unterschätzenden Macht geworden. Die Fülle an „authentischen“ Weltkriegsaufnahmen, die jüngst auf den Markt kam, scheint darauf hinzuweisen, daß damals zumindest auf zwei scharfe Schüsse ein Schnappschuß entfiel. Die Lichtblitzkugel ist heute ein bedeutsamer Teil der Kriegsführung — und es ist ganz gut möglich, daß der nächste Krieg wieder in der Luft, noch unter dem Meerespiegel, sondern in der Dunkelkammer ausgefochten werden wird.

Denn der wirkliche Sieger in irgendeinem internationalen Konflikt wird nicht mehr auf Grund gewonnener Territorien, erbeuteter Geschütze oder gemachter Gefangener zu bestimmen sein, sondern auf Grund der Nachkriegsmeinung der übrigen Welt. Schnappschüsse sind bei der Gestaltung der öffentlichen Meinung wirksamer als Statistiken. Genau so wie ein Kinopublikum, dem

Zeitlupenaufnahmen eines sensationellen Boxkampfes vorgeführt werden, „Fouls“ erkennen kann, die der Schiedsrichter übersehen hat, genau so kann die Nachwelt beim Betrachten von Photographien kriegerischen Geschehens ihre eigenen Schlüsse ziehen.

Durch ihre bloße Zahl haben die Zeitungsphotographen kürzlich so manche drohenden Ausschreitungen der Streikenden in Amerika verhindert: bei einem Menschenauflauf vor einer Fabrik wurde umlängst die einzige Sensation von zwei sich bekämpfenden Zeitungsphotographen gedeutet, die durchaus denselben Hydranten als Standort benutzen wollten.

Und wenn sie sich weiterhin im gegenwärtigen Ausmaß vermehren, dann ist nicht einzusehen, warum der nächste große internationale Konflikt nicht zur Gänze von Kameramännern ausgefochten werden sollte. Sie könnten ja nebenbei auch ein paar Filmstatisten aufnehmen — aber die wirklichen Schlichter würden um die günstigsten Stellen für die Kameras toben. Mit einschneppen den Verschlüssen, zerschnittenen Platten, explodierendem Pulver und vordringender Blitzlichtartillerie, gefolgt von den Tanks der Entwicklerbrigade, würde eine solche Schlacht Blinde ergeben, die manchen Weltkriegsphotographen nicht nachstünden.

Und wenn der Krieg vorüber und der letzte Schnappschuß abgefeuert wäre, hätten wir eine nette Sammlung von Aufnahmen — und kleinerer Verluste, ein paar Fälle von Doppelexpositionen vielleicht ausgenommen. Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß die photographische Kamera sich als die wirkliche Friedenstaube unserer Zeit erweist.

Wesley Holbrook

Der SIMPLICIUSMUS erscheint wöchentlich online. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitschriften- und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer RM – 60/- • **Abonnement im Veriahr RM 720/- Anzeigenspreis für die 10-glossen Seite: Mi-Ma 2,- RM – 30/- • Alleinige Anzeigenannahme:** P. C. Mayer Verlag, München 2, 8. Sparkassenstraße 1, 80339 München, Tel. 089 236 48 68, Fax 089 236 48 69, E-Mail: info@simpliciusmus.de, Web: www.simpliciusmus.de • **Verantwortlich:** Dr. Gerd Aeppler, München • **Herausgeber:** Simpliciusmus-Verlag G. m. b. H., München • **Redaktion und Verlag:** München 15, Elisabethstraße 30, 80339 München, Tel. 089 371 90 97 • **Copyright 1934** by Simpliciusmus-Verlag G. m. b. H., München, DA 14100 II VJ • **Erfüllungsort:** München • **Postschek:** München 680 • **Druck von:** Brecker und Jöhrdruff, Stuttgart • **Für unverlangt eingehende Manuskripte wird keine Vergütung übernommen.** Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegend. • **Entered as second class matter.** Post Office New York, N. Y.

Berlin: dringend!

Trotz der vorgerückten Jahreszeit hatten wir auf dem Brocken eine ganze Anzahl Besucher angetroffen, die gleich uns, vom stillen, klaren Oktobertag verlockt, heraufgestiegen waren, die Herbstsonne unter und am nächsten Morgen wieder aufgehen zu sehen. Der Abend brach schnell herein, es wurde ziemlich kalt, und die Gäste saßen, eine kleine, vom Zufall zusammen-gewesene Gemeinde, noch eine Weile im beglückend durchwärmten Zimmer beieinander. Mit einem Male huschte draußen ein Licht-kegel durch das Dunkel, Motorgeräusch ließ sich vernehmen, es wurde geschal-tet — ein Wagen gewann die letzte Stei-gung und brachte noch zwei späte Gäste. Bald traten sie herein, ein Herr und eine Dame mittleren Alters, gut angezogen, wie eben Leute aussehen, die zu ihrem Ver-gnügen im eigenen Auto auf den Brocken fahren. Da alles besetzt war, nahmen sie an unserem Tisch mit Platz: der Herr stellte sich vor als Direktor Soundso, den Namen konnte ich nicht verstehen. Ehe der Kellner erschien, war der Herr Direktor schon wieder aufgesprungen und mit großen Schritten in die Vorhalle geeilt.

Dort hörte man ihn sich erkundigen, ob nicht ein Telegramm für ihn, Direktor So-undso, angekommen sei? Nein, Ganz be-stimmt nicht? Auch nicht etwa telephonisch durchgesprochen? Nein, aber er werde sofort noch einmal nachfragen, sagte der Geschäftsführer draußen, und der Herr Direktor kahrte mit unruhigen Mienen zurück, setzte sich und trommelte nervös mit den Fingern auf die Tischkante. Auch seine Frau sah bekümmert drein. Da sahen wir also einmal einen Wirt-schaftsführer, einen Direktor, aus aller-nächster Nähe. Weiß Gott, was das für ein bedeutendes Tier sein mochte, dieser Di-rector Soundso! Und da fährt so ein Mann nun mal zu seiner Erholung in den Harz: aber die Geschäfte lassen ihn nicht los: überallhin verfolgen ihn Blitztelegramme und dringende Telephonate, noch am spä-ten Abend muß er bereit sein, Entschei-dungen zu treffen, von denen unter Um-ständen Sein oder Nichtsein abhängt. Wahrlich ein Hundeleben! Der Herr Direktor hatte inzwischen hastig ein Glas Wein hinuntergestürzt und etwas gegessen; aber seine Unruhe war noch größer geworden und hatte sich sogar den übrigen Gästen mitgeteilt. Die Gespräche

waren ins Stocken geraten, man blickte neugierig und mit einer gewissen schauen Teilnahme auf den geplagten Mann, der alle drei Minuten den Kellner fragte, ob denn immer noch nichts für ihn da sei. Die Sache fing an, unheimlich oder zum min-desten ungemütlich zu werden, da tönte in die bange Stille schrill die Telephonklingel. Sekunden später erschien atemlos der Ober und keuchte: „Herr Direktor Sound-so aus Berlin dringend ans Telefon!“ — Und durch das allgemeine Aufatmen schritt der Wirtschaftsführer zum Telefon, von dem langen, angstvollen Blick seiner Frau begleitet.

Minuten vergingen. Welche schicksale-schweren Botschaften und Entscheidungen mochten jetzt den Draht durchlaufen? Dann kehrte er zurück, merklich entspannt, Caesar nach der Schlacht, beugte sich zu seiner Frau, die ihn erwartungsvoll ansah, und sagte: „Die Anna ist mit den Kindern im Zoo gewesen, und Schnauzel wird ganz bestimmt morgen gebadet, ich hab' es aus-drücklich noch mal eingeschärft!“

Es ist etwas Großes, etwas Herrliches um die moderne Technik, finden Sie nicht auch?

Hans Seiffert

Modernste Pomologie

(R. Kriesch)



„Wissen Sie, wir haben uns auf Grund genauer Kenntnis unserer Stammbäume lieben gelernt“ —
„Ach, wie süß!“



„Wir hämmern und wir sägen.
Wir müß'n uns allerwegen.

Wir mauern und wir schmieden
dem deutschen Volk den Frieden.“

Das große Vertrauen

(Otto Herrmann)



„Bedenken Sie, daß ich zu allem fähig bin, daß ich mich heute Abend noch . . .“ —
„Nee, det jloob ick nich! Ick hab Ihn'n doch Kredit jegeben!“

Das Schleierchen

Und weil Schnellzüge nicht so oft halten, bereiten sich die Leute immer ganz besonders lang auf die Stationen vor, an denen sie aussteigen wollten. Da saß mir an der kleinen Schiebetüre eine junge Dame gegenüber, blond und schlank und sozusagen modern, ich hätte sie gar nicht besonders beachtet, wenn sie nicht so unruhig gewesen wäre. Und sie war meiner Ansicht nach so unruhig, weil in zwanzig Minuten das Ziel ihrer Reise in Aussicht stand. Das war aber auch meine Endstation, und ich war wenig beunruhigt. Aber weil ich meine illustrierte von vorn bis hinten und umgekehrt von hinten bis vorne gelesen hatte, weil alle Rätsel geraten waren (nur beim „mittelalterlichen Begriff von Liebe“ im Silbenrätsel fehlte mir das „Min“ von Mione — ich mußte es wohl irgendwo anders verwendet haben), wandte ich der unruhigen jungen Dame mein ganzes teilnahmvolles

Interesse zu. Sie hatte eine Weile in ihrer Tasche gekramt und nie das gefundene, was sie gesucht hatte. Zum Schluß war es ein Taschenkamm, hernach ein unzerbrechlicher Spiegel. Die junge Dame stand auf und drehte sich der Bankecke zu, so daß ich nur ihre Rückfassade sah. Was vorne geschah, ahnte ich nur. Dann setzte sich eine kleine schwarze Filzkappe auf den Kopf. So schlief wie erträglich. Dann kam das Schleierchen. Das Schleierchen war ein zartes netzförmiges Gewebe mit lauter eingewirkten Bommeln. Das tat sie nun um und versuchte, es zu einer Schleife zu binden. Leider muß ich sagen, sie machte das sehr ungeschickt. Und als sie daraufhin in den unzerbrechlichen Spiegel sah, stieß sie einen leisen, mir unverständlichen Fluch aus. Es muß offenbar ärgerlich gewesen sein, was sie im Spiegel sah, sie riß das Ganze wieder herunter, daß ihre Haare nach allen Seiten

hinausstanden, als ob sie elektrisch wären. Sie kämpfte, daß es knisterte. Dann versuchte sie das Ganze noch einmal. Draußen im Gang hatten sich ein Herr und ein Jüngling angesammelt, die beide gerade im Begriff gewesen waren, sich entschuldigend auf die Füße zu treten. Sie blieben stehen und verfolgten mit dem gleichen Interesse wie ich den Gang der Handlung. Diesmal war es noch schwieriger: Beim Herunterreißen hatte das Schleierchen ein Knödelchen gebildet. Daran zerrte die arme junge Dame verzweifelt. Es nützte nichts. Sie mußte das Ganze nochmals abbauen. Mit erregten Fingern bohrte sie an dem beschaffenen Knödelchen herum. Ich hätte ihr gerne geholfen. Wir alle hatten das gerne. Aber wir hatten Furcht, eine Indiskretion zu begehen. Sie versuchte es ein drittes Mal. Es gelang. Punkt für Punkt. Sie sah in den Spiegel. Es muß wiederum ärgerlich gewesen sein. Sie raffte ihre Habseligkeiten zusammen und verschwand. Die Türen schwappeten und klackten hinter ihr. Der Riegel machte „Krecks“, das hieß besetzt. Der Herr und der Jüngling traten sich auf die Füße und entschuldigend sich. Ich machte mich fertig. Der erste Vorort der Stadt war passiert. Als die junge Dame wiederkam, saß das Schleierchen richtig. Es saß so, daß eine Bommel direkt auf der Nasenspitze war. Darauf schielte die junge Dame zuwollen. Und weil das Schleierchen jetzt sehr straff saß, hatte sie den Blick immer gesenkt. Das sah madonnenhaft aus. Weil sie so erschöpft war und ich Mitleid hatte, half ich ihr tröstend in den Mantel. Gerhard Hauß

Lieber Simplicissimus

Auf der Wies'n trägt ein Bub seinen Vater: „Du, Vater, warum halt denn der Schenkkelner, wenn er eisenknet, dō Krug olwei so schlaf hi?“ Aufklärend erwidert ihm der Vater: „Mei, Bua, bist du dumm! Damit e' wenigstens auf oana Seil'n voll werd'n!“

Mein Freund, der Physiker G., lebt in leidenschaftlicher Hingabe an seine Arbeit. Mit den übrigen Forderungen, die der Alltag an ihn stellt, wird er weniger gut fertig. Gestern klopfte ich ihm auf die Schulter: „Lieber G., ich sehe deinen Jungen jetzt so viel abends auf der Straße herumstrolchen. Wäre es nicht besser, wenn so ein Sechzehnjähriger am —“

„So?“, unterbricht mich der Professor, „das weiß ich ja gar nicht.“ Dann denkt er einen Augenblick nach und kommt zu dem Ergebnis: „Gut, ich danke dir, ich werde ihn heute Abend tüchtig durchpöhlen.“

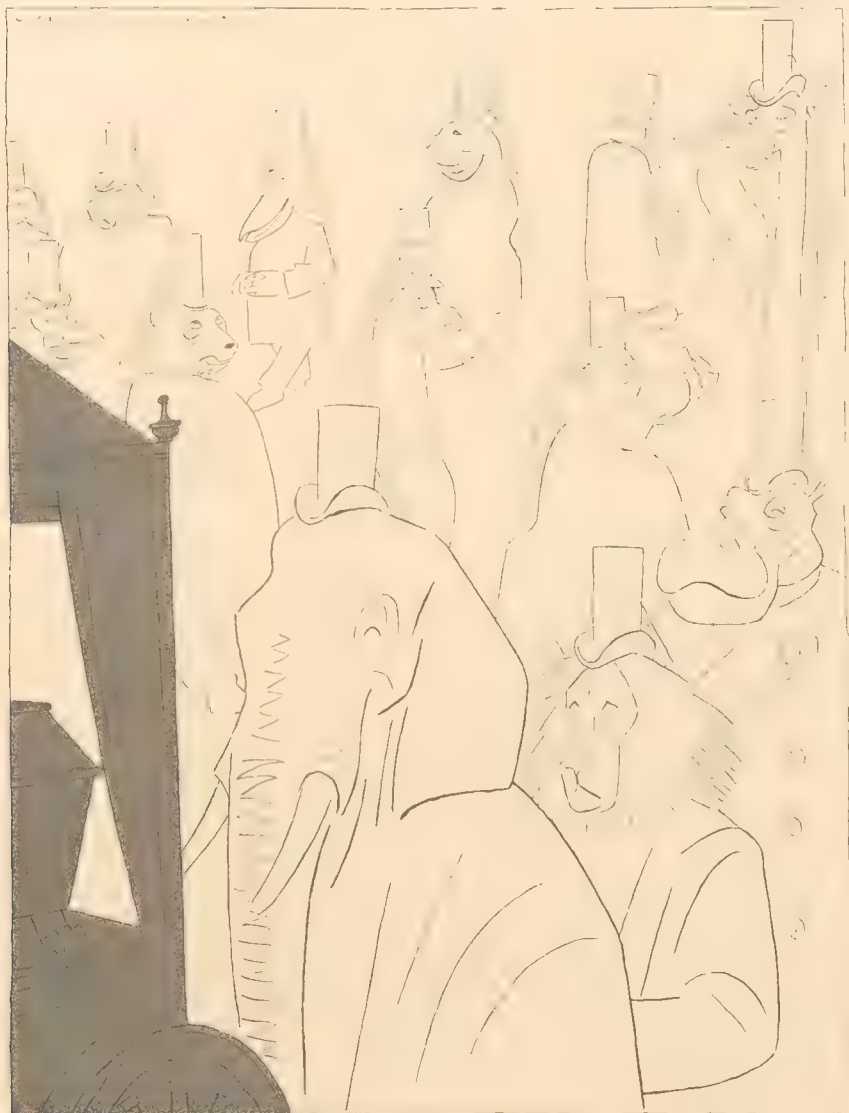
„Aber, lieber G., das würde ich ganz entschieden nicht tun!“

Wieder kuckst du nachdenken. „So? Du meinst also nicht?“

„Bestimmt nicht. Wenn so ein — —“

„Schön. Der Arzt hat mir überdies auch jede körperliche Anstrengung verboten.“

Ich veräume in Stuttgart das Zug nach Nürnberg, der eben die Halle verläßt, als ich an der Sperre ankomme. „Wann, bitte, geht der nächste Zug nach Nürnberg?“ frage ich den Schaffner. Der aber wartet gelassen: „Nied' köiner meh, aber was wöllst Se denn in Nürnberg? Bleibet Se doch in Stuttgart.“



„Es ist das erste Mal, daß er uns im Stich gelassen hat . . .!“

Österreich

(Karl Arnold)



„Aldann geht beileifi nix über a guate Selbständigkeit!“

SIMPLICISSIMUS

Die Saar

10. 10. 1934



Zur Nacht, wenn Lärm und Hader ruht,
durchpilgert treu und unverwandt

der alte deutsche Geist das Land
und hält's in mütterlicher Hut.

Einsame Herbstwanderung / Von Anton Schnad

Sommer hat es aus dem Hügelland geweht,
Und der Rain ist wolk und lot.
Umgeheuer wölcht der Wolfenberg und broht
Dem, der in der grauen Stille geht.

Schlanker Blumenstaub und Schiedhornstrauch
Stehen blätterlos und fahl.
Und das unfürbare leere Ackerfeld
Schwellt in Dunst und Nebelrausch.

Spurlos liegt des Weges Sand.
Niemand kommt, der ihr begegnet.
Dunkler wird die Wolke, die bald regnet
Troilos, Tag und Nacht, ins Land.

Als die Liebende noch Blumen schnitt,
War im Kraut ein Falterschwarm,
Und sie lag verflüht im braunen Aum,
Während Wind im Kornfeld ritt.

„... Ein Erdenrest, zu tragen peinlich“

Tagebuch-Episoden

Von Willy Seidel

29. Juli. — Er sah heute wieder so süß aus: so markig! Hätte Nibelungen-Siegfried die Fünzig erreicht, bestimmt hätte er so ausgesehen, mit dem graudurchschossenen Tolle und den blitzenden blauen Augen! Er sprach auch davon, daß „man“ ihn wieder in Erwägung ziehe, nach seiner „längeren Indisposition“. Ich weiß noch genau, was er sagte: „Man weiß noch doch —“ (so sagte er, und der ganze Pensantisch hat's gehört), „auf meine gleichen auf die Dauer nicht verzichten.“ — Onkel Sebastian sagte: „Sie haben einen Namen, der sehr lebhaft klingt. Herr Kammer-singer.“ — Das war nicht geschickt von Onkel, denn Odilo kraute die Nase und sagte: „Erklingt, wollen Sie wohl sagen.“ Er heißt eigentlich komisch, so furchtbar münchenerisch, nämlich Schratzenstaller; aber der herrliche Vorname macht es wieder gut. Odilo... wie wenn man ins Waldhorn bläst. — Zu dumm, daß mich bei Tisch die dumme Kerbsam verdeckte. Sie ist auch ganz weg von Odilo, aber er guckt schon aus Vorsicht gar nicht her, weil sie ihn mit den Augen so fröst, die Ziege.

30. Juli. — Herrlich! Nun hab' ich's erreicht! Ich sitze ihm quer gegenüber, und er heult er mich lang, wie versonnen, angeduckt, wobei er Brokungen machte, und es fiel nicht sehr auf, weil die Kerbsam grade Hoftheatertracht aufschleifte. Odilos Augen ruhten in mir; mir wurde ganz heiß. Onkel Sebastian sagt, mein Jumper wäre zu eng, und ich sei mit meinen Achteleh schon zu alt für die Nummer. Aber er schenkt mir ja doch keinen neuen. Neulich war Oskar hier mit ein paar Freunden, die haben ein furchtbares Haulo gemacht wegen mir und Odilo, weil sie rauskriegen, daß ich mich interessiere. So dumm! Die Jungen schau ich gar nicht an, ich finde überhaupt ältere Herren viel interessanter, so ab vierzig; die haben wenigstens Welt- und Menschenkenntnis und Zartgefühl. Wie wird das weitergehen? Wird ich ihn endlich, endlich mal richtig kennenlernen? Onkel S. meint, ich bin eine Gans und ich behne mich auffallend, aber er will mal mit dem Herrn Kammer-singer Schratzenstaller ein Gespräch zwanglos vom Zaun brechen, dann sieht man ja. Ich will zur Bühne, das gibt eine Einnahme.

31. Juli. — Hurra! Heute nach Tisch machte es sich. — Onkel sagte ihm, er hätte seinen Gurnemann noch so frisch in Erinnerung; das seien alte Zeiten gewesen! Odilo war furchtbar nett. „Sie schmeicheln“, rief er; „man hat doch auch seitdem Besetzungen.“ So goldig bescheiden. Und dann sprach er von seiner Indisposition; aber der Arzt halte diese für eine Frage der Zeit, und das Fach stabe und fahre schließlich mit erprobten Kräften... Und dann ließ er noch was fallen von vorschneller Anese, die sich rächen werde. — Er rief weiter aus: „Diese Zeit sucht ehrlich das Gute.“ Zuweilen jedoch irr man besten Glaubens und greift daneben. — Gold, mein bester

Herr, unterscheidet sich letzten Endes vom Messing; und nun heißt es das Messing ganz ausmerzen, um das Wesentliche, das Sakuläre, erneut zu bestätigen.“ Ich finde, er drückt sich so wunderbar bedeutend aus. Onkel fragte dann, ob er ihm seine Nichte (mich!) vorstellen dürfe; ich wäre so theaterbegeistert. Man habe Hoffnung wegen meiner Stimme. — „Und wer“, fragte Odilo, „bildet die kleine Dame aus?“ — „Gesangspädagoge Bornstein“, sagte Onkel. — „So, so“, sagte Odilo; „Bornstein.“ — Er sagte das so komisch, aber dann lächelte er wieder. — „Ich muß nun“, sagte er fast unvermittelt, „zur Ruhe niederlegen. — Jo eher dies... rhem, rhem... Indisposition behoben ist, desto eher kann ich das Rennen wieder schaffen.“ Er gab mir einen Händedruck, den ich jetzt noch spüre, und hatte so einen edlen innigen Ausdruck. — Er wohnte in einem Bauernhaus; nicht direkt in der Pension. Er tut es wegen der Ruhe, sagt er.

1.-3. August. — O Gott, was waren das diese letzten drei Tage für Pläne und gewaltige Empfindungen! Odilo ist ein großer Mensch. Er würdigt mich seines Umgangs; warum ihm das nur Vergnügen macht? Er sagt „Jutta“ zu mir! Wie ist das herrlich, von einem gereiften Mann (Künstler!) seines Vertrauens gewürdigt zu werden! Ich weiß hinterher, daß es alles auswendig, was er sagt. Aber dann ist es so komisch, daß ich im Moment fast gar nichts begreife und an meinen Jumper denke, und er guckt mich immer so von der Seite an, und wenn er meinen Arm in seiner Gesteuer packt, dann schme ich immer ganz lahm. Heute schlug er mir vor, er wolle mich im Herbst in der Stadt unterrichten. Bornstein sei vielleicht ganz brauchbar für die Grundlagen, aber den Elan und das Seelische mit der Schmiegsamkeit bekomme ich nur durch einen Bühnenpraktiker. — Ich sagte was wegen Geld; ich hätte nicht genug, um es ihm anzubieten; aber hier war er goldig großzügig und sagte: „Ach, das wird sich auflösen.“ Ich hätte fast aufgegeben vor Jubel, daß ich mein Meister so süß taktil mit meiner Lage rechnet.

„Erneut werden wir beide, kleine Jutta, den Dornenpfad des Ruhmes Hand in Hand beschreiten. Meine Beziehungen, gottlob, sind die sind absolut einwandfrei, man sieht, daß der alte Löwe das Brüllen nicht verlernt hat!“... Er hat eine Art, die Haare nach hinten zu schütteln, die einem nachgeht. Seine Figur kommt in der kurzen Wiche ausgezeichnet zur Geltung. Die Taille ist zwar ein bißchen voll, aber ist das wichtig? Schließlich ist doch der Kopf, der Kopf die Hauptsache! Er hat edle Züge, ein richtiger Herrscher, ich habe ihm auch schon gesagt, daß ich ein feines Abendkleid habe, aus Crêpe Georgette, und er hat gesagt: „Recht so, meine kleine Freundin.“ Ja, ja, ja! Deine kleine Freundin! Ach, Odilo, du sollst mich hübsch haben; hier komm ich nur ländlich vor: so hausbacken! Aber warte nur!

5. August. — Mein Gott, Odilo so interessiert, ruft Unverständliches und spreizt die Finger. Wenn ich dann frage, was er macht, herzt er mich (ach, Odilo!) und sagt so schelmisch: „Tja, tja.“ Einmal sagte er, mit solcher Geste habe er, die Ränge, nicht nur das Parkett, stets

zum Rasen gebracht.“ Er rollt die „R“ so himmlisch! Und wenn er ganz lieb mit mir ist, dann fragt er manchmal, ob ich nicht auch den Atem unserer Zukunft schon spüre als feurigen Anhauch, und unseren gemeinsamen Ruhm, den sehe er schon schimmern wie den Hort im Hörseiberg, und mit meinem schönen Enthusiasmus, sagte er, würde ich den verdorrten Ast, dann meinte er sich und ist doch gar nicht verdorrt! — wieder zum Blüten bringen. Mein Odilo! Wir schaffen's schon! — Zuletzt hat er beim Sonnenuntergang gesungen. Ach, die Stimme! Aber er wurde atemlos, und da mußte ich ihn frösten. Er ist eben ein bißchen heiser; das kommt von der Entzündung; aber man merkt doch die Urgewalt.

12. August. — Eine Woche später! Heute war er plötzlich so lieb menschlich; ob ich von Natur so blaß wäre, fragte er, und ich sollte Eisen nehmen und viel Obst essen. Aber ich sagte, es ist die Aufregung, und weil ich doch zur Bühne wollte und immer darin denken müsse. — Aber er redete weiter von Diät und sagte, er ziehe auch von der Pension zurück, das Essen sei miserabel, und ich solle immer zwischen meine halbzweiten Zwetschgenkuchen hinstechen; das tue er auch regelmäßig, und Zwetschgenkuchen sei so preiswert; die Bismarck seien auch sehr schön, und welchen; ob ich mal kommen wollte und probieren? Aber Onkel Sebastian meint, er, Onkel, könne mir selber einen besorgen. Ich Gans habe es ihm gesagt, und es war mir nur herausgerutscht; am liebsten hätte ich mir die Zunge abgehauen, und die Kerbsam, die Ziege, redete daraufhin von nichts als von Zwetschgenkuchen. — Nachmittags lud mich Odilo zum Kaffee ein, in Törwang, und ich denke, der Schlag trifft mich, als Onkel Sebastian plötzlich auch da ist. Die beiden haben dann humanistisch gesprochen, und Odilo war so komisch und hat mich zwischendurch so von oben herab gefragt: „Mundet es, kleines Fräulein?“ — und gar nicht Jutta und so, und ich war ganz perplex und sagte: „Vielen Dank, Herr Kammer-singer.“ Es war so anders und fremd. Onkel Sebastian mußte den Kuchen auch zahlen, nachdem Odilo sagte, er hätte nur einen Hundertmarkschein bei sich, und ob der Herr Oberstrat so freundlich sei, wolle, um eine Kleinigkeit auslegen. — Ich habe mich in den Schlaf gehaut.

13. August. — Odilo hatte mich vor ein paar Tagen gebeten, seine Taschentücher zu waschen und zu plätten, und heute bin ich hin und wollte sie abholen, aber da sagte er, die Zenzi hätte sie schon, und er wolle mir das nicht zumuten. Ich weiß jetzt überhaupt nicht mehr...

14. August. — Schluß! Herr Kammer-singer Schratzenstaller existiert für mich nicht mehr.

Aber er gesagt, ich soll ihn um vier Uhr abholen, und er will mit mir nach Schloß Herrenchenlesse, wo heute Beleuchtung haben, und wolle das Freisild singen in der Spieltheater. Mein Gott, Odilo! Den Mann Ludwig wolle er ein Opfer bringen. — Ich habe mich furchtbar gefreut, und wie ich ihn abholen wollte, da habe ich schon gehört, wie er das Freisild übe und ich habe geklatscht und da capo gerufen. Aber in seiner Seite war er

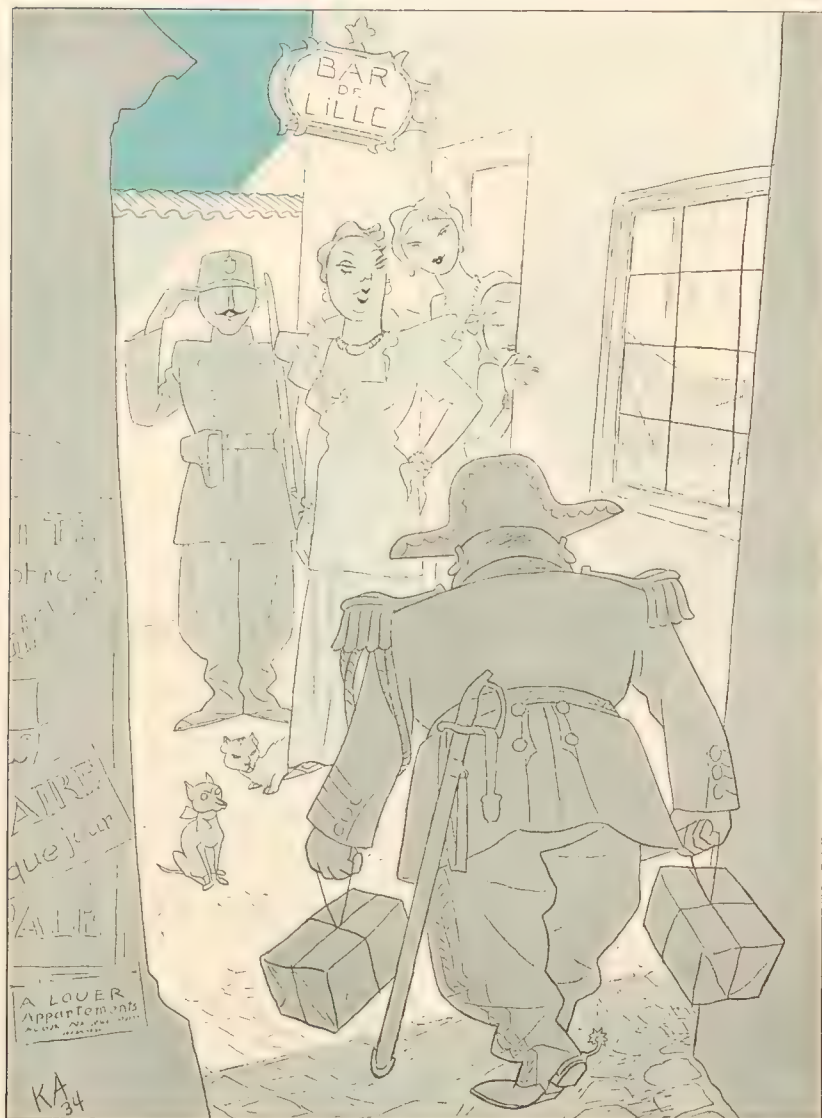
(Schluß auf Seite 353)



Nach der Rede des Generals Mitchell hat sich die Freiheitsstatue entschlossen, ihre Fackel gegen eine Fliegenklappe zu vertauschen.

Mariani, der korrupte Korse

(Karl Arnold)



„Vor allen Dingen Sicherheit! Unser Monsieur Polizeiinspektor bringt uns Kokain und Opium höchst persönlich.“

Ein kindliches Gemüt

(Paul Scheuricht)



„Sind Sie denn immer so stumm, wenn Sie sich mit einer Frau treffen?“ — „Immer — det is jeistige Sammlung!“

(Schluß von Seite 350)

nicht; er mußte irgendwo hinter dem Haus sein, und ich bin nachgucken gegangen. Aber da hat er plötzlich gar nicht mehr gesungen, sondern es war so sonderbar still, und ich habe ihn auch nicht gefunden und habe mich gewundert. Auf einmal hat es ein furchtbares Gerumpel gegeben in dem kleinen Bretterverschlag mit der Stiege, der an die hintere Holzwand angebaut ist, wo man gar nicht richtig hinkann von außen, und ich habe mich so erschrocken und bin zurückgelaufen und habe gedacht: o Gott!

Auf einmal ist auch schon Odilo aufgetaucht und hat so komisch ausgesehen: die Haare waren zerraut und das Gesicht war krebsrot, und dabei hat er ganz wild geschaut, gar nicht so sanft wie sonst. Und seine kurze Wicks hat ihn so komisch gegessen, gar nicht richtig, ganz verrutscht... Und ich war so verdattert und habe gerufen: „Odilo, fehlt dir was? Odilo, soll ich Onkel holen...?“ Und er hat mich angestiert wie ein Berserker und hat geschrien: „Freilich fehlt mir was, ein Hunderter fehlt mir, 'neing'fall'n is er mir, der Hunderter, direkt 'neing'fall'n, der fehlt mir, wannst es scho wiss'n willst...“ —

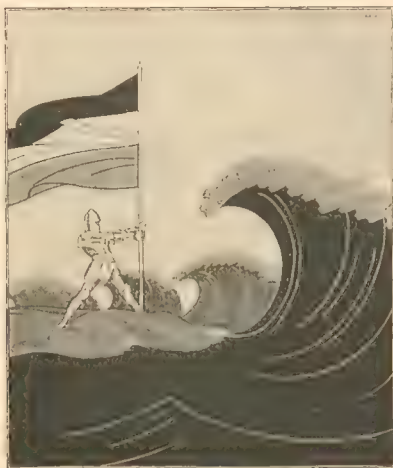
Und ich habe gestammelt: „Ach, Odilo, kann ich dir nicht suchen helfen? Wo ist er dir denn 'neingefallen?“ Da hat er aber noch viel gröber geschrien und gar nicht wie ein Gentleman: „Himmisakra, wo werd er mir 'neig'fall'n sei!“ Steh doch net so saudumm umanand, blöds Frauenzimmer, blöds, marsch, tummel di, hol a Stäng'n oder a Fischnetz, sonst versackst a ma ganz...“ — Und ich habe immer noch nicht gewußt, was er meint, und war auch so benommen, weil er auf einmal einen solchen Dialekt geredet hat, und da hat er mir einen ganz groben Stoß gegeben, und das hat mich so furchtbar aufgeregt, weil wir doch die Seelenfreundschaft haben... Und er ist aber weiter ins Dorf hinein in diesem Aufzug und hat geschrien wie beim Feueralarm. Und dann sind eine Menge Leute gekommen mit Stangen und Mistgabeln, und er hat sie ganz aufgeregt hinter das Haus geführt an eine Stelle, wo man sonst gern einen weiten Bogen macht. Und endlich hat einer mit der Mistgabel etwas aufgespießt, was zuerst wie ein Zwanzigmarkschein aussah.

Es war aber der Hunderter. Und den haben sie ihm vorgelegt, auf die

Wiese hin; und Odilo stand da und zog fortwährend seinen bestickten Quereinsatz in die Höhe, wo er ein Königludwigsbild drauf hatte unter Zelluloid, und sagte immerfort wie ein Papagei: „Brav, brav, gute Leut!“ Und dann sah er Onkel Sebastian, der inzwischen auch herangekommen war, und fragte ihn ganz dumm: „Ob man den heute noch verwenden kann...?“ Und Onkel Sebastian mußte furchtbar lachen und holte ein Kürbisblatt, da sollte er's reinwickeln, und sagte dabei: „Frischauf, Herr Kammeränger. Non o et!“ Und als ich Odilo so sah, wie er sich bückte, und er machte dabei in seiner Unschlüssigkeit eine so alberne Figur, mußte ich auch herausplatzen, und er warf mir einen ganz bösen Blick zu.

— Abends mußte er dann viel Bier für die Leute bezahlen; dann hat er aber um die Rechnung gebeten und hat niemandem — auch mir nicht!! — adieu gesagt und ist am nächsten Tag abgereist. Onkel Sebastian sagt, er findet ihn kitschig, und ich habe auch gesagt, ich finde ihn kitschig; aber in der Nacht habe ich doch wieder heulen müssen. Vielleicht ist es gut, daß ich bei Bornstein noch nicht abgemeldet bin...

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 M. franko **Simplicissimus-Verlag, München Postfach. München 5802**

Und jetzt schweigt Silhar

Von Max Maria Rheude

Wir in unserem kleinen Marschdorf sind froh darüber, daß wir eine Persönlichkeit besitzen, welche uns die Theater und Kinos der Großstädte ersetzt. Ja selbst deren sportliche Ereignisse aufwiegt und mit ihrer heiteren Note manchmal noch übertrifft. Johannes Silhar macht den betrüblichen Gleichmut dieser Landschaft vergessen. Dieser Mann gibt dem schmalen Strich vom Dorf bis zum Meer jenen unsichtbaren, aber desto wirksameren Glanz, den sowieso nur der merkt, dem diese Gegend eine Heimat bedeutet, die er mit seinem treuen Herzschlag ausfüllt. Den tapferen Silhar hat der Schöpfer mit jenen Gaben bedacht, die unserer Natur mangeln: der Leichtigkeit einer wandlungsfähigen Stimmung, der ins Große zielenden Phantasie und dem Humor. Ehe das passierte, worauf diese Geschichte hinausläuft, hielt sich Silhar neben dem amtlichen Kreisblatt noch die ansehnlichste Zeitung der Hauptstadt. Dadurch gelang es ihm, alle Begebenheiten, die eine riesige menschliche Gemeinschaft interessieren und bewegen, in ein kleineres Maß zu bringen und von einem solchen Blickpunkt aus im Dorfe auszuliegen.

Seht, in der Stadt wird gegenwärtig eine Operette erfolgreich aufgeführt! Eine Operette ist ein gewöhnliches Theaterstück mit etwas Musik und Gesang dazu. Wir haben schon öfter Theater gespielt, schöne Verse ganz einwandfrei gesprochen, darstellerisch erschüttert und mitunter auch lachende Tränen erzeugt. Das nächste Mal trillern und duclen wir ein bißchen zwischendurch, der Pfarrer leiht sein Harmonium, der Lehrer und sein ältester Sohn üben auf ihren Geigen, der Schneider bringt seine C-Trompete mit, und dann, dann . . . haben wir eine richtige Operette.

Segelflieger

Von Georg Schwarz

Der Luftverkehr, er ist nicht rein geldzweckbestimmt geregelt, denn eben kam zu mir herein ein rotes Blatt gesehelt.

Ein unsichtbarer Luftpilot bediente die Maschine, sie landete mit knapper Not vor meiner Bett-Tribüne.

Da hübsche Flugpost der Natur, Herbsttelegramm, du rotes, o müder Abschiedsbrief der Flur, du Wappenschild des Todes!

Was soll ich, Zeichen, mit dir tun? Sollst du im Schmutz verderben? Mußt du im Kehrichtfasse ruhn? Nein, du sollst schöner sterben!

Willst du dir nicht im Verzebuch die Rippen pressen lassen? Magst du auf weißem Tafeltuch dein rotes Blut verpressen?

Nein. Eines tut dir sicher gut: Laß dich im Weine nassen und trinke Lust im Traubenblut. Vergeß und sei vergessen!

Silhar kennt die heimlichen und unheimlichen Dinge einer gewaltigen und selbstsüchtigen Welt, die unser bescheidenes Dorf gern an ihren äußersten Rand versetzen möchte. Es ist gut, daß die Vorsehung uns einen Menschen beschert hat, der schwerfälligen Marschbewohnern die Augen öffnet und sie empfänglich macht für das Mysterium des Erfolges und der pompösen Aufmachung. In der Stadt ist eine Katzensausstellung, meldet Silhar. Hat uns der Matrose Lüders nicht im vorigen Jahre ein Angorapapier mitgebracht, das erst unlängst sieben Junge bekam? Die Angorafamilie wäre ein Prachtstück unserer Ausstellung, damit können wir repräsentieren. Wenn wir ein paar finstere Käfige zimmern und darin die besten Exemplare unserer übrigen Katzen unterbringen, dürfen wir es wagen, die Leute vom Nachbardorf einzuladen. Silhar begreift die Einwände nicht. Man hat hier natürlich keine Ahnung davon, daß eine Ausstellungseileitung nicht nur mit praktischen und lebenden Dingen aufwartet. Sie schafft Statistiken und Belege herbei. Das statistische Material wird von der Stadt geliefert. Und als Belege dienen die einschlägigen Bilder aus den Büchern von Hermann Löns. Man braucht sie bloß herauszureißen, notdürftig zu rahmen und geschickt aufzuhängen. Auf diese Weise bringt man selbst eine Wildkatze an die Wand. Ein Vortrag, der bereits mit dem Altertum beginnt, wird für die nötige Überzeugung sorgen. — So setzte Silhar damals die Ausstellung durch. Unserem Silhar gelangen seine sämtlichen Unternehmungen, denn er arbeitet planmäßig nach den laufenden Berichten der Zeitung. Und weil er als Jungeselle nur einen Magen zu füllen hat, verfügt er über genügend Zeit bei seinen organisatorischen Leistungen. Und insofern ist Silhar unversell, als er die verschiedenartigen Ansprüche, welche die überreife Frucht einer sich fortwährend steigenden Zivilisation stellt, in ein ver-

Wiener Diskurs

Dieser Tage traf ich einen Bekannten.

„Ja — ja —“, seufzte er.

„... die Zeiten!“ ging ich sofort auf sein Gespräch ein.

„Wissen S.“, meinte er bekümmert, „das ganze Leben kommt mir jetzt'n scho so vor als wia a Lawine!“

„Ja wieso denn?“ fragte ich.

„No — well's wahr is!“, sagte er nachdenklich, „akkarat als wia a Lawine... Amol geht's auffi und amol geht's ob!“

„Entschuldigen Sie“, versetzte ich, „eine Lawine geht doch niemals hinauf!“

„Eben desweg'n!“ nickte der Philosoph, „eben desweg'n!“

Lieber Simplicissimus!

Im Theaterbüro einer rheinischen Großstadtbühne. Das Telefon klingelt.

„Ach bitte, hier ist das Lehrerseminar in R. Könnten Sie nicht am nächsten Sonntag „Die Karlschüler“ von Laube geben?“

Wir nehmen nämlich gerade Schillers Leben durch.“

Die Sekretärin macht erst eine verlegene Pause, ehe sie antwortet: „Ja, aber — ich bitte Sie doch. Wir haben die Karlschüler ja gar nicht auf dem Spielplan.“

„Können Sie denn das Stück nicht bis Sonntag studieren?“

Die Sekretärin kämpft mit dem Lachen: „Aber ich bitte Sie — was glauben Sie denn, wieviel Zeit so eine Einstudierung beansprucht? Wenn —“

Doch der unbeherrschbare Herr unterbricht sie: „Sagen Sie Ihrem Herrn Direktor, wenn er Sonntag die Karlschüler gibt, nehmen wir dreißig Karten.“

W.A.

In einem Tanzlokal an der Peripherie von Stuttgart. Tanzpause. Ein Jüngling, der sich mit seiner Angebeteten in eine Nische des Lokals zurückgezogen hat, gerät in steigende Verückung über den milchweißen Teint seiner Partnerin; es entspinnt sich folgender Dialog:

Er (indem er unaufhörlich ihre Wangen tätschelt): „Ja, Freilein, hend Sie aber a scheess Hautle — a so weich und so glatt — ja so was findt ma fei net oft —“

Sie (mit berechtigtem Stolz): „Ha no — so bin i z'na ond z'na — da ganze Ranze!“

Unsere Fünfjährige hatte die Mutter mit dem neuen Bräuderle im Entbindungsheim mit abholen dürfen. Im letzten Moment wurden dort noch einem dienstbaren Geist fünf Mark gegeben.

Zu Haus erzählte die Kleine voll Freude der Nachbarn in Erinnerung an den langgestreckten Krankenhausbau: „Weisch, unser Bräuderle hat fünf Mark 'koscht, aber in koim Lade — in 're Fabrik!“

Sichere Position

(Karl Arnold)



„I sag' net aso und sag' net aso; denn wenn i aso sag', oder aso, na kunnt ma später sag'n, i hätt' aso g'sagt, aber net aso!“



Der Weiher ruht im Abendschein.
 Viel Bäume spiegeln sich darein.
 Wie still sie aus dem Wasser schau'n,
 gründunkel oder herbstlich braun!
 Die Wolf' im himmlischen Gefild'
 senkt sanft herab ihr flüchtig Bild.
 Kennt kein Verweilen, keine Ruh,
 entgleitet fernen Ufern zu.

Dr. Gmelin



„Zu was kauft si jetzt oaner so a Madl aus Gips, wo do lebendige gnua umanandlaaffa?“ — „O mei, Huberin, zum Abg'wöhnen halt!“

Kritik im Zwischenakt

Unlängst war ich im Theater.

Ich wollte — man hat manchmal leichtsinnige Anwendungen — einmal bei einer Premiere dabei sein, ging hin und kaufte mir für schweres Geld eine Karte. Obwohl der Autor des Stückes, das zu sehen mich gelüstete, einer meiner besten Freunde ist, will ich jede abfällige Bemerkung vermeiden und berichte lediglich, was mir an diesem Premierenabend zustieß. Es war nicht viel.

Wenn ich mir aber vorstelle, was geschehen wäre, wenn das ein zünftiger Kritiker erlebt hätte — es ist nicht auszudenken. Der erste Akt ging vorüber, der zweite — man soll's nicht glauben — nahm auch ein Ende, das Publikum ging nicht gerade mit, dafür aber während der großen Pause ans Büfett, und ich studierte, da ich kein Freund allzu dünn belegter Schinkensenden bin, den Theaterzettel.

Pötzlich, ich war schon längst über das Personenverzeichnis hinaus und gerade bei den Inseraten angelangt, sagte ein neben mir sitzender biederer Wiener, der mir Platz gemacht hatte, als mir der Biletteur den Sitz anwies, voll teilnehmender Freund-

lichkeit: „No — was sag'n S' jetzt'n, Herr?“

„Zu den Inseraten?“ sah ich verwirrt auf. „Ah na —“, der biedere Herr schaut mich wohlwollend bedauernd an, „I glaub, Sö müassen ihna jetzt'n saublod vorkommen!“

„Wieso?“ entgegnete ich befremdet, versuchte ein möglichst geistreiches Gesicht zu machen, und sagte abweisend: „Was berechtigt Sie zu dieser Annahme?“

„Na hör'n S'“, meinte mein Nachbar zutraulich, „wia S' kummen san, hob' i'a jo g'sehn . . . Sö hab'n jo ka Freikarten nöt!“

Fundstücke

An das Amtsgericht

Endesunterzeichneter bittet um Ehescheidung von meiner ehemaligen Frau. Am 31. Januar fand die Trauung bei uns Stadt. Seit dieser Zeit, die sehr kurz ist, führe ich ein Leben des Jammers und Verzweiflung. Durch unerhörte Hetzereien und Störung der Ehe. Durch die Schwiegermutter, die selbst schon viermal von ihrem Mann getrennt gelebt hat, ist es soweit gekommen. Die Schwiegermutter ist zu allen

Roheitsdialekten und schwersten Beleidigungen zu jeder Zeit bereit. Beweise an ihrem eigenen Ehemann. — — — Ich bitte deshalb das Gericht, mich von dieser Bestie in Gestalt eines Menschen zu befreien. — — —

Zur Begründung meiner Frau, welche nicht wert ist, sich Mutter zu nennen, da sie eine ganz unwirtschaftliche und unhygienische Lebensweise führt.

Ich habe meine Frau unter Zwang ihrer Mutter geheiratet.

Ich selbst bemerkte aber bald in Ehe, daß meine Frau sich für den Ehestand und vor allem als Mutter auch nicht eignete, ersens die Wirtschaft aufrecht zu erhalten, ein Essen kochen, ein Kind pflegen und sich selbst zu reinigen. Dies alles war für meine Frau ein Fremdwort. Sie führte ein ganz unhygienisches Lebensweise, und das ist zurückzuführen, weil sie beschränkt ist.

Aus einer „Lohengrin“-Besprechung im Heidelberger Volksblatt vom 24. September: . . . Von einer anderen Seite zeigte er sich in der Brautgemachzene, wo er auch die für diese Partie notwendige Beweglichkeit aufbrachte.“

Der besorgte Freund oder: Ein Märtyrer der Phantasie

(Olaf Gulbransson)



Um Gottes will'n was's denn mit dir pass-ert Xare?



Der Bluts-Päler der Hundshäuterie hat mi mit der Wasserwaag' über'n Schädel' g'haut



Aber net faul pack'n am Krag'n



und hebn auf



und schmeiß'n aufs Pflaster, daß eahm der Schnäuf'er aus'eib't



Ja, was wear denn jetzt dös Max?

Das Karnickel

(E. Thöny)



„Nur die Deutschen sind schuld, wenn wir aufrüsten. Sie sind es doch gewesen, die das Pulver erfunden haben!“

SIMPLICISSIMUS

Marseille

(Olaf Gulbranson)



Unter den schwerverletzten Opfern des Attentats befindet sich auch der Friede.



Der nackte Engländer

Von Georg Britling

Es ist ein braunes Buch, schön und schmal, so lang wie eine gute Männerhand, so breit wie eine, flohbraun ist das Buch, dunkler, kaffeebraun: aus Leder ist der Einband, und auf dem Rücken trägt er ein verschlungenes Muster in Gold. Das Buch ist alt, das sieht man an dem Braun, an dem edlen Braun; kein junger Einband hat diesen Ton. Und das Gold sieht matt darauf, müde, altersmüde, zart verwischt, und schlägt du das Buch auf, so siehst du gelbe, Selten, wachskerzengelbe Selten: hast du weiße erwartet? Auf den gelben, den weizenfarbenen, den honiggelben Seiten stehen gedrängte Abteilungen schwarzer Lettern, nein, nicht schwarzer, grauer, mausegrauer, kellerasselgrauer Lettern. Lies nun! Du hoffstest ein zärtliches, ein schwermütiges, ein spinnewebswalkendes Lied zu hören, aber du schlägst dir ein Tabakton entgegen, ein wilder, Trompeten schmettern, Schwerter fahren gegen eiserner Strickenden, ah, Shakespears! Es ist ein Band einer alten Shakespears-Ausgabe, es ist Othello, der Mohr von Venedig, und der König Lear und der finstre Macbeth! Dieser Einband! Über siehst du, dieser Einband! Ein Lieberbuch sollte er unschließen, für lämmelweidende Schäfer und Kinder, dieser Einband! fluchst du, ein Stäbchenzaun um eine Büffelherde, und jetzt liest du eine alte Othello und noch eine, und das Feuergeleit des Mohren glüht dich an, und jetzt fangen deine Finger zu zittern an, und sie greifen fest in den Deckel, sie zerschneiden die Seiten, und der Einband, der edle Einband in Rembrandtbraun und Gold, flattert, braust schmetternd in eine Ecke, und du hältst den nackten Shakespears in der Hand und freust dich und schreist, du mußt schreien, mußt laut und barbarisch und zimbrisch schreien über deinen entkleideten, abgehäuteten, entpuppten Mann. Sie die Frau kommt und sich weinend zu dem Einband in der Ecke niederhockt und ihre Augen voll Wasser auf dich richtet, ihre Reheugen, ihre Rotzophenagen, ihre tropfenden, Tut's dir jetzt nicht auch leid, du Urnensch, du Waldmensch, du Vieh? Aber du bist kein Waldmensch und hockst dich jetzt auch nieder, vor das Rotzophenchen hin, Aug' in Aug', und jetzt Mund auf

Mund: wie glänzen die Tränen! Die linke Hand auf dem Rücken aber hält den nackten Engländer und schwingt ihn, und Tränen hast du auch in den Augen, aber dein Herz innen, tief innen, kichert's nicht?

Herbst der Kindheit

Von Hermann Sanderbach

Als wir Zwaben einst Kartoffelbrei fuhren
Und die grauen Änollen breiten in der Ofst,
Als wir fechtlich in dem dünnen Laube rührten
Und die Flammen überfangen voller Tüte:
Wie wir da das Leben flact und herrlich spürten!

In der schmalen Kirche (sahen wir und schmauseten,
Lieben unsere Söhne in die mährische Stube,
Aufgedrehten Reihenhühner prächtig bräunten,
Jäger (schossen jäh in ihre wilde Glucke,
Sod in fernen Räumen Vogeltage faulen.

Handmal fließ ein später Käfer meine Wange,
Jude dann erschrocken in der Türe aufste,
Erstern langsam geg das Vaters Hüft am Schenkel,
Tut dem leichten Wind kam früher wehender,
Und wir führten auf mit schmettermendem Gefänge.

Das Ärgernis

Von Helene Voigt-Diederichs

Linker Hand im ersten Stock des großen
Mietshauses sind die Rollläden niederge-
lassen. Die Milchfrau, die den draht-
haarigen Schreier Lumpi in Pflege ge-
nommen, weiß: Butenschön, die haben für
ihren vollen Monat fortgemacht. Der Haus-
wart ist der Meinung, dies hätten sie als
Mietier ihm melden können. Hochmütiges
Pack, hat sich schon beim Einzug nicht
hergebenlassen, die Genehmigung zur Hal-
tung eines Hundes einzuholen. So ein Kö-
ter, bellt zur Unzeit, verrichtet seine Be-
dürfnisse im Hof: täglich kann man seine
Stapfen auf dem Mosaik der Treppe wahr-
nehmen.

In der Frühe, als der Grundbesitzer auf
gesteckten Pampuschen in seinen Garten
schlurft, huscht grade die Ausrägerin des

Morgenblattes herein. Weil aber Herr Buten-
schön den Bezug zunächst eingestellt hat,
nimmt sie sich heut am Monatsletzten
nicht die Mühe, die Zeitung gedehnt
unter die Briefkastenklappe zu schieben,
sondern läßt sie hastig auf die Fußmatte
gleiten. Dort erspäht der gewichtige Mann
sie auf seinem besinnlichen Morgengang.
Ehrlich gesagt, es wandelt ihn die Lust an,
sie aufzuheben und einen Blick auf An-
zeigen und Lokales zu tun. Aber statt sich
zu bücken, gibt er ihr einen Tritt, wie sich
an diesem Schandblat nicht die Finger
verunreinigen. Hat es nicht kürzlich in
einer Klagesache, die ungünstig für ihn
ausgefallen, berichtet mit einem Seiten-
hieb auf die Herren Hauswirte, die nicht
umlernen können? Ärgerlich genug, daß er
daraufhin zum Generalanzeiger übergehen
mußte. Der so was nie gemacht hätte, da-
für aber, was die Stadteingekerkerten betrifft,
viel weniger bietet als die mit Haß ge-
liebten „Nachrichten“.

Der Handlungsreisende Meyer, Überwohner
des Hausbesizers, kreuzt als dritter den
morgendlichen Flur. Er sieht die Zeitung
auf der Matte liegen, greift zu und über-
prüft den eingedruckten Fahrplan. Herr
Butenschön ist Vorstand einer ange-
sehenen Firma — man kann nie wissen...

Also kommt Herr Meyer nach der Be-
sichtigung achtungsvoll — nun, nicht in den Brief-
kasten, dies wäre ein Zuviel an Höflich-
keit, sondern zwischen das Fenstergitter.

Von dort schaut die Zeitung gleich darauf
dem neugierigen Backerjungen, der im gan-
zen Haus die Rundstücke in die Türbeutel
stopft, vor die lustig ausgebeulten Kniee.

Kein Fußball bedient er, aber wie wäre
es? Er stößt sie lachend mit den Zehen
vor sich her, jagt und wirbelt sie ge-
schickt hinauf zum offenen Flur der Dach-
wohnung.

Hier fällt sie im Laufe der Stunden der
verwitweten Rechnungsrätin mitleidig in
die Augen. Ihr Sinn für Ordnung nimmt be-
rechtigten Anstoß an dem verlaufenen Pa-
pier. Aber da sie nicht dazu da ist, anderen
Leuten ihr Eigentum nachzutragen, läßt sie
es liegen, wo es liegt. Führt selbst zufrie-
den mit dem Hausbesitzer drum herum.

Ähnlich eingestellt zeigt sich anderntags
die Frau Studienrat Sowieso im Erdge-
schoss. Sie hat den Kopf auf dem Zopf der
Bodenkammerlur gefunden und als
herrenlos zunächst einmal mit in die Küche
gebracht. Dies frühere Linksblatt, das
ihrem Mann liegt, hat die Augen ist die
Dame wittert gleich, daß Butenschön der
Besitzer sei. Derselbe Butenschön, der
die Gewohnheit hat, nachts, wenn sie im
ersten Stock liegt, in ihrem Zopf das
Wasser im Badezimmer laufen zu lassen.
Also distanziert man sich, indem man
schleunigst diese zweifelhaften „Nach-
richten“ ins Treppenhaus zurückbefördert.
Der Aufwärterin, die sich keine Zeitung
halten kann, tun die schönen großen
Papierseiten leid. Wie gut könnte sie da-
mit zu Hause den Kuchenschrank aus-
legen. Aber an fremdem Eigentum sich ver-
greifen, auch wenn niemand der Eigen-
tümer sein will, das tut sie nicht. Mit Be-
auern klebt sie das Blatt auf schmale
Fensterbrett.

Dort findet es der fliegende Händler, der
unter dem Vorwand, seine Schandur, der
er unter dem Vorwand, sein mageres Bei-
treppauf, treppauf sein mageres Bei-
sucht. Er ist fubwund und müde, nimmt gern
die Gelegenheit wahr, für ein paar Minuten bei
dem glerig begründeten „Nachrichten-
suchern. Er birgt sie unter seiner Jacke,
und weil man doch beim Klappenputzen
von oberher im Hause anfangen muß, läßt
er sich lassend auf der höchsten Stufe
nieder.

Er vertieft sich in seinen Lieblingsstil: Ver-
loren — Gefunden. Mit staunend die aus-
gezeichnete, treppauf sein mageres Bei-
sucht monatlich zusammenschrept. Unver-
sehens hört er irgendwo hinterwärts eine
Tür klappen — sein immer mißtrauisches
Gewissen ersonnlich soll er sich als so-
desch ertrappen lassen? Wie ein heißes
Eisen läßt er flink die Zeitung in den
Treppenschacht hinunter fallen.

Die einzige Blätter, dem, was er selbst
sind bald hier, bald dort auf einem Absatz
hängen geblieben. Da es ein windiger Tag
ist, regt sich das verstreute Papier,
schlurft im Hof, sobald die Haustür
geöffnet wird.

Naserümpfen der Vorgeblagen. Treffen
sich zwei Mieterinnen, die sagt eine zu
der andern: „Hörst du, Unglückselige, da-
bleibt da die schuldige Rechtsicht?“ Am

(Schluß auf Seite 365)

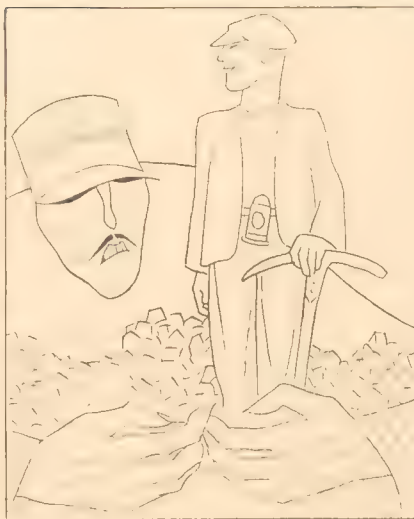
Boykotthetze



„Auf die Ware kann man sich setzen, aber gegen die Arbeitsenergie des deutschen Volkes ist auch Krötegift auf die Dauer ohne Wirkung.“

Saarabstimmung

(Karl Arnold)



„Aber am 13. Januar 1935 heißt's: Hände weg, Monsieur!“

USSR.-Propaganda



„Mit Spanien ging es zunächst schief. Stecken wir mal unsere Fühnchen nach Frankreich, da hat ja auch Genosse Litwinow gute Beziehungen.“

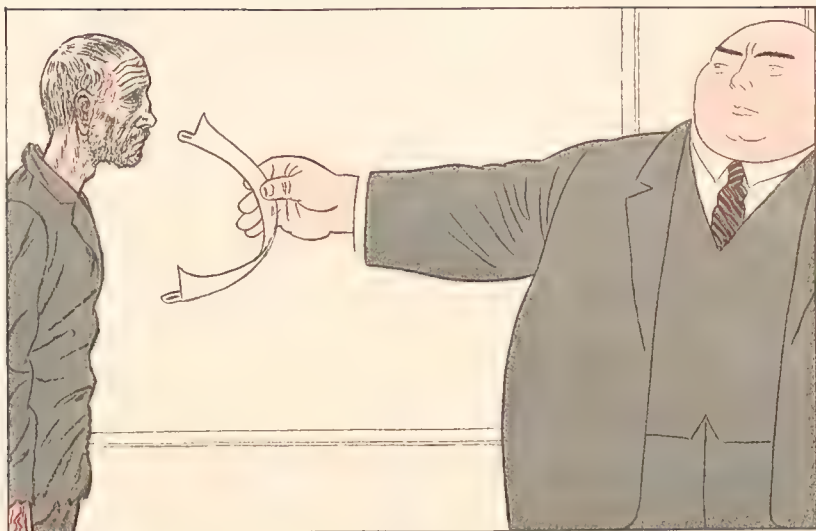
Französische Korruptionen



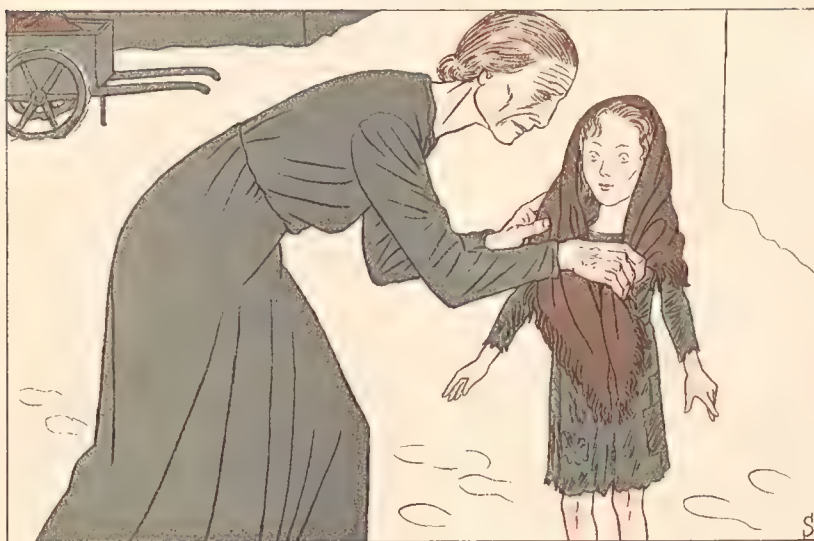
„Die Kantonalwahlen zeigen doch eine wesentliche Verschiebung. „Na, wenn nur wenigstens unter den Gewählten keine wesentlichen Schiebungen vorkommen.“

Zweierlei Winterhilfe

(E. Schilling)



„Hier ham Se einen tadellosen Kragen, mir ist er nur ein bißchen eng.“



„O du arms Hascherl — da hast mei warmes Tüchl!“

(Schluß von Seite 362)

meisten empfindlich zeigt sich die Rechnungsrätin. Als sie nämlich abends die erleuchtete Treppe hinanstieg, hat sich ein Blatt im Gegenzug hochgehoben und ist hart an ihrer sauberen Backe vorbeigestrifft. Sie verachtet sich der Zeugenschaft des Nachbarn, der den Vorgang mit angesehen hat, und beschließt, im Interesse des ganzen Hauses auf Abhilfe zu dringen.

Doch beim Hauswirt ist eben niemand anwesend. So muß sie, am hämisch glänzenden Türschild der Butenschöns vorbei, ihren Groll mit sich in die Dachwohnung hinaufnehmen. Diese windigen Leute, Schlamperei auf der Treppe, wenn das nicht Mangel an Gemeinsinn beweist! Geld aber haben sie, jetzt schon zum zweitenmal in diesem Jahr in die Welt hinaus zu reisen . . .

Hätte sich die aufgeregte Dame doch wenigstens gegen ihren Sohn auslassen können! Aber es ist Sonnabend, er hat Dienst, Nachtlösung sogar — wäre nicht schlecht, wenn er gleich in seiner kriegsgerischen Tracht beim Hausgewaltigen vorstellig geworden wäre.

Am Morgen findet sie den Jungen in seinem blauen Trainingsanzug schon über den Büchern hocken. Sie schiebt ihm den Kaffee auf den Tisch und holt weit aus, ihre Kummeria vorzutragen. Wohnt man auch, seit man Witwe ist, leider Gottes nur in der Mansarde, so hat man doch wohl Anspruch auf einen gepflegten Trepenaufgang. Nein, so ist sie nicht, keineswegs will sie sich heut zuerst ihrer selbst wegen beklagen. Aber wenn nun schon seit Tagen das ganze Haus Anstoß nimmt. Der Sohn stipt seine trockene Semmel in

den Kaffee. Er wiehert ein herzhaftes Lachen aus sich heraus. Also was ist zu machen — Feuerwehr oder Polizei? Nein, nein, Scherz beiseite. Er findet selber, daß es seiner kleinen Mama nicht gut tut, sich aus — wie sagt sie doch? — aus purem Gemeinsinn so aufzuregen. Darum soll es ihm ganz gewiß nichts ausmachen, nachher, wenn er zur Post läuft . . . Nur soll sie nett sein und ihn jetzt volle zehn Minuten in Ruhe lassen . . .

Nein! überlegt in der Küche die Mutter. Daß er auf der Treppe die ärgerliche Zeitung aufliest, dafür ist ihr der Studentensohn zu schade. Lieber läßt sie fünf grade sein und geht selber . . . Sie tut gelockerten Herzens die Schurze ab, nimmt die Feuerzange zur Hand und steigt die Treppen hinunter.

Doch umsonst fahndet sie nach dem Störenfried. Kurz bevor sie ihren Opfergang antrat, hat der verstohlene Sonntagsbettler die Zeitung zusammengeklaut. Die Hälfte behält er für sich. In die andere Hälfte wickelt er das geringe Fettpfand, das er soeben an einer Tür erhalten hat, und überantwortet das Päckchen höflich dem Trepenabsatz.

Dort findet es der Schnauzer Lumpi, der von der Milchfrau ausgerissen ist, um die verwaltete Schwelle seines Herrn zu beschneffeln. Lumpi wittert und tatz, freut sich spielerisch am Geräusch, Schleppt seine Beute hinaus in die Anlagen. Erstochert sich den unverhofften Bissen, wendet die Hülle und leckt brünstig auch die Fetteste aus.

Ein Windstoß dreht sich über den Rasen heran. Er nimmt die fleckigen Zeitungsblätter lustig mit in seinem Wirbel von

staubigem Laub. Eins fängt sich im gelben Spargelfeld, ein anderes kommt zur Ruhe im rostigen Gestänge des Autofriedhofes. Das letzte, das sich drachengleich lüftet in den blauen Oktoberhimmel, wird festgehalten vom Draht der Hochspannung. Kriegsgeschrei einer Rote unternehmungs-lustiger Pimpfe. Sie zielen, werfen hoch, freuen sich, wenn es dort oben reißt und klatscht. Vernichten schnell, dank dem Kastanienvorrat ihrer Taschen, in wenigen Sekunden das willkommene Ärgernis.

Fundstücke

Aus dem „Berliner Tageblatt“ vom 4. Oktober 1934:

Auto-Tausch

Sargfabrik sucht unter Diskretion Tausch eines extra schweren Eichenprunksarges, geeignet für Gruft und Erdbestattung, gegen ein Personenauto in la Verfassung.

Aus dem Briefkasten der „Freiburger Zeitung“:

B. 8. Frage 1: Das Mädchen gilt als Hausgehilfin. — Frage 2: Die Unfruchtbar-machung geschieht durch den Tierarzt.

Tausch

Suche Grabstein, Gebe Motorrad. Elisabethstraße . . .

— Wozu will der Mann eigentlich einen Grabstein, wenn er doch sein Motorrad hergibt? Sinn hat der Grabstein doch nur, wenn er sein Motorrad behält.

Überraschung

(Paul Scheuring)



„Nee — sowat von Leidenschaft! Und ick dachte, ick bin bei hochanständigen Leuten!“

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplicissimus-Verlag, München Postfach. München 5802

Das verhexte Obst

Von Otto Mittler

„Herrmandsew!“ flucht der Hinterwieser, und wer denkt, das wäre kein Fluch, der versteht sich sehr mangelhaft auf die bajawarische Bauernseele. Zwar schaut Gott auf das, was das Herz denkt, und nicht darauf, was die Lippen reden, und somit dürfte vor seinem alles durchdringenden Vaterauge zwischen einem „Herrmandsew!“ und einem „Herrgottakrament!“ kein so grundsätzlicher Unterschied sein, wie ihn der Hinterwieser macht, der, sobald ihm einmal die zweite Fluchform ausgekommen ist, gewissenhaft in seinem Beichtnotizbuch, Folio Fluchen, einen Bleistiftstrich anmerkt, für die erste unschriebene Form dies aber nicht tut, sondern sich ohne Bude kurzerhand selbst absolviert.

Warum der Hinterwieser geflucht hat, ist aus der bisherigen Abhandlung noch nicht ersichtlich, wird aber verständlich, wenn man sich ihn vorstellt, wie er morgens bald nach Gebetläuten seine Obstbaune besucht. In der Nacht ist ein frischer Wind gegangen. Was der von den schwer beladenen Ästen geschüttelt haben mag, will der Hinterwieser aufsummen. Da liegen auch auf dem frisch gemähten Rasen eine Menge Äpfel, Birnen und Zwetschgen, aber — und das ist des Fluchens Anlaß — die Äpfel liegen unterm Zwetschgenbaum, die Zwetschgen unterm Birnbaum, die Birnen unterm Apfelbaum. Der Hinterwieser kratzt sich hinterm Ohr, zupft sich an der Nase und kneift sich dorthin, wo in seiner Arbeitshose der größte Flecken eingesezt ist. Diese Untersuchung zeitigt zwar den Befund, daß er wach und bei Sinnen ist, ändert aber nichts an der allen Erfahrungsgesetzen hochsprechenden Lage des Fallobstes.

„Stamper!“ schreit der Hinterwieser seinem Nachbarn über die mannshohe Hecke zu, „schau!“ amol her!“

„Jetza ko' i neda“, erwidert der Stamper, der seine Odelgrube anzapft hat und bei der Öff-

nung der Wagentonne lauert, daß der Spiegel des duftenden Nasses den zulässigen Höchststand nicht überschreite. „Jetza ko' i neda. D' Odelbannz werd glai' voll sei!“

„Glaabst es“, schreit der Hinterwieser mit steigendem Mitteilungbedürfnis, aber der Stamper zeigt nicht das mindeste Interesse dafür, was zu glauben ihm zugemutet werden soll. Der Abfluß der Grube scheint sich verstopft zu haben; wenigstens stochert ihr Besitzer, ärgerlich brummend, mit einer Stange darin herum und ist für die Umwelt blind und taub.

Was bleibt also dem Hinterwieser übrig, als den seltsamen Fall seinem nächsten Nachbarn, dem Vorderwieser, zu unterbreiten. Der Vorderwieser sitzt auf einem Melkschemel in seinem Kuhstall und hat zwischen den Knien die Frühgeburt seiner scheckigen Kuh, die sich heute nacht im Kalender verlesen hat. „Mach d' Tür zu!“ ziagt wie narriisch!“ schreit er ohne aufzublicken.

„Unter meine Obstbaun“, glaabst es“, schau amol sei!“ stammelt der Hinterwieser. „Jetza ko' i neda“, erwidert der andere und hält dem kläglichem Geschöpf die Saugflasche mit dem Nimmidzlat an die Lefzen. „Sassa tuat 's“, konstatiert er erleichtert. Vielleicht läßt sich das Kälbchen doch noch durchbringen.

Der Hinterwieser erkennt, daß er auch diesen Nachbarn jetzt nicht zur Anteilnahme wird bewegen können, und weil gleich neben dem Vorderwieser der Schmied haust, geht er halt in die Schmiede hinein. Der Gehilfe nihtet dort gerade mit Donnergetöse einen Blechkessel, und der Meister, dem der Hinterwieser nur mit Gesten sein Anliegen hat verständlich machen können, deutet auf die weißglühende Eisenstange, die er seeben aus der Esse auf den Amboss geholt hat. „Jetza ko' i neda“, schreit er dem Hinterwieser ins Ohr, und der muß einsehen, daß jener das Eisen nur schmieden kann, solange es heiß ist.

Der Bauer hinter der Schmiede, der Breininger, ist mit seinem ganzen Gesinde auf entlegener Wiese zur Grummelwand; der Bachmüller hat gerade das Sägewerk angestellt; vom Obermaler sind

nur die Stiefelsohlen zu sprechen; der Rest liegt rücklings unter dem bejahrten Kleinauto, das mit den Milchkannen das Dorfes schon längst auf dem Wege zur Bahnstation sein sollte; der Herr Pfarrer ist auf dem Wege vom Pfarrhof zur Kirche, und da darf man ihn nicht aufhalten; der Schuster flickt beim Wagner den Treibriemen; der Krämer darf den Chauffeur des Tankwagens, der ihm die Benzinstelle auffüllt, nicht aus den Augen lassen.

Alle, alle sagen: „Jetza ko' i neda“, und wie der Hinterwieser den vergeblichen Rundgang bei seinem eigenen Anwesen beschließt, da schreit seine Frau aus der Küche heraus: „Wo bleibst denn mit'n Obst? Der Dörrf'n is hoab, und net amoi d' Schnitz hab' i schneld kinna!“

„Glaabst es“, beginnt der Hinterwieser unsicher, aber er weiß schon im voraus, daß seine Alte in dieser Gemütsverfassung nichts Gesprochenes, Geschriebenes oder Gedrucktes glaubt, höchstens ein Telegramm würde vielleicht Eindruck auf sie machen.

„D' Äpfel und Birn bringst her!“ fällt sie ihm ins Wort und kracht ihm die Küchentür vor der Nase zu. Resigniert stapft er wieder zu den Obstbäumen hinaus. Das Obst ist ja da, und wo's liegt, ist jetzt schon gleich.

Der Stamper muß mit seiner Odelgrube auch allerhand Schererei gehabt haben. Das Fuhrwerk steht noch immer da, aber jetzt scheint alles klar zu sein; der Stamper steht schon vorn bei den Gäulen und zündet sich die Pfeife an.

„Was host denn woll'n z'vor?“ fragt er den vorbekommenden Hinterwieser.

„Unter meine Obstbaun lieg'n d' Äpfel unterm Zwetschgenbaum, d' Zwetschgen unterm Birnbaum, d' Birn unterm Apfelbaum. Glaabst es?“

„Dees glaab' i neda. Wirst di halt verschauht ham. I trau mir wettn, daß a jedes Obst unter sein Baam liegt.“

„Was wet' ma?“ schreit der Hinterwieser, schon ganz erobert über all die Widrigkeiten dieses Morgens.

„Die zwos Fackel“, entgegnet der Stamper und

SIMPPLICISSIMUS erscheint wöchentlich; 60 Seiten. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen, so wie der Verlag selbst. Einzelnummern RM - 60/- Abonnement im Vierteljahr **RM 7,-** / **Anzeigenpreis** für die 10 spaltenbreite Millimeter-Zeile **RM - 20,-** / **Allgemeine Anzeigenannahme:** F. W. Simon, Verlags-Druckerei, 80333 München, Elisabethstraße 11, Fernsprecher 29063, 2968, 2989, 2990, 2991, 2992, 2993, 2994, 2995, 2996, 2997, 2998, 2999, 3000, 3001, 3002, 3003, 3004, 3005, 3006, 3007, 3008, 3009, 3010, 3011, 3012, 3013, 3014, 3015, 3016, 3017, 3018, 3019, 3020, 3021, 3022, 3023, 3024, 3025, 3026, 3027, 3028, 3029, 3030, 3031, 3032, 3033, 3034, 3035, 3036, 3037, 3038, 3039, 3040, 3041, 3042, 3043, 3044, 3045, 3046, 3047, 3048, 3049, 3050, 3051, 3052, 3053, 3054, 3055, 3056, 3057, 3058, 3059, 3060, 3061, 3062, 3063, 3064, 3065, 3066, 3067, 3068, 3069, 3070, 3071, 3072, 3073, 3074, 3075, 3076, 3077, 3078, 3079, 3080, 3081, 3082, 3083, 3084, 3085, 3086, 3087, 3088, 3089, 3090, 3091, 3092, 3093, 3094, 3095, 3096, 3097, 3098, 3099, 3100, 3101, 3102, 3103, 3104, 3105, 3106, 3107, 3108, 3109, 3110, 3111, 3112, 3113, 3114, 3115, 3116, 3117, 3118, 3119, 3120, 3121, 3122, 3123, 3124, 3125, 3126, 3127, 3128, 3129, 3130, 3131, 3132, 3133, 3134, 3135, 3136, 3137, 3138, 3139, 3140, 3141, 3142, 3143, 3144, 3145, 3146, 3147, 3148, 3149, 3150, 3151, 3152, 3153, 3154, 3155, 3156, 3157, 3158, 3159, 3160, 3161, 3162, 3163, 3164, 3165, 3166, 3167, 3168, 3169, 3170, 3171, 3172, 3173, 3174, 3175, 3176, 3177, 3178, 3179, 3180, 3181, 3182, 3183, 3184, 3185, 3186, 3187, 3188, 3189, 3190, 3191, 3192, 3193, 3194, 3195, 3196, 3197, 3198, 3199, 3200, 3201, 3202, 3203, 3204, 3205, 3206, 3207, 3208, 3209, 3210, 3211, 3212, 3213, 3214, 3215, 3216, 3217, 3218, 3219, 3220, 3221, 3222, 3223, 3224, 3225, 3226, 3227, 3228, 3229, 3230, 3231, 3232, 3233, 3234, 3235, 3236, 3237, 3238, 3239, 3240, 3241, 3242, 3243, 3244, 3245, 3246, 3247, 3248, 3249, 3250, 3251, 3252, 3253, 3254, 3255, 3256, 3257, 3258, 3259, 3260, 3261, 3262, 3263, 3264, 3265, 3266, 3267, 3268, 3269, 3270, 3271, 3272, 3273, 3274, 3275, 3276, 3277, 3278, 3279, 3280, 3281, 3282, 3283, 3284, 3285, 3286, 3287, 3288, 3289, 3290, 3291, 3292, 3293, 3294, 3295, 3296, 3297, 3298, 3299, 3300, 3301, 3302, 3303, 3304, 3305, 3306, 3307, 3308, 3309, 3310, 3311, 3312, 3313, 3314, 3315, 3316, 3317, 3318, 3319, 3320, 3321, 3322, 3323, 3324, 3325, 3326, 3327, 3328, 3329, 3330, 3331, 3332, 3333, 3334, 3335, 3336, 3337, 3338, 3339, 3340, 3341, 3342, 3343, 3344, 3345, 3346, 3347, 3348, 3349, 3350, 3351, 3352, 3353, 3354, 3355, 3356, 3357, 3358, 3359, 3360, 3361, 3362, 3363, 3364, 3365, 3366, 3367, 3368, 3369, 3370, 3371, 3372, 3373, 3374, 3375, 3376, 3377, 3378, 3379, 3380, 3381, 3382, 3383, 3384, 3385, 3386, 3387, 3388, 3389, 3390, 3391, 3392, 3393, 3394, 3395, 3396, 3397, 3398, 3399, 3400, 3401, 3402, 3403, 3404, 3405, 3406, 3407, 3408, 3409, 3410, 3411, 3412, 3413, 3414, 3415, 3416, 3417, 3418, 3419, 3420, 3421, 3422, 3423, 3424, 3425, 3426, 3427, 3428, 3429, 3430, 3431, 3432, 3433, 3434, 3435, 3436, 3437, 3438, 3439, 3440, 3441, 3442, 3443, 3444, 3445, 3446, 3447, 3448, 3449, 3450, 3451, 3452, 3453, 3454, 3455, 3456, 3457, 3458, 3459, 3460, 3461, 3462, 3463, 3464, 3465, 3466, 3467, 3468, 3469, 3470, 3471, 3472, 3473, 3474, 3475, 3476, 3477, 3478, 3479, 3480, 3481, 3482, 3483, 3484, 3485, 3486, 3487, 3488, 3489, 3490, 3491, 3492, 3493, 3494, 3495, 3496, 3497, 3498, 3499, 3500, 3501, 3502, 3503, 3504, 3505, 3506, 3507, 3508, 3509, 3510, 3511, 3512, 3513, 3514, 3515, 3516, 3517, 3518, 3519, 3520, 3521, 3522, 3523, 3524, 3525, 3526, 3527, 3528, 3529, 3530, 3531, 3532, 3533, 3534, 3535, 3536, 3537, 3538, 3539, 3540, 3541, 3542, 3543, 3544, 3545, 3546, 3547, 3548, 3549, 3550, 3551, 3552, 3553, 3554, 3555, 3556, 3557, 3558, 3559, 3560, 3561, 3562, 3563, 3564, 3565, 3566, 3567, 3568, 3569, 3570, 3571, 3572, 3573, 3574, 3575, 3576, 3577, 3578, 3579, 3580, 3581, 3582, 3583, 3584, 3585, 3586, 3587, 3588, 3589, 3590, 3591, 3592, 3593, 3594, 3595, 3596, 3597, 3598, 3599, 3600, 3601, 3602, 3603, 3604, 3605, 3606, 3607, 3608, 3609, 3610, 3611, 3612, 3613, 3614, 3615, 3616, 3617, 3618, 3619, 3620, 3621, 3622, 3623, 3624, 3625, 3626, 3627, 3628, 3629, 3630, 3631, 3632, 3633, 3634, 3635, 3636, 3637, 3638, 3639, 3640, 3641, 3642, 3643, 3644,



„Schau, Vata, dös Vögerl ziagt net fort.“ — „Werd halt koane Devis'n ham.“

Großstadtstraße im Herbstregen

Von Hans Graven

*Ins Haus hohl poltern die Kohlen
unter dem grauen verlöschenden Regenlicht.
Von dem schwarzen glitzernden Steinbruch bricht
Brocken um Brocken. Die Schaufeln holen,*

*sie stoßen rutschend und schlingend die Kohlen hinab.
Die Straße ist von Kohlenstaub schwarz.
Klebrig wie Harz
wäscht ihn langsam der Regen ab.*

*Träge rinnen die Regenfäden.
Im kühlen Sprühwind schlagen ängstlich die Läden.
Der Abend klistert an die Fenster. Nun schaukeln sie das Dunkel ins Haus.
Dann springen zwei Katzen sichernd, lautlos durch den Zaun auf die
[Straße hinaus.*

*Wohende graue Bäume
hängen die Wolken in die Häuser hinein.
Die Dächer bücken sich tief und machen sich klein
und kauern schwarz bei schwarz, schlafmüde Herde.*

Schnupfenpsychologie

Von W. Holbrook

Wenn es überhaupt so etwas wie eine Macht der Suggestion gibt, dann ist den Reklamebildern ein gerüttelt Teil der Schuld an der Übertragung von Erkältungskrankheiten beizumessen. Es kommt im Leben nicht nur auf die Hygiene, sondern auch auf die Psychologie an. Mag daher auf der Straßenbahn die Ventilation noch so vollkommen sein und jeder sich auch beim geringsten Räuspern das Taschentuch vorhalten, so kann sich der Fahrgast doch nicht dem seelischen Einfluß jener Schreckensgalerie erkälteter Mitmenschen entziehen, die von den Reklametafeln mit schmerzverzerrten Zügen auf ihn herabstaren. Da sehen wir den Mann, der keine warme Unterwäsche tragen wollte, im Schneesturm jämmerlich beben und nachdenklich auf seinen wollbekleideten Nachbarn blicken. Da sehen wir eine Hollywood-

schöne sich angstvoll an den weißen Hals greiffen, den mit dem alleinwirksamen Gurgelmittel sie zu gurgeln unterlassen hat. Wir müssen hilflos mitansehen, wie offenbar zu Schlaganfällen neigende ältere Herren in mitleiderregender Weise husten, weil sie die allgemein beliebte Hustenpastille entbehren müssen. Und daneben stöhnt auf einem Reklamebild ein weißbärtiger Patriarch in rheumatischen Schmerzen, die die neue Tablette leicht beheben könnte. In der Welt der Plakate bringt jeder Luft hauch einen Bronchialkatarrh, und jedes Niesen bedeutet gesellschaftliche Achtung. Und der am Halfterriemen der Untergrundbahn hängende Mensch, Tag für Tag von diesen Jammergestalten umringt, fühlt immer mehr, daß er nur durch ein Wunder gesund geblieben ist. Und dann beginnt er nachzudenken, ob er denn wirklich gesund geblieben ist. Wenn er auf das Bild der

(Schluß auf Seite 370)

O rühre, rühre nicht daran!

(E. Thöny)



„So leicht is der Bock fei' net z' kriag'n, Herr, der hot net bloß o an Wechsel.“ - „Geh, san S' staad mit die Wechsel — da herausd mag i nix davon hör'n!“

Das abgelehnte Stipendium

(O. Gulbransson)



„Nein, meine Herren, die ewigen wissenschaftlichen Prinzipien läßt die Harvard-Universität nicht antasten — verstanden?“ — „Oho, old boy: eingepöckelt ist noch nicht ewig!“

(Schluß von Seite 368)

jugen Dame mit den Halsschmerzen blickt, beginnt er nervöse Schluckbewegungen zu machen und kommt zu der Erkenntnis, daß auch sein Hals nicht ganz in Ordnung ist.

Wenn er sich dem Bild des alten Herrn mit dem zu einem mächtigen „Habschill!“ verzogenen Gesicht zuwendet, fühlt er ein unheilverkündendes Kitzeln in der eigenen Nase. Die Macht der Suggestion beginnt zu wirken. Nach einem Blick auf zwei oder drei weitere Reklamebilder ist er überzeugt, daß er eine Erkältung bekommt. Und wenn Sie glauben, daß Sie eine Erkältung bekommen, dann ist es eben so gut, als wenn Sie eine hätten.

Doch die Suggestion geht noch weiter. Genau so wie bei einem Konzert eine einzige hustende Person ihre Nachbarn dazu anregt, ähnliche Geräusche hervorzu-
bringen, genau so kann ein einziger Nieser ein ganzes Regiment von Niesern mit einem einzigen Trompetenstoß vergattern. Die meisten Erkälteten, anstatt einen entschlossenen Versuch zu machen, sich der

krankhaften Atmosphäre, die sie umgibt, zu entziehen, suchen geflüssentlich die Gesellschaft anderer Verschnupfter auf, um mit ihnen über ihre Krankheits-symptome zu diskutieren und Medikamente auszutauschen. Wann immer ich diese rotäugigen Hypochonder von ihren Medikamenten umgeben sehe, bleibe ich mittelslos. „Sie haben in Wirklichkeit gar keine Erkältung“, sage ich ihnen. „Sie glauben es nur. Sehen Sie mich etwa schnauben und gurgeln und husten? Ich habe den ganzen Winter keinen Schnupfen gehabt.“

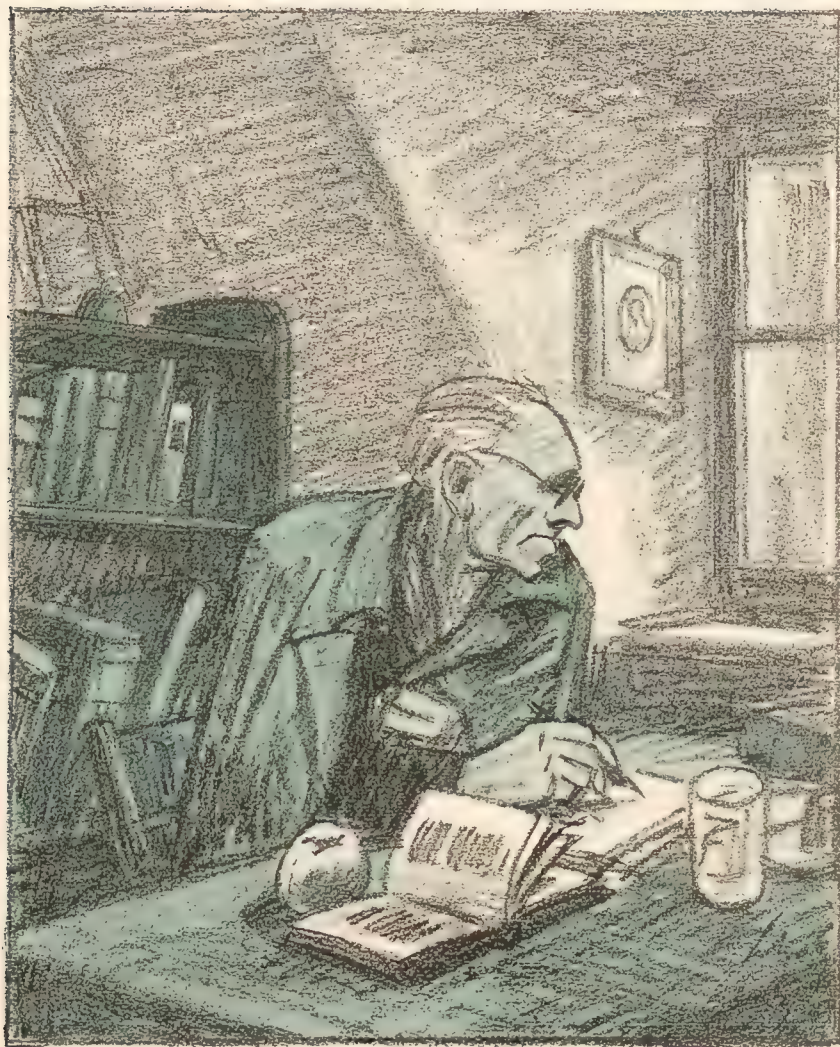
Und dann sage ich ihnen auch den Grund. Er ist sehr einfach. Früher pflegte ich jeden Winter verschnupft zu sein. Wenn ich ausging, kleidete ich mich wie ein Stratosphärenflieger. Meine Hausapotheke maß ausgebreitet zwei Meter und enthielt eine vollständige Batterie von Zerstäubern und Inhalationsapparaten. Mein aus geröteter Kehle kommendes Gurgeln durchhallte das Badezimmer ein dutzendmal im Tag. Und dennoch erkältete ich mich. Es war äußerst entnervend.

Doch heuer habe ich mir eine völlig andere Taktik zugelegt. Anstatt mich mit Überschuhen, Halstüchern, Westen und Ohrenschützern zu befestigen, trage ich in gewöhnlicher Kleidung den Elementen. Anstatt mich zu verhätscheln, mache ich allmorgendlich vor offenem Fenster gymnastische Übungen und halte dann einer eiskalten Dusche stand. Vor allem aber, anstatt mir über Krankheitskeime und Medikamente Sorgen zu machen, konzentriere ich mich auf mein Wohlbefinden und denke gesunde Gedanken. Ich sage zu mir selbst: „Es gibt keine Mikroben in meinen Schleimhäuten. Alles ist gesund, friedlich und keimfrei. Es geht immer besser und besser. Erkältungsbazillus. Ich spottete deiner!“

Anmerkung der Redaktion: Weare Holbrooks Manuskript endet hier unvermittelt. Der Autor liegt mit Halsschmerzen und einer Temperatur von 39,5 Grad zu Bett. Trotzdem bittet er uns telefonisch, hinzuzufügen, daß Erkältungen, seiner Ansicht nach, „dichts als Deinbildung sind“.



„Nicht die Helden sollten bluten, die Händler sollten hängen!“



Wertgeschätztes Publikum:
sieh, da sitzen deine Sänger,
und ihr Hals wird lang und länger.
Über du bleibst stur und stumm.

für ein neues Kleid das Tuch
schaffst du an, Parfüms, Zigarren,
huldigt jeder Art von Sparen.
Über kaufst du auch ein Buch?

Wo ein zartes Lied erklingt,
das die Seele dir durchzittert?
Wo es schicksalhaft gewittert
und der Geist den Stoff bezwingt?

Unter jedem Dache schier
wirft schon längst der „Volksempfänger“.
... Volk, empfang' deine Sänger
mit der gleichen Wißbegier!

Notabene

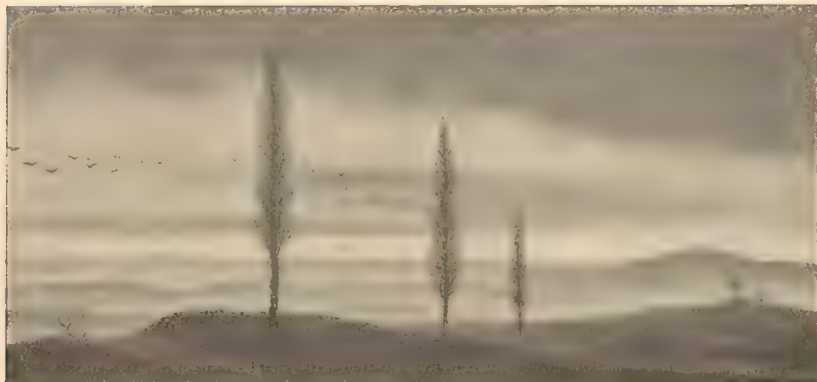
SIMPLICISSIMUS

Götterdämmerung

(E. Schilling)



Einen Greis nach dem anderen holt Charon ins Reich der Schatten. Wird mit der jüngeren Generation langsam ein Reich des Lichtes heraufsteigen?



Gewesen, ach, gewesen! . . .
Wo bist du, leuchtende Welt?
Drei Pappeln starren wie Wesen
Rah! ins graue Gezelt.

Im Nebel ist verfunken
die sommergrüne Au,
im Wolkenmeer ertrunken
das liebe Himmelsblau.

Die Augen suchen und spähen
nach einem Bräuslein Trost —
Krähen, Krähen und Krähen
rudern von West nach Ost.

Ich fang' wohl an zu zählen
und zähle wie gebaut . . .
Seid ihr die armen Seelen
derer, die ich gekannt?

Bin ich allein verblieben
an diesem trüben Tag?
. . . Stumm gedenken und lieben
ist alles, was ich vermag.

Dr. Gering

Lola im Kino

Von Gert Lynch

„Zweiter Platz!“

 „Sind Sie schon achtzehn Jahre alt?“
fragte das Kassenfräulein.

 „Ja, ja“, sagte Lola. Sie senkte den Blick
und nickte übereifrig mit dem Kopfe, daß
ihre Zöpfe flogen.

 „Siebzig Pfennig“, sagte das Kassenfräulein
und legte die Karte hin.

 Lola schob den Vorhang beiseite und trat
ein. Die Platzanweiserin rief den Kontroll-
streifen ab, und der Strahl ihrer Taschen-
lampe, der scharf und spitz in die Dunkel-
heit stach, wies den Weg in die drei-
zehnte Reihe.

 Lola atmete auf, als sie saß. Gott sei
Dank, es hatte geklappt! Sie bog die
dicken Zöpfe hervor und legte sie in den
Schoß. Dann schlang sie die Finger zu-
sammen und lenkte den Blick auf die Lein-
wand. Die Wochenschau lief bereits.

 Ein Berg spie Feuer. Es grollte und wub-
berte. Langsam quoll die Lava heran und
steckte alles in Brand. Furchtbare, dachte
Lola, als das Bild wechselte.
Windmühle rannten wie albern hinter einem
Hasen auf Schienen her, ohne ihn zu er-
wischen. Viele Leute standen neben der
Rennbahn und guckten zu. Barschl-Hunde
sind rassistig, dachte Lola; sie wollte es
mal dem Vater sagen, vielleicht kaufte er
einen.

 Nun trat ein Turner ans Reck und zeigte,
wieviel er konnte. Fabelhaft, dachte Lola
und wurde an ihren Turnlehrer erinnert:
schade, daß er rote Haare hatte und so
viel Sommersprossen.

 Der Film verregnete, es wurde hell. Lola
bogte mit scheuem Blick nach rechts und
links. Mein Gott, dachte sie, es würde
doch niemand hier sein, der sie erkannte.
Warum glotzte denn der Fremde, der
neben ihr saß, auf ihre Beine? Sie hatte
die Strümpfe erst heute —. Plötzlich zog
sie den Rock herunter und versteckte die
Waden unter dem Sitzbrett.

 Da begann der Hauptfilm. Ein großes Buch
wurde aufgeschlagen. Auf den einzelnen
Seiten standen die Namen der Darsteller
und ihre Rollen. Bekannte Filmgrößen
waren darunter. Lola freute sich und rieb
die Handballen gegeneinander. Sie war ja
so gespannt, was der Film, der nur für Er-
wachsene lief, alles brachte!

 Sie war ganz Auge und Ohr. Die gläsernen
Lüster an der Decke eines Saales verglich
sie mit Weintrauben. Die gedämpfte
Trompete einer Tanzkapelle erinnerte sie
an das Plärrern eines Wickelkindes. Auf
dem Dachboden über dem Saale tanzten
die Mäuse wie närrisch im Kreise herum.
Hu! dachte Lola und preßte das Kleid an
die Beine. Sie bewunderte das Kostüm
einer Sängerin, und als ein Strauß Rosen
auf die Bühne geworfen wurde, fragte sie
sich, ob es wohl Marschall Niel wären.

 An einem Tische wurde der Zucker herum-
gereicht. Alle nahmen ihn mit der Zange,
nur einer, ein Mann, griff mit den Fingern
zu. Genau wie Vater, dachte sich Lola.
Ein Schoßhündchen wurde gestreichelt.
Himmelsch, dachte sie: fast so schön wie
Direktors ihre Prinzess!

 Dann fuhr ein Liftboy, der einen Brief zu
besorgen hatte, eine abschüssige Straße
hinunter. Warum er nicht Freilauf gab,
wunderte sich Lola.

 Ein Mann im Frack stritt mit der Sängerin.
Ein ekelhafter Kerl, den sie niemals he-
raten würde. Überhaupt konnte sie Mon-
okel nicht ausstehen. Das ist — affig ist
das. Jetzt sollte ihm bloß das Monokel
herunterfallen und kaputt gehen! Aber es
fiel nicht herunter. Ah, da kam endlich ein
richtiger Mann, den konnte sie leiden! Ha,
herrlich, er warf den andern zur Tür
hinaus! Feste, gib ihm Saures, wie Vater
immer sagte. Und sie pochte mit den
Fäusten auf ihre Knie.

 „Du“, sagte da der Nette, als er das Ekel
draußen hatte, und barg die Hände in
die Arme, um sie zu küssen. Lange dauerte
dieser Kuß, sehr lange. Lola rutschte auf
ihrem Sessel und fühlte, daß sie rot wurde,
obgleich es finster war. Sie hatte den
Mund geöffnet und barg die Hände in
ihren Kniekehlen. Ein Gedanke wischte
durch ihren Sinn. Jetzt wußte sie es!
Jetzt wußte sie, warum der Film für Er-
wachsene war!

 Ihre Netzhaut behielt die Bilder nicht mehr,
die vorbeiflimmerten. Sie dachte an
anderes, und ihr Blick dachte mit. Kinder
küssen schnell. Erwachsene küssen lange.
stellte sie fest. Sie malte sich aus, wie das
wäre. Sicher mußte es schön sein! Vorhin
war es ihr durch und durch gegangen. Ob
sie es mal bei Heinz, ihrem Bruder, pro-
bieren sollte? Sie wollte es sich über-
legen. Natürlich nur dann, wenn er keine
Rotznase hätte. Fein, wenn man so groß
ist, daß man für achtzehn gehalten wird,
wo man erst vierzehn wurde!

 Ob er die Sängerin noch mal küßte? Lola
brannte auf den Schluß des Films, während
die Zusammenhänge sie kalt ließen. Ihr
Blick lag auf der Lauer. Aber ihre Er-

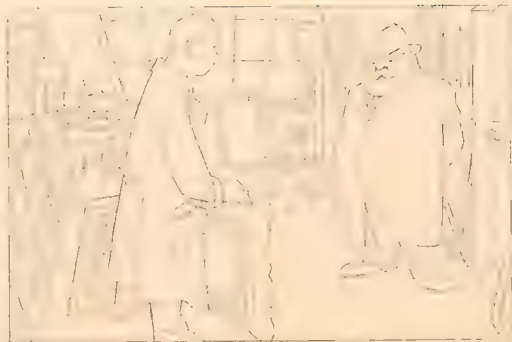
(Schluß auf Seite 377)

Vorversorger

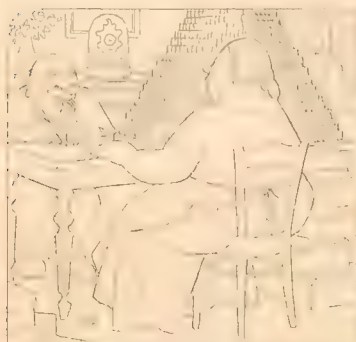
(Karl Arnold)



„Nu schau mal, mein Buzi, Fraule hat Güggeli kauft, braucht Buzi net hungern.“



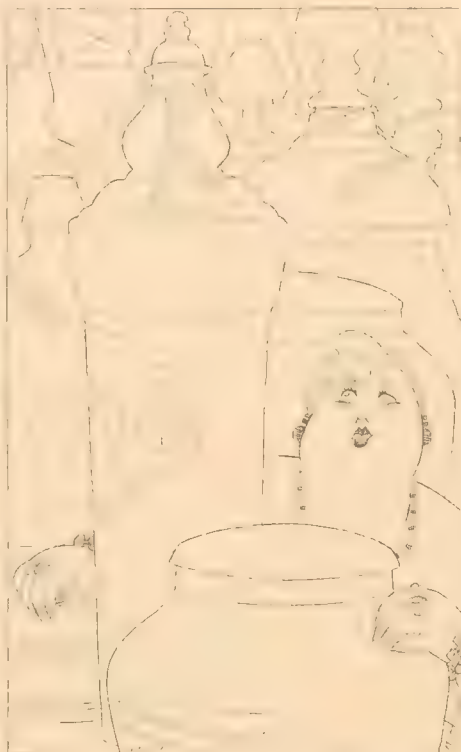
„Naanaa, Guldin kaaf i net. Aber Stö brucha do a Öl für Esherne Gemäde. Da hätt' i grad no gönstig a Fußtrichverfäß!“



„Also: für einen Knopf setundän braucht man fünfzehn Zentimeter Faden. Die Spieie hat fünfhundert Meter. Sagen wir, in Jahre reißen vierhundert Knöpfe ab, und nehmen wir mal an, jedes von uns wird hundert Jahre; bleiben für mich noch rund vierzig, für dich noch rund fünfzig Jahre, macht neunzig Jahre Fadenverbrauch. Nun mal still, jetzt rechne ich zunächst die notwendige Fadennenge allein zum Knopfländchen aus...“



„A ganzes Schachterl Seife! Komm', was mag, sauber bleibn ma!“



„Ich habe meinen Proviant. Meine Schönheit braucht nicht zu leiden.“

Der originelle Wirt

(E. Thöny)



„Hören Sie, ich warte jetzt schon über eine halbe Stunde auf mein Essen!“ — „Wos? Ja Herrschaftsax'n, is dös a Schlamperei!“



„Nun haben die beiden Herren endlich gesagt, was sie wollen. Nischt wie 'n Autogramm!“ „Feine Kavaliere!“

Lola im Kino

(Schluß von Seite 374)

wartung erfüllte sich nicht mehr. Schade, dachte sie und verließ das Kino. Als sie auf dem Heimwege war, schlug es drei Viertel sieben. Die Eltern waren zu einer Beerdigung nach auswärts gefahren und wollten spätestens bis acht Uhr zu Hause sein.

Lola schlackste die steinernen Stufen der Freitreppe hinauf und klingelte. Emma öffnete und rannte mit mehligten Händen in die Küche zurück.

Heinz war in seiner Stube und angelte gerade ein Fetzen Eidechsenhaut aus dem Terrarium. „Guck mal“, sagte er, „die Frösche haben die Eidechse aufgefressen!“

„Dummer Kerl“, antwortete Lola. „die Eidechse häutet sich doch, habt ihr denn das noch nicht gehabt?“

„Das ham wir noch nicht gehabt!“ verteidigte sich Heinz und wölbte ein kleines Schmolzen um seinen Mund.

„So siehst du goldig aus“, sagte Lola,

faßte mit beiden Händen um seinen Hinterkopf und küßte den kleinen Bruder.

Heinz ließ es sich für den Augenblick gefallen, dann druckste er „hm!“, puffte sie vor die Brust und machte sich frei. „Friß eine Birne, aber nicht mich“, sagte er unwillig und wischte sich mit dem Ärmel über den Mund.

„Tolpatsch!“ sagte Lola und ging in ihr Zimmer. Während sie ihre Schularbeiten machte, mußte sie immer wieder an die Entdeckung im Kino denken. Bei Heinz war das nichts gewesen, der war ja auch noch so klein. Aber den Eltern würde sie zur Gutenacht noch einen langen Kuß geben! Das würde sie tun!

Endlich kamen Vater und Mutter nach Hause, und es wurde gegessen. Es war später als sonst. Dann brachte Heinz seine Eidechsenhaut und zeigte sie her. Aber die Eltern sprachen von dem Verstorbenen, und Heinz mußte bald in das Bett.

„Für dich wird es auch langsam Zeit“, sagte die Mutter.

„Ich geh ja schon“, sagte Lola, umklammerte den Hals der Mutter und gab ihr

einen langen, langen Kuß, wobei die Augen der Mutter immer größer wurden. „Du erstickst mich ja“, sagte diese, holte tief Atem und schüttelte verwundert ihren Kopf.

Aber Lola ließ sich nicht beirren. Sie sprang auf den Schoß des Vaters. „Nacht, Vat!“, sagte sie, preßte ihre Lippen mit aller Kraft auf seinen bärtigen Mund und zahlte in Gedanken bis zehn, ehe sie ausließ.

Dann hopste sie, ohne sich noch einmal umzublicken, mit einem weisen Lächeln zur Türe hinaus.

Die Eltern sahen sich vielsagend an, dann platzten sie gleichzeitig ein Lachen heraus.

„Die beschämt uns!“ sagte Frau Weyher und guckte schelmisch auf ihren Mann.

„Wenn die so weitermacht —“, schmunzelte er und drohte mit einem gütigen Zeigefinger hinter der Tochter her. Dann aber wurde seine Miene ernsthaft: „Du mußt dich mehr um das Mädel kümmern!“

sagte er und begann seine Schubblätter zu lösen.

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:

„Karl Arnold gloriert mit unerschütterlichem Stiefel das Zusammenkunft einer Zeit, aber er misst dabei die Größe der überlegenen Geisteskraft, so daß und die Blätter aber ein inneres Bedürfnis bereiten, als daß sie abstoßen.“

Hamburger Fremdenblatt:

„... Mit dem festeren Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kakeidokop des Berlin der Inflationszeit mit Tänz, diem, Valutafiebern, Aufsüssen, Rosetten äußerlich aufgeschüttelt.“

Hannoverscher Kurier:

„... Verhehlen wir uns doch laucht, was wir andern Künftigen begeben: er ist ein Dichter der Ähre, der Farbe, ein erschütterter Poet in Zufall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:

„... Das gibt ein ambigantes und buntes Bild von Bogen, Konfessionen, Jahrmartstypen, Börsianen, Stimmadnen, Sammiensären, Raßkemen- und Aurfürstendammgesellschaften, im beschaff vergügter kleiner Rooms mit einem kalten Luftstrom saurer Tröme.“

Deutsche Tageszeitung:

„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Dilettantische getrigelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Gang gegangen und hat in finsternen Raßkemen, in lieblichen Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Progenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden.“

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postfachkonto München 5802

Der Wandteppich

Von Margit Gräfin Bethlen

Der Löwe war grün, hatte unter seinem Kinn einen zottigen, blauen Bart und ein leuchtendes gelbes Gesicht. Wie die Sonne. Seine rechte Tatze war belehrend erhoben, wie von einem Schulmeister auf dem Katheder, während die linke auf der rosa Gazelle ruhte, die vor ihm kniete. Man konnte ganz deutlich sehen, daß die Gazelle vor Schrecken gelähmt war und um ihr Leben flehte. Und das war nur zu verständlich, denn der Löwe war nicht nur grün, gelb und blau — also an sich schon fürchterlich genug, sondern überdies nochmal so groß wie die Gazelle. Armes, kleines Ding! Sie war so zart und schwach — und so rosa! Er hätte nicht erklären können, weshalb, aber ihre rosa Farbe schien in irgendeiner geheimnisvollen Weise die Ungerechtigkeit ihres Loses zu betonen. Vati, dem er einmal diesen traurigen Stand der Dinge anvertraut hatte, sagte zwar, es wäre wahr, dies sei schon einmal der natürliche Verlauf der Dinge — der Stärke fressen den Schwachen auf. Aber der kleine Junge wollte das nicht einsehen. Wenn er die Welt erschaffen hätte, wäre der Löwe zart und schwach und die Gazelle groß und stark geworden, jawohl! Das wäre viel besser gewesen, denn die Gazelle frisst doch nur Gras, so daß der Löwe, wenn er auch klein wäre, nicht von ihr zu befürchten gehabt hätte. Womit sich der verkleinerte Löwe ernähren sollte, darüber zerbrach sich der kleine Junge nicht den Kopf. Er hätte ja Gras fressen können, wenn er

hungrig war, wie die Gazelle! Oder er hätte sich einige dieser merkwürdigen Früchte pflücken können, die da, Frucht und Blüte zugleich, an den Bäumen wuchsen, unter denen der Löwe lebte, und die sehr gut sein mußten, sonst würde der rote Affe, der auf dem einen Ast schaukelte, doch nicht so gierig danach langen. Und wie glücklich knabberte auch das orangefarbige Eichhörnchen, hoch oben unter dem himmelblauen Blattwerk, daran! Jeden Morgen, bevor er erwachte, und noch mehr jeden Abend, bevor er einschlief, wenn nur mehr das Kaminfeuer das Zimmer erhellte, pflegte der kleine Junge all diese sonderbar kolorierten Bister anzublicken, bis er vermeinte, daß sie sich im nächsten Augenblick zu bewegen anfangen würden — daß der rote Affe nach der heibbegehrten Frucht schnappen oder — o Schreck! — der Löwe seine erhobene Tatze fallen lassen, seinen fürchterlichen Rachen aufreißen und den Platz der armen, hübschen kleinen Gazelle verändern würde. Heute hatte er sie den ganzen Tag betrachtet, da sein Hals am Morgen stark gerötet war und Mutter ihn nicht hatte aufstehen lassen. Nun fühlte er seinen Hals kaum mehr, es war ihm nur furchtbar heiß. Mutti hatte das Licht abgedreht und gesagt, er solle einschlafen, aber er konnte die gegenüberliegende Wand im Feuerchein des Kamins ganz gut sehen. Er wäre ja gern eingeschlafen, konnte aber nicht. Er hatte schauderhafte Angst, daß der Löwe gerade heute darangehen würde, die arme, kleine Gazelle aufzufressen. Ach, wenn doch bloß die Gazelle groß und der Löwe klein gewesen wäre! Er würde versuchen, sich das vorzustellen, denn heute waren alle Tiere irgendwie anders als sonst. Größer und viel lebendiger! Speziell der Affe und die Gazelle. Letztere wurde zusehends größer und größer, wie ein Gummifetz, das man aufbläht. Nun war sie schon so groß wie der Löwe ... Jetzt gar zweimal so groß, und sie wuchs immer weiter und weiter ... Der Knabe

schloß einen Moment die Augen, und als er sie wieder öffnete, hob die riesengroße Gazelle belehrend eine Pfote, während die andere leicht auf der Schulter des armen, zu Tode erschreckten, vor ihr knienden Löwen ruhte. Der Löwe war verzweifelte und fliehende Blicke auf die Gazelle, aber diese blieb ungerührt. „Der Starke frisst den Schwachen auf“, sagte sie belehrend und ließ dabei große Stücke vom Körper des Löwen. Der Affe schlug auf den Zweigen vergnügt Purzelbäume, während das Eichhörnchen mit hoher Stimme piepste: „Der natürliche Verlauf der Dinge!“ Der kleine Junge wollte der Gazelle zurufen, doch aufzuhören, dem armen Löwen nichts zu tun. Er wollte ihr sagen, daß er ihr nur darum erlaubt hatte, groß zu werden, weil er geglaubt hatte, daß sie bloß Gras fresse ... Er konnte aber keinen Laut hervorbringen. Er konnte sich nicht einmal rühren, und der Löwe wurde von Minute zu Minute weniger; jetzt war nichts mehr von ihm übrig als eine Franke, und jetzt überhaupt nichts mehr, nur noch ein weißer Fleck an der Wand. Verzweifelt starrte der Knabe den weißen Fleck an. Das hatte er doch nicht beabsichtigt! Nein o nein! Und plötzlich ließ die Enge in seinem Hals nach, und er fing an, laut zu schluchzen. „Aber, Liebling, was gibt's denn? Hast du Schmerzen?“ fragte seine Mutter ängstlich. „Die Gazelle ... sie ist so groß geworden ... und ganz schlecht! Sie hat den Löwen aufgefressen ...“, schluchzte das Kind. Beschwingend strich die Mutter über seine Stirn. „Aber, Liebling, sie ist wieder klein geworden ... sieich doch nur, sie ist viel kleiner als der Löwe.“ Der Knabe verzog das Gesicht, ließ Kopf in sein Kissen, trostlos vor Schmerz und empöremt. Kunmer über die erste, bittere Erfahrung in seinem Leben. „Einmal“, rief er verzweifelt, „es ist ja ganz egal, ganz egal! Immer frisst der Große den Kleinen!“

Der Schwimmer eines der Unseren zuckte. Die Gruppe fuhr hoch, die auf den Bänken machten einen Satz an die Mauer. Die vor dem Café rannten hinüber. Die im Inneren stürzten zum Ausgang. Der Junge hinter der Theke schrie es in die Küche, ehe er hinauschoß. Der Chef kurbelte das große Zeichen am Telefon. Er wäre fast aus dem Fenster gesprungen.

Der Klumpen würde immer größer. Von rechts und links kamen die Männer gestürzt. Der Angler selbst wäre fast in den Fluß gefallen, so drängten die Äußerer heran. Die Inneren packten sich bei den Händen, bildeten eine Kette und drängten die Menge zurück. „Nun zeigt es uns“, riefen einige. „wie die Alten den Fisch landeten!“

Der Angler gab Schnur — „Sie strafft sich“, schrie einer, „gib acht auf das Vorfach!“ Die Schnur lief langsam weg. Wir alle hätten lieber gesehen, wenn der Fisch mit mehr Schuß abgezogen wäre. Er schien nicht sehr kräftig zu sein. Aber immerhin, die Schnur lief ab, wenn auch nur langsam und ohne das hörnerne Schnurren, das den starken Fisch verrät.

„Nun das Vorfach bremsen!“, rief einer. „Jetzt zeige, wie die Alten den Fisch drillten!“ Der Angler holte ein. Er hatte mehr Widerstand erwartet. „Nimm mehr Schnur ein!“, sagte einer vor Aufregung helser, „aber mach's handlich!“ „Er ist noch nicht müde genug“, sagte der Angler und drückte weiter. „Vielleicht ist's ein gerissener Alter“, warnte einer, „tut klein und geht groß an.“ Wir zitterten alle. Es war großer Sport, wahrhaftig. „Vorsicht jetzt!“, schrie der Angler, der große Unsinn, und die Inneren drängten noch weiter zurück. Der Angler nahm Schwung und riß hoch an. Ein Silbernes schoß durch die Luft, piff über unsere Köpfe dahin und verlor sich im Geäst eines verdämmten Straßensaumes. So schnell ist noch nie ein Baum geentert worden. Drei Jungens schossen gleichzeitig empor. Der erste zog sich den Haken durch den Finger. Der zweite befreite ihn, stürzte aber dabei ab. Zum Glück blieb er unbeschädigt. Der dritte schnitt kurzweg den betreffenden Ast ab. Tapferer Junge! Einer der anwesenden Polizisten, viel-

leicht mit jemandem von den Oberen verwandt, nahm ihn dafür in Strafe. Wenn es auch verboten ist, öffentliche Anlagen zu beschädigen, so fanden wir den Polizisten dennoch unfair, denn es handelte sich hier um Sport.

Der Angler aber ergriff den Fisch. Er löste ihn von dem Haken und wurde unsicher. Der Fisch war klein, mager und garantiert unelbar. „Wirf ihn zurück!“, riefen einige voll Unmut. „den ausgehungerten Fischsüßling!“ Andere meinten, es handle sich hier nicht um hergesuchte Beiworte wie groß oder klein, sondern allein um das eine einzige Hauptwort Fisch, und Fisch sei Fisch und gefangen sei gefangen, zudem müsse es als Beweis vorgezeigt werden können. Es waren sicher

Magie der verschwiegene Wünsche

Von Herbert Fritzsche

*Du wünschst dir, Kind, das Künftige
Nicht stolz genug und kühn.*

*Noch nie sah der Vernünftige
Endlich Erfüllung glühn.*

*Erfüllung wächst aus Saaten
Verträumter Narretei.*

*An kleinen klugen Taten
Schleicht sie voll Spott vorbei.*

*Das Glück sich zu „erringen“
Gelang noch keinem je.*

*Es schmilzt an Alltagsdingen
Wie überzarter Schnee —*

*Doch nahest du ihm als Flößer
Auf uferloser Flut.*

*Mit jedem Pulsschlag größer
Steigt es aus deinem Blut.*

keine guten Sportsleute, die das sagten, denn der Fisch war einwandfrei gefangen, und den Oberen gegenüber brauchten wir wahrhaftig keine Beweise. Es war wirklich nicht nötig, daß die Oberen etwa Mann für Mann ankämen und über den Fisch Betrachtungen anstelleten. So warfen wir ihn zurück in den Fluß und wünschten uns und ihm, er solle größer werden und wieder kommen. Den Angler aber, den großen Unseren begannen wir auf der Stelle sehr zu ehren; wir gingen schließlich alle hinüber und hoben unsere Wettgewinne ab, und es wurde ein großer Abend mit Reden und allem Zubehör. Ich entsinne mich noch, daß unser großer Finger am Schluß weinte, weil ihm der Fisch leid tat, so ein kleiner Fisch mit einem derart großen Loch im Gauen. „Ach verflucht!“, sagte er, „nun liegt er verwundet in dem dreckigen Brackwasser.“ Wir trösteten ihn männlich und sagten, es wäre trotzdem guter Sport gewesen, und er sagte am Ende auch, es wäre guter Sport gewesen, und es gab noch einmal so eine elende Sorte Korn, aber trotzdem und überhaupt — es war alles von Anfang an wirklich ganz großartig guter Sport.

Lieber Simplicissimus!

Gelegentlich des Oktoberfestes war ich genötigt in einem Bräu den gewissen Raum aufzusuchen. Auf mein dringliches Klingeln erschien schließlich die trostliche alte Beschleißerin, Dienstfärglich schloß sie die erste Tür auf, steckte den Kopf hinein und schloß wieder zu. „Na, is net sauber.“ Dann die zweite: „Na, is besetzt.“ Dann die dritte: „Da geht's, aber Papier is net da. Setzen S' Eahna nur — dees Papier bring' i dann nach!“

Wir saßen beim Radio. Schuberts Heideröschchen verklang. „Sah ein Knab ein Röslein stehn —“ Da sagte unser dreizehnjähriger Bub: „Damals waren die Schlagertexte doch genau so biöd wie heute!“

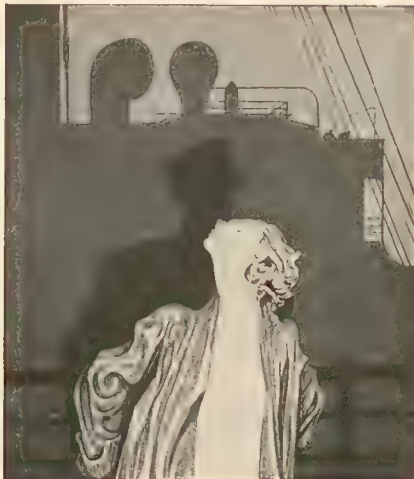
HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:

Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:

Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. . . . Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch manderlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:

Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelungenen Worten eines einfachen Matrosen. Subtils und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die literarische Welt:

Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Destimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson)
broschiert RM — 80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postcheckkonto München 5802

Deutsche Stimmen

XIV

(Wilhelm Scholz)



„Eigentlich kommt's doch immer bloß darauf an, daß einer sagt: ‚dafür sterb' ich!'. Und es dann aber auch tut. Für was, ist beinah gleich. Daß man überhaupt so was kann, wie sich opfern, das ist das Große.“

Theodor Fontane

Die Anekdote

(Karl Arnold)



Neulich habe ich meinen Großpapa besucht, einen kerngesunden alten Herrn von dreißigjährigen Jahren. Leider mußte ich ihm den Tod eines seiner Freunde mitteilen. Er erkundigte sich nach der Ursache. Es handelte sich um Arterienverkalkung. „Ach so“, meinte begütigend und beruhigt der alte Herr, „das habe ich auch einmal gehabt.“

Sprachforschung mit Igi

Igi ist das einjährige Töchterchen meiner Base Verene. Igi heißt eigentlich Ingrid. Aber der Name Ingrid ist für so ein fragwürdiges kleines Geschöpf viel zu bedeutsam und verpflichtend. Deshalb machte ihn Ingrid je auch zu Igi, was bedeutend leichter und gefälliger klingt. Allerdings heißt Igi auch noch einiges andere. Wenn man ihr am kleinen weißen Halschen killekille macht, dann sagt sie: Igi! Das bedeutet Behagen und Wohlwollen. Und wenn der Brei zu heiß ist, sagt sie auch: Igi! Und in diesem Fall ist das für Igi ein bössartiger Fluch, den ich nur ungern verdeutschen möchte. Einmal machte ich ihr am Hals sehr stark killekille. Da verschluckte sie sich und brüllte unter Erstickenanfällen: liggigig! Das war gräßlich. Es war schier Todesnot. Base Verenechen nahm sie an den Beinchen und schwengelte sie ein wenig. Ich durfte vierzehn Tage nicht mehr kommen. Es war mir peinlich. Gestern war ich nun wieder dort. Igis Kinderwagen stand hinter dem niedrigen Bretterzaun, wo die Hühner draufsitzen, mitten in der Sonne. Igi versuchte mit dem Zeigefinger zwischen den Zehen hindurchzukommen. Es war ebenso interessant wie aussichtslos. Dann läutete in der Ferne das Telefon, und Verenechen entsaite mit einem Rüchigen: „Paß'n bissel auf.“ Ich versuchte Igi zu helfen bei dem Kunststück mit dem Zeigefinger und den Zehen. Es ging nicht. Wir sahen uns sekundenlang an. Igi hat merblaue Augen, die sie in okkulter Weise öffnen und schließen kann. Für diesmal schloß sie die Augen rasch und abwendend, was ich als deutliche Kränkung empfand. Danach fiel ihr etwas anderes ein. Irgend etwas bewegte sie von innen heraus. Es nahm sich aus wie Freude oder Verückung. Dabei stieß sie laut die herrlichen Worte aus: „Lo — Mo — No.“ Ich schrieb dies Wunder den vierzehn Tagen zu. In denen ich sie nicht gesehen hatte. Leider hatte ich tatsächlich vierzehn Tage dieser interessanten Sprachenwicklung versäumt und mußte sehen, wie ich das Pensum wieder einholen konnte. Ich notierte mir die Worte. Dann dachte ich nach. Es schien sich bei „Lo-mo-no“ um Stammsilben zu handeln. Wie, wenn Igi die köstliche Theorie jener fortschrittstungrigen Zeitgenossen schon jetzt befolgte, — wenn Lo — ich wage es nicht auszusenden — die Abkürzung eines Namens, etwas Lora, wäre? Das No konnte eigentlich nur Nein heißen — und Mo? — Igi schien ärgerlich zu sein, daß ich mich nicht mit ihr beschäftigte, und wiederholte eindringlich: Lo-mo-no! Es klang wie eine Aufforderung. So, wie wenn die französischen Zeitungen schreien: „Wir wollen Frieden.“ Ich beugte mich zu Igi hinunter, um ihr meine Teilnahme zu versichern. Da überschüttete sie mich mit einer langen

Ansprache, die sich erregt zwischen den drei Worten Lo, Mo und No bewegte. Ich sah ein, daß ich der Situation wieder einmal in keiner Weise gewachsen war, aber ich wagte nicht, etwa zur Besänftigung killekille zu machen, denn ich mußte an die gräßlichen Folgen denken. Ich sagte zu Igi: „Wir verstehen uns nicht mehr...“ — Es war mir sehr traurig zumute. Dann kam Verene. Sie hatte eine halbe Stunde Telefongespräch hinter sich und war stark ermüdet. Als sie Igi sah, verschluckte sie irgendeine bössartige Bemerkung gegen mich und nahm Igi aus ihren Umhüllungen. Es roch säuerlich und war naß. Das also war Lo-mo-no. Ich hätte mir es denken sollen. Auf alle Fälle notierte ich es. Hernach war Igi frisch gewickelt und äußerst heiter. Sie sah mich gnädig und offenerherzig an und sagte delikant und selbstbewußt: „Lo-mo-no.“ Ich sah Verenechen fassungslos an. Die aber nahm in zärtlicher Elie aus ihrem Körbchen ein Stückchen Schokolade und raunte verzückt: „Igi-Igi-Kind will dutai dutai Sotolädchen haben...“

Emmet

Ordnung in Pension

Zwei schwäbische Eisenbahner, der Gottlieb und der Christian, wurden nach langjähriger Dienstzeit, wegen Errückung der Altersgrenze, pensioniert. Leute, die ihrer Lebtag arbeiteten, werden leicht krank, oder es plagt sie die Langeweile, wenn sie plötzlich nichts mehr zu tun haben. Sie kauften sich drum zwei Äcker nebeneinander, droben auf dem Berg, wo sie nicht so teuer sind.

Auf dem Berg auch deshalb, um wenigstens die Züge noch fahren zu sehen, wenn sie schon selbst nicht mehr mit dürfen. Auf den Äckern pflanzten sie Reichtum, Kartoffeln und etwas Tabak. Vormittags machten sie sich im Hause nützlich, und nach dem Mittagsschlafchen zogen sie meistens hinauf auf ihre Äcker, arbeiteten dort ein wenig und genossen dann auf einer Bank bei einer Flasche „Moschi“, dem schwäbischen Nationalgetränk, einem Rettich und einer Pfeife Tabak den Abendfrieden, fern von den kleinen Sorgen des Alltags.

An einem Regentage sagte der Christian zum Gottlieb: „Man sollte einen Unterstand hier oben haben.“ Aus Anhänglichkeit an seinen Beruf erstand er sich von seiner früheren Herrschaft einen alten, aussergerichteten Eisenbahnwagen.

Einige Tage später, nachdem der Wagen aufgestellt war, ging der Gottlieb hinauf zu seinem Besitztum, und wie er schon beinahe oben war, fing es tüchtig zu regnen an. Er steuerte auf den Unterstand zu und sah seinen Christian außen vor dem Wagen sitzen, den Kragen hochgeschlagen, einen alten Regenschirm aufgespannt und mißvergnügt seine Pfeife rauchen. Er entbot ihm den schwäbischen Gruß und sagte: „Christian, worom gehst denn net nei an dein Karra, wann's regnet wie mit Kübel geschütt!“

Und der Christian erwiderte: „Denk dir no mei Sau-Pech! Ich han beim Kaufa net upfaßt, I han an Nichtraucherwage verwischt!“

Sammelbeutel

Die Sammelbeutel hängen auf der Treppe.

Im Vorder-, Hinter- und im Gartenhaus.

Sie duften nach dem Winde ferne Weizensteppe.

Sie hängen viel zu hoch für jede Maus.

Abends sind sie leer.

Sie sind einsam, weil die Nacht so schwelgt.

Ein Betrunkener, der sich über das Gelände neigt, ist für Sammelbeutel kein Verkehr.

Gerne würden sie sich flüsternd unterhalten.

Auch Gesprächsstoff wäre leicht gefunden.

Leider sind die schwankenden Gestalten

Sämtlich an die Wohnungstür gebunden.

Wäre das nicht, könnte viel geschehen . . .

Doch so bleiben alle auf ihr unschuldsvolles Ich beschränkt.

So wie Fledermäuse hängen sie an ihren Zehen,

Säuren selten ab, wenn sie ein Traum bedrängt.

In den einen Freund müssen sie sich alle teilen.

Wenn er morgens über jede Treppe geht,

Möchten sie mit offenen Armen dem entgegenellen,

Der in seiner Schürze zögernd auf der Treppe steht.

Doch der Bäckerjunge hat schon andre Sorgen,

Und sein Herz klopft manchmal sehr.

Fräulein Marichen trifft er jeden Morgen.

Wie die lacht! Und er sieht lange hinterher . . .

Wilmont Haacke

Morgennebel

Das Wellington-Denkmal versank schon in dichtem Morgennebel, als Mister Boyle die Klübtreppe herabschwankte. In der Garderobe drückte man ihm seinen Stock in die Hand, hängte ihm den Mantel um die Schultern und stülpte ihm den Claque auf den Kopf. Die Drehtür beförderte ihn auf die Straße, wo er wankend unter einer Laterne stehen blieb. Es dauerte eine Weile, bis die näkkaite Morgenluft den Whiskynebel über seinem Gehirn ein wenig lichte.

„Hallo, Boy!“
Knirschend bremste ein Auto vor ihm. Er nannte lallend seine Adresse, kroch in den Wagen und versank in tiefen Schlummer. Das Auto hielt vor einer großen Villa. Der Fahrer weckte den alten Herrn sanft, übernahm dankend die Taxe und schlug die Wagenlür zu. Mister Boyle aber wählte auf einer Treppe zu sein und tastete nach einem unsichtbaren Geländer. Der dienst-eifrige Chauffeur griff ihm daher stützend unter den Arm, geleitete ihn bis zum Haus-tor der Villa, geleitete ihn als das Schlüssel-och mit tückischer Bosheit sich immer in die

dem tastenden Schlüssel entgegengesetzte Richtung verschob — was Mister Boyle mit sorgvollem Kopfschütteln zur Kenntnis nahm —, nahm er ihm auch die schwierige Arbeit des Türöffnens ab.

Ewige Tagwende

Von Jacobus Schnellpfeffer

*Die Nacht, sie wollte tief im Sand
Vergraben sich mit eigener Hand.
Sie kam vom Himmelzelt herab,
Grub sich am Meeresstrand ein Grab:
Das mußte sehr geräumig sein,
Wie ginge sonst die Nacht hinein?
Sie grub und grub viel lange Jahr,
Bis daß ihr Grab vollendet war.
Zwar (ß's heut noch nicht ganz soweit,
Sie braucht dazu noch ein'ge Zeit,
Doch eines Tags ist es vollbracht,
Dann kennt die Menschheit keine Nacht.*

*Nun, lieber Mitmensch, geh nach Haus
Und male dir die Folgen aus!*

Mister Boyle war gerührt. Dankend verbeugte er sich gegen eine Apollo-Figur, die den Eingang zur Halle flankierte, und zeigte dann mit breiter Geste über den prunkvollen Raum.

„Das müssen Sie sich alles ansehen, junger Freund ... kommen Sie nur mit. Das gehört alles mir. Das ist das rote Zimmer ... und ... da das Frühstückszimmer ... und ... dort: das Musikzimmer ... und das da: ... das Schlafzimmer.“

Er stieß die Tür zum schwach beleuchteten Raum auf: „Schauen Sie sich, junger Mann, die Möbel an ... alles ist erst kürzlich gekauft. Die Betten sind ganz niedrig ... und der Bettbezug ist aus Seide ... und da in dem rechten Bett, diese schöne Frau ... ist meine Frau.“

Der hilfreiche Fahrer hatte bisher alles lächelnd angehört. Jetzt entfuhr ihm aber doch: „Und wer ist denn der junge Mann neben ihr?“

Mister Boyle starrte mit glasigen Augen auf das Bett, dann tippte er sich beruhigt und stolz auf die weiße gestärkte Hemdbrust: „Der junge Mann dort ... das bin ich!“
A. R.

Zartfühlend

(Rudolf Kriech)



„Jetzt is scho a halbs Jahr, daß die Tant' tot is ...“ — „Ja, 's is nur guat, daß sie's net woäß!“

Das zweite „Buch der Bücher“

(Olaf Gulbranson)



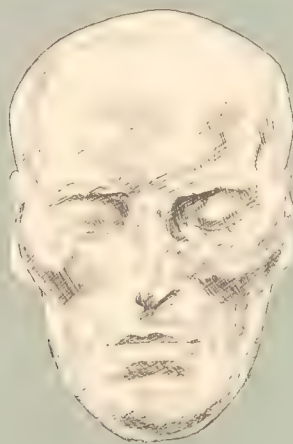
„Du, Mutter, ist das wahr: die Reichen haben noch eine Bibel, und die heißt ‚Das Kochbuch‘?“

SIMPLICISSIMUS

Friedrich Schiller

1759—1954

Zitat: F. Schiller



„Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.“

Wilhelm Raabe zum Thema „Friedrich Schiller“

Als vor nun bald einem Menschenalter das deutsche Volk seines großen Dichters, seines großen Volksbegiegs, da wollte auch der Simplizissimus nicht zurückbleiben und brachte eine Schiller-Nummer heraus. Wir waren damals in ein wenig schlechtere Literatur mit der Bitte herangetragen, uns zu dem Tage ein paar Worte zu sagen, auch an Wilhelm Raabe. Seine - leider abgelehnte - Antwort ist so fein und so charakteristisch für ihn, daß wir es nicht versagen können, sie unseren Lesern von heute darzubieten. Hier ist sie:

Braunschweig, 27. Februar 1905

Lieber Herr Doktor!

Entschuldigen Sie, daß ich erst heute auf Ihre freundliche Zuschrift, antworte! Aber meine Korrespondenz hat sich jetzt so ausgedehnt, daß ich bei jeder Gelegenheit eine gewisse Reihenfolge dabei einhalten muß.

Zur Sache habe ich nur zu sagen, daß ich Anno 1895 mein zur damaligen Schillerfeier treu und redlich beigetragen habe durch Raim und sogar öffentlich Vorträge des Geredeten.

Dann habe ich mich in ein wenig - aber sehr zu Ehren des hohen Dichters! - und nicht den geringsten Wiederhall beim Publikum dafür gefunden. Jetzt, als Sie Friedrich Schiller abzufragen, ich mir das Recht, ganz und gar das Wort den Leuten von heute zu lassen. Ich weiß wohl nicht Neues über Friedrich Schiller aufzufischen und - es ist halb lächerlich, halb verächtlich - habe das nach Allen Ecken und Enden Deutschlands und Nordwärts Kriemitz zutreiben.

Glauben Sie nicht, daß Sie die Entzünde sind, der für den 9. Mai diesen Jahres etwas Besonderes haben und machen will! Ein Dutzend unbeantworteter Briefe, welche dem Ihrigen liegt noch vor mir, und ich habe für alle nur dieselbe Antwort wie für die Hebel: „Ihre weiß ich nicht mehr!“

Mit herzlichem Gruß Ihr ergebener Wilhelm Raabe

Und nun nehmen wir uns die Freiheit zu begeben. Der „Drämling“ bringt Sätze herauszubringen und zu veröffentlichen. Ein Publika zu verzeichnen zu gehen. In zweiter Absicht fürs erste um im neuen Raabes Vorrichtung für den 9. Mai diesen Jahres und das Fest vom damaligen 10. November recht lebendig vor Augen zu stellen, fürs zweite - und nicht zum wenigsten - um die Aufmerksamkeit zu erregen, sich die köstliche Büchlein, falls es nicht schon geschienen ist, schenken zu lassen, wozu ich eben verhoffen darf, daß die deutsche Buches' Genüß und Gedulst hoffentlich hinreichend aufgebracht hat.

Kolner und in Bremen, dem trefflichen Rektor Gustav Fischer zu Paddenu am Drämling persönlich bekannt geworden zu sein, ist es mir so neu, das die Schillerfeier in Paddenu so gloriell fertig brachte, als Phantasie und sogar dem Intelligenz in Paddenu, die in Hamburg zum Trotz dem geliebten „Hohen Dichter“ im Gasthaus zum großen Esel, „mitten im Bumpf“, eine Gedenkfeier zu veranstalten, die sich sehen lassen konnte.

„Ist das jemals im Drämling erhört gewesen, daß ein Goldarbeiter Magistrat aufgefördert wird, Goldbezüge für den Geburtstag eines vor hundert Jahren gestorbenen Komödienbeschreibers zu leisten, und daß er sie leistet?“

„Geboren ist er vor hundert Jahren, sagt meine Tochter.“

„Das ist in diesem Falle ganz einleuchtend, ich habe ihn ja selbst gesehen und gehalten: und selbst wenn der Mann in Paddenu geboren oder gestorben wäre, so ändert das meiner Meinung nach nichts, da könnte nachher jeder Komödient und sich feiern lassen. Heute der Schiller, morgen der Goethe, übermorgen der Klopstock, und so durch die ganze Leinbibliothek. Dafür zählt man keine Kommunalabgaben, sage ich.“

„Meine Herren, zanken wir uns doch nicht um Nebendinge! Wir sind einmal in der Geschichte drin und haben sie nun auch durchzuführen. Sehen Sie in die Zeitungen, meine Herren! Heute der Schiller und morgen dieselbe Festivität, also kann sich Paddenu nicht ausschließen. Meine Herren, wir würden uns weit über die Grenzen des Deutschen Vaterlandes hinaus blicken, wenn wir uns jetzt noch über eine Sache zanken, zu welcher sogar der Stadtmagistrat seinen Kostenbeitrag vorwiegend für die Schillerfeier lächerlich machen, wenn er die Feierlichkeit in seinem Gewissen lächerlich findet: aber fürs Gemeinwesen müssen alle wie ein Mann stehen. Und das ist meine Ansicht, meine Herren, und der, bei welchem kein anderer Trost verlangen will, der

mag sich damit trösten, daß diese Geschichte und dieses Jubiläum bald seinen Lebzelteln nicht wieder vorkommen kann.“

„Dummes Zeug! das ist das große Wort, mit welchem sich die Mittelgebilde, die Philisten, die gelehrten Herren, die Herren gegen das Höhere, das imponierend Unbequeme zu wappern pflegt. Wohl, — und das Mittelgebilde, das Philisterhafte nimmt es denn auch vor allem an, überleben, wenn der Tod, oder ein gewaltiges weltgeschichtliches Fatum, auch einmal sich die Freiheit nehmen: dummes Zeug! zu sagen und die ganze Herrlichkeit eines, wie man es nennt, wohlwollendenden Daseins oder geordneten politischen Zustandes zusammenzukehren, auszuweichen und in den Winkel zu stauben. Der Welt Zustand und Lauf! O spart euch doch die Mühe, mich mit ihm bekannt zu machen! Dummes Zeug! es ist oft, oft eine sehr große Ehre für ein Ding, ein Wort, eine Tat, von einem Kunstwerk gar nicht zu reden, wenn der eingebildete Tag sie unter dem Elktete zum Vorschein bringt: fertig! und häufig genug hebt eine hohe, lächelnde Muse das in solcher Art Abgetane aus dem Staube des Marktes auf, um es im Göttersaal der Erdewelt hoch auf seinen rechten Platz zu stellen und es für die rechten Leute und einem fernem Jahrhundert zur Freude, zum Trost und als ein großes Beispiel aufzuzeuhen.“

Ist überhaupt dieses Taumel einer verstandigen, auf den politischen Anstand haltenden Nation würdig? Haben wir jemals einen unserer wirklich großen Männer, Philisten und gelehrten Herren, einen unserniglichen Kaufleute mit einem solchen allgemeinen, rund um den Erdball sich schlingenden Enthusiasmus gefeiert? Ich besinne mich vergeblich. Ah, das ist Fräulein, es ist stets sehr angenehm, von einer grassierenden Epidemie nicht befallen zu werden: aber schön ist es, anlässlich eines odell wird es nicht anders werden, wenn man seinen eigenen zarsten, lebhaftesten Empfindungen auszuweichen versteht, sobald dieselben, wie bei dieser Gelegenheit, in die Augen der Gemüter und unter uns also in der Masse untergehen lassen.“

„Aber, meine Herren, ich wäre auch ohne alles das aus Hamburg geflohen. Weshalb wäre ich aus Hamburg geflohen? Meine Herren, weil Hamburg verrückt geworden ist, weil es nicht mehr seine Kräfte auf den Kopf gestellt, und meine besten Freunde sind tot geworden. Der Senat lernt das Lied an die Freude auswendig und wird es heute auf dem Jungferntage abgesungen haben. In der Börse haben üben die Wechselseelsale Wallensteins Lager mit verteilten Rollen ein: — mir hat man den Vorschlag gemacht, im Athenäum in einem lebenden Bilde einen toten Nadowasser darzustellen, und in der Lesehalle ein Gedicht mit der Überschrift: „Gedächtnisrede auf den verstorbenen, deklamieren, — da bin ich abgerüstet. Ich bin von Hamburg abgerüstet, um dem Schwindel aus dem Wege zu gehen, und nach Paddenu gekommen zu finden, daß der Wahnsinn keinen — keinen Ort verschont.“

„Mein Herr, wir feiern heute ein Fest, wie keine andere Nation der Erde es in gleicher Weise zu feiern imstande wäre. Tausende, Hunderttausende, ja Millionen unserer Mitbürger strecken jubelnd Ihre Hände dar — auf den Höhen und in den Tälern regt es sich jubelnd, Ihre große, edle Vaterstadt, mein Herr, wegt sich in Ihrer Tiefe: wer sind die Erbärmlichen, die sich abseits stellen wollen und sich nicht mit uns freuen? Wer sind die? Ein ganzes Volk stürzt sich heute in die lichte Woge der Schönheit, ein ganzes, großes, edles Volk besinnt sich heute auf seine Freiheit, und es ist es, das sich jubelnd, Ihre Augen sich um Erdensaal, und das es seinen Stuhl im Rate von anderen beiseite findet, da es seinen Platz am Tische der Freiheit sucht, da es so langsam die Hand und legt sie auf die Stirn — es besinnt sich, und dann lächelt es. — Ein Erstaunen, welches zum Schrecken wird, wenn Sie sehen, daß die Schillerfeier, Knackstert, wer sind Sie, daß Sie es wagen, Ihre kleine Beschränktheit über

dieses erhabene Stöckchen Ihres Volkes zu stellen! Die Nationen am Tische der Menschheit rücken verlegen flüsternd zusammen es wird Platz, und wir werden Platz nehmen! Ich frage Sie, meine Herren, verehrter Herr! Ich sage Ihnen, wir werden uns setzen, und wir haben einen gewissen Grund, auch dem Fasten von so manchem Jahrhundert zu entsagen. Sie, wir werden das Versäumte nachholen, auch Ihnen zum Trotz, mein Herr!“

„Entschuldigen Sie mich, daß ich an die Stelle setzen möchte, was Sie an die Ihnen aus der abgegrenzten Fülle meiner schwachen Kunst zu geben versprach. Ja, ich gebe mich selber, und — was kann der Mensch mehr geben sich selber? Sie haben oben aus schönem Munde vernommen, daß wir heute ein so einzig ideales Fest feiern, daß alle Völker des Erdballs mit Staunen von fern aus uns schauen: sollte ich einen Mißklang in dieses Fest bringen? Ich weise den Gedanken weit von mir weg: ich weise ihn um so weiter, je mehr ich die Abgeschiedenheit des Gedankens dieses Gedankens halber mit zündendem Erschrecken betrachte. Meine Herrschaften, ich würde einen Mißklang in dieses Fest bringen, wenn ich nach der wunderbaren Rede des Herrn Rektor Fischer und nach den noch wunderbaren Leistungen des hiesigen hochverehrten, hochachtbaren Herrn Eindruck vermittelt eines in Ol getränkten Stückes Kartonpapier und einiger Feder, angeordnet. Oligen! Abgeschiedenheit! Welche Gestalten würden mich auf meinem nächtlichen Lager erschrecken haben: wenn mir ihr berechtigter Hohn, den ich auf selbige Götter, die trefflichen, einfühligen Stadt zu demselben das Geleit gegeben hätte? Entsetzliche offenbar! ... Und wahrlich, der ist nicht zu befehlen, der sich die letzten im Busen wachruft: wer aber hat herzerschütternde von den Furen gesungen, als unser großer Dichter? Hoffen wir zu den Göttern, daß sie uns nicht verlassen, meine den Furen — zu niemanden in dieser Versammlung gesungen habe.“

Besinnungslage, herbeiziehend Schall der Erinyen Gesang.

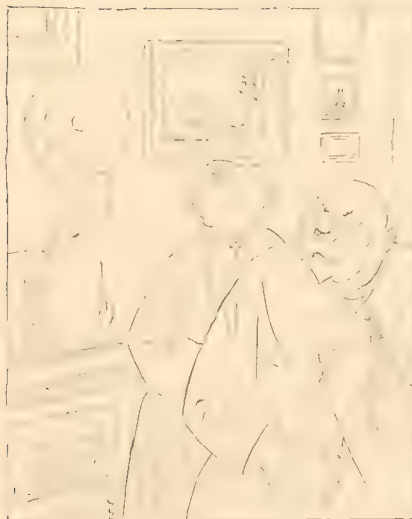
„Schall der Erinyen! Ich verzehrend, Und duldet nicht der Leier Klang!“

Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle Bewahrt die kindlich reine Seele! Wir dürfen das Glück nicht die letzten Er wandelt frei des Lebens Bahn —

Und ich, der ich den grausamen Sängern kaum entronnen bin, ich vor allem weiß es zu schätzen, was es ist, des Lebens Bahn frei wandeln zu dürfen, und ich beneide jene nicht um seine Seelenruhe, — jenen, welcher am heutigen Tage in einer fernabgelegenen Stadt dem Gastfreund zum grauen Laubfrosch zueinander! Aber bot, um durch eine schlecht ersonnene Intrige das hohe Fest in seinen Säulen zu erschüttern und umzustürzen, und — nicht der lächerliche, sondern der ernste, dem uns arme, uns mühsam aus der Not und dem Staube des Lebens aufringende Erdenbürger unter den fallenden Trümmern der Welt zu fluchen, und die Begeisterung aufgebauten Tempels nämlich zu begraben! — — — Meine Herren und Damen, erwarten Sie nicht, daß nun auch ich das, was Sie heute in diesen Stunden bewegte und noch bewegt, noch einmal zergliedere. Sie würden dieses mit Recht anmaßend finden dürfen. Doch weniger jedoch werde ich wagen, Ihnen meine eigenen Gedanken und Empfindungen vorzulegen: ich hatte Ihnen nur eine demütigste Entschuldigung zu bringen, die Sie mir im andern Falle ganzwillfährig die Berechtigung haben, kurz und bündig sich zu erkundigen: was Sie Sie eigentlich angehört. Gehe ich nun zu dem, was ich wahrhaftig ein stolzes Fest gefeiert, und das Erdballs Volk sehen mit allem Grund in noldischem Staunen auf uns. Ich sehe Sie, Sie sind die, die Sie hoch auf den Sänger der Freiheit und der Frauen. Er lebe hoch! und mögen, wie heute die Besten im Volke, sich ferner sich die Geisteskräfte der Menschheit herauschen, den er der Welt liebend reichte. Er lebe hoch, und — Ich wünsche Ihnen eine angenehme Nachtruhe, und morgen früh ein Licht, das Sie in die Pflichten zu den drängenden Pflichten und Nöten des Tages!“

Allerhand Verehrer

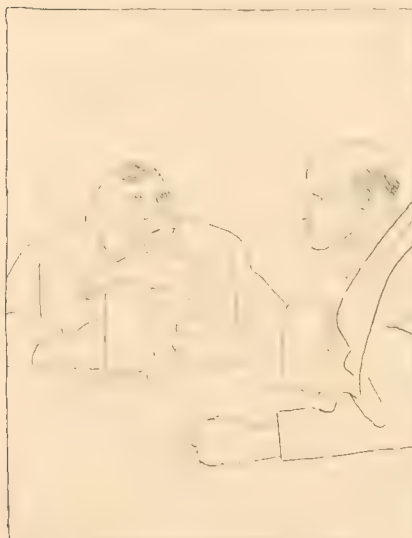
(O. Gulbransen)



„Abstell'n! Den Schiller hör'n ma net, dös war a Revolutionär.“



Dem Literaturhistoriker Dr. Taubenschmütz ist es heute gelungen, das hundertfünfundsechzigste falsch gesetzte Komma in Schillers sämtlichen Werken nachzuweisen — ein wahrhaft erhebender Anlaß, um ein Jubiläum zu feiern.



„Koa Tag vergent, wo i net an eahn denk.“ Potz Donnerwetter — wie kommt denn das? — „Weil i am Schillermonument aussteign muß, wann i ins Café Luitpold will.“

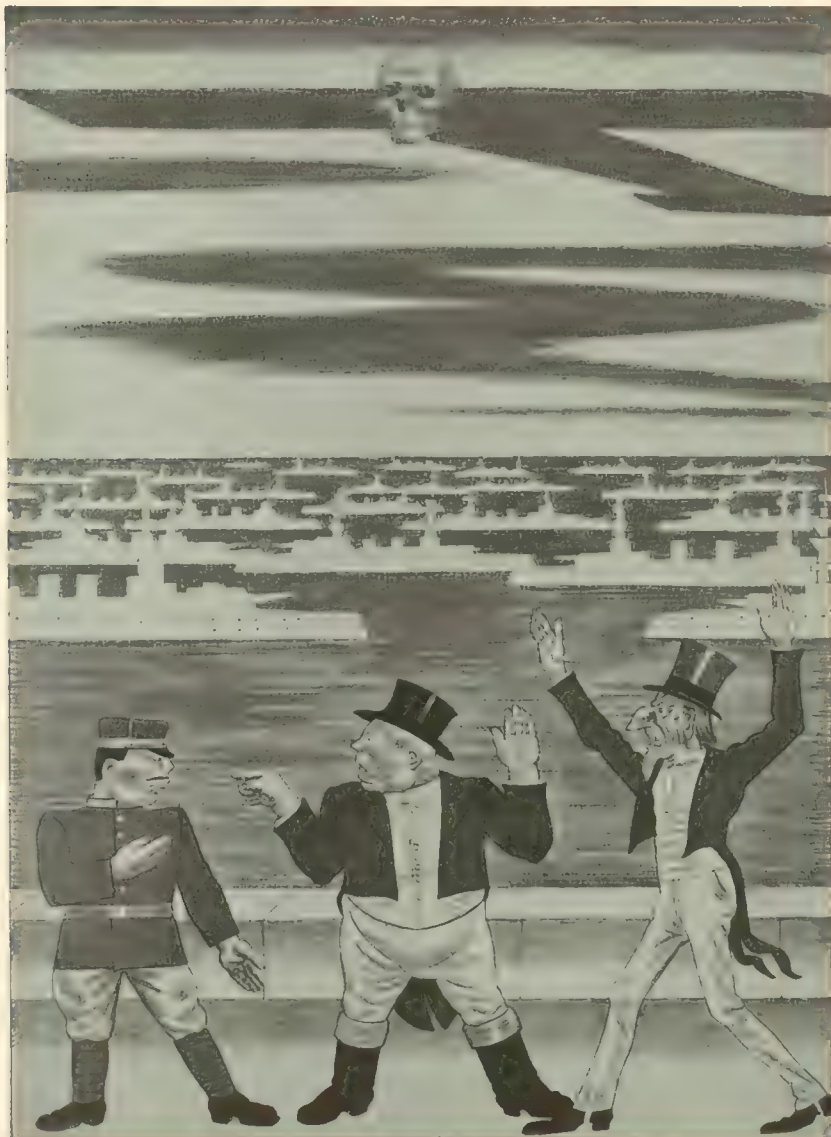


„175 Jahre is er. Na schön. Aber ob er 180 wird, det is noch 'ne Frage.“

Stimme aus der Luft

(Zur Flotten-Vorkonferenz)

(E. Schilling)



„Da streiten sich die Leut' herum . . . als ob es mir auf ein paar Schiffchen mehr oder weniger ankäme!“



„Kind“, hat der Direktor zu mir g'sagt „ich kann nur Schauspielerinnen brauchen, die ein streng solides Privatleben führen. Durch die ganze Welt geht jetzt ein Zug der Anständigkeit.“ „O mei, der werd si do net verköhlt ham in dem Zug?“

Friedrich der Unsterbliche

Früher waren leider manche Leute unzugänglich für den Höhenflug seines Genusses. Aber heute buldigt ihm begeistert alt und jung.

Heute spürt der Arme wie der Reiche, Akademiker und Mann der Kunst, froh bewegt die wuchtigen Schwabenreiche, wenn ein Sprachwort durch die Enstei ant

Jeder kennt den Hut dort auf der Stange und der Jungfrau tugendreichen Sinn, kennt den Wallenstein, der ziemlich lange, den Don Carlos und die Millerin

Auch die Glocke kennt er, die Balladen.
Gibt es wen, dem sie nicht wert und lieb?
Und wie wundervoll und geistgeladen
sind die Briefe, die er Goethen schrieb!

... Denke seiner, deutscher Mensch, und wüßte
über alle Kritiker weg. Vergiß,
daß ein anderer Friedrich — nämlich Tieck'sche —
ihn einmal „Moraltrumpeter“ hieß.

Notendeb

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simpliciſſimus-Verlag, München Postſcheckk. München 5802

Geschäftspraktik

Beim Wiener Telefon ist Zeitzählung eingeführt. Zeit ist Geld, sagt das Sprichwort, und wenn man häufig angerufen wird, dann fühlt man erst, daß Sprichworte Wahrworte sind.

M. Schnokes, Schneiderzugehör und Textilwaren, geht mit der Zeit, hat nicht nur ein Telefon, sondern auch einen Papierkorb, in dessen ungründlichen Tiefen Mahn-, Binnen- und Drohbriele für ewige Zeiten verschwinden.

Alle derartigen Zuschriften lassen M. Schnokes kalt, nur Ondraliks Söhne machen ihm zu schaffen.

Die lassen nicht locker, telefonieren vormittags und nachmittags und zehnmal dazwischen — und M. Schnokes schmunzelt.

Lüßt Ondraliks Söhne telefonieren — bis er ihnen eines Tages schreibt:

Titl. Firma

J. Ondraliks Söhne,

Wien, I.

Franz-Josefs-Kai 99

Euer Hochwohlgeborren!

Ich erlaube mir, Ihnen mit Heutigem die Gegenrechnung für mit Ihnen geführte Telefongespräche zu übermitteln. Wie Sie daraus ersähen können, ist Ihr Guthaben bei mir als gebüht zu betrachten, wogegen ich Sie mit

S. 27.90

beleiste.

Mit dem höflichen Ersuchen, sich meiner Nummer B 637.38 auch fernrhin gefälligst bedienen zu wollen, ersuche ich Sie um ehedahlige Anschaffung des oben ausgeworfenen Betrages und zeichne

hochachtungsvoll

M. Schnokes.

Der Wachtmeister

Auf unserem gebirgigen Kriegsschauplatz, wo weite, einsame Strecken zu überwinden waren, wurden auch wir Infanterieultrants auf Pferde gesetzt. Wir waren sehr stolz. Bis eines Tages der Herr Major sagte, er könne das nicht mehr mit ansehen, wie wir im Schlachtertrab durch das Gelände juckelten, und wir sollten erst mal für acht Tage bei dem Wachtmeister des Artillerierekrutendepots hinter der Front in die Lehre gehen.

Der Wachtmeister, weit bekannt als prächtiger Mann, hielt uns zunächst einen Vortrag über „Das Pferd, seine Behandlung und Pflege“. Wir erfuhr, daß das Pferd in Vorderhand und Hinterhand zerfällt, daß es im allgemeinen gutmütiger Sinnesart ist, und daß die vier Hufe täglich mit einem Holzspatel auszukratzen sind, damit nicht der „faule Strahl“ entsteht. Die Bürste, mit der das Pferd dreimal täglich gereinigt wird, heißt Kardätsche.

Der Herr Major trat hinzu und sagte, der Herr Wachtmeister möchte zum praktischen Teil übergehen. Wir übten zunächst „oben bleiben“. Jeder bekam ein Pferd an die Hand, nur mit einer Wolldecke gesattelt, welche er auf irgendeine, ihm freigestellte Art zu erklimmen hatte. Inmitten einer kleinen Reithalle mit weichem Sandboden. Der Wachtmeister stellte sich in die Mitte der Halle und knallte unaufhörlich mit einer langen Peitsche. Die Gäule rasten los, in irgendeiner Richtung, zum Teil auch die Holzwand der Reithalle hoch; aber der Wachtmeister stand in der Mitte wie ein Fels in wogenden Meer, knallte und sagte: „Alagähr komm alagähr.“ Am Schluß war niemand von uns mehr oben, aber wir hatten doch verschiedenes dabei gelernt: was man Schenkelschuß nennt, wozu die Mahne des Pferdes nicht da ist, und so.

Am nächsten Tage schen durften wir „Vorbereiten in gerader Haltung“ üben. Der Wachtmeister stand wieder in der Mitte, diesmal ohne

Peitsche, und man hatte genau auf ihn zuzuhalten. Das war schwer, denn die Gäule waren, eingedenk der gestrigen Erlebnisse, von sich aus bestrebt, einen Bogen um den Herrn Wachtmeister zu beschreiben. Schließlich gelang es dem an der Tête, in gerader Haltung vorbeizukommen. Aber der Wachtmeister war anderer Ansicht: „Wie ein nasses Handtuch hockt der Herr auf dem Pferd!“ sagte er.

Der Major trat an den Wachtmeister heran und bedeutete ihm, daß wir, obwohl Anfänger in der Reitkunst, dennoch Offiziere wären, und daß er sich füglich in den fachtechnischen Ausdrücken zu mägen habe. Vor allem hätten alle Vergleiche mit Funktionen der Unterleibsorgane zu unterbleiben, sagte er vorbeugend.

Unser Reitlehrer klappte die Sporen kräftig zusammen und sagte: „Jawohl, Herr Major!“ Aber man merkte ihm an, daß ihm die Sache so nur den halben Spaß machte. Und als der vierte aus unserer Reihe vorbeilief, da übermannte es ihn bereits wieder: „Wie ein in die Luft gesch... geschleudertes Fragezeichen hockt der Herr Leutnant auf dem Pferd!“ Die Korrektur war im letzten Augenblick noch geübelt, der Major räusperte sich nur vernehmlich, und der Wachtmeister klappte die Sporen in halber Lautstärke zusammen.

Aber da kam der letzte aus der Reihe vorbei, in wahrhaft hilfloser Haltung auf dem Gaul hängend, von uns allen bereits belächelt, und da packte den Wachtmeister der primäre Zorn, und da war ihm alles egal. Hier durfte, hier mußte das kavalieristische Herzblut überschießen, hier mußte tief empfundene Vormachtstellung gegenüber dem niederen Fußvolk, gleichviel welchen Rangabzeichens, ansprechend zum Ausdruck gebracht werden. Und es erklang weithin durch die Halle: „Wie eine vollgesch... Unterhose, und unten zugebunden, hockt der Karl...“ Und der Wachtmeister trat vor den Major, schlug die Sporen zusammen und sagte: „Meinen Herr Major nicht auch?“

Alfred Baresel

Stammbuchverse

Von Jacobus Schnelldorfer

Für ein junges Mädchen

Wenn in der Nacht der Lärm erwacht,
Der Sturm im Forste dröhnend kracht,
Der Tannenzapfen polternd fällt,
In wildem Aufruhr ist die Welt
Ganz grauenvoll und fürchterlich . . .

Dann werd' ich still und denk an dich!

Für eine andere

Flog mir da etwas, knicks und knacks,
Aufs Schinkenbrot des Zweischenkels;
Ich biß darauf, 's war Amors Pfeil.
Ja, Gott sei Dank, das Herz blieb heil!
Gloria in excelsis Deo!

(Anmerkung: Die Freundschaft mit dem jungen Mädchen, welches diese Strophen im Stammbuch bekam, ging leider daraufhin in die Brüche.)

Für einen Dichter

Die Zeiten ünd sich und damit der Geschmack.
Im Grunde bleibt es doch der alte Schneck!

(Kleine Nebenbemerkung:

Der Weise zieht aus seiner Brust
Den Sinnspruch ohne Textverlust)

Für einen Tierfreund

Der Mensch ist gut, doch fragt nicht wie,
Aber edel, edel, edel,
Ist selbst das hundsgemeinste Vieh!

Für einen Beamten

Was machst du dir so viele Sorgen,
Was sprichst du immer von der Pflicht?
Mein armer Freund, du denkst an morgen,
Doch, ach, ein Heute kennst du nicht.
Bedenke: Freund Klapperbein
Schickt nicht erst seine Karte rein!

Warum wurde August Lämmermann rot?

Von Willfried Tollhaus

Der Doktor der Philosophie Bernhard Krieg, Lehrbeauftragter für Literatur an einer deutschen Universität, war Spezialist in Dichternekrologien. Später nannten ihn darum das Leichenhuhn.

Dieser Beiname paßte durchaus zu seinem Äußeren. Über einem anscheinend bei einer schwierigen Geburt etwas schmal zusammengegedrückt, Schädell hing über einer lichen Haut, als ob sie in einer zu großen Weite ausgeborstet sei. Ein mißrätens schwarzes Bärtchen fiel über die blutlosen Lippen eines Gummibüchchens, das bald ganz klein zusammenschrumpfen, bald sich breit auseinanderziehen konnte. Tat es das, so wurden vierelgige, grünlich schimmernde Hauer sichtbar. Die dünne, aber deutliche Nase Krieges schien mit einer ungewöhnlich großen Brille an den auffällig ausgebildeten Ohren festgehalten zu werden.

Zu diesen Besonderheiten kam noch ein langer, faltiger Hals, der in einen hohen Stehkragen eingepaßert war und sich gelegentlich ertastlich in die Höhe recken konnte.

Denk man sich dazu noch den strammen schwarzen Schlipf, den schirmfutturalhaften Gehrock und sehr umfangreiche, aber scheinbar inhaltslosere Schuhe, so wie man, wie Krieg aussah.

Spätestens kurz vor dem sechzigsten Geburtstag trat er in jedem bekannteren Dichterebenen in Erscheinung. So meldete er sich auch aus solchem Anlaß bei Karl Muckel, wie wir verschiedentlich nennungsweise den gefeierten Erzähler nennen wollen.

Als Dr. Krieg in das Zimmer eintrat, wurde aus Karl Muckel, dem Sechzigjährigen, schlagartig der Quarzalter Mann, dessen Kniee bei Gesprächen mit

seinem gestrengen Ordinarius Winkler zu zittern pflegten.

Das war an sich nichts Neues, denn zweimal in der Woche pflegte Muckel zu träumen, daß es so sei. Dann begannen er verlegen und verlegen seine jetzt so viel gerühmte Phantasie im Erfinden von unmöglichen Ausreden auf peinliche Anklagen des Quartarspötners zu üben.

Dieser Winkler schien sich aus dem Grabe haben beurlauben zu lassen und trug nun den Namen Krieg!

Wie er jetzt das Notizbuch aus der Rocktasche nahm, jenes furchtbare Notizbuch, in dem alle schlechten Zensuren standen – wußte Karlchen, daß er nunmehr etwas Entsetzliches fragen werde.

So geschah es.

Winklers schrille Stimme klang durch die Stube: „Darf ich bitten, mir zu sagen, warum ihr August Lämmermann in dem Roman gleichen Namens rot wird, als er den Schatten seines Freundes Moritz am Fenster des Cafés Viktoria vorbeihuschen sieht (Seite zweihundertdreißigfünf)?“

Statt nun mutig ein offenes Geständnis abzugeben, daß er es nicht wußte, begann Karl Muckel – wie in seinen Quartarfehlern – einen artigen Wortschmuck anzuhören, aus dem er nach einigem Besinnen schöne, vieldeutige schimmernde Seifenblasen in den Wind schicken zu können hoffte.

„Wurden Sie, verehrter Herr Doktor!“ – hob er an –, „nicht auch erschrecken, wenn Ihnen so etwas geschähe?“

Da kommt es in eiskaltem Winklerschen Hohn zurück: „Gewiß – aber wenn ich erschrecke, werde ich, wie alle Menschen, blaß und nicht rot!“

Kriegs Augen hatten jetzt jenen stehenden Glanz, den die Winklers annahmen, wie er seinem Zögling das Heft mit den vielen Fehlern um die Ohren zu schlagen pflegte. Gewohnheitsmäßig hielt er dabei eine kleine Ansprache, bei der er nach jedem Satz kurz „he?“ fragte.

Muckel duckte sich zusammen. Der sadistische Pädagoge fuhr fort: „Es war also eine andere Empfindung als Schreck, die August Lämmermann erröten ließ.“

Sehr richtig! lobte Herr Doktor Krieg und fügte sofort nachscharf hinzu: „Warum aber schämte sich August Lämmermann?“

Muckel wußte, daß Worte nicht nur Gedanken verbergen, sondern vor allem Gedanken erzeugen können. Und so begann er denn eine Art von Disposition für einen Aufsatz mit dem Titel: Wann wird der Mensch rot? zu entwerfen.

„Für das Rotwerden gibt es A. psychische, B. physische Gründe. Die psychischen unterscheiden

sich (groß römisch I) in normale und (groß römisch II) in anormale. Die normalen lassen sich wie folgt gruppieren: klein römisch a: Scham; klein römisch b: Verlegenheit; klein römisch c: zärtliche Empfindungen; klein römisch d: Begleitung. Alles dieses könnte bei August Lämmermann angenommen werden.“

Da drehte Doktor Krieg seinen Hals um zwei Zoll aus selbststetiger Kräfte und der Adament sichtbar wurde und er aussah wie ein gerupfter Strauß im Zoo, der seine Federen auf dem Hut einer Dame am Gitter wiederzuerkennen glaubt, und gluckst: „Aber . . . aber . . .“

Karlchen war der Meinung, nun hole er Luft für den Schlag mit dem Heft. Da nahm er noch ein mal seine Kräfte zusammen und sagte: „Klein römisch e: Wut!“ – Wut!“ – Wut!“

Als er das Wort aussprach, hätte er auch das Gefühl, das es ausdrückte, und wurde krebsrot! Seine Augen funkelten hart in die seines Gogen übers.

Und es geschah das Seltsame! Rückweise zog sich Kriegs Kopf in den Stehkragen zurück, über seinen Augen rasselten her unter.

Sein hässliches Mäulchen schien Küsse ins Leere zu versenden.

Die dünnen Schultern schnellen hoch, als ob sie noch einen Wall vor der Mauer des Stehkragens aufrichten wollten.

Es war deutlich zu erkennen: Herr Dr. Krieg fürchtete sich!

Da zündete sich in Muckels Augen ein großartiges Feuerwerk an. Siebenundvierzig Jahre war es her, daß ihn dieser Winkler gequält, gepeinigt, gehetzt und noch im Schlaf verfolgt hatte! Siebenundvierzig Jahre, daß er vor ihm stand und fragte: „Auf was miserabel Arbeit bist du wohl noch rot?“ he?“ Siebenundvierzig Jahre Knechtschaft und Alpdruck!

Und nun saß er da, Winkler – und fürchtete sich. Vor was?

Natürlich, daß Karl Muckel ihn jetzt seinen fünf hundert Seiten starken Roman August Lämmermann mit den Ohren schlagen würde!

Muckel hatte sich zu seiner ganzen Größe erhoben, in sich diesen Kampf mit dem Gedanken versprochen. Er bemerkte mit Vergnügen, daß sein Besucher immer kleiner wurde.

Da kostete er seinen Triumph voll aus. Er nahm jenen oben am Nuchal, den Winkler haben konnte, wenn er sein Kopf einwickeln wollte. „Meinen Sie nicht, Herr Doktor, daß es sich wenn es nicht um Muckel selbst ereignen ist, was sich August Lämmermann gedacht hat, als er rot wurde, um eine private Angelegenheit handelt, die der Autor verschwiegen haben wollte?“ he?“

Und plötzlich mit donnernder Stimme hinterher: „Private Angelegenheiten gehen die Öffentlichkeit gar nichts an!“ Das möchte ich mir ausgebeten haben?“ he?“ Stimmen Sie mir bei?“ he?“

Von Krieg schien nur noch ein schwarzer Tintenlekt übrig zu sein.

Muckel aber schritt, die Hände auf dem Rücken, in seiner Arbeitsstube auf und ab und war glücklich! Jetzt würde er nie wieder von Winkler träumen! Und wenn schon, dann würde er vor ihm sitzen wie jetzt Krieg. Und er würde ihn anfallen und hinter jedem Satz „he?“ fragen und zuletzt schnarren: „Ich will dich kriegen, Bürschensch! he?“ „Horror! Horror!“ – Das löhnte die ganzen Schwindel mit dem sechzigsten Geburtstag!

Als Krieg sich zu der zum Gehen unbedingten nötigen Höhe aufrichten wollte, machte Karl Muckel eine herrliche Bewegung. Krieg schrumpfte erneut zusammen.

Muckel aber ging an seinen Schreibtisch, nahm die Jubiläumsausgabe von „August Lämmermann“ und schrieb auf die erste Seite: „Herr Dr. Bernhard Krieg in dankbarer Erinnerung an die Freude, die er mir zu meinem sechzigsten Geburtstag gemacht hat. Möge er in seinem Leben nie Empfindungen haben wie August Lämmermann auf Seite zweihundertdreißigfünf Karl Muckel.“

Lieber Simplicissimus!

Das Geburtshaus des alten Generalfeldmarschalls von Moltke zu Parchim wurde mehrere Jahre als Schulgebäude einer Höheren Töchterchule benutzt. So kam es, daß einmal ein Schüler auf die Frage seines Lehrers: „Wo wurde Moltke geboren?“ antwortete: „In der Höheren Töchterchule zu Parchim.“



Die Schenke im Moor

W. Schulz



Wenn nachts der weiße Nebel steigt,
Im Moor sich eine Schenke zeigt,
Die dem beisammen, all die Leut,
Die sind schon lang nicht mehr von heut.
Ist altertümlich ihr Habt.
Auch Kriegerfrucht' man darunter sieht
Und Gaufier, Spielreut' und was mehr
Zog umher einst im Land umher.
Wenn keiner da den andern nennt,
Es scheint doch, daß sich alles kennt.

Tritt einer fremd zu ihnen ein,
Muß gleich er mit dem Keuze sein,
Der da am Tische macht die Rund'.
Er bringt ihn nicht mehr ab vom Mund.
Muß trinken, trinken, bis er plagt.
Es ist schon mancher so verragt.
All die dort hocken, klein und groß,
Sind darum leere Schatten bloß,
Die wie der Nebel still verwehn,
Sobald die Morgenwinde gehn.

Wilhelm Schulz



Gefällte Bäume

„Was wird aus euch, Leichen der Waldbrüder, entrisen der schwingenden Gemeinde, der Erde fortgenommen und der grünen Bruderschaft?“

„Wir sind nicht tot, wie wir auch hier entblößt zu sterben scheinen, aller Gewänder beraubt; neue Stürme erwarten uns.“

„Ich werde Naß am Schiff, der Nonnen wird mit Regen mich beglänzen.“

„Ich werde Sturm der Welt in deine Augen werfen, wenn ich als Blatt aus der Maschine fliege.“

„Ich werde Tränen wie Regen an meinem Fuße sammeln, in neuen Wäldern fruchtloser, laubloser Kreuze werd' ich ewig fein.“

Wahne Dürer

Lieber Simplificissimus!

Meine Tochter übergab ihre Reisetasche der Handgepäckstelle in Stuttgart zum Aufbewahren. Beim Abholen meinte der Gepäckschaffner, freundlich grinsend, mit einem Blick auf das gut angezogene Mädchen und ihre etwas ältliche Tasche: „Dui ischt no von der erschte Frau!“

In der Quarta einer Mädchenschule kommt die Rede auf Magie. Erst verwechselt eine kleine Hausfrau das Wort mit „Maggi“; dann findet jemand den Weg über „Magie“ zu magisch, und dann wußten wir, daß Magie Zauberei bedeutet. Darauf fragte man: „Wenn Zauberei Magie heißt, wie heißt denn dann der Zauberer?“ — Isolda meldet sich besonders stürmisch, rief: „Bitte, ich!“ und übersetzte: „Der Magistrat!“ Als wir in stürmischem Lachen bewiesen, daß das leider keinesfalls zuträfe, berichtigte sie in holdem Erröten: „Nein doch, der Magister!“

Familie Kowalski kommt zum Photographen, um ein Bild für die Verwandten in Ostpreußen machen zu lassen.

„Sagen Sie, liebe Frau“, bemerkt der Photograph, „Sie sind doch schon bei Jahren und haben fünf erwachsene Kinder, Ihr Mann kommt mir reichlich jung vor.“

„Is sich nich Mann, is sich Kostgänger. Mann hat sich so häßliches Gesicht.“

Ein Mann

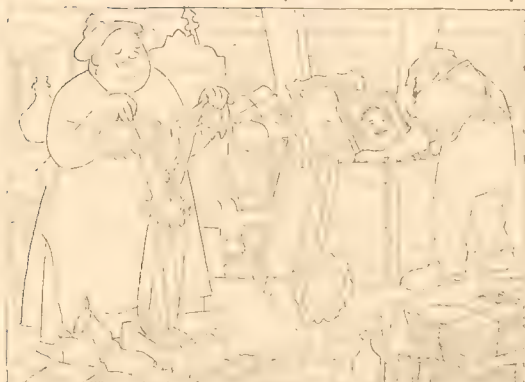
(R. Kriech)



„Ham Se denn jar keen Temperament, Herr?“ — „Ei cha, wenn 'ch zum Beischpiel im Schlaf gestört wer', da genn' Se was erläh'm!“

Speicherentrümpelung

(Karl Arnold)



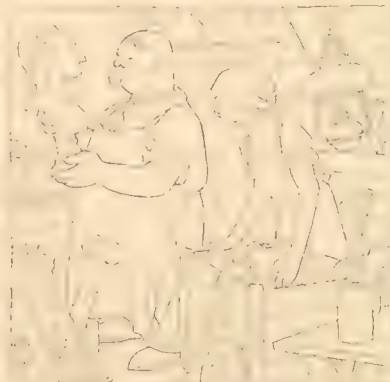
„Jessa, Alois, mei' Brautkleid! 's waar jetzt wieder ganz modern.“ — „Ja, aber dei Figur wern ma kaum wiederfind'n.“



„Gnii Herr, der Gerichtsvollzieher is da!“ — „Ausgezeichnet, Lina, er soll gleich heraufkommen und den ganzen Speicherkram mitnehmen.“



„Tja, Muttern, so vajeht die Zeit, damals war ox sechs Jahre.“



„I moan, dös is da Schiller. Der wird abgewasch'n und frisch bronziert, a Hochzeitg'schenk fürn Pepl gibt a allwei no her.“



„Sind S' ja recht vorsichtig, Fanny, Mäuse sind schon gräuslicher wie Fliegerbomben.“



„Da kuck mal, die ist auch bei der Entrümpelung zum Vorschein gekommen.“

Der Pharisäer und die Schuld am Attentat

(E. Thöny)



„Ich danke dir, mon Dieu, daß ich nicht bin wie diese Ungarn oder Italiener oder Bulgaren ...
oder gar wie diese Deutschen da!“

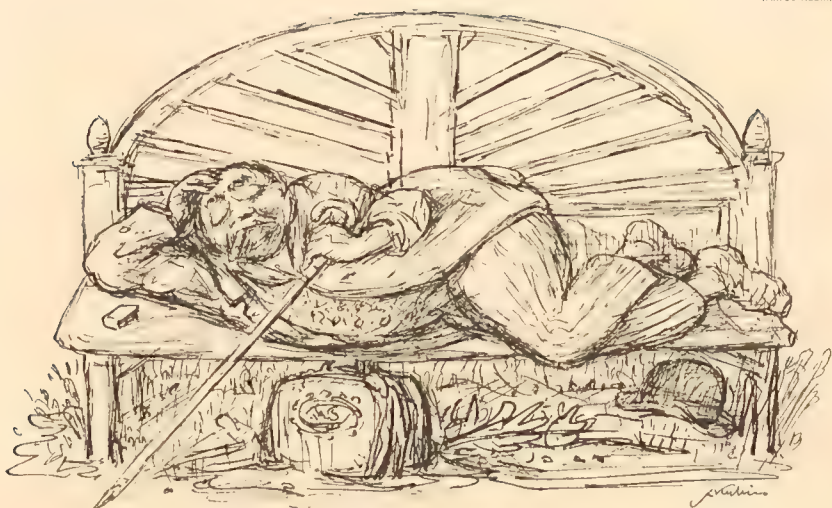
SIMPLICISSIMUS

Was uns nicht umbringt, macht uns stärker

(E. Schilling)



„Wir werden, wenn ihr uns dazu zwingt, für all eure Rohstoffe einen guten Ersatz erfinden. Dann aber wird der Tag kommen, wo ihr euch die Abnehmer, die ihr braucht, im Laboratorium herstellen könnt.“



„Ich weiß nicht, was dat is! Ich träum schon wieda von da jöttlichen Marlene! Sollte mir valleicht die Liebe je-packt ham?“

Mond über der Stadt

Der Mond lodt vom Himmel, groß und rot,
Alle Straßen träumen sich, zu ihm hinauf zu springen,
Alle Dächer funkeln und wölben zu ihm sich schwingen.
hoch hängt er im Blau, hoch überm höchsten Schlot.

Alle Türme heben die Lagen zu ihm.
Alle Fenster brennen, zu prahlen wie er,
Alle Häuser tanzen auf Füßen schwer
Und streben hinauf zu ihm.

Der Mond lodt vom Himmel. Groß und schwer
Und rund freift die Stadt, voll Begehr,
Zu liegen an seinem feurigen Mund.
Keiner bremst so rot wie er.

Georg Weitzing

Wenzel Sikoras schönstes Erlebnis

Von Bruno Brehm

Da war ich also — nach zwanzig langen Jahren — wieder einmal in der kleinen Stadt, in der ich den größeren Teil meiner Gymnasialzeit zugebracht hatte. Der Kern war der alte geblieben, aber die Ränder hatten sich verändert. Dort waren neue Viertel gewachsen, tschechische Siedlungen; der vom Norden her drückende fremde Zustrom war von dem neuen Magistrat gefordert und herbeigeführt worden. Die Straßentafeln waren doppelsprachig; in allen Gassen sah ich tschechische Firmenschilder, und allenthalben hörte ich die fremde Sprache. Aber die alten Gassen, die alten Kirchen und die Häuser, der schöne gotische Stadtturm, die steirische Sprache waren deutsch geblieben.

Ich war ein wenig bekümmert auf diese kleine Reise gegangen, denn ich hatte, verdeckt wohl und verschleiert, in meinem ersten Buche eine Geschichte geschildert, deren Handlung ich in diese Stadt verlegt hatte. Eine Reihe von Nebengestalten hatte ich nach der Erinnerung abgezeichnet; man hatte dieses Buch in jener Stadt gelesen, hatte Vermutungen daran geknüpft und diesen und jenen der damaligen Bürger in meinen Gestalten wiederfinden wollen und Zusammenhänge gesehen, an die ich wahrhaftig gar nicht gedacht hatte.

Ich spürte das ganz deutlich, als ich nach der Vorlesung abends im Gasthof auf, mit einigen Schulfreunden sprach. Ich, wie weit, wie weit waren wir auseinandergekommen! Und von einigen sehr mißbilligenden Blicken getroffen wurde. Meine Schulkameraden deuteten mir auch den Grund dieser und jener Verstimmlung, aber mir hätte das kein Betauern genutzt, es nicht so gemeint, nicht an diesen und jenen gedacht zu haben, als ich das Buch schrieb, man hätte es mir nicht geglaubt. Also schwieg ich und fühlte mich gar nicht wohl in meiner Haut.

Und saß nun da und nippte trübe von meinem Wein. Die mißgünstigen Blicke wirklicher oder vermeintlicher Modelle oder deren Anverwandter im Rücken, und dachte, daß es Essig geworden sei mit diesem solange erträumten Wiedersehen. Mein Buch war mir verleidet, ich bedauerte, jemals diese Stadt geschildert zu haben, und beschloß, am nächsten Tage mit dem Mittagszuge wieder abzureisen. Vorerst aber wollte ich doch noch einmal das alte Gymnasium besuchen, vor dessen Tor ich nach

der Matura meine griechische Grammatik und die Logarithmen zerlegt und in alle Winde hatte flattern lassen.

Da war das Gitter, da war der alte Bau des ehemaligen Klosters, aber an Stelle des Doppeladlers war das Wappen des neuen Staates angebracht. Das Gymnasium war deutsch geblieben und ein Realgymnasium geworden. Wie ich und ich stand unter der mit dem Klosterwappen geschmückten Pforte der Schuldienner, er trug auch ein „Amtskappel“, aber nicht mehr jene hohe schwarze k. k. Staatsdienerkappe, sondern eine niedere, etwas gestützte, eine Kreuzung aus der alten Kappe und einem französischen Käppi, wie sie ja allenthalben auch die tschechischen Eisenbahner trugen. Da es ein Wochentag war, trug Wenzel Sikora keinen Uniformrock, und ich vergaß zu fragen, ob der neue Staat einen solchen vorgeschrieben hatte.

Ach, wie mich Wenzel Sikora begrüßte! Auch er hatte mein Buch gelesen, auch er hatte sich darin erkannt, und er war, wie er mir gleich beim Eintritt mitteilte, nicht wenig stolz darauf. Ich hatte ja von jener einen Stein bei ihm im Brett gehabt, denn er war unter meinem Vater, als er Schuldienner wurde. Feldwebel gewesen. Also hieß mich Sikora mit Händedruck und bewegten Worten willkommen und lud mich ein, weiterzukommen. Die Schuldiennerwohnung war vergrößert worden; den Raum, in dem wir früher unser Fausenwürstel gegessen hatten, betrat ich nicht. Sikora führte mich in die gute Stube und hieß mich Platz nehmen.

Ich sah mich um und fragte, wo denn das Sündenzimmer jetzt sei, jener kleine Raum, in dem uns Sikora seinerzeit am Freitag die verbotenen Wurstchen verkauft hatte. Andere Zeiten seien nun, erwiderte Sikora trübe, andere Burschen! Die kaufen keine Freitagswurstler mehr, die lassen kein Geld mehr aus. Mit diesen Burschen sei nicht viel anzufangen. Und nun habe man obendrein eine Menge Mädchen hier in der Schule.

Sikoras Frau trat ein und stellte einen Kaffee vor mich hin. Ich fragte nach ihren Kindern: die studierten beim an der Hochschule in Prag, an der tschechischen akademie, sagte die Frau nicht ohne Stolz. Wenzel wäre zwar mit dem, was ich über ihn geschrieben habe, zufrieden gewesen, sie aber durchaus nicht, das müßte sie mir schon sagen. Nun, ich senkte mein Haupt und meinte, wir wollten doch von etwas anderem reden.

Dies sei wohl nicht notwendig, die Alte möge nur schweigen, ver-schluß auf Seite 401)

Mißglückte Aussprache

»Karl Arnold«



„Ham Sie was geagt?“ – „I hob nix ghört.“ – „So, na ham ma uns bloß was denkt.“ – „Was haßt uns? I hob ma gar nix denkt.“ Pause.



„Winter werd's halt – Winter!“ – „Ko scho sei!“ – „I moan, a strenger Winter werd's aa no.“ – „Woaß i net.“ Pause.



„Da heurige Herbst war aa net dös rechte.“ – „?“ – „War z' schön. Gar z' vui Sunn.“ – „Mir nix bekannt, i hob dahoam an Rheumatis ghabt.“ Pause.



„Früher hob i bloß dunkle Bier mögn, aber jetzt schmeckt ma 's helle do besser.“



„Ja, moana S'e vielleicht. Sie kunntn mi in d' Politik verwickeln – – –“



Lina, zahl'n!“

Vor der Abreise nach Genf

(E. Thöny)



„Aber sehen Sie doch, Genosse Litwinow, die Leute sterben ja zu Tausenden den Hungertod!“ —
„Stören Sie mich nicht, das ist kein Thema für meine Genfer Rede.“

ROTSIEGEL KRAWATTEN

Das Geschenk für „Ihn“

Wenzel Sikoras schönstes Erlebnis

(Schluß von Seite 398)

setzte Sikora darauf, er sei nicht nur einmal und nicht nur in meinem Buche der Held einer Geschichte gewesen, oh, man habe im Jahre 1915 sogar in Wien eine eigene Zeitung herausgegeben, allerdings nur hektographiert, die habe den Titel „Sikorum“ geführt. Die Frau machte eine abwehrende Handbewegung und sagte, er solle nicht wieder von diesen Dummheiten zu schwätzen anfangen, der Doktor werde sich das alles merken; aber Sikora erwiderte: ja, das könne er sich auch merken, stand auf und holte aus einer Leder einige Hefte des „Sikorums“ hervor und breitete sie vor mir auf dem Tisch aus.

Er sei damals, begann Sikora, während ich im „Sikorum“ blätterte, in Wien bei der Ersatzkompanie eines Landurmestallions Dienstführender gewesen, und diese Kompanie hätte, um ihn bei guter Laune zu halten, eben jene Zeitung herausgegeben, die sich nur damit befäße habe, seine Aussprüche, kurzen Entscheidungen und Reden in Bild und Schrift festzuhalten.

„Die Ersatz“ war ein Panoptikum, ah was, ein Panoptikum, ein Zirkus war es, lauter Schwindler und Drucker, alle Tachinieren, Apotheker, Variétédirektoren, Sänger, Zauberer, Photographen, Bankdirektoren, eine feine Bande, sag' ich Ihnen, aber Soldaten, daß es einem alten k. und k. Feldwibel den Magen und den Kopf, lauter Wiener, schlau, gerissen, und die wollten mich bei guter Laune haben, denn ich hab' bestimmt, wer hinausgeht oder dableibt. Da haben sie mich malen und photographieren, zeichnen und aus Gips machen dürfen, da haben die Kerle geglaubt, ich bin dummes und mark es nicht.

Aber es hat ein schönes Stück Geld den Herrn gekostet.“

Ja, das sah ich beim Durchblättern des „Sikorums“. Unser guter alter Wenzel Sikora war überall als heroisierter Feldwibel dargestellt: die Kappe flott und schief, die eine Hand napoleonisch in die Hüfte steckend, den Fuß vorgesetzt, den Bart gewirbelt und das Haupt kühn zurückgeworfen. Seine schönsten Kasernhofbibeln lagen da in diesem Herbarium gepreßt, seine goldenen Worte gesammelt, und er, der diese Zeit seines Lebens an sich vorüberziehen ließ, war über sich selbst gerührt. Seine Frau blickte abweisend auf das „Sikorum“.

„Im Dienst hab' ich Ihnen nichts geschenkt“, fuhr Sikora fort, „Im Dienst war ich streng, man hätte mit diesen Kerlen aber nichts aufstecken können! Ausgesehen hat diese Kompanie, zum Weinen! Gut, daß sie nicht an die Front gekommen sind, mit denen wäre es ein Jammer gewesen.“

Ob er selbst an der Front gewesen sei?

„So alte Feldwibeln hat man zum Ablichten gebraucht“, entgegnete Sikora bescheiden. „Aber

dann später hab' ich auch noch einmal eine große Rolle gespielt, aber davon werden Sie wohl etwas gehört haben.“

Ich mußte gestehen, davon nichts gehört zu haben.

Frau Sikoras Gesicht erheiterte sich ein wenig, wie nun ihr Mann die zweite Ruhmeseppische seines Lebens zu schildern begann.

„Wie dann der Umsturz gekommen ist, bin ich wieder hierher zurückgekehrt. Die Tschechen haben jedoch hier niemanden gehabt als mich und den Herrn Direktor. Wir haben zusammen den Volkartar gebildet, und ich war im Ausschuß für die tschechische Landesverteidigung. Ich und der Herr Direktor. Der Herr Direktor ist dann zurückgetreten, und ich war der Kommandant von hier. Wissen Sie, ich war stramm k. und k., solange noch eine Monarchie war. Aber schließlich und endlich bin ich ein Tscheche. Ich hab' als Tscheche meine Pflicht getan. Später dann sind die Studierten gekommen, da haben sie den Sikora nicht mehr gebraucht, da ist der Sikora wieder Schuldiner geworden. Mir war es recht, ich hab' mich damit abgefunden. Und das Gymnasium hier ist deutsch geblieben; ich hätte ja an die Realschule gehen können, aus der sie ein tschechisches Gymnasium gemacht haben, aber man bleibt lieber dort, wo man eingewöhnt ist. Und neue Professoren sind auch hierher gekommen, die haben nicht gewußt, wer ich bin, die haben geglaubt, der Sikora ist so ein Schuldiner wie irgendjemand. Aber da ist einmal der Unterrichtsminister aus Prag gekommen, und da mußten die Professoren alle antreten, am Empfangsflügel der Herr Direktor, am andern Flügel ich, und da ist der Herr Minister also gekommen, hat sich die Professoren angeschaut, hat mich am Flügel

gesehen dort hinten, hat mich wiedererkannt aus jener Zeit, wo ich nach Prag gefahren bin und nach Brünn in Angelegenheiten des nationalen Verteidigungsausschusses, und hat mich also nicht vergessen und hat zuallererst mich begrüßt mit den Worten: „Nazdar, Sikora!“ Und da haben die Professoren mich angesprochen und haben gesagt, wer ich eigentlich bin. Und das war nach dem „Sikorum“ das Schönste, was mir passiert ist im Leben!“

Sikora machte eine kleine Pause. Seine Frau blickte stolz drein und forderte ihren Wenzel auf, mir nun die Schule zu zeigen, damit ich auch sehe, um wieviel schöner sie unter der neuen Regierung geworden sei.

„Ja, alles ist schöner geworden“, sagte Sikora, nahm einen Schlüsselbund und ging vor mir her. Und als er außer Hörweite seiner Frau war, sagte er leise: „Aber die alten k. und k. Zeiten, Herr Doktor, die waren auch nicht schlecht. Und ein ordentlicher Feldwibel war auch etwas Ordentliches! Und wenn Sie wieder zu Ihrem Herrn Vater kommen, dann melden sie ihm einen gehorsamsten Respekt von seinem Dienstführenden aus der Friedenszeit!“

Ja, da gingen wir also über die hallenden Steine durch die Gänge mit den dicken Mauern und den gotischen Gewölbekappen, gingen vorbei an den alten Gipsköpfen des Zeus, der Hera und des Apoll, kamen vorüber an den Gymnasialisten und Gymnasialistinnen, die uns verwundert nachblickten, und machten schließlich vor einer neuen braunen Türe halt, die früher nicht an dieser Stelle gewesen war.

„Alles ist neu“, sagte Sikora, „das hier aber ist geradezu großartig!“ Er öffnete die Türe und ließ mich in einen sonst kaum Besuchern gezeigten Raum treten, den er

fünf Wasserspülungen und ließ sie mir zu Ehren gewaltig aufrauschen.

Wir gingen schweigend in die nächsten Stock, und wieder führte mich Sikora an jenen Ort, wieder zog er an den Spülungen, und während noch das Rauschen der früheren mein Ohr erfüllte, mächte sich, wie wenn Trommler bei einer Parade den Generalmarsch aufnehmen, das neue Brausen daren.

„Alles neu! Alles sauber!“ sagte Wenzel Sikora, sich zufrieden umblickend, „da schau ich darauf!“ Im dritten und letzten Stock wiederholten sich Besuch und Rauschen.

Ich war zufrieden mit diesem seltsamen Rundgang; ich verabschiedete mich von dem alten Schuldiner; ich wollte ihm ein Trinkgeld geben, er nahm es nicht; ich sei sein Gast gewesen, lehnte er ab, ich möge nur bald wieder kommen, denn lange werde er nicht mehr bleiben, er wünsche bald in Pension zu gehen. Dann schlug er die Hacken zusammen und verbeugte sich, halb im Ernst und halb im Spott stramm salutierend, und sah mir, noch unter dem Klosterpfortchen stehend, lange nach.

Der Held

(Otto Herrmann)



„Wat, Jeld soll er dir jeklaut ham, wo de doch zu mir jesagt hast, du hättest keens?“ — „Laß man, Röschen, ick will nicht jesagt ham ...“

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplicissimus-Verlag, München Postfach. München 5802

Ein schwieriger Fall

In allen Tageszeitungen kann man zur Zeit lesen, daß die Deutsche Reichspost wieder Postboten aufnimmt. Die Jungen dürfen das vierzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet haben, müssen kräftig, gesund und arischer Abstammung sein und ein sehr gutes Volksschulzeugnis haben. Nun kommt zu mir ein Bauerndiener mit einem Jungen, schwächlich, etwas über einen Meter groß, und einem Mädel, auch so groß. Das Mädel hat einen kurzen Fuß und einen Höcker.

„Grüß Gott, Herr Expeditör: dös san S' do?“
„Ja“, sag' ich, „wo fehit's?“
„Ja mei, in der Zeitung hehlt's ausschreiben, daß an junge Postboten bruchts. I mücht halt gern mein Sepp dazua bringa. Wissen S' scho, heut-zutag is a rechte Kreuz, bis ma oan wo nei-bringt.“

Den Jungen hielt ich für acht- bis zehnjährig, weshalb ich sagte: „Ja vor allem, wie alt ist denn der Kleine?“
„Sechzehneinhalb Jahr“, sagt das Weib.
Das häßt' ich nicht für möglich gehalten.
„So alt scho“, sag' ich. „Ja mei“, sagt das Weib, „er is halt a bissel' zuckelbier“, und macht eine Handbewegung, die mir zeigt, daß das Zurückbleiben sich auch auf den Teil oberhalb der Nase bezieht.

„Soso“, sag' ich, „Ja, mein Gott, der ist erstens schon zu alt und dann viel zu schwach, wir brauchen richtige, feste Leut, die müassen Packel heben und tragen, Karren schleben usw.“
„Ja, ja, sei versteh' I schon, aber wissen S', zu der Bauernarbat is a z' gring, und a so paßt a aa nüt, und do hob I mir halt denkt, wenn a a bißl älter is, mach's bei eahn nix, versteh'n S' mi, in a so a Stubn einj zum Schreibe, hab I mir denkt, gangat a scho.“

„Naa“, sag' ich, „mir können den nüt brucha.“
„Ja mei“, sagt das Weib, „I hätt scho no oan dahoam, der is grad dreizehneinhalb Jahr alt, a machtiger, fester Kerl, aba der reut mi schier.“
„Soso“, sag' ich, „nacha können ma halt nix macha miteinander.“
Jetzt geht dem Weiberl der Mund nochmals auf:

„Ja mei, schau'n S' I hob 'e Derndt aa mitbracht, de hat halt recht Maiheru mit dem kurzen Fuß, und wie S' seh'n, ausgewachsen is aa. Dö könne ma bei uns scho gar nüt brucha. I hob ihr 'e Nahn lerna lassen woll'n. Sie, dö bring't s' nüt z'samma, nüt uns Verrecka; aber seh'n S', da kimm I öfter nach N... do is a Postfräul'n. Sowos g'fallt ma, moana S' nüt, daß ma a' da hintun konnt.“
Ich hab' dem armen Weiberl auch da leider eine abschlägige Antwort geben müssen und habe mir mit meinen dreizehnjährig Dienstjahren gedacht (ganz nur auf mich selbst bezüglich — versteht sich):

„Wer nix is und wer nix kann, geht zur Post und Eisenbahn...“

Einsamer Mann am Punchingball

Es steht ein Mann am Punchingball und seufzt nach jedem dumpfen Knall tiefschmerzlich: „Oh, Therese! Ich kried' den Bogen ooch noch raus und denn hau' ik ihm uff die Nase!“

Wie nun die Rechte schwingenvoll saust! Und wenn der Mann mal ruhepaus', arbeit'et's im Gehirne:
„Wer mit ne hübsche Braut illert, und der se denn zu'n Boxkampf fähr, der hat ne weiche Bärs!“

Nun wieder ran, Menado, siehste so schlaach' ik den Brude jatt koo, wo ihr den Kopf drehtet hat!
Nu wat denn! Wie Det war een Ding!
Der feht als Leichnam aus'n Ring!
Mit Energie, da weh' dat!“

Und sinkt er schließlich todematt einschlummernd auf die Ruhestatt, hört man sein Traum-Gestöhne:
„Da liecht dei traunt' Gewächs!“
Zähl aus: eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs — sieben — acht — neun — zehn — ja!
Benedikt

Fundstück

Über eine Aufführung von Siegfried Wagners „Sonnenflammen“ berichten die „Dresdner Nachrichten“:
„Man hörte das wirkungsvoll instrumentierte melodienreiche, charaktervolle Orchestervorspiel dann den Gesang der Iri, der allerdings darunter litt, daß die Sängerin sich die Glanzstellen nach unten punktierte, endlich den Abtrittsbesang Fridolins in sehr lebendiger, klangvoller Wiedergabe durch Martin Kremer von der Dresdner Staatsoper.“

Lieber Simplicissimus!

Ein Reisender aus dem Norden kommt abends auf dem Stuttgarter Bahnhof an und erkundigt sich beim Schaffner, wann er Anschluß nach dem Süden habe.
„Morga früh“, war die Antwort des biedereren Schwaben, und als der Reisende weiter wissen wollte, ob es nicht noch in der Nacht möglich sei, weiterzufahren, erklärte er ihm in aller Seelenruhe: „Bei ons fährt ma nachts net omanand, dö schlooft ma.“

Ein Dorf am Bodensee. Ein vormaliger Bahnschaffner, alkoholisch zwar hoch geeicht, aber nicht unbesiegt, jetzt Autobesitzer, gondelt in seinem alten Karren drei Fahrgäste in starker Seemannsgang Konstanz zu. Die enge Rheinbrücke zeigt sich etwas unachgiebig, und das Auto liegt plötzlich samt seiner Fracht selig auf der linken Seite. Der weiland Eisenbahner aber taucht aus seinem zerklüfteten Dachsbau auf, öffnet die erbarmenswürdig zum Himmel schauende Tür und ruft in den Passagierkreisel wie voreinst hinein: „Station Konstanz; alles aussteigen!“

Hausmusik

„Am Abend schüßt man erst das Haus“,
bemerkte schon der Dichter Goethe.
Da packt man seine Geige aus
beziehungsweise seine Flöte
und bläst von einem Notenblatt
Gefühle, die man in sich hat.

Die Laute steht im Kufe hoch.
Die Zither gilt für weniger nobel.
Auch das Klavier gibt's immer noch;
zur Not tut's selbst der Fagottspieler.
Kurz: etwas findet jedermann,
womit er sich entladen kann.

Vergeffen wir die Stimme nicht,
die sozusagen gar nichts kostet
und, insofern sie nicht grad bricht,
meist erst im höhern Alter roset.
Sie bringt als Solo und als Chor
ins Innerste der Seelen vor.

Blöb eines dürfte rätlich sein:
daß nun nicht alle danach streben,
aktiv der Kufe sich zu weihn.
Es muß doch auch noch Hörer geben
bei diesem Haus- und Ohrenschmaus,
die bravo! rufen, wenn er aus. Hetschbich

Lieber Simplicissimus!

Endlich fand die feine Dame etwas mit
ihrer Zeit anzufangen. „Ich werde ein Heim
für verwahrloste Kinder gründen!“
Der Ehemann sah auf seine sieben Kinder
und fragte: „Noch eins?“

Die Angestellten einer schwäbischen Firma
gaben eine Sammelbestellung Zigarren
auf. Die ankommende Sendung wird vom
Herrn Oberbuchhalter im Beisein seiner
Kollegen ausgepackt. Dabei passiert ihm
das Malheur, eine der Zigarrenkisten ver-
kehrt, das heißt am Boden zu öffnen.
Worauf er seinen staunenden Kollegen
erklärt: „Do kannscht nemme, jetzt
machet die Sempel da Deckel onda na!“

Der Weg eines Dramatikers

Grotesker Einblick in das Werden einer
künstlerischen Persönlichkeit

Ich war einmal dramatischer Dichter von
beträchtlichem Ausmaß. Schon als Knabe
spürte ich jede dramatische Spannung
aufs tiefste. Mein Dämon trieb mich, einen

literarischen Niederschlag für meine Welt-
angstgefühle zu suchen. Mein Deutsch-
lehrer in Obersekunda gab den Ausschlag.
Unter meinen letzten Aufsatz schrieb er
mit vor Erregung zitternder Hand: „Genial
in der Idee, doch oberflächlich in der Aus-
führung. Mehr schürfen!“
Auf diese schicksalweisende Mahnung hin
verließ ich sofort die Schule und gab mich

ganz dem Schürfen hin. Ich reiste gemein-
sam mit meinem väterlichen Erbeil nach
einem südlichen Orte. Ich verrate ihn
nicht, um den künftigen Literaturforschern
eine lohnende Aufgabe zu erhalten. Der
Ort lag eingebettet in einem Talkessel. Er
war umgeben von hohen Bergen, die ein
fünffaches Echo spendeten. Diesen Um-
stand wollte ich mir bei den ersten Lese-

Großmutterstolz

(Rudolf Kriesch)



„So 'n Jüick, Frau Drillhose, nu krijen die Außereh'lichen den Vatersnamen!“ — „Jawoll, und wir hab'n
denn 'ne kleene Komtesse in die Familje!“

proben zunutze machen. Hier also konzipierte ich mein Drama. Tagelang verließ ich nicht den einfachen Schreibtisch. Meine rechte Hand schrieb und schrieb. Eine göttliche Schöpferkraft besiegelte mich.

Um meine innere Anschauung wirksam zu unterstützen, hatte ich für alle Personen Papppuppen ausgeschnitten. Ihre Zahl stieg von Tag zu Tag beängstigend. Um unheilvolle Verwirrung zu bannen, steckte ich die nicht auf der Szene befindlichen Personen in den Tischkasten. Die Helden, die ihren Weg zu Ende gegangen waren, wurden mit erhabener Geste rücklings auf den Boden geworfen.

Meine mich treulich umgehende Wirtin hatte Mitleid mit mir ringenden Menschen. Sie sprach dann beim Wegräumen empfindsame Epilogie für die Toten, denen ich oft sehr gute Gedanken entnahm.

Meine Wirtin war jung und schön und Kunstenthusiastin. Immer wieder bat sie mich, sie doch in mein Schaffen einzuführen. Sie sei so begeisterungsfähig. Und diese Fähigkeit habe ihr bislang nur Leid gebracht. Ihr Mann sei von seiner vorjährigen Urlaubsreise noch nicht zurückgekehrt. In einer späten Nacht erlahmte meine Phantasie. Auf der Tischplatte lag nur noch die Figur des absolut Bösen, das eben zu einem Monolog Anlauf nahm. Da rief ich meine Wirtin. Sie war sofort heilwach, warf sich rasch ihr Hochzeitskleid über und saß bald vor mir. In zitternder Hand hielt sie das Bildnis ihres noch nicht wieder heimgekehrten Gatten.

Ich begann zu lesen. Nach und nach fühlte ich, wie die innere Spannung in wohlwollender, steigender Erregung meiner Stimmwerkzeuge den Weg in die Außenwelt fand. Das Zimmer hallte wider von meinen Rufen. Ich war selbst gepackt, erschüttert. Nach der dritten Szene warf ich einen Blick in den Spiegel. Er zeigte mir mein völlig entstelltes Gesicht. Mein linkes Auge war blutunterlaufen. Weiter raste mein ausdrucksvolles Organ. Nach der fünften Szene durchlief plötzlich ein merkwürdiges Zittern den Körper meiner Zuhörerin und löste sich in einem milden, aber anhaltenden Tränenfluß auf. Mit innerem Triumph bemerkte ich dies. Inzwischen war ich in meiner Erregung auf den Schreibtisch getreten. Mit dem Gefühl des widerstehlichen Siegers trat ich nun in die Interpretation meiner Schlußszene ein. In ihr wurden sieben Personen durch den Genuß eines Pilzgerichts zu einem Massensterben verurteilt, dem sich nur das absolut Böse entzog.

Nun trat ein, was ich nie vergessen werde. Meine Wirtin verfiel in Schreikrämpfe. Ich selbst, in der Linken das Manuskript, in der Rechten die Schreibtischlampe schwingend, spürte eine vom Zwerchfell ausgehende Körperempfindung, die sich endlich in einen redlich verdienten, rechtsläufigen Tränenfluß umsetzte. Ich warf das Manuskript zu Boden. Mit der so freiwerdenden Hand rautte ich mir das Haar. Dann verließ mich die Besinnung. Gnädig umfing mich eine tiefe Ohnmacht.

Als ich zu mir kam, beschien die Sonne ein erschütterndes Bild dramatischer Tätigkeit. Mein zerbeulter Kopf ruhte auf dem Bilde des die Heimkehr vergessenden Gatten. Die Lampe lag zertrümmert neben mir. Ihre Scherben waren vermischt mit Stoffresten. An den Spuren von Spitzen erkannte ich in ihnen die Überreste des Hochzeitskleides. Als ich den Kopf mit aller Kraft und hörbarem Knirschen des Atlaswirbels wandte, sah ich das absolut Böse liegen. Es war von meinem Absatz zertritten, verrichtet worden. Darin erblickte ich einen Hinweis meines Genies, das Drama für vollendet zu halten.

Doch, wo war die arme Frau? Sie war in furchtbarer Scham in die Berge geflüchtet. Sie jodelte in Moll. Doch das fünffache Echo hinderte mich, ihr Versteck zu erraten. Auf dem Küchentisch lag neben leckeren Wurstbroten eine trostlose Botschaft: „Du hast mich erlöst! Der Bann ist gebrochen. Mein Mann ist tot — für mich. Suche mich, ich halte mich unweit des Hauses auf. Deine Dir verfallene Erna.“

Im stolzen Gefühl, ein Drama und eine Frau erobert zu haben, flog ich für den Rest meines väterlichen Erbteils in die nächste Kulturzentrale. Hier las ich mein Drama einem Kunstrat vor. Als ich endete, umfing mich beredtes Schweigen. Endlich faßte der Präsident sein Urteil in dem Satz zusammen: „In der Tat ein bedeutendes Werk, das bestimmt aufgeführt werden wird, wenn unsere Klassiker längst vergessen sein werden. — aber auch nicht früher!“

Erst als ich zu Fuß in die Berge wanderte, um Erna zu suchen, erfaßte ich den Sinn des weisen Spruches. Nach vierzehn Tagen kam ich an. Das Haus glänzte in der Sonne. Im Garten arbeitete ein muskulöser Mann mit der Spitzhacke. Erna fächelte ihm frische Luft zu. Ich trat zögernd an den Zaun. Da hob der Mann die Hacke auf. Erna blickte an mir vorbei.

Langsam drehte ich mich um und lief fort in die Welt. Behutsam setzte ich meine Fuß. Ich funkte, wie es in mir dichtete. Ein neues Drama? Nein, diesmal wird es ein Lustspiel.

Lothar Krause

Des Mägdleins Klage

(Paul Scheuch)



„Weißt du, es ist furchtbar, von Natur aus blond zu sein! Alles bewundert mein Haar und sagt: ‚Oh! Eine tadellose Arbeit, eine tadellose Arbeit!‘“



„Dös war a hart's Urteil, Herr Amtrichter! Aber Berufung werd net ei'g'legt, weil i aa an Charakter hab!"

Wunder im Watt

Von Dirks Paulun

Im Sommer tönt der Lautsprecher vom Restaurant des Familienbades kilometerweit herüber, aber jetzt schweigt er schon seit Monaten. Nebel verhängt die Kugelbäke und den fernen Deich, ich bin wirklich mit Sand und Wellen allein.

Die Wellen gebärden sich absonderlich. Sie haben etwas Hartnäckiges, es sieht aus, als ob es immer wieder dieselbe Welle wäre, die sich vor meinen Füßen auf den Sand wirft — es sieht aus, als ob diese Welle sich um etwas mühte, als ob sie etwas zu mir heraufwölzen wollte. Mir wird ganz merkwürdig, ich muß hinsehen, hinhorchen, ich kann und will nichts anderes denken als: die Welle wälzt etwas! Was die Welle wohl zu wälzen hat? Lange Minuten sinne ich immer nur: die Welle wälzt etwas...

Da höre ich Antwort. Das geschäftige Rauschen zu meinen Füßen wird lebhafter, gelaufener, ich höre geradezu Worte, und dies ist, was die Welle sagt:

„Auftragsgemäß gestatte ich mir, auf ihre Rechnung und Gefahr von Meer zu Meer zu wälzen folgende Lobesgesänge:

Schlaf in deinen Haldenehren!
Keines Römern schnöde Habsucht
soll dir je dein Grab versöhnen!
Schlaf in deinen Haldenehren!
Keines Römern ...“

„Entweder bin ich verrückt —“, schreie ich, als mir das Abenteuer klar wird, „oder ... oder ... das ist eine Busentowelle!“

„Du sagst es — Auftragsgemäß ...“, hebt die Welle wieder an. Mir schwindelt. Ich suche, Näheres zu erfahren. Aber die Welle bleibt bei der alten Leier: „Schlaf in deinen Haldenehren ...“, düdelt sie selbstgefällig. Bis ich sie dann im Zorn beleidige: „Busentowellen am Nordseewatt — das gibt es ja gar nicht, die müssen längst verdunstet sein! Fauler Zauber!“

Zuviel für den Stolz der Ausländerin! Sie versucht, sich zu legitimieren, ich verstehe nur notdürftig, denn sie spricht italienisch. Aber es ist von einem Herrn mit einem grünen Jägerhut die Rede, der am Ufer

des Busento steht und gerade als meine Welle vorbeikommt, mit erhobener Stimme und ebensolchen Armen die Schlüsselstrophen jenes klingenden Gedichts des Grafen August von Platen über die Wasser ruft. Er endet vorschriftsmäßig mit der Botschwörung: „Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Moore!“

Als ich begriffen habe, versetze ich der armen Welle mit meinem Spazierstock mehrere vergebliche Gnadenstöße, wandere nach Cuxhaven und verwundere mich in meiner Seele über die Gewalt der Dichtkunst.

Zurechtweisung

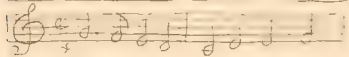
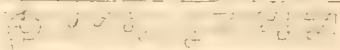
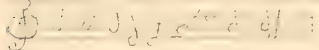
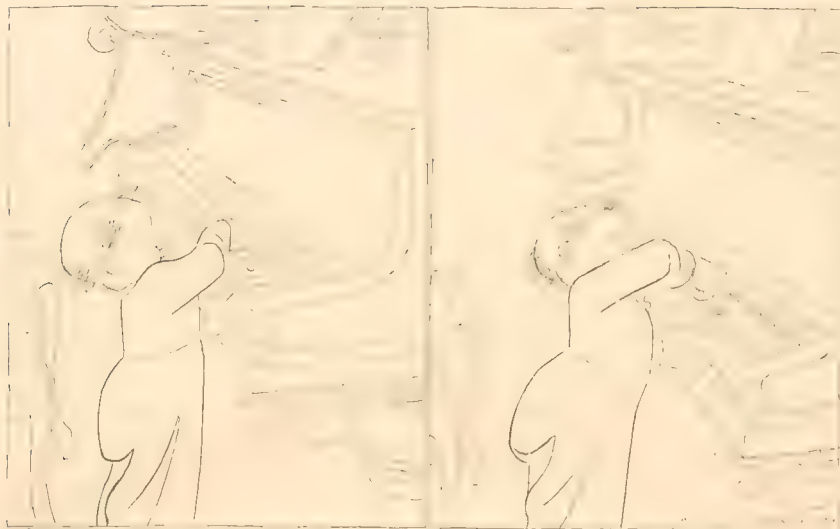
(R. Kriesch)



„So brauchst di grad über dö Holzscheiteln net aufz'reg'n, Hermann, bist ja sunst aa net so leidenschaftlich!“

Klavier-Unterricht

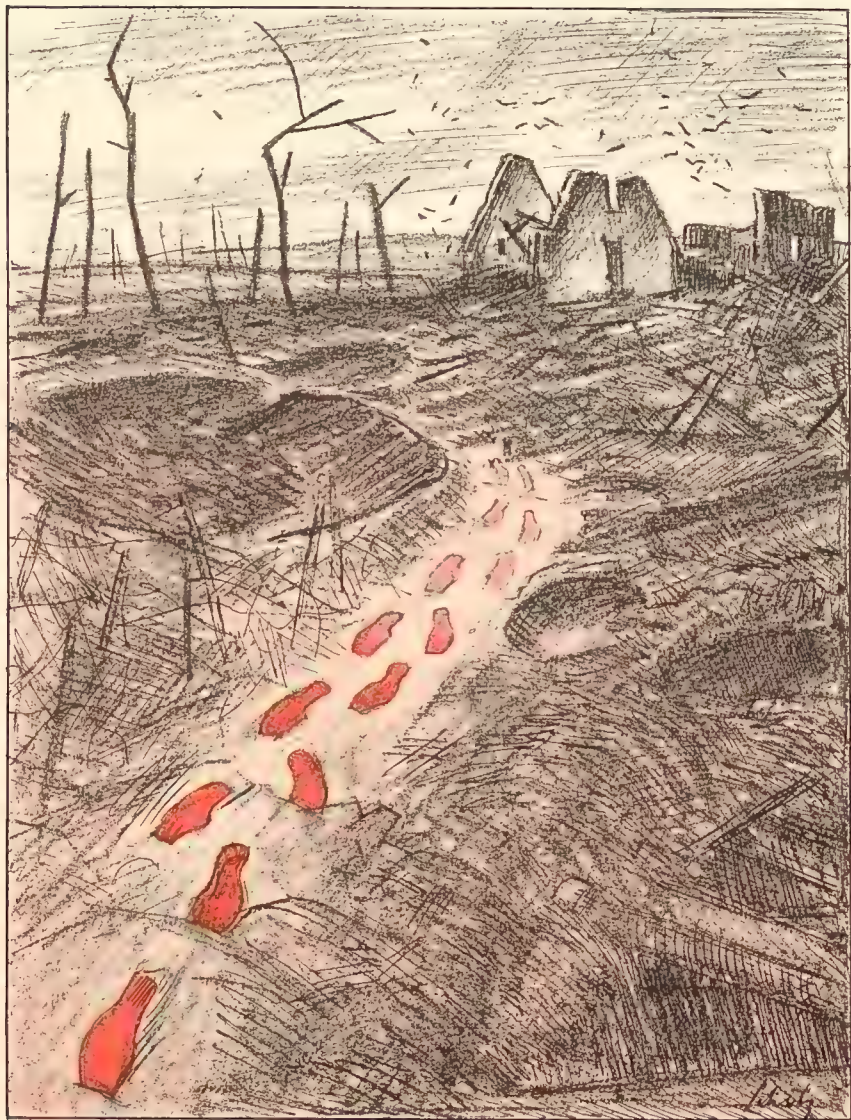
Olaf Gulbranson



„SO - KLAVIER - - - -
JETZT HAST DU'S GELEHRT“

Vestigia terrent

(Wilhelm Schulz)



Ist es richtig, im Namen der abgehenden Generation zu versprechen: Wir wollen in ihre Fußtapfen treten? Wäre es nicht besser, wenn Frankreichs neuer Mann einen neuen Weg suchte?

SIMPLICISSIMUS

Agents provocateurs

(Karl Arnold)



En avant, ans Werk! Wie sollen wir sonst im Saargebiet Ruhe herstellen, wenn ihr nicht für die nötige Beunruhigung sorgt?

Der Helfer in der Not

(Ch. Girard)



„Ich will Ihnen einen guten Rat geben . . .“

Kienlun oder Das verlorene Jahr

Eine echt chinesische Geschichte von Rudolf Reymers

Seit sechs Monaten hat sich Kienlun, der meistgelesene Schriftsteller der Dynastie Wu, in das entlegene Bergkloster Paoli zurückgezogen, um seinen neuen Roman zu schreiben. Er würde — daran bestand kein Zweifel — den mit dem Verlage zum Krächzenden Sumpfranich geschlossenen Vertrag pünktlich innehalten und noch vor Ablauf des letzten Sommermonats in die Hände des freundlichen Herrn Ku-Ko, seines langjährigen Verlegers, ein dickleibiges Manuskript legen.

Kienlun verstand sein Handwerk. Sein stilistisches und gedankliches Können machte seine Romane mit Recht zur Lieblingslektüre von Hunderttausenden. Das eigentliche Geheimnis dieses Massenerfolges aber bestand darin, daß die Romane dem menschlichen Gerechtigkeitsinn, dem Glauben an den endlichen Sieg des Guten und Schönen, mit einem Wort, dem Optimismus in vollendeter Weise Genüge taten. Je verzweifelter und ausgewogener die Situationen, je tragischer und unlösbarer die Konflikte waren, in die Kienlun seine bewundernswerten Helden und seine bezaubernden Heldinnen geraten ließ, desto sicherer und wunderbarer war die schließliche Vernichtung ihrer gefährlichen und abscheulichen Widersacher und ihr endlicher Triumph über das Böse.

Der neue Roman versprach ein Meisterwerk seiner Art zu werden. Der Held, ein junger Gelehrter aus einer der angesehensten Familien des Landes, mit allen Gaben eines großen Geistes und einer schönen Seele ausgestattet, dabei von stattlicher Erscheinung, gewinnenden Manieren und einer bescheidenen, aber unerschrockenen Männlichkeit, schien weiter als je vom Ziel seiner Wünsche entfernt, die sich in der rührenden und betörenden Gestalt der lieblichen Mädchenblüte Talote verkörperten. Ihr Entführer, der gewissenlose und heimtückische Sohn eines reichen Emporkömmlings, hatte durch Bestechung von ungeliebten Hofbeamten und auch mit Hilfe geschickt gefälschter Dokumente, welche hochverräterische Anschläge gegen die Regierung des Himmelssohnes zu beweisen schienen, die Verbannung des Helden auf Lebenszeit in die elende und ungesunde Grenzprovinz Lienschu durchgesetzt. Nichts schien die unglückliche Talote, die sich schutzlos der Gewalt des Wüstlings ausgeliefert sah, zurückhalten zu können, den im Ärmel ihres Seidenmantels verborgenen Dolch in ihre schöne Brust zu stoßen.

An diesem Punkte des Romans, an dem die wachsende Empörung jedes Lesers und das zu Tränen gesteigerte Mitgefühl

jeder Leserin ihren Gipfel erreichen mußte, bereitete Kienlun mit überlegener Sicherheit die große, überraschende Wendung im Schicksal seiner vielgeprüften Helden vor. Mit einem in sich gekehrten Lächeln den Umschlag zum Sieg des Guten und Schönen überdenkend, promanierte er längs der Mauerbrüstung im milden Licht der Sonne, deren große rote Scheibe gerade den fernen Rand der mandschurischen Steppe berührte.

Da erblickte Kienlun plötzlich an einer Krümmung der Mauer einen Menschen, der nach einigen taumelnden Bewegungen sich gegen die Steinbrüstung lehnte und dann mit einem tiefen Stöhnen zu Boden stürzte. Kienlun sprang hinzu und beugte sich über den Ohnmächtigen, dessen edle, wenn auch durch Erschöpfung und Kummer entstellte Züge sich allmählich wieder belebten. Er stieß einen Seufzer aus, schlug die Augen auf und richtete sie auf Kienlun mit einem Ausdruck grenzenloser Hoffnungslosigkeit und stummer Verzweiflung, der diesen bis ins innerste Herz traf.

Eine Stunde später lag der Fremde regungslos auf dem Bett einer unbewohnten Klosterzelle. Die guten Mönche von Paoli hatten dem jungen Manne die zerissenen und mit Schmutz bedeckten Kleider ausgezogen, seinen abgezehnten und von frischen Wunden bedeckten Leib mit lauwarmem Wasser gewaschen und mit kräftigen Essenzen abgerieben. Sie hatten ihm einen Teller Suppe und einen Becher heißen Wein eingegeben und ihn dann der Ruhe der Nacht und der Gesellschaft Kienluns überlassen.

Am Morgen war der Fremde tot. Kienlun hatte ihn nicht verlassen. Bis lange nach Mitternacht hatte er auf einem harten Holzschmied am Kopfende des Lagers vorbeugeugt gesessen und unverwandt in das fahle Gesicht, in die mattglänzenden Augen und auf die schmerzverzerrten Lippen gestarrt, die unablässig, wie im Selbstgespräch, heiser flüsternd sich bewegten. Kienlun hatte kaum zu atmen gewagt, um keines der unter unaufhörlichen Anstrengungen und Qualen ausgehauchten Worte zu verlieren. Als sich der zuckende Mund endlich krampfartig zusammenpreßte und die Rode versiegte, war Kienluns Kopf auf die Knie gesunken. Im bleichen Licht der Morgendämmerung erwachte er fröstelnd aus todähnlichem Schlaf. Stöhnend bog er den gekrümmten Rücken gerade. Sein erster Blick fiel auf den Mund des Fremden, Die bläulichen Lippen waren halbgeöffnet und verzerrt. Er war gestorben.

Kienlun war weder imstande, das Frühstück einzunehmen noch zu schreiben. Er betrat weder die Terrasse vor seinem Zimmer, noch unternahm er seinen Abendspaziergang durch die hohen Mauern. Als die Nacht einbrach, erhob er sich, zündete die Öllampe an und verbrannte auf dem kleinen Räucheraltar getrocknete Kräuter. Dann machte er Feuer in der Kohlenbecke, das für die Winterzeit im Vorstand, ergriß sein fast vollendetes Manuskript, die Arbeit der verflochtenen Monate und die Hoffnung der bevorstehenden Saison, und hielt Blatt für Blatt über die Flamme, bis der Boden des Zimmers ganz mit Asche bedeckt war, die in der Nacht wie weißes Laub raschelte. Dann löschte er Feuer und Lampe und schlief unter wüsten Träumen.

Erst im Frühsahr kehrte er in die Hauptstadt zurück. Sobald der freundliche Herr Kuko, der in den letzten Wochen seinen Diener jeden zweiten Tag zur Wohnung seines geschätzten Autors geschickt hatte, von Kienluns Heimkehr erfuhr, bestellte er seine gelbe Sänfte, nahm einen großen Strauß Kaiserchrysanthen in den Arm und ließ sich im Eltempo zu ihm sagen. Er fand Kienlun blaß, müde und ungewöhnlich einsilbig. Er begroßte ihn mit echter Herzlichkeit, übergab die herrlichen Blumen und erzählte ihm zehntausend kleine und

(Schluß auf Seite 413)

Junge und Alte

Carl Andersen



Das junge Volk, es bildet sich ein,
Sein Tauftag sollte der Schöpfungstag sein.

Möchten sie doch zugleich bedenken,
Was wir ihnen als Eingebinde schenken!

Barth

Stimme aus dem Publikum

(Wilhelm Schulz)



„Wann wird denn endlich dem Genfer Kasperltheater angesichts der tatsächlichen Verhältnisse die Konzession entzogen?“

Kienlun oder Das verlorene Jahr

Schluß von Seite 410

große Ereignisse, die in den vergangenen Monaten das öffentliche, gesellschaftliche und literarische Leben der nördlichen Hauptstadt in Aufregung versetzt hatten. Zum Schluß, als er sich schon verabschiedet hatte, fragte er, als ob es ihm eben einfiele, nach dem Manuskript des neuen Romans. Kienlun betrachtete eine Weile die Pracht der Kaiserchrysenhemden. Dann öffnete er den Koffer aus Bambusrohrplatten, ein sinnvolles Geschenk des liebenswürdigen Herrn Kuko, und entnahm ihm ein dickes Paket, das der Verleger des Krächzenden Sumpfranichs eröffnet unter die Flügel nahm, um sich elends zu entfernen.

Schon fünf Tage später erhielt Kienlun das gleiche Paket mit einem Begleitschreiben zurück. Nach den vorgeschriebenen höflichen Einleitungssätzen erklärte der freundliche Herr Kuko, daß er wie sein Oberlektor, der kluge und gewissenhafte Herr Pe-Se, von der Lektüre des einzigartigen Werkes aufs tiefste beeindruckt worden wäre. Er hob seine literarischen Qualitäten, seinen schonungslosen Realismus, die glänzende Diktion und vieles andere mehr in den Himmel, gab aber dann, auf die Erde zurückkehrend, seiner und seines Oberlektors schmerzlicher Überzeugung Ausdruck, daß die destruktive Tendenz, die grausame Hoffnungslosigkeit und der niederdrückende Pessimismus, welche dieses erschütternde Dokument menschlichen Schicksals erfüllten, den an sich verdienten Erfolg des großen Romans zweifelhaft erscheinen ließen. Auf Grund reiflicher und ernsthafter Überlegung hielt es der Verlag für nicht im Interesse des Verfassers gelegen, durch Verbreitung

eines so völlig dem Wesen seiner früheren Produktion entgegengesetzten Buches die Beliebtheit des großen Volkserzählers einer Belastungsprobe auszusetzen, deren Risiko in keinem Verhältnis zu dem zu erhoffenden Gewinn stehe, vielmehr für die weitere Zukunft des geschätzten Autors bedenkliche Folgen in sich schließen könne.

„Sie sind ein Dichter, mein Lieber“, schrieb der erfahrene Herr Kuko und sprach die Hoffnung aus, daß er die Ehre und das Vergnügen haben werde, bald ein neues Manuskript aus dem unübertrefflichen Pinsel Kienluns zu empfangen.

Kienlun war mehr betäubt als überrascht und bot das abgewiesene Manuskript dem erbitterten Konkurrenten seines alten Verlegers, dem „Haus zum Hinkenden Perihuhn“ an, von dem es unbesonnen angenommen und mit einem noblen Vorschuß honoriert wurde. So erschien also der neue Roman Kienluns pünktlich wie alle Jahre zu Beginn der Wintersaison, mit einer leuchtenden und aufreizenden Bauchbinde geschmückt, in den Buchläden der nördlichen Hauptstadt und der Hauptstädte aller Provinzen.

Der Erfolg war kläglich. Die berufsmäßige Kritik nannte das Buch ein Experiment, das Ergebnis einer Laune, das wohl einen Einzelfall darstellte und an dem literarischen Bilde des bekannten Volksschriftstellers nichts ändere.

Das große Publikum, welches jedes Jahr seinen neuen Kienlun, der im Grunde natürlich immer der alte zu sein hatte, verlangte, bezahlte und empfing, nahm die Sache krumm. Es lehnte das Werk aus den Gründen ab, die der erfahrene Herr Kuko bereits geltend gemacht hatte, ohne daß es dessen schöne stilistische Wendung fand, sondern indem es das Buch offen

als enttäuschend, als übertrieben und unerfreulich bezeichnete.

Kienlun aber hatte weder übertrieben, noch sich düsteren Phantasien hingeeben: sein neues Werk war lediglich die wahrheitsgetreue Geschichte, der Lebensroman jenes unglücklichen jungen Mannes, der auf der großen Mauer ohnmächtig zusammengebrochen und in der Klosterzelle von Paolu gestorben war.

Kienlun bereitete der Mißerfolg mehr Enttäuschung und Verdruß als die Ablehnung seines alten klugen Verlegers, der mit seinen Prophezeiungen nur zu recht behalten hatte. Die erste Honorarabrechnung, die der Verlag zum Hinkenden Perihuhn drei Tage nach dem chinesischen Neujahrsfest vorlegte, vermehrte seinen Kummer. Er war gezwungen, seinen Lebensaufwand erheblich einzuschränken. Als das Frühjahr herankam, war das Buch bereits so gut wie vergessen. Er reiste früher als sonst nach dem stillen Bergkloster Paolu und arbeitete sechs Monate fleißig unter genauer Einhaltung seiner alten bewährten Gepflogenheiten. Er besaß das ausgezeichnete Gedächtnis vieler bedeutender Schriftsteller und schrieb zum zweiten Male fast wörtlich den Roman, den er im vorigen Sommer kurz vor der Vollendung verbrannt hatte. Pünktlich lieferte er Herrn Pe-Se, dem Oberlektor des Krächzenden Sumpfranichs, das schön geschriebene Manuskript ab. Drei Tage später erschien der freundliche Herr Kuko in seiner gelben Samtse persönlich bei ihm und beglückwünschte ihn und sich zu dem glänzenden Werk seines geschätzten Pinsels. Der Erfolg des Buches übertraf die kühnsten Hoffnungen, die Verlag und Autor an seine Aufnahme geknüpft hatten. Eine Woche vor Neujahr meldete das Hinkende Perihuhn Konkurs an.

Ein Wiedersehen

(Paul Scheurich)



„Weiße noch, damals, wie wir uns Tag für Tag verprügelt haben?“ „Ja, das waren Zeiten! Man sollte es nicht für möglich halten, daß man sich dann nachher so auseinanderleben kann!“



„Tja, mit 'n Luftschutz, det is so 'ne Sache! Wieder mal sind die Ärmsten am besten dran — die wohn'n im Keller!“

Nicht zu ändern

Was sind alle schönen Worte,
wenn die Liebe sauft und braust?
Nur ein Rütteln an der Pforte,
hinter der das Wesen haust.

Eins will sich ins andre gießen,
Ich ins Du und Du ins Ich,
und mit ihm zusammenfließen . . .
Doch das Wesen bleibt für sich.

Ist aus einem fondren Holze,
räftigroll und unerkannt,
— dem Geflecht der Hagelstolze
wurzelnah und stammerwandl.

Stattstätt

Die Uhr

Zu den nicht eben zahlreichen Gegenständen von Wert, die sich rühmen können in meinem Besitze zu sein, gehört auch eine goldene Repetieruhr, noch vom Urgroßvater, daher besser Repetir-Uhr, ein treffliches Opus, das seinen Meister noch mit jedem repetierten Glockenschlag laut lobt.

Dennoch, trotz aller Trefflichkeit, geschah es eines Tages, daß sich der — goldene — Deckel löste vom Werk und ein selbständiger Gegenstand zu werden den unedlen Ehrgeiz bekundete. Betrübt und zornig halte ich Uhr und Deckel in den Händen, als mein Freund Köbes kommt. Mit der innigsten Teilnahme betrachtet er die entzweite Eintracht, schaut dann wie eine treue Kuh zu mir herauf und sagt — Ich ahne ja, er hat es wieder mal auf ein Geschäft abgesehen! —: „Was ist der Zweck der Uhr? Die Zeit zu zeigen. — Was ist der Zweck des Deckels? Die gezeigte Zeit zu decken. — Da wunder's dich, daß Uhr und Deckel einander leid geworden sind? Achtzig Jahre lang einer des andern Werk so schmächtig hintertreiben! Versuche mal, ob du mit deiner Frau, der Frieda, das achtzig Jahre lang aushalten könntest!“ — Dann wird er melancholisch — dann wird er gefährlich, denn gegen seine mitleid-heischende Betrübnis ist mir kein Schutz und Schirm gewachsen, leider — „Nun ja, die Zeit enteilt, und wir mit ihr. Die Uhr zeigt es dir an, kein Deckel kann es hindern, ob er es auch verdeckt. Sei weise. Kol Und sein ein Mann! Verachte solche goldene Täuschung! Sieh dem Schicksal mutig ins gezeigte Antlitz! Es ist, als flögen wir davon! Als flögen wir — und wohl dem Manne, der sich der Gefahr und Flüchtigkeit des Fliegens stets bewußt bleibt! Pfui über feige Vogelstrauß- und Deckelpolitik! Gib mir den Deckel! Siehe, ich bin dann um eine Woche Atzung

reicher — nur um eine einzige Woche — du aber, für dein ganzes Leben, um eine böse, große Täuschung ärmer . . .“ Ich gab ihm den Deckel . . . Noch ehe ich dessen inne ward, war es schon geschehn . . . als flöge er davon . . . Ko

Mit einem Blumenbuch

In jedem Augen, du,
spiegelt ein Innen sich.
Auch wenn die Blüte blüht,
treiben ihr Säfte zu.

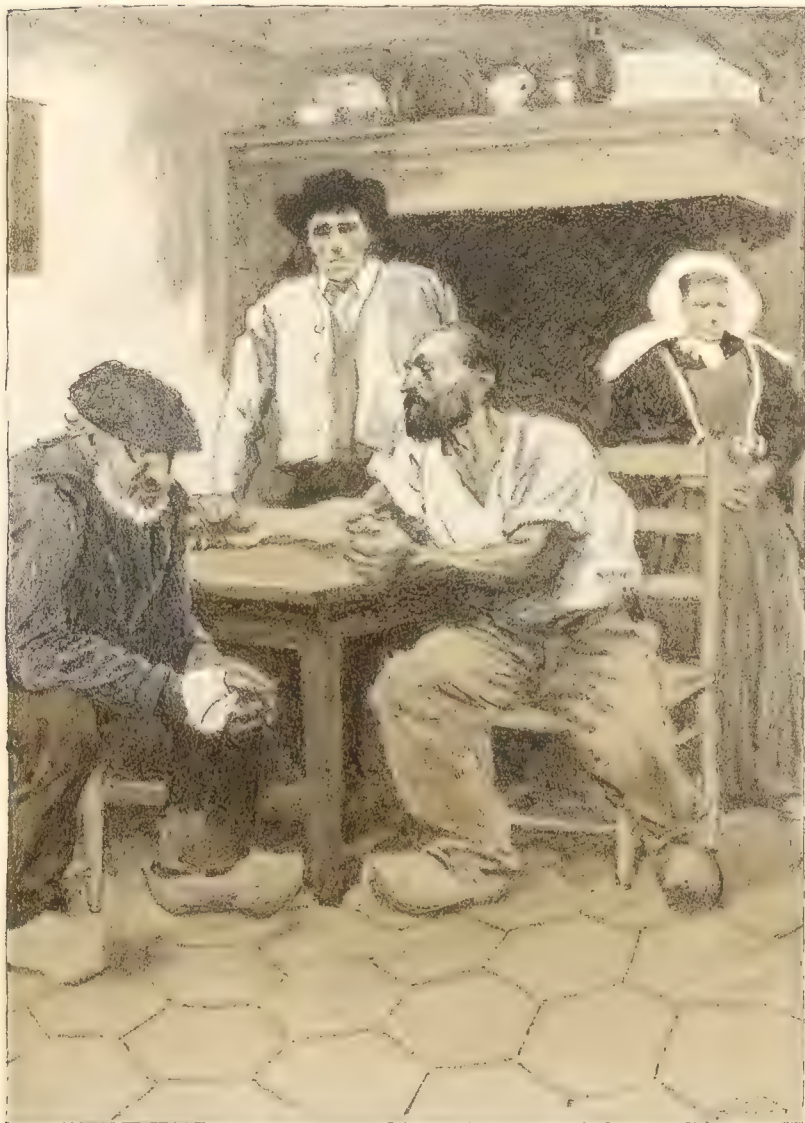
Siehe, die Blumen hier
wachsen für alle Welt,
wachsen zu Gottes Fier,
die uns den Tag erhellt.

Aber du Blume blüht
mir und nur mir allein:
Ach, ich will glücklich sein,
wenn du mir immer blüht,
wenn du mir innen blüht —
Sonne und Widerschein!

Guss Frauen

Ab nach Tournefeuille!

(E. Thöny)



„Den Burgfrieden wollen sie also erhalten?“ — „Wenn nur auch der Weltfrieden erhalten bliebe!“ —
„Jedenfalls hat unser guter Père Doumergue jetzt seinen Frieden . . .“



„Och je, 'n Vojeikäftig! Wenn's wenigstens 'ne Mausefalle mit Speck wärel!“

Fanatismus / Von Dirks Paulun

Mensch, nich soviel Wasser! Nich soviel Wasser! Nu is das ja kein Grog mehr — nu is das Pöör! Und denn ist das ja auch gefährlich mit son Fanatismus für Wasser. Glaub mir das! Ich weiß das. Ich hab das mit meine eigene Augen gesehn, wie mein Vetter sich seine Gliedmaßen entzweigespungen hat . . .

Mein Vetter Jahn — ich sag ihn das ja gleich, als ich mit ihm näher bekannt worde. Jan, sag ich, das' ja ein Fanatismus von dir!

Ich war noch ein jungen Kerl, wie ich zu sein Eltern zu Besuch kam. Ich schlaf mit ihn in selben Zimmer. Morgens um sechs klingelt der Wecker. Jan kommt sofort hoch, langt sich ein Handtuch und — jumpst zusen Fenster!

Es war ja zu ebener Erde. Aber was soll das nuf ich kann mich ja doch nich halten und muß mal nachkucken, was er denn so eilig zu besichtigen hat. Jan steht da draußen unter der Pumpe und pumpt sich naß von oben bis unten!

Wie er wieder rein kommt, sag ich zu ihm, er soll sich man nich verkühlen. Er sagt ganz trocken, er verkühlt sich nich, er macht das sommers und winters so.

„Mensch“, sag ich, „Jan! das' ja ein Fanatismus von dir!“

„Mach man nix in Gange!“ sagt er. Damals hab ich mir schon mein Teil gedacht . . .

Aber ich mocht ihn ja gern leiden, Jan! Und wie er nächstes Jahr zu uns kommt, hab ich mich da sehr zu gefreut. Ob er wohl auch schon das Trinken gelernt hat? denk ich mir und hol ihn von der Bahn ab.

Aber das war nur so ein Hintergedanke, erstmal freu ich mich und will ihm die Gegend zeigen — Hamburh kannte er ja schon, aber Blankenese hatte er sein Leben noch nich gesehn. Wie wir bei Krögers Hotel vorbeikommen, bleib ich stehen.

„Hast du nich so ein Fanatismus für Wasser?“ frag ich ihn. „Mal wissen, wie dir unser Wasser gefällt!“

„Mach man nix in Gange — wegen Fanatismus!“ sagt er.

Ich erzähl ihm denn von Altonaer Leitungswasser, und er muß mir denn ja auch glauben, daß das was Besonderes mit los is, und schließlich will er es mal probieren. Wir denn nach Kröger rein und bestellen Grog mit'n Buddel auf'n Tisch, daß er das Wasser mal schmecken kann. Er sagt, es schmeckt ihn gut, und ich sage: „Das kannst du glauben! Ein Chemieprofessor hat geschrieben, daß es nahrhaft und bekömmlich ist!“ Das stand damals grade in' Altonaer Nachrichten.

„Denn man zu!“ sagt Jan, und wir trinken Grog. Er tut es wohl mehr wegens Wasser und acht nich so auf'n Rum — ich, ich kenn das Wasser ja schon lange!

Zum Schluß hab ich ihn noch ein Kaffee zu trinken gegeben, damit er das Wasser auch vierder los werden kann, aber der Rum saß ihn ja doch in alle Gliedmaßen. Ein Glück, daß wir zu ebener Erde auf mein Zimmer kommen konnten! Wir wohnen ja an' Berg, daß man von hinten gleich in zweiten Stock einsteigt. Wie wir da stehn, sag ich zu Jan: „Hier is das. Wir schlafen in zweiten Stock!“

„Mach man nix in Gange!“ sagt Jan. „Aberst wir brauchen kein Fallreep mehr zu enteern!“

Da wuß er ja nu nix mehr zu zu sagen. Ich setz ihn denn auseinander, daß er keine Stufe mehr zu steigen braucht, da fällt ihm sein Hochdeutsch wieder ein: „Denn man zu!“ sagt er.

Ich bring Jan zu Bett und stell den Wecker auf sieben, wo ich aufmuß. Denn leg ich mich auf mein Sofa.

An' Morgen wach ich etwas vor der Zeit auf. Draußen scheint die Sonne, und ich denk mir, Jan soll sich freun, wenn er ausn Fenster kuckt und sieht die Elbe und die Dampfers — ich hatte ihn noch gar nix von gesagt . . .

Um sieben klingelt denn ja auch der Wecker. Ich kann man eben hinlangen und ihn stoppen, da kommt Jan hoch, fährt ausn Bett, saust ans Fenster und — jumpst run!

„Jan! Mach man nix in Gange!“ schrei ich ganz verstört, aber Jan hat sich ganz dusselig auf'n Kanstein geschlagen — und nu liegt er da, dreht man bloß eben den Kopf und hat sich ein Arm und ein Bein gebrochen.

Ich gleich runter zu ihn. Er kuckt mich ziemlich melancholisch an und sagt: „Das kommt wohl von Grog?“

„Nea, mein lieber Jan, sag ich, das kommt von dein Fanatismus!“

Sechs Wochen mußt er in Krankenhaus liegen! Konnt mir direkt laid tun! Aber von dem an, das will ich dir sagen, von dem an hab ich solch gräßliche Angst vor Wasser!

Lieber Simplificissimus!

Bei einer Pfingstaufführung in der Art alter Mysterienspiele gab es in der kleinen Kirche eines süddeutschen Landsädtchens ein unerwartetes Zwischenspiel. Auf der Orgelempore, dem Altar gegenüber, sitzt eine norddeutsche Mutter und

hüllt vor sich auf dem Schoß ihren zehn jährigen Buben. Um die Himmelfahrt Christi leibhaftig darzustellen, wird die holzgeschnitzte Figur des Erlösers an einem Seil hochgewunden und verschwindet vor den Augen der ergriffenen Zuschauer im Deckenloch des Kirchendachs. Als gleich danach eine ausgestopfte weiße

Taube, den Ölzweig im Schnabel, aus dem gleichen Deckenloch herausgeflogen kommt, bricht der Junge selig und mit ausgestreckten Armen in den Ruf aus: „Verflucht, verflucht, da kommt der Heilige Geist!“ Die Frommen und der Priester bekreuzigten sich. Trotzdem war der kleine Karl der Star des Tages.

Nacht

(Kurtell Geymann)



Die Abendglocken schweigen schon lang,
die ihren verlorenen Gottesgejang
über die Dächer hinschweben lassen.
Schritte hallen durch leere Gassen.

Jögern, taumelnd schwanken sie her.
Vom Glück bezaubert? — — Vom Leide schwer?
Von Einsamkeit hingerissen ins Licht?
Keine Hand ist zärtlich, keine Stimme spricht. —

Droben aber im leuchtenden Menschenhaus,
da küssen sich zwei, da halten sich zwei.
Die Schritte unten, sie tappen vorbei —
und das Licht löst aus, das Licht löst aus.

(Martha Damm)

Gegen die Profitgier

(E. Schilling)



Eine starke Hand ist da die jeden Schweinehund beim Kragen packt, der sich am täglichen Brot der Volksgenossen veründigen will.

SIMPLICISSIMUS

Gouvernante Macdonald

(Otto Gulbranson)



„Das ist sehr unartig von dir, Michel, daß du bei dem hübschen Spiel nicht mehr mittun willst!
Wer soll denn dann die blinde Kuh sein?“

Sinein in den Advent! / von Karaboske

Hat der Mensch genügend Kohlen
und ein sicheres Esajement:
auf des fülligen sanften Schlen
gleitet er in den Advent.

Maagenfutter, Kleider, Wäsche,
dicke Stiefel für den Fuß:
alles das schlägt eine Breche
in den Pessimismus.

Schon beginnt die Weihnachtsabnung,
wo das Herz mit Wünschen spielt.
Diefach regt sich eine Planung,
die auf fette Gänge zielt . . .

Tja, o Mensch der warmen Kleider —
und jetzt schau' mal näher her:
die Medaille nämlich, leider,
hat ein peinitliches Revers.

Dreh' sie um — dich packt ein Grauen,
das Gemüte zieht's dir fremm!
... Und nun dreh' auch, nach dem Schauen,
dich und deine Tischen um!

Wer an der Ahr war . . .

Von E. J. Caspar

Diesmal hatte Herr Wunderlich sich vorgenommen, nicht in München zu bleiben während seines Urlaubs und sein schönes Geld ins Wirtshaus zu tragen. Abend für Abend. Er wollte eine Reise machen. Nach Köln. Ausgerechnet nach Köln. Weil man von da aus so leicht und bequem an die Ahr gelangen konnte. Seit zwei Jahren spukte ihm die Ahr vor dem Kopf, seit er den tiefseinnigen Spruch gehört hatte:

Wer an der Ahr war und weiß, daß er an der Ahr war, der war nicht an der Ahr. Wer aber an der Ahr war und weiß nicht, daß er an der Ahr war, der war an der Ahr.

Eines Abends kaufte er sich eine Fahrkarte nach Köln und belegte im Schlafwagen ein Bett. Er wollte einmal ganz vornehm tun. Mächtig freute er sich auf das „hüllige Köln“, auf den Dom, von dem er sich keine rechte Vorstellung machen konnte, auf den Tünnen und den Schäl, auf das ganze lustige Rheinvölkenchen. Er wurde sich köstlich amüsieren! Ferienfreudig gelaunt kaufte sich Herr Wunderlich im Speisewagen eine Kalbshaxe. Es war eine herrliche Kalbshaxe, ein Gedicht von einer Kalbshaxe, schön braun und glänzend und von erschrecklichen Dimensionen. Er steckte die Serviette in den Kragen und begann die Kalbshaxe in Möllchen küle zu zertrümmern. Mit trauriger Miene stellte er nach einer halben Stunde fest, daß er nicht in der Lage war, das braune, saftige Gebilde restlos in sich aufzunehmen. Er wickelte den Rest, der einer anständigen Brotzeit Ehre gemacht hätte, in eine Papierserviette und schob ihn in die Rocktasche. Dann stieg er in einen beige-farbenen, mit braunen Seldenschürzen verzierten Schlafanzug und legte den Schlafanzug mit seinem kostbaren Inhalt ins Bett. Er dachte erst auf, als der Zug am frühen Morgen über die Hohenzollernbrücke donnerte. Im grauen Morgennebel schritt Herr Wunderlich über den Domplatz und nahm im Hotel zur Ewigan Lampe ein Zimmer. Dann bummelte er durch Köln. Vierzehn Tage bummelte er durch Köln. Am dritten Tage stellte er fest, daß Köln einen sonderbaren Geruch hatte, undefinierbar und äußerst unangenehm. Trotzdem hielt er selbstquälerisch aus mit der Vorfreude auf die Ahr und ihren herrlichen Wein. Er bummelte durch die Straßen, lief in den Güzengien und auf den Neumarkt, um die Pferdeköpfe zu bewundern, trank Münchner Bier für sündhaftes Geld und saß nachmittags etwas abgekämpft und müde auf der Rheinterrasse. Er war miserabler Laune. Der Rhein gefiel ihm nicht und er fühlte sich wie Erbsensuppe. Und überall kroch der Herbstnebel herum und fraß die zarten Filigrantürmchen vom Kölner Dom auf. Das Schlimmste aber war, daß Köln eine so fürchterlich schlechte Luft hatte. Es stank ganz einfach. Es stank, wenn er im Freien war, und stank, wenn er im geschlossenen Raum saß. Es stank, stank, stank! Höchste Zeit, daß er aus diesem widerlichen Geruch herauskam.

Der nächste Tag sah Herrn Wunderlich

bereits im Zug sitzen, der ihn an die Ahr bringen sollte. Leider war seine Laune nicht besser geworden inzwischen, denn im Zug stank es noch viel ärger als in der freien Natur. Eine Dame und drei Herren hatten bereits ihre Nasen mit eudecologenebespritzten Taschentüchern versehen. Er folgte ihrem Beispiel und wunderte sich, daß sie ihn so feindselig anschauten. Gott sei Dank kehrte seine gute Laune wieder, als er später in der urgemündlichen Wein-stube saß und einen Schoppen Ahrweln nach dem anderen trank. Er versenkte sich mit Andacht in den goldenen Wein, trank und rauchte und blickte bereits mit Kristallaugen auf den tiefseinnigen Spruch an der Wand: Wer an der Ahr war . . . Aber so oft er ihn auch las, von vorn und von hinten, von oben und von unten, er

konnte keinen Sinn mehr herauslesen und vertiefte sich deshalb wieder andächtig in seinen Wein. Nur wunderte er sich baß, daß er ganz allein an einem Tisch saß, während die anderen Menschen im Lokal dichtgedrängt wie Heringe in der Tonne zusammensaßen. Sonderbar, höchst sonderbar. Und stinken tat's hier ganz fürchterlich.

Mit einmal glitt ein Kellner geschmeidig an seine Seite: „Entschuldigen der Herr, haben Sie vielleicht einen halben Hahn bei sich? Der Herr dort drüben lassen höflichst fragen.“

„Was soll i haben? An halberten Hahn? Ja kruzitürken, wie komm denn nachher i zu an halberten Hahn?“

„Oh, der Herr sind kein Rheindländer? Ein halber Hahn ist nämlich ein Brötchen mit Limburger Käse.“

„Was? A Kasbrot? Ja wieso denn Kasbrot? Herr, i versteh Eahna net.“ Und plötzlich ging ihm ein Licht auf, und er brüllte, daß es im ganzen Lokal zu hören war: „Ja, glauben Sie vielleicht, i stink? Ha? Dabel stinkt's in keinem Ort auf der Welt so wie in Köln und an der Ahr. Es stinkt überhaupts überall, ausgenommen in München.“

Das letzte, was sprach er, war traurig und gar nicht mehr aufgebracht. Der Kellner bat um Entschuldigung und flüsterte drüben am Tisch, daß der Herr, der so stinke, gewiß aus Pommern sei wegen seiner „verdötschten“ Sprache.

Herr Wunderlich polt noch drei Schoppen zu den schon vorhandenen in seinen Magen. Beim neunten Schoppen schlief er sanft und selig ein. Als die letzten Gäste längst das Lokal verlassen hatten und ein Mädchen kam mit einem großen Beesen, rüttelte der Kellner Herrn Wunderlich an der Schulter. Zunächst ohne Erfolg. Er durchsuchte seine Taschen, um festzustellen, wer der Herr war und wo er wohnte, und beförderte plötzlich ein Päckchen ans Lampenlicht, fettig, grünlich schimmernd, einen opastischen Geruch ausströmend, den Rest der einst braun und glänzend gewesenen Kalbshaxe. Mit einem Schrei der Entrüstung warf der Kellner das ominöse Paket aus dem Fenster.

Nach unendlichen Mühen war Herr Wunderlich endlich in der Lage, seine Adresse anzugeben. Zu dritt schleppten sie ihn zum Bahnhof und überließen ihn seinem Schicksal, nachdem alle kurz mit dem Schaffner verhandelt hatten.

Am anderen Morgen fuhr Herr Wunderlich wieder gen München. Er hatte einen schweren Kopf, einen leichten Geldbeutel und eine fürchterliche Wut . . . Wenn er nur wüßte, wo er gestern gewesen war, wieso er plötzlich spät in der Nacht auf dem Kölner Bahnhof stand und von zwei Bürgern in die „Ewig Laune“ gebracht wurde. Wenn er nur wüßte, warum er dauernd an einen „halberten Hahn“ denken mußte und doch ganz sicher keinen gegessen hatte.

Von Station zu Station besaßte sich jedoch seine Laune und stand schließlich auf Sonnenschein, als er in München ankam und inzwischen festgestellt hatte, daß es gar nicht, aber absolut gar nicht mehr gestunken hat, seit er aus dem verdammten Köln wieder heraus war.

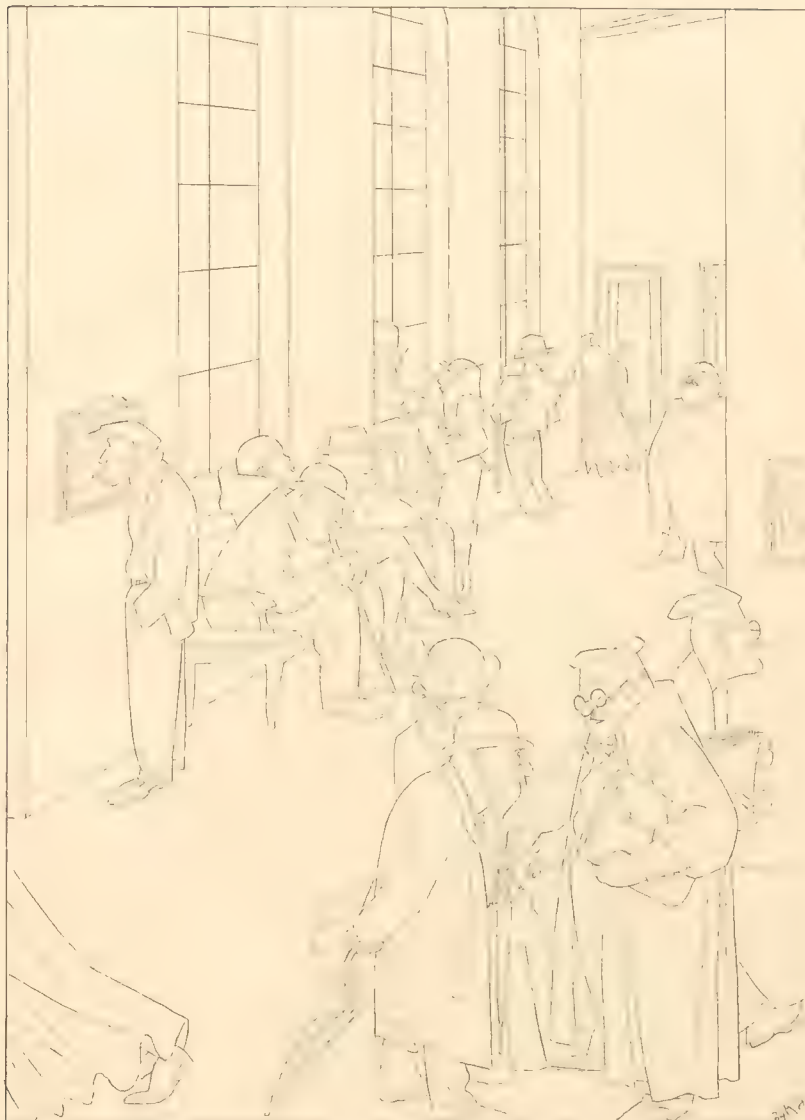
Klassischer Vortrag

(E. Croissant)



Das schlechte Beispiel

»Kar. Arnold«



„Tja, nach deutschem Recht werden Verträge nicht nach dem Muster von Versailles ausgelegt, sonst könnten Sie freilich nur auf Ihre Rechte pochen und Ihrem Vertragspartner alle Pflichten überlassen!“

Kein Byzantinismus!

(Wilhelm Schufz)



„Weg mit dem Nebel! Wir brauchen keinen blauen Dunst, wir brauchen einen klaren Kopf für unsere Arbeit!“

Halbjahrsband

Einbanddecke

Fertig vorliegend:

XXXIX. Jahrgang, Erstes Halbjahr April bis September 1934
Ganzleinen RM 16.50 und die neue

mit Inhaltsverzeichnis zum Ersten Halbjahr April bis September 1934 des 39. Jahrgangs. Ganzleinen . . . RM 2.50

Simplicissimus-Verlag, München 13, Elisabethstr. 30

Ballade vom Börsenjahr 1929 / Von Anton Schnack

In den Monaten Januar, Februar und November kam in den Montblancglanz der Haussens
Plötzlich gierig, zerstörend der Krallenspek einer schwarzen Baise geschossen

Die Kurse waren über dreihundert und vierhundert Punkte hinaufgeklüffert.
Sie fielen nun ins Bodenlose, darunter Farben, Salzedithuri, Bembere, zerschlagen, zerwettert.

Das berührte den Mann, der am stehenden Fabrikessel stand, nicht viel,
Für ihn blieb die Weißglut im Ofen gleich, gleich der Schaufel vorgriffener Stiel.

Doch der Mann von der Bank erschrak gewaltig bei diesen furchtbaren Beissen;
Denn es kostete ihn . . . zigtausend Mark, kostete ihn Autos, Reisen, Möbressen.

Denn er hatte Kali-Äschersleben, Mannesmann, Electro und Zeltzer Maschinen
Und saß als saugende Drohne auf diesen papierenen, fliegigen Bienen.

Unter diesen Drogen wühlten die Männer zwischen Kohlen, Dämpfen und Stahl,
In ihre Lungen fraß sich das Gift, und ihre Haut verbrannte ganz feil.

In der Sonne spielten Kinder mit Rölfen. Es lächelten unter Häubchen die Nürsen,
Der Mann von der Börse aber sprach nur von Krediten, Pfandbriefen, Konkursen.

Der Wald wuchs weiter, das Meer überströmte Florida und mochte aus Gärten Sumpf und See.

Ein Erdbeben rollte darunter, und die Bibelforscher sprachen vom untergehenden Weltreich Ninive.

Sturm schien alle Papiere zu verwehen wie der Herbstwind das bleidende Laub
Über Telephone spannen sich Spinnennetze, und auf die Schreibblische rieselte atmosphärischer Staub.

Der Vogelflug begann und überkreuzte Europa mit rauschenden Flügelschwärmen,
Und die Börsenleute rannten wie Besessene, mit Schlagfalkköpfen, herum unter den wankenden Quadern:

„Die Welt geht unter! Die Nacht fällt herein! Europa ist pleite!“
Aber ihre Frauen und Töchter hingen goldglitzernde Arme über Logenbrüstungen und rauschten in Seide.

Einige Makler waren darunter, die gingen verzweifelt in einen düsteren Wald,
Hielten den Revolver ans Herz, und sie wurden kalt und wie der Wald so alt.

Der Bauer grub weiter im Acker, und der Bergmann verhueltelte weiter zum Gruben,
Und der Papst saß heilig und weiß wie Eis im unerreichten Rom.

Lieber Simplicissimus!

In einer schlesischen Sparkassen-Nebenstelle erscheint ein durchaus würdig aussehender Herr und wünscht die Eröffnung eines Sparkontos mit Sicherungskarte. Seinem Wunsche wird Genüge getan, aber man läßt ihn nicht von hinnen scheiden, ohne ihm ein Los der Winterhilfs-Lotterie anzuweisen. Hier von will der gute Mann aber nichts wissen und begründet dies mit folgenden „goldenen“ Worten: „Ach, ich gewinne ja sowieso nichts! Wenn Sie mir zum Beispiel hundert Nachttöpfe versetzen würden, neunundneunzig davon sind aus Gold und einer aus Blech . . . Sie können Gift drauf nehmen, daß ich nach dem blechernem greife!“

Unter dem Gelächter aller Anwesenden und im Besitz eines Loses geht der Mann.

Nach mehreren Wochen erscheint der Mann wieder einmal auf der Bildfläche, um einen Teil seines Geldes abzuheben, aber er hat die Sicherungskarte vergessen. Als der Sparkassenangestellte auf das fehlende Papier aufmerksam macht, weist sich der Mann sehr sicher wie folgt aus: „Nu, Sie kennen mich doch!! Ich bin doch der Mann mit den neunundneunzig goldenen Nachttöpfen!“ — Diesem schlagenden Beweis konnte der Beamte nicht widerstehen und zahlte den gewünschten Betrag aus.

Kümmerliche Freuden

(Otto Herrmann)



„De reinste Dordur, so 'n Krachngnebbchn! Es gäht nich un gäht nich!“ — „Tschä — un das is nu mei Sonndach!“

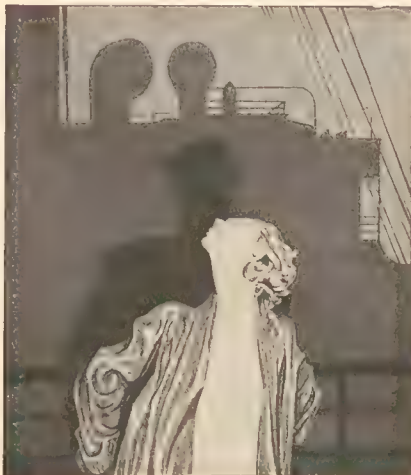
HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:

Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquillen Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:

Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. . . . Das Ganze amerikanisch durch mancherlei deutsche Vorzüge. Insbesondere den einer rückständigen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:

Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinerartigen Liebe, erzählt mit den ungelungen Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind in einander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die literarische Welt:

Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Desimtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson)
broschiert RM - 80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

Hotelzimmer nach dem Hof

In steile Mauern sind Löcher eingeschnitten,
das sind die Fenster,
und dahinter sind Zimmer,
z. B. Nr. 45.

Vier Wände um einen stinkenden Hof,
und hundert Zimmer hinter hundert Löchern!
Daranter Fässerrollen, Schüsselklappen —
darüber ein stiller,
unbewusster Himmel mit vielen Sternen.

Die Zimmer sind erfüllt mit Zigarettenleuchtenduft,
ganz dicht und schwer;
vergebens sucht die Nacht
in diese Zimmer ihre Kühle vorzuschieben.

Ich lieg bei offenem Fenster
wie auf dem Grund des Meeres
und atme schwer.

Sechs Verliebte spielen ihre Tragödie

Eine wahre Begebenheit von Wolfgang Hartmann
Diese unwahrscheinliche Geschichte, der das Parabelstück: „Sechs Personen suchen einen Autor“ seine Entstehungsgeschichte verdanken könnte, spielte sich in Genf zur Zeit der ersten Völkerbundtagung ab. Eines Tages lernte ich dort einige blutjunge Leute kennen, Studenten der Malerakademie. Die Atmosphäre im damaligen Genf war fieberhafte Unruhe. Hoffen auf eine

bessere Zeit und baldige Herrschaft der Gaisten. Dichter von Weltwurf, wie Georges Duhamel oder Romain Rolland, hielten Vorträge, und die endlosen Diskussionen darüber wurden im Café Landolt fortgesetzt, während die Herren der Weltpolitik in den großen Hotels auf Kosten der Völkerbundkasse und ohne Deutschland, denn damals war es noch nicht Mitglied, fürstlich tafelten. Diese jungen Leute aber kümmerten sich einen Teufel um diese Dinge. Sie wußten nichts von Politik. Genf war für sie eine Stadt, wo man Französisch lernen konnte. Sie waren Deutschschweizer. Ihre Eltern wohnten in Zürich, Basel oder Bern und schickten ihnen ihr monatliches Pensionsgeld, damit sie studieren konnten. Sie hätten alle Ursache gehabt, froh zu sein über ihre materielle Sorglosigkeit, und es hätte sie in diesem schönen, ein wenig verwirrenden Genf niemand gehindert, ihre Jugend zu genießen. Statt dessen wurden sie täglich stiller, saßen melancholisch in einer Ecke, rauchten Zigaretten und starrten sich von Zeit zu Zeit wie wahre Todeskandidaten in die Augen. Sie redeten nur ganz leise miteinander, alle mühten sie irgendein Geheimnis wahr, aber sie sahen dabei gar nicht wie Verschwörer aus. Nein, mit jenem kleinen Anarchistenvölken, das sich seit Jahr und Tag in Genf herumtreibt, seit einmal dort eine große Kaiserin ermordet wurde, hatten sie nichts gemein. Ich freudete mich mit ihnen an, soweit dies im Zustande ihrer völligen Verwerflichkeit überhaupt noch möglich war. Eines der jungen Mädchen war mir von Zürich her bekannt, unsere Eltern waren miteinander geschäftlich verbunden. So genoß ich gleich das Vertrauen der Studentin. Eines Abends, als die andern gegangen waren, setzte ich mich zu meiner Bekannten und ihrem Freund. Sie ließ es mich merken, daß ich sehr willkommen war. Die beiden Menschen brauchten einen Halt. Und so fragte ich denn die beiden Kopfhänger, was eigentlich mit ihnen allen los sei. Trübe, verlegene, scheue Gesichter. Ich redete sanft und aufmunternd zu ihnen, als wären sie noch Kinder. Es kam ein Glanz in die Augen des

Mädchens, das sehr schön war. Sie sah forschend ihren Freund an. Der machte gute Miene und ermutigte mich, weiter mit Fragen in sie zu dringen. So kam es dann, daß sie mir mit eischen Worten ihr Geheimnis verriet. Sie waren alle miteinander hoffungslos — verliebt! Ich starrte sie sekundenlang angetaet an und wußte nicht, sollte ich lachen oder zürnen über ihren Herzensanflug. Aber es fiel mir noch rechtzeitig ein, daß Liebende sozusagen unzurechnungsfähig sind und einiger Nachsicht bedürfen. Und so sagte ich denn mit der Ruhe eines Seelensorgers und mit der Abgeklärtheit eines Vaters obwohl ich kaum viel älter war als sie selber: „Liebe Kinder, erzählt mir doch euren Kummer und wie es dazu gekommen ist. Vielleicht kann ich euch helfen.“ Jetzt wurden die beiden mit einmahl gesprächig, als wäre ein Zauberwort gefallen. Zuerst redete das Mädchen. Es sagte, Tränen in den freudeerhellten schönen Augen: „Halten Sie uns, bitte, nicht für wahnsinnig! Etwas Furchtbares ist uns geschehen. Wir sind alle im Begriff, an diesem Unglück zu zerbrechen, wenn nicht bald eine Lösung kommt!“ Sie sah mich fragend, hungrig, fliegend an. Ich sollte doch um Gottes willen ihre Geschichte ernst nehmen. Dann fuhr sie fort, ihre Hand in der des Freundes verkrampft: „Anfangs haben es vor einigen Monaten. Wir wohnen alle in der gleichen Studentengemeinschaft. Es ging uns gut, wir waren heiler und froh, und jeder ging seinem Studium nach. Aber eines Tages fuhr die Liebe in unsere Herzen und richtete dort eine verheerende Wirkung an. Stellen Sie sich vor Robert liebt Eveline so sinnlos, daß ihm die Eifersucht fast umbringt und er das Mädchen auf Schritt und Tritt verfolgt. Aber diese Eveline ist ein kleiner Teufel und liebt außer Robert auch noch den Michel. Oder tut sie bloß so? Niemand weiß es. Das bringt Robert fast um den Verstand. Sie können zu keiner Klärung kommen. Es ist ein ewiges Hin und Her. Wir wissen nicht einmal, ob Eveline leidet. Oder ist sie eine Sadistin? —



Brief einer Klientin zum Hochzeitstag ihres Rechtsanwalts

Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt!

Kaum glaubten Sie wohl nach meiner Scheidung nochmals etwas von mir zu hören, zumal Sie mich ukundemäßig für eine ganz gemeine Person halten müssen. Aber des Herrn Wege sind wundervoll und so erfähr ich auch von Ihrer heutigen Hochzeit. Möge Ihnen der Himmel alles, was Sie sich wünschen, dreifach beschicken, das wünsche ich, der Sie mich von meinem Mann so sehr erleichtert haben, von ganzem Herzen. Glauben Sie mir, dieser Wunsch einer so schwer geprüften Frau hat Kraft und Hand und Fuß, denn schließlich wissen Sie ja, was für ein verlogener Drackkopf mein früherer war, wo mir mein eidesames Kleid und meinen blauen Mantel und die neue Paar Strümpfe erst herausgab, nachdem Sie dieselben eidesstattlich versicherten. Kürzlich wollte er mich auf der Straße stellen. Ich schrie aber gleich furchbar und schlug ihm die blaue Brille, wo er jetzt trägt und dann den Weg auf den Bopser ein. Aber schließlich ist ja dieser Drackkopf nicht der Anlaß meines Schreibens und gehört auch nicht auf Ihren Hochzeitstisch. Als einen wie anderen, lauten und angenehmen Menschen habe ich dagegen Sie kennen gelernt. Wie glücklich muß die Frau sein, die Sie von nun an bis ans Ende der Welt ihr eigen nennen darf und kann ich es wohl verstehen, daß sie ihre saubere Hand ergreift, als ihr dieselbe reichen. Eher glinge ein Kamel durch ein Nabelohr, als daß Ihre Künftige einmal Anlaß zu Beschwer über Sie haben wird. Desssen bin ich gewißlich.

Bitte auch Ihre Frau Gemahlin in meinem Namen recht herzlich zu großen.

Rosa Möste, geschiedene Schwenze. NS. Vielleicht interessiert es Sie, daß der Zeuge Müller inzwischen wegen Gemeinereien mit anderen Frauen bestraft worden ist. Er war also auch kein Ehrenmann. Wünsche glückliche Hochzeitsreise. Vertriebe jetzt übrigens Kravatsen in der Kronenstraße, falls Sie einmal dort durchkommen.

Lieber Simplicissimus!

Mitte November treffe ich einen alten Bekannten, einen Gärtner. Beim Anblick des mit Ästern und Rosen noch reich geschmückten Gartens gebe ich meiner Freude darüber Ausdruck, daß uns die Blumenpracht heuer so lange erhalten geblieben sei.

Darauf sagt mein Alter trocken: „Jojo, oinstolltsch war's schao reacht, aber wenn's no a Welle so bleib, no komm i überhaupt net vorwärts. Mir wär's lieber, 's käm a tichtiger Reiffa und tüt deane Denger mordsmäßig d' Köpf verfräa, no könnt' i endlich a glanta fertichmachta für da Wenter, 's gibt no viel 'u tu!“. *

Da Jakob von Siebeling froht de Peter von Nuldorf, ob de Müllerhansen von Ranschbach gut wir, for dore Man „Neel!“ saht de Peter, „bei demm laufe die Müas met veheulte Aage in de Brod-schublad“, erum und henn Blose an de Fried: *

So hieß er und war die Garnisonlerde der zweiten Kompanie unseres oberbayerischen Infanterieregiments. Das Werturteil „Zierde“ war jedoch insofern begrenzt, als Füsiliär Woyczek eine Perle in jedem rein körperlichen Dienstwege, hingegen ein hundertprozentiger Versager, eine Fleisch gewordene Katastrophe wie weiland Kaczmarek III war, sobald die Sache auf geistiger Ebene lag.

Wie alle irgendeiner von der Vorsehung stiefmütterlich Behandelten hatte Woyczek seinen besonderen Schutzengel oder richtiger ein Schutzengelpaar: das war einmal sein ans Märchenhaftige grenzendes und absolut schöpferisches Genie auf sprachlichem Gebiet, womit er in allen heiklen und ihm Vernichtung drohenden Situationen seinen Gegner bis zum General aufwärts blitzschnell entwarf: das war zum andern seine Virtuosität, selbst für ein normal begabtes Bagagepferd klar umrissene Begriffe (kein Krieger „putzt“ seine Flinte: ein Soldat „reinigt“ sein Gewehr pp.) mit bombensicherer Wahrscheinlichkeit zu verwechseln.

Ich sehe ihn noch unmittelbar vor Anreten der Standortwache wild und entgeistert „auf Stube“ herumtoben, so daß die Korporalschaft einen dem Harakiri Verfallenen vor sich glaubte und jeder sich eheu an sein Spind drückte, um ihm nicht in die Kurve zu geraten. Worte, verstümmelte Laute, zischte Woyczek vor sich hin — es war dramatisch. Bis er, auf höchste Tourenzahl gelangt, auf ein goldgelbes Etwas stieß, das ihm in der Putzstunde (siehe oben: nicht Reinigungsstunde) abhanden gekommen oder das Opfer eines gefährlichen Ulks geworden war und das er nun sichtbar erleichtert unter dem Bett wiederland: sein Koppelschloß! Das Wörterbuch (Duden, freue ich im Sarge!) war um einen Terminus technicus bereichert, als Woyczek die wilde, vorwagende Jagd mit dem ermatteten und in überschießendem Akzent eingehauchten Worten endete: „Verfluchter Gott mit uns!“.

Der nun einmal gegebenen Tatsache Woyczek'scher Verwechselungen in Permanenz trug jeder Chargierte aus Selbsterhaltungstrieb um Gründen guten Rufs so oder so gleismäßig Rechnung — selbst Sergeant Lipinsky, der — die Götter wissen! — an gutem Ruf nichts Erhebliches anzusetzen hatte und dessen Selbsterhaltung vorwiegend von Köchinnen und verwandten Berufsweisen getätigt wurde. Man wagte eben nur, Woyczek dienstlich zu interviewen, wenn die Luft rein war und man Deckung gegen Sicht durch Vorgesetzte hatte; sonst wurde er bewußt ignoriert. Diese reine Luft witterte der Gatalionskommandeur, als der Zug Lipinsky schanzenderweise im Gelände vorgeführt wurde. Woyczek, seines Zeichens Erdarbeiter, hatte seinen großen Tag, und auch Lipinsky hatte keinerlei Bedenken: das Enfant terrible war ja durch muskulöse Tätigkeit nicht nur aus, sondern geradezu eingeschaltet. Wie ein Mäherwerk und doch mit stolchem und gräßlichen Bewegungen warf Woyczek die Schollen, daß es eine Lust war. Auf alle Fälle aber war er von Lipinsky auch geistig fundamtiert und auf Eventualfragen in puncto Schanzen präzise vorbereitet. Wie das aber so ist im Leben, das von Vorgesetzten nicht freie Major stellte — durch einen Zwischenfall bei einer Nachbarkompanie angeragt, von der ein Einzelgänger solo im Gelände herumtorkelte — an Woyczek eine Frage: „Ist außerhalb des präparierten Schanzkomplexes lag, von Lipinsky nicht einkalkuliert war und also lautete: „Woyczek! Sind von Vorgesetzten nicht freie Major allein auf weiter Flur. Sehn nicht im Je-lände. Was machen Sie, Woyczek?“ Und statt der Antwort, die dem ganzen Zuge Lipinsky katechetisch Woyczek eine Frage lag („Ich suche meine Kompanie; wenn ich sie nicht finde, begbe ich mich mit Gewehr und lang sofort in die Kaserne!“), gab Woyczek die autoritären Worte seines Sergeanten von gestern im Herzen bewegend, diese Replik: „Ich grab' mir ein, Herr Major.“

Um ein Haar, und man hätte nach diesem Lobendeingegraben den Herrn Major und Sergeant Lipinsky in ein Massengrab tragen können. (Schluß auf Seite 439)



Carl O. Petersen

Fert sind die Geiger im Hag und die Vögel, die fröhlichen
Still, o so still ruht der Tag. [Sänger.

Kängt entkündend süß betäubender Grummelnd
Winterlich kühl ist die Luft.

Nur aus der kalten Farbe der Wiesen bricht
legte Wärme, letztes zärtliches Licht.

Wanderer, während dein Fuß am Rande der Zeit hindervortritt,
fühlst du, wie alles vertrauensvoll der Ruhe sich breitet?

Starkes Leben, das sich im Leben veräußert,
großes, klopfendes Herz, dessen Schlag
einmal des Engels sanft anhaltender Finger endet:

Ja, lang sind die Nächte und werden noch dunkler und länger.

Aber sie bringen der Sterne hellfunkelnde Pracht.
Schöner glänzt uns des Himmels unendlicher Bogen.
Glücklich der, dessen Herz umfängt wärmender Liebe Macht,
ihm sind alle helfenden Götter des Lichtes gewogen.

Maria Daut

Woyczek

(Schluß von Seite 428)

PS. Falls Sie, hochzuverehrender Herr Major, zufällig den Simplicissimus lesen oder Sie, lieber Lipinsky, sich den Simpl vorlesen lassen, und wenn Sie, Herr Major, sagen „Fabelhaft“, und Sie, Lipinsky, meinen „Sautail“, dann wollen wir an Woyczek denken, der in Italien blieb, den wir wirklich begraben mußten und dessen Todesanzeige im Heimatblatt am Kopf mit dem schönen Vers geschmückt war:

„Du gingst dahin,
Du starbst zu früh.
Wer dich gekannt,
Vergißt dich nie . . .“

Lieber Simplicissimus!

Zwei sächsische Streithammel lagen sich über eine Kraftfahrbestimmung in den Haaren und konnten zu keiner Einigung kommen. Einer der beiden Streiter war beflissen, das Gespräch zu beenden, was folgendermaßen geschah: „Bruno, was verschdeh so ä dummes Luder wie du von de Grafdfahrschdimmungen?“ Bruno: „Duuu, was hasde jeddz gesaggt?“ Der andere: „Ich wiederhole: was verschdeh

so ä dummes Luder wie du von de Grafdfahrschdimmungen?“ Bruno: „Also haddch doch gleich ärschd richdig gehoord.“ Sprach's und haute ab.

„Sie sagen also, daß Ihre Frau schon längere Zeit die ganzen Nächte hustet! Warum sind Sie dann nicht schon früher mit ihr zu mir gekommen?“ „Herr Doktor, bis jetzt ging es immer noch, wenn ich mir abends Watte in die Ohren stopfte!“

„Tagebücher“

So ist das nun, meine kleine Marie:
Die Welt und die Tage find kurz,
Und die alten Tagebücher, Marie,
Sind Utien auf Steigen und Sturz.
Ihr Wertgehalt ist unser Gefühl,
Und manchmal erhalten sie jung.
Auf und ab geht der Weg, über Spiel und Ziel
In die Erinnerung.
Und eines kurzen Tages ist's aus . . .
Wir gehen fort — — — erloschen die Lichter.
Aber am Ende der Welt steht ein hohes Haus
Für die Matien und die Dichter.

Poel Poel

Bildung

Eines Morgens, als mein Köbes, um ein Darlehen zu flehen, bei mir sitzt, ereignet sich das Unerwünschte, daß meine Frau hereinkommt. Sie ist zuerst von meines Freundes dackelbeiniger Figur leicht entsetzt, der ihm weder steht noch sitzt, befremdet, endlich jedoch von seinem ausgehungerten Aussehn gerührt. Sie läßt ein Frühstück bringen.

Köbes ergreift die breite Bouillontasse mit beiden Händen und hebt sie, wie eine Opferschale gen Himmel, an den Mund. Ich bedeute ihm, daß man die Tasse auf dem Teller ruhen lasse und des beigelegten Löffels sich bediene.

Er poltert: „Warum ist dann die Tasse zwiegehentelt? Bitte!“

„Das tut man, weil — es ist nicht gebildet, Köbes, aus der Tasse die Suppe —“

„So! Und was ist dann, liebwertester, höchstgebildeter, wohlgebildeter Herr Ko, was ist dann gebildet?“

„Nun, gebildet ist eben — gebildet —“

„Aha! Du weißt es also nicht! Aber ich, mein Güter, ich weiß, was gebildet ist! Gebildet ist, wenn man so tut, als ob man erklären könne, was man nicht erklären kann!“

Ko

Glückwunsch

(Rudolf Kriesch)



„So'n Pech! Und ausgerechnet heute, an meinem Geburtstag!“ — „Ach nee? Denn kann man ja gratulieren?“



Neben der jugendlichen und der senilen Demenz hat die Wissenschaft nun noch eine dritte Form, die progressive Kreuzworträtsel-Verblöding, feststellen können.

Fundstücke

In einem Korrespondenz- und Offertenblatt für Geistliche findet sich folgendes hübsche Inserat:

Beim Ausarbeiten der Sonntagspredigt leistet Ihnen ein Glas köstlichen Enzians gute Dienste. Er regt an und beschwingt. Ist also für den Geistesarbeiter wie geschaffen. Außerdem tut er dem Magen wohl. . .

... Ihr Kampf um das Leben jenes fremden Mannes, der da unten in der anderen Hütte sterbenskrank lag, müsse unbedingt erfolgreich sein. Sicher würde sie ihn hier dem Tod entreißen, wo schon die Luft, die ihr beim Gehen die Röcke bauchte, etwas so Starkes, Lebensbejahendes hatte!"

(Aus „Am Abgrund vorbei.“ Roman von Max Brand)

Kintopp: unverändert! / Von Benedikt

Allens is wie unjewandelt,
allens is bei uns wie neu,
nur wo sh's um 'n Kintopp handelt,
ist's die alle Litanei!

Imma noch dei kleine Mädchen,
wo den großen Mann unjirt
und trotz kleine Herz-Wehwehden
happy-endlich Jattin wird.

Oda 't is een knorka Sanga,
wo vamittels Schlagalied
wie een Julo Filejenfanga
alle Herzen zu sich zieht.

Tanzbars oda Kabarette,
wo man mit Konfetti schmeißt,
sind for dei die einz'ge Stätte,
wat man „Jroßet Leben“ heißt.

Er leht imma nur im Frack rum,
sie im jroßen Abendkleid,
Und dei Auto is ein Faktum,
ohne dei keen Film jedeiht.

Ob se jlichtich oda heese —
singen müssen se dazu!
Bis zum Schlaß dei Lust-Jetöse
uffiht in een Du-und-Du —

Und der eene von die Kinda
hat et imma knüppeldick!
Reichsein is doch vill jesünda —
ohne Jeld keen Filmmis-jlück!

Hart und bitter is dei Leben,
doch im Kintopp is et süß —
Und die kleenen Seelen schweben
ins erträumte Paradies — — —

Ungeahnte Folgen der Bierpreissenkung

(E. Thöny)



„Herrschaftsaxn, is dös a Betrieb! Bei der Hetz' kimmst ja gar nimmer zum schlechtn Einschenken!“

SIMPLICISSIMUS

Versailles fälscht weiter

Georges Clemenceau zu Wilson: „Es gibt dort (im Saarland) einhundertfünfzigtausend Menschen — das sind Franzosen!“

(E. Thöny)



Le tigre darf nicht gelogen haben — also müßte uns unsere Regierung marschieren lassen!“

Denkmal im Schnee

(K. Böseling)



Laura oder Der Markt zu Wehlau

Von Katarina Boteky

Ein langer dünner Mann mit einem Seehundskopf unter einer Schirmmütze, allgemein „Onkel Fischer“ genannt, ledig, besaß einen kleinen Rollwagen und ein braunes Pferd, womit er sich seinen Lebensunterhalt verdiente. Natürlich hatte er auch einen Stall für das Pferd, und zwar in einem alten Schuppen am Stadtrand, einem recht baufälligen Schuppen mit losen Türen, und so kam es, daß eines trüben Morgens der Stall leer war: das Pferd gestohlen, Onkel Fischer weinte fast vor Schreck und Schmerz bei dieser trostlosen Entdeckung. Laura, das verschundene Pferd, war sieben Jahre sein bester und treuester Kamerad gewesen und doch auch sein Ernährer. Nun war Laura weg. Gestohlen natürlich. Onkel Fischer suchte überall nach seinem Pferd und fragte nach ihm herum, auch die Polizei wurde benachrichtigt. Kein Erfolg!

„Geh doch mal zur Katzwinkelsche —!“ rief Onkel Fischer ein paarmal Bekannt. „Die soll doch helfen! Ich bin im Bekannten.“

Die soll doch helfen! Onkel Fischer erfährt da was durch ihr. „Onkel Fischer geh gleich, und es war schon ganz dunkel, weil am Himmel ein Bewölke stand, es ein dickes Julgewitter. Bedrückt erklimm er die eine steile Stiege der Hellscherin und war schon unter dem Dach. Das Häuschen mochte hundert Jahre alt sein und lag von der Stadt. Oben im Flur, der zugleich auch Küche war für zwei Partelen, hingen drei grobe eiserne Flossenpannen am schwarz verräucherten Herdumkel, der eine offene Feuerstätte überdeckte. Rot angestrahlt und in Qualm gehüllt sah Onkel Fischer die Hellscherin, einen Lehmfigur ähnlich, hinter den Flossenpannen am Herd stehen. Dort erschienen sie ihm sozusagen mit einem abgebackenen Katzenfellbelag auf dem kalten Kopf. Da, „sowas“ hellscherin konnte, leuchtete ihm bei ihrem Anblick ein. Die Begrüßung fiel dementsprechend bekümmert aus.

Als bald wurde er in die gute und einzige Stube geführt, fast ausgefüllt von einem

steinernen Himmelbett mit weißen Gardinen, ihm grauste. Aber es war auch noch ein Tisch im Stübchen vor einem aufgedunsenen schwarzen Ledersofa mit weißer Knopfreihe. Darauf auf der Knopfreihe — mußte Onkel Fischer Platz nehmen unter dem gelbsüchtigen Bild: Die Kaiserin Friedrich mit dem Prinzen Heinrich. (Als Säugling) Die Hellscherin versenkte ihre schwere Lehmfigur in das einzige Gestühl, einen Rohrsorgstuhl mit giftgrüner Schummerrolle. Katzensgestank schwängerte die Luft. Das alles ward matt von einer Petroleum-Hängelampe beleuchtet. Ungeschickt erzählte Onkel Fischer das was ihn herführte, dann legte er probeweise, ein Fünzfingerringstück auf den Tisch. „Für fünf Dittchen verzick ich nicht viel!“ bemerkte die Alte trocken. „Na probieren Sie doch man erst —!“ stolperte Onkel Fischer.

Unwillig schloß sie die roten Augen, dann riß sie die Augen wieder auf und ver-

drehte sie tüchtig. Nach geraumer Zeit war sie durch Augenverdrehen genügend verzückt. „So viel schwarze Kerle mit Zigaretten!“

„Mit Zigaretten! Am Torweg inne Nacht...“ Onkel Fischer war ganz Ohr. Doch das begann die Hellscherin wie ein Alligator zu gähnen und sprach mit ihrer gewöhnlichen Stimme: „Für fünf Dittchen le ich mehr!“ Enttäuscht opfernte Onkel Fischer noch ein Fünzfingerringstück.

Der alte Rohrsessel der Hellscherin knarrte jedesmal furchbar, wenn sie „verzückte“, das wußte sie, und das nutzte sie aus. Doch ließ sie ihn für fünf Dittchen weniger knarren als etwa für eine Mark. Wieder begann das Augenverdrehen. Und wieder: „So viel schwarze Kerle mit Zigaretten...“ („Weiter!“ flüsterte der Hörer.) „Man nich drängen!“ entgegnete sie milde, doch unnatürlichen Organs. Wo bleiben wir stehen? „So viel schwarze Kerle mit Zigaretten...“ Einer mit blaue Hosen, — der — reitet eine lange Straß — auf ein braunes Pferd. Sehr lange Straß — sehr lang... Feldweg... Wegweiser — „Was steht oben?“ schrie atemlos der Hörer.

Die Katzwinkelsche verzückte, daß der Sorgstuhl brüllte. „Wehlau —!“ rüchelte sie — gähnte wie ein Alligator und war wieder bei sich. „Na!“ fragte sie, verschlagen grinsend.

Onkel Fischer schlug stumm mit der Hand, weil er vor Erregung noch nicht sprechen konnte. Wehlau also —! Ja, dort war morgen der große Pferdemark. Dort würden die schwarzen Kerle — Zigeuner natürlich, die es hier am Stadtrand zahlreich gab — das gestohlene Pferd zu verschachern trachten. Der in den blauen Hosen war vielleicht schon unterwegs mit Laura. Er mußte ihm nach und womöglich gleich. Eilig verabschiedete er sich von der Hellscherin.

Als er die Stubentür ungestüm aufstieß, flog dicht davor eine ähnliche alte Dame noch die Katzwinkelsche, die bei der Nachbarin an der Tür gelauscht hatte. Der erschrockene Onkel Fischer fand im dunklen Flur nicht die Richtung und geriet unter die Flossenpannen. Die eine schlug ihm derb aufs Kinn, und die nächste schien ihn festhalten zu wollen. Grausig! „Machen Sie doch eine blühende Licht!“ Frau Katzwinkel!“ rief Onkel Fischer kläglich. Sie erschien grau in der halb offenen Tür. „Wo soll einer hier gleich Licht hernehmen?“ bemerkte sie etwas ungehalten. „De Trepp le rächt! Halten Sie sich man rechts!“

Na, endlich hatte Onkel Fischer „de Trepp“ gefunden, und endlich war er unten. Nach geraumer Zeit ratterte der Zug mit ihm ins schlafende Land hinein, an einsamen Stationen vorbei, wo in den Gärten die Nachigallen schlucheten. Überall Gewitterwolken und Pferde. Heere von Pferden zogen in Fußmärschen durch die Nacht nach Wehlau. Pferdezüge rollten und rollten aus dem ganzen Reich dorthin. Es blitzte oft, und es wühlerte beständig in der dunklen Schwüle. Es schnauhte und stob dahin. Wie Spuk war das Kommen und Gehen. Zwei, drei, vier, fünf Tausende kamen. Tänzend die Trakehner Hengste. Schwerere Pferde, die riesigen Ermländer, stellten ihre hohen Schenkel automatisch. Die Wehlauer im Licht der Blitze marschierten die klöbigen Gestalten der ostpreussischen Wallache. Zöpfe an den Köpfen, etwas schwermütig zum Markt. Wenn der Blitz loderte, zuckten die Pferdeschlangen auf den Wegen.

Das Landstädtchen Wehlau träumte noch unter dem dicken Gewitterwolken, als Onkel Fischer dort seinen Einzugs hielt. Zunächst begab er sich in ein solides Gasthaus und trank über den Durst, vor lauter Verzeck. Zigeunerzeit erfüllt war, begab er sich etwas schräge auf den Pferdemark.

Die Sonne bändigte die Gewitterwolken, kisterte der harterdige Gewitterregen nach die große Pferdewiese, als der Bürgermeister von Wehlau die Worte sprach: „Meine Herren, der Markt ist eröffnet!“ Ganz verzückt, Zigeuner mit ihren zähen kleinen Pferden und rieben ihnen den letzten Dreck ab. Als bald setzten sie die Mäuler in Schwung. Onkel Fischer wurde von ihnen für den ersten Käufer gehalten und darum fast zerrissen. Ehe er protestieren konnte, liefen drei bis vier „Zigeunerkatzen“ vor ihm „die hohe Schule“, und hinter ihnen her rasten in

(Schluß auf Seite 437)

Joachim Ringelnatz in memoriam

Immer am Jenseits hin
und nun — hinüber.

Ist ihm jetzt leichter der Sinn
oder trüber?

Kächen gibt es dort nicht
und nichts durchzuheheln.
Über vielleicht im Licht
ein ewiges Kächen?

Dr. Oetiglaß

Sankt Nikolaus

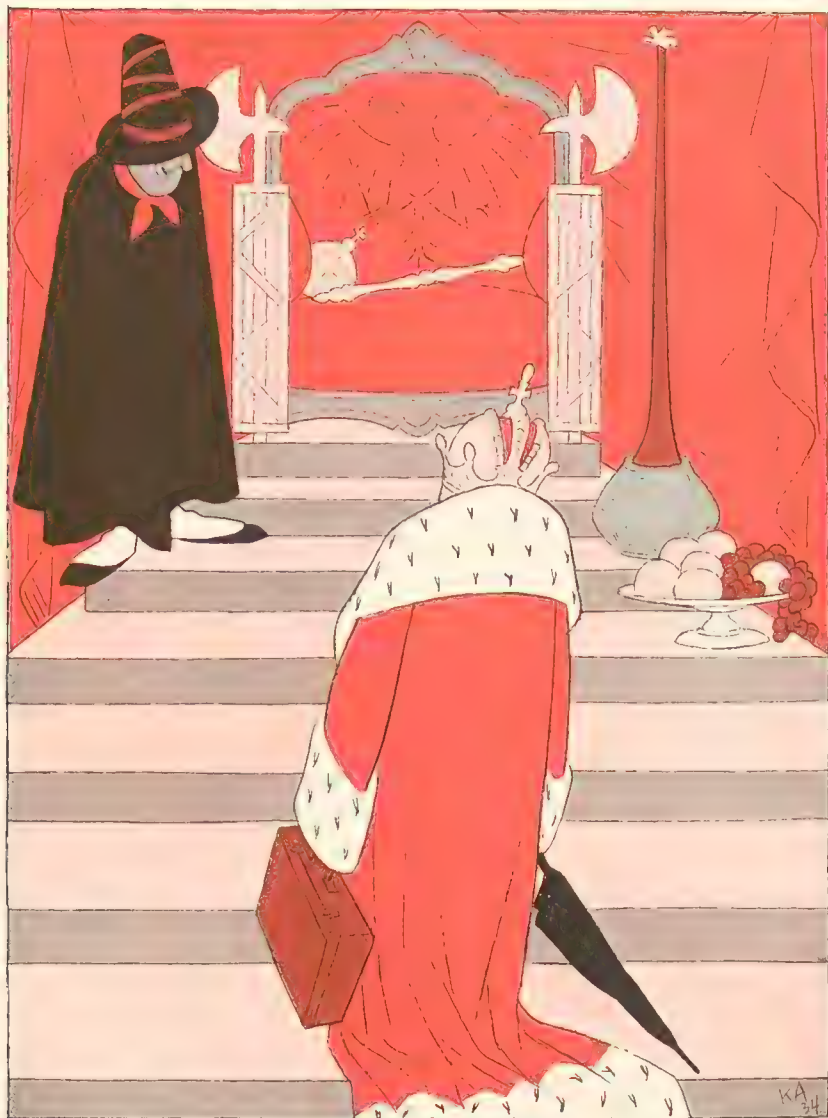
(O Gulbransson)



hat sich heuer ganz in den Dienst des Winterhilfswerks gestellt und bedient sich statt seiner gewöhnlichen diesmal einer Wünschelrute, um verborgen gebliebene Hilfsquellen ausfindig zu machen.

Habsburg von Italiens Gnaden

(Karl Arnold)



„Komm, Signorino Otto, wir haben zwar einst mitgeholfen, deinen Thron zu stürzen; nun aber ist es praktischer, ihn zu stützen.“

Laura oder Der Markt zu Wehlau

(Schluß von Seite 434)

zerschlissenen Hosen, peitschenknallend ihre dunkelhäutigen Besitzer. „Hol hol . . . hol . . .“, gellten sie. Die Katzen trabten, und die Zigeuner brüllten sich bald die Zungen los. Zweie hingen wie Blutigel an Onkel Fischer und kreihschten ihm die Vorzüge ihrer Pferde ins Gesicht und ins Genick. Wann er begann: „Ich will ja gar nicht — Ich suche ja bloß —“, schrien sie: „W'r wissen, was Se suchen! E' scheenes Perd suchen Se!“ Atemlos drehten sie ihn um und dumm, und zwischendurch spien sie sich gegenseitig an und verfluchten sich. Onkel Fischer riß sich bei einer solchen Gelegenheit los und entwich unter einem Zaun hinweg. Sinnlos torkelte er weiter.

Der Himmel war schon wieder sonnenlos und finster geworden: das Gewölk lief grünlich an. Lauernde Gewitter schienen der geflüchteten Sonne irdene Töpfe nachzuwerfen. Im Schein der grünlich geladenen Beleuchtung blitzte das Weiße in den Augen der laufenden Pferde. Die andern bewegten unruhig die Ohren. Ein dunkles, wiehendes Pferdechaos, rot gefleckt durch Füchse: eine nickende, schaukelnde, nervöse Flut auf zertretenen Wie-

sen unter grünen Wolken, die zu platzen drohten. Die Trakehner Hengste bäumten auf, verdrehten die Augen wie die Katzwinkelsche und wollten auf und davon. Ihre Erregung machte auch andere Pferde unruhig: Immer mehr Beine gingen hoch. Einigen Pferden gelang es, sich loszureißen. „Hol . . . hol . . . hol . . .!“ gellten die Zigeuner töckelnd hinter ihnen her. Der ganze Markt geriet ins Drehen. Menschen überschlugen sich auf eiliger Flucht, lachten und zeterten vor Angst; denn die Pferde, die Pferde schienen wild zu werden — Tausende von Pferden —! Onkel Fischer war auf der Flucht wieder zum Eingang gelangt, wo die Zigeuner ihren Stand hatten. Hier ging der Handel ziemlich ungestört weiter. Ein dicker ländlicher Mann, die Schirmmütze im Genick, stand lächelnd vor einer grinsenden Pferdereihe, hob den Krückstock, zeigte auf eins der Pferde, und breit und gemütlich entquoll seinem Munde: „Wat sull de Kobbels koste?“

Da sah doch Onkel Fischer ein Pferd — eben diese Kobbels — ein Pferd, das alle Zigeunerkatzen überragte, nicht so sehr durch Schönheit als durch einen langen Hals, und dieser Hals — gehörte Laura. Onkel Fischer tat einen Sprung durch die Luft. „De Kobbels gehört mir —!“ schrie er.

plötzlich nüchtern geworden. „Das da ist mein Pferd —! Jestern haben se es jestohlen! Laura —! Laura —!“

Der lange Pferdehals streckte sich ihm unaufhaltsam entgegen, wieherte zärtlich, dann nieste Laura vor Freude, „Herr Gendarm!“ schrie Onkel Fischer, „de Kobbels gehört mir! Is mir jestern jestohlen. Sehen Se, Herr Wachtmeister“, weinte Onkel Fischer, „würde mir eine von die Zigeunerkatzen d'n Kopp anne Brust legen?“ Denn das tat Laura.

Die Zigeuner wollten nichts von dem Diebstahl wissen, zeigten brüllend das Weiße ihrer Augen und ihrer Mäuler und sprangen wie galvanisierte Frösche durcheinander. Einer riß sich das Hemd auf und schrie unter grotesken Verbeugungen: „Sollen w'r alle dot hinstierzen, wenn de Kobbels is jestohlen! Soll uns schlagen d'r Blietz ins Jedärm —! Sollen w'r Jespalten zur Hölle fahren —!“ Da donnerte es, daß es krachte, und ein Blitz sauste durch die schiefergraue Luft. Heidi, nahm der Schreier Reiß- aus über Zäune, über Pferde, durch dick und dünn. „Hol . . . hol . . . hol . . .!“ gellte schadenfroh die lange Lämmerei vor der Sperr. „Lauf, Zigan — lauf, Zigan — hast das ‚Perd‘ gestohlen —!“ „Und blaue Blicken trug er, glaub' ich, auch —!“ sprach Onkel Fischer erschüttert.

Prophylaxe

(R. Kriesch)



„Nee, 'n Brautschleier will se nich tragen, weil Schiller jesagt hat: ‚Mit dem Jürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entwei.‘ — „Denn denkt se woll, det mit 'n Wahn jinge nu so weiter...?“

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplificissimus-Verlag, München Postfach. München 5802

Der Lenz tut sich was an / Von H. Eggendorfer

Alle Jahre gibt es im Spätherbst noch ein paar Tage, so um die Zeit, da die ersten Kartoffelfeuer angezündet und die weiß-roten Fahnen zu den Kirchtürmen hinausgehängt werden, wo ein blaß-blauer Himmel sich über die Erde wölbt und eine milde Sonne die Baumkronen vergoldet. Zu einer solchen Zeit also, wo es schon früh Abend wird, wo die Bodenwelle aufsteigen und der Rauch aus den Schornsteinen kerzengerade in die Luft steigt, sagte mein Großvater zu mir: „Ich mein' allweil, ich muß noch ein paar Tag' nach Pörn-bach. Du kannst mitfahren, Bub.“

Von München nach Pörnbach, das war nun zu jener Zeit eine weite Reise, und es empfahl sich gleich den Frühzug, der kurz nach sechs Uhr morgens abging, zu benutzen. Denn es waren über zehn Bahnstationen bis Reichertshausen, wo man den Zug verließ, um sich der Post anzuvertrauen, die über Ilmmünster nach Pörnbach hinauffuhr.

Eine solche Fahrt mit dem Postwagen war für mich jedesmal ein Erlebnis besonderer Art. Als Kind legt man sich ja nicht Rechenschaft ab über seine Gefühle. Daß aber diese Fahrt eine Verwandtschaft mit dem Märchen hatte und in spätere Jahre nicht mehr hindübergreifen werde, fühlte ich nur zu deutlich.

Man saß sich auf Samtpolstern gegenüber, und die Türen rechts und links hatten Sitzbefenster, wie bei der Eisenbahn. Zu jedem Sitz gehörte eine Kopfstütze, die für den Fall vorgesehen war, daß einen der Schlaf anwandelte. Vorne zogen zwei Schimmel, und der Postillon hieß Lenz.

„So, heils es so wieder do?“, sagte der Lenz in Reichertshausen zur Begrüßung, und „wann fahrts nacha wieder?“, sagte der Lenz, wenn er uns in Pörnbach dem Posthalter übergab. Der Lenz stammte aus einem kleinen Anwesen zu Fern-hag, das man „beim Mauersseppn“ hieß. Seinen eigentlichen Namen konnte man nicht erfahren. Auf der Trompete spielte er das Lied:

„Warum weinst du, du schöne Gärtnerfrau?
Weinst du um der Veilchen Himmelblau?“

Außerdem hatte er ein Auge auf die Posthalters-köchin Maria. Sie hieß ausdrücklich Maria, mit dem Ton auf dem i und nicht etwa Mari. Der Lenz war schüchtern und die Maria spröde.

Und in diese festgefügte Welt platzte eines Tages die Kunde, daß die Pferdestoß aufgehoben und durch ein Automobil ersetzt wird. Es herrschte so etwas wie Weltuntergangsstimmung in diesem Jahre Abends in der Gaststube zu Pörnbach, wenn der Posthalter mit dem Jäger Kirmel, dem Hafner von Blaumosen und meinem Großvater zusammensaß, um Kreuzmariasch zu spielen.

Der am meisten Betroffene war natürlich der Lenz, und man ersah, daß er die Veränderung recht schwer nahm. Bei seiner Wortkargheit er-fuhr man längere Zeit nichts Näheres, bis die Posthalterin eines Tages zur Maria sagte: „I woß net, mir g'fällt er gar nimmer, der Lenz, er werd oahn do nix o'oa, der Lenz.“ Woruf die Maria erbeichte, soweit dies der „Oar-polscher“ zuliess, den sie gerade auf dem offenen Feuer buk. Und von da an stand also fest, daß sich der Lenz etwas antut.

Die entscheidende Wendung trat dann an einem Abend ein. Der Blaumoser Hafner wollte gerade mit dem Schellensiebener ausspielen, als die Türe der Gaststube aufging und der Lenz eintrat. Er setzte sich in eine Ecke und packte etwa ein Pfund Geräuchertes, ein schon durchwachsenes, aber ziemlich fettes Wammerl aus, das er schweigend verzehrte. Er aß es ohne Brot, trank aber hinterher zwei Maß Bier, ein gehaltvolles Bier aus der Jetzendorfer Schloßbrauerei.

Bald darauf ging er in seine Burschenstube beim Roßstall hinüber und legte sich in sein blau-geblümtes Bett, das in einer Ecke stand. An son-stigen Einrichtungsgegenständen waren noch da

„a Kasn und a Kufa“. Unter einer Bank standen ein paar schön gewichste Stiefel, und an einem Nagel an der Tür hing ein Handtuch, da sich ja der Lenz am Brunnen zu waschen pflegte.

Vom Fenster aus konnte man leicht zu der Menschenkammer hinaufblicken und natürlich von dort oben auch zum Lenz hinab, wobei wir bitten, das Wort Menschenkammer in allen Ehren aufzulassen. Es ist eben die landläufige Bezeichnung für das Schlafgemach der weiblichen Bodenseten.

Es mag gegen elf Uhr gewesen sein, als es die Maria unweigerlich, wie durch geheime Kräfte ge-trieben, aus dem Bett und an das Fenster zog, so daß sie zum Lenz hinabblickte. Und sie sah, daß seine Stube durch Kerzenschein erhellt war und daß der Lenz unter sonderbaren Gesten und Verrenken im Zimmer umherging.

Darauf wackte die Maria ihre Mitschwester, die Lena und die Wam, die eigentlich Gabette hieß und nun blickten alle drei besorgt zum Lenz hinab, indem alle sich einig wurden: „Er hot oahn was o' do!“

Es war klar, daß es ein einfaches Gebot der Nächstenliebe war, daß sich die Maria notdürftig bekleidete, ihrem Spind eine Flasche mit Minz-schnaps entnahm und zum Lenz hinunterging. Bei ihrem Eintreten saß der Lenz am Bettrand mit allen Zeichen des Entsetzens im Gesicht.

„Hoscht an Wehdam, Lenz?“ fragte die Maria einfach.

„Maria, mir is spottüw!“, entgegnete dieser. Darauf reichte die Maria dem Lenz ein Glas von dem Minzschnaps, und da sich die zu-gedachte Menge als zu klein erwies, reichte sie ihm die ganze Flasche, die er in gebietender Geste austrank.

Und damit trat die entscheidende Wendung im Leben des Lenz ein. Nicht nur, daß durch die Einwirkung des Alkohols das in seinem Magen schwer arbeitende Geräucherte der normalen Ver-

Flugzeugführer —: ein Beruf für ältere Herren

Vorgestern stauntest du's noch als ein Wunder an, daß ein Mensch überhaupt durch die Luft fliegen kann —!
Heute dagegen verziehst du kaum eine Miene, erzählst dir die Zeitung von der „Piloten-Maschine“.

Selbständig sucht sich das Flugzeug nun seinen Pfad, und der Führer spielt mit den Fluggästen Skat. Kurz vorm Ziel erst sagt er: „Drei Runden — und Schluß!“
weil er beim Landen ein klein bißchen mithelfen muß.

Auch bei stürmischem Wetter und heftigen Böen muß er nicht mehr an Knüttel und Steuerrod stehen.
Selbst wenn der Motor aussetzt, ist's nicht zu spät, weil man dann automatisch in Gleitflug geht.

Flugzeugführer —: das scheint mir jetzt der Beruf, den ein gütiger Gott für ältere Herren schuf. Skat zu spielen — auch drei bis vier Stunden lang —
das empfinden ich nie als beruflichen Zwang.

Mir allerdings — das weiß ich — würd' es passeren, hätte ich endlich mal einen Grand mit vierein, gäb's einen Knax — und ich müßte ans Steuer zurück!
— Aber wo gibt es im Leben ein restloses Glück —?!

Bewacht

Die gute Freundin

(E. Thöny)



„Die Baroneß ist ja wieder gestürzt; hoffentlich ist es gut abgegangen?“ —
„Wird wohl schon — voriges Jahr kam sie ja auch verlobt zurück!“

Fakirwunder

Oft und oft erzählte ich jene wunderbare Geschichte, die sich vor der Terrasse meines Bungalows zugegetragen hat. Ich habe, wie ihr wißt, einen großen Teil meines Lebens als Regierungsbeamter in Bankura verbracht, einem kleinen Ort, bloß zwei Autostunden von Kalkutta, doch am Rande der Wildnis, hart an der Grenze des Dschungels, der voll ist von Geheimnissen und Rätseln.
Bevor ich aber beginne, möchte ich noch etwas voranschicken, denn ich habe mir mit dem Erlebnis, über das ich jetzt berichten will, bereits genug Feinde gemacht. Deshalb betone ich, daß ich niemandem dazu zu zwingen kann, mir zu glauben. Gleichwohl, wer es ungeachtet meiner weißen Haare nicht tun will, der möge bedenken, daß jeder Vorgang in der Natur ein Stück Wunder in sich birgt: das Erblühen einer Knospe, das Entpuppen eines Falters ist allein Wunder über Wunder und noch von keinem Sterblichen erklärt worden.
Aber nun zur Sache. Im Hinduviertel von Bankura, in einer elenden Hütte, lebte ein Fakir; mit einer Bekausung wie der seinen würde hier in Europa der letzte Stroich hadern; der Fakir war ihrer zufrieden, obgleich er berühmt war und sein Ruf bis nach Benares ging. Ein Mann von seltsamem Aussehen, mit Augen, deren atemberaubender Blick Furcht — so sonderbar es klingt — auch Vertrauen einflößen konnte.

Eines Tages führte mich der Fakir in meinen Garten und setzte in meiner und meiner Frau Gegenwart den Samen eines Teakbaumes in die Erde. Dann entfernte er sich, und es schien mir, als ob er leise Beschwörungen murmelte würde. Meine Frau kann es bezeugen, daß in einem Umkreis von dreißig Yards von dem Platze, wo der Samen gepflanzt wurde, weder Baum noch Strauch stand.
Und wieder kam der Fakir in meinen Garten. Er trat ins Haus, kreuzte zum Gruß die Arme vor der Brust und führte mich schweigend zu jener Stelle, an der er den Teakamen in die Erde versenkt hatte. Dort stand jetzt ein mächtiger, an fünf- und zwanzig Meter hoher Baum, mit weit ausgreifenden Wurzeln und einem Stamm, den meine beiden Arme kaum umfassen konnten! Aber nicht genug, der Baum trug Blüten, große schmetterlingsartige weiße Blüten, von denen einige eben in sanftem Schaukeln zu Boden flatterten. . . . Es konnte keine Sinnesäußerung sein, ich griff nach einem dieser zarten, bizarr geformten Kelche, denen ein Duft entströmte, ein köstlicher Duft — ah, ich kannte dieses beklemmend süße Aroma — es war wirklich der Duft der tropischen Teakblüte! Ein Wunder? Eines der berühmten Fakirwunder?

Ich will es nicht beurteilen. Jeder kann sich seine eigene Meinung darüber bilden. Und dann — sagte ich es bereits? Oder verüß ich zu erwähnen, daß zwischen dem ersten und zweiten Besuch des Fakirs dreißig Jahre verstrichen waren . . . ?

Raro

Lieber Simplicissimus!

Nachbars Heiner aus der Ostmark war mit zur Erholung im Schwäbischen gewesen. Ich frug ihn, wie es ihm gefallen habe.
„Mal“, sagt er, „so waar's ganz schöbi g'west. D' Hund bell'n aa wöl bei uns, ower d' Leit red'n anders.“

Als Frau Metzgermeister Häberle Wäsche manzelte, rief sie ihrer Tochter warnend zu: „Lina, bring deine Wurschtfinger net in d' Mangel, sonst kommet se als Landjäger raus!“

In einem Zimmer der Droste auf der Meeresburg. Ein norddeutsches Paar blickt durch das Fenster ins Land. Er: „Großartiche Geched! Da muß man ja Anrechnungen kriechen!“ Sie: „Det gloob ich.“



„Gnädigste, das ist ein höchst interessanter Fall!“ — „Hab’ ich auch nicht anders erwartet!“

Garten im Vorwinter

Nur nicht immer am Ofen gehockt, alter Knabe!
Mütterchen Sonne hält ihren Mittagsschlaf
auf dem blaumattierten himmlischen Kanapee.
Fern an den Waldrund schmiegen sich silberne Nebel.
Plimmernd glitzert der Fluß darauf...

Also denn los und durch die Rabatten gepilgert!
Stroherne Stümpfe, wo Phlox und Rittersporn blühten,
dürres Gezweig statt Spüßenschaumwolken...
Aber die Erdbeeren, neu verpflanzt,
träumen im Mist wie in Abrahams Schoße.

Nun, Herr Ginster, wie steht's? Was treiben die
Ostasiaten.
Chinas Wacholder und Japans orangene Quittie?
Ist am Spolier der Föhricht gedeckt?

Donnerwetter, die Fliederknospen!

— — — Alles, was recht ist, verehrtester Maul-
wurf;
aber mußte das sein? Der ganze Rasen ein Friedhof,
Hügel an Hügel — daß sich das Wiesel erwischte,
das dort hinten im Holzstoß haust
und sich emsig sein Winterkleid schneidet!...

Wo die Ringelnatter jetzt steckt? Und der schmatzende
Igel?
Hat er sich schon im rostroten Laube ver-
schloffen?

Borstiger Bursche, wie bist du schlau!
Dich bringt keine Dezembersonne
aus dem Häuschen wie unsreinen,
der socken, burkhüptig schwärmend,
sich einen deftigen Schnupfen geholt hat...

Kulautauk

Treffen / Von Werner Benndorf

Als ich zu meiner Mutter sprach, sieh, du weißt nicht, was für ein Kind du gehst, da weinte sie, und mich verwahrte der Wind...

Ich habe diese Nacht nicht geschlafen. Habe mich auf der harten Lagerstatt gewälzt, als hätte ich großes Fieber. Meine Augen wollten sich nicht schließen, und meine Glieder wollten nicht ruhen. Und nun bin ich müde, daß ich hinsinken könnte, wo ich atme. Und doch weiß ich, daß ich wieder nicht werde schlafen können, bevor Jan nicht kommt. Ich bin nicht umsonst noch einmal in diese Kloake der Welt gekommen. Hatte ich mir doch geschworen, nie wieder Marseille zu betreten.

Aber jetzt sitze ich doch wieder im Café, und die schwarze Lauge steht vor mir. Ein Glas nach dem anderen trinke ich. Jan muß doch wirklich bald kommen. Es ist sehr schäbig, wenn er nicht kurz nach dem Autocar in die Straße einbiegt.

Aber er biegt nicht um die Ecke. Ein fremder Mund spricht plötzlich an meinem Tisch: „Wollen Sie Uhr, ist echt Gold, nur sechzig Frank, oh, geben Sie mir sechzig Frank.“

„Warum ich? Sitzen nicht Reichere hier?“ „Oh, bin armer Mann aus Martinique, habe nicht Geld. Meine letzte Hab' ist Uhr.“

„Hast sie gestohlen, scher dich weg! Siehst auch auf Ehre nicht aus wie Martinique. Kanne das Pflaster dieses Kaffs genau. Mußt dich schon weitertrollen. Dieser Dieb hat mich etwas abgeknallt. Alltäglich, alltündlich trifft man in Marseille Diebe. Alle wollen verkaufen. Wann werden einem die Schutzleute und Offiziere gestohlene Broschen und Armbänder verkaufen wollen?“

Und ich bin doch verdammt müde, und daß Jan nicht kommt, bringt mich wirklich aus dem Gleichgewicht, läßt mein Herz klopfen. Aber er muß doch dort um die Ecke biegen. Oder sollte er von der anderen Seite kommen? Drehe ich mich doch einmal um. Aber nein, dort verkauft einer nur den „Petit Marsellaia“. Ich will einen haben, muß doch was tun, wenn ich

so müde bin. Kann doch nicht bloß warten. Und nun lese ich und trinke den Kaffee beim Lesen. Er ist sehr stark. Jetzt merke ich ihn schon in den Gliedern, daß ich schwitze. Was steht hier? Ach! Unwichtiges! Über Jan steht hier doch nichts. Nein, nein, aber hier steht: „Viele Deutsche“, ja, viele Deutsche leben in Frankreichs Kolonien. Hm, es ist sehr interessant, daß viele Deutsche in Frankreichs Kolonien leben. Nun, ich lebe jetzt im Mutterland, trinke Kaffee aus den Kolonien. Ja — und warte. Jan muß doch kommen.

Mir ist, als wäre ich nun gar nicht mehr müde. Ich lese jetzt weiter. Über Jan steht wirklich nichts in der Zeitung. Nur nehmen die Diebstahle immer mehr überhand, in der Hauptstadt und in Marseille. Man müsse dagegen einschreiten: jeder Bürger solle mithelfen, alle Diebe zu fangen. Ich bin ja kein Bürger. Brauchte den armen Dieb doch vorhin nicht aufgreifen zu lassen. Konnte ganz gut schwindeln, wird ihm noch mancher was glauben.

Im übrigen muß jetzt Jan wirklich bald kommen. Es ist jetzt neun Minuten vor neun, und in neun Minuten sind es zwei Jahre, daß wir hier saßen. War eigentlich eine verrückte Sache, was wir verrückt. Ob es wirklich wahr ist? Aber dann muß er ja in acht Minuten dort um die Ecke kommen und sich an diesen Tisch setzen. War vielleicht doch zu frech. Man weiß ja gar nicht, was aus einem Kerl werden kann in zwei Jahren. Kann Vater einer Familie sein. Und Amerika ist weit. Das war doch sein Ziel. Er wird keine Überfahrt haben. Zwei Jahre habe ich nichts von ihm gehört. Sind doch zusammen in Nordafrika gewesen, waren so gute Freunde, konnten uns manchmal bald aufessen. Hatten beide den Cafard, war prächtige Zeit das. Nun habe ich bloß noch die kalte Unterschrift. — „Ich verpflichte mich bei meinem Leben, genau heute, den 14. April, in zwei Jahren im Café de vieux Port, früh neun Uhr, zu erscheinen. Jan.“

— — — bei meinem Leben! Ja, es ist aber jetzt drei Minuten vor neun. Er muß alle Augenblicke dort um die Ecke kommen. Es ist eigentlich blöde, daß er sich so verspätet. Und jetzt bin ich wieder sehr müde. Die Zeitung interessiert mich auch gar nicht mehr. Warum konnte ich nicht bleiben? Dort, wo ich war? Bleiben bei den Männern mit den Läusen in den Bärten und dem Geld im Turban? Bin zwei Jahre einer von ihnen gewesen. Zwei lange Jahre eines kurzen Menschenlebens. Nein, ich konnte nicht bei ihnen bleiben. Ich habe nämlich geschrieben: — — — bei meinem Leben. Freilich, habe auch ich geschrieben und darunter meine Unterschrift gesetzt. Na, und jetzt glaube ich es doch selbst nicht mehr, daß ich eine Woche nicht geschlafen habe. Eine ganze Woche nicht. Ich mußte doch mit dem Schnellzug fahren und hatte kaum Geld, und das geht nur nachts. Hat manchmal Nerv gekostet, wenn man stundenlang im zugigen Fahrgeleise gelegen hat. Ich muß ja jetzt ganz hohle Augen haben. Möchte mich eigentlich gar nicht sehen. Jetzt schlägt die Turmuhr neunmal. Es ist eine wahre Schande, daß dieser langweilige Schuft nicht kommt. Will mal auf die Post sehen, ob nicht ein Brief von ihm geschrieben wurde, aber erst muß ich zum Kellner, ihm ein paar Worte sagen.

„Gargon, ich will nur mal einen Sprung um die nächste Ecke machen, passen Sie bitte auf, wenn sich ein Herr mit einem Leberfleck an der Stirn hier setzen will. Sie sagen ihm, ich wäre in einer Minute wieder zurück.“

„Pardon, mein Herr, ich hatte keine Ahnung, daß Sie den Herrn kennen, der bei uns über Nacht blieb. Wir sollten ihn wecken, wenn ein Herr nach ihm fragt. Soll ich es tun?“ „Ach bitte, tun Sie es, ich kann ja auch dann gehen.“ Ich wanke etwas, als ich zu meinem Stuhl komme. Ich bin wieder müde, habe ja eine Woche nicht geschlafen. „Konnte das verdamnte Kamel von Kellner nicht...“

Dann schlafe ich, schlafe auch, als Jan sich neben mich setzt. Wache erst Nachmittag drei Uhr auf. Vor mir liegt der Zettel mit meiner Unterschrift. Jan lächelt: „Warst pünktlicher!“



Die Herrn hat ja keine Ahnung, was 'ne richtige Dame für 'n Leidensweg hat!

Hintergründe des Genies

(O. Herrmann)



„Warum eigentlich alle Dichter so einen vergeistigten Ausdruck haben? Woher kommt das wohl?“ — „Wahrscheinlich vom Warten auf die Inspiration.“

Mexiko

(E. Schilling)



„Sie wollen ja nicht uns, die alten Götter, wieder haben — sie wollen nur nicht mehr: ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!‘“

Die Wahlen in Danzig

(Wilhelm Schulz)



„Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus . . .“

SIMPLICISSIMUS

Karl IV. und der Prager Insignien-Sturm

(E. Schilling)



„Die äußern Zeichen meiner Hochschule könnt ihr ja rauben. Die innere Kultur aber, die damit verbunden ist, die müßt ihr euch erst mühsam erarbeiten!“

Er bestand nur aus Knochen, der Paul Knecht, Student der Musik und Philosophie. Von vorne gleich er einem Hecht, soltlich einem Schaf. Knecht gehörte zu den Jüngern des „Als ob“-Kultes und baute nach Art dieses Zeugnisses ein Hecht aus auf Gerüst in den luftleeren Raum. Daneben, mancherlei Geleise kreuzten sich auf seiner Drehscheibe, neigte er sich in seiner Kirche zu War bei einsatzen kenntnissen nicht laut aufheult, ist kein rechter Christ“, pflegte er zu sagen. Nicht minder grimmig lag der Knecht der Musik ob. Auf eine Schiefertafel schenkte Fugen, löschte aus, schrieb wieder, denn Musik sei Mathematik, schrieb tags, nächstelang und brachte ihn und wieder eine Fuge aufs Papier, falls sie ihm atonal genug schien.

Einmal beendete er eine Fuge mit dem Gregorianischen Choral. Auf meinen laienhaften Einwand, der sei doch nicht von ihm, entgegnete er: „Natürlich. Da es aber nichts Besseres gibt, habe ich ihn hierhergesetzt.“

Sein Werkzeug war das Cello, das er so emsig strich, als wolle er ein Stück von einem harten Laibe schneiden oder einen anderthalb Meter hohen Lameselbstspitzen. Das Cello verschaffte ihm übrigens sein Brot. Zweimal hatte er versucht, den Doktor zu machen, doch die verkalkten Gebeine der Ordinari hatten sich nicht auf das Gedankenstrichgestänge des Trapezphilosophen hinausgewagt. Nun lag er auf der Erde, der Paul Knecht, des väterlichen Fluches gewärtig. Schlimm wäre es ihm ergangen, hätte sich nicht ein Bekannter, der Leiter einer Wanderoper, seiner angenommen und ihn in sein vier Mann hohes Orchester gesteckt. Landauf, landab strich Knecht das Cello, und hier, bei dieser musikverschleißenden Truppe, vollzog sich seine Wandlung, die ihn um und um krepelte.

Sie hieß Laura Wild, kam aus seiner Heimat und versah das Katakombenamt einer Souffleuse. Sie hatte nichts Sonderliches an sich, ich meine: geistig, sie schwieg und verharrte in einer fetten Ruhe. Bestand der Knecht aus Knochen, hing sie voll Fleisch. Sie hatte nichts Anziehendes und hatte nichts anziehend, und dennoch wurde der Knecht, der bisher den „Weibern“ die Zutat der Seele verweigert hatte, so von ihr eingenommen, daß ich mir den Vorgang nur als biologisches Wunder erklären kann: Es waren die Knochen, die ihr Fleisch suchten, es war das Fett, das seine Gebeine fand.

Dieser aristophanische verschweißte Doppelmensch war entschlossen, nie mehr von einander zu essen, und bewies dies für alle Zukunft. Die Zeiten waren sauer: die Inflation bekam jenen Wasserbauch, der minderbegüterten Menschen das Atmen milngente, das Geigen und Soufflieren verpuffte in der Luft. Der Doppelmensch, nichtdestoweniger zum Leben bereit, verfiel auf ein gigantisches Projekt: Auswandern wollte er, auswandern!

Und Paul und Laura ließen die Sterne walten. Mit geschlossenen Augen schlugen sie den Atlas auf und setzten die Zeigefinger auf einen Fleck. Und siehe, es war Teheran. Teheran in Persien.

Und irgendein Aufschneider, irgendein Witzbold erzählte ihnen: Ein stubenvoller Boden, Weißblechbarocke, fertig ist die Laube. Alles wächst von selber. Weizen, Obst und Rosen. Alles reichlich und von selber. Also auf nach Teheran!

Das war der Hechtsprung. Dann kam das Schaf, das die Ladenpreise studiert hatte, wenn wir von den Vorlesungen nach Hause gingen. Es verkümmerte seine Bibliothek, die „Bekanntnisse“, den ganzen Augustin: es blickte auch nicht vor dem Cello zu rück, verschachtelte sein gutes altes Instrument, und vom Erlos erstand es sich Konserven und zwei Bilette bis Konstantinopel.

Boshaft wies ich auf künftige Beschwerverden hin. Ob er mit einem „Salem aleikum!“ durchzukommen gedachte? Nein. Doch am Bosphorus wimmte es von Europäern, die mindestens Französisch verstanden. — Aber ein Kamel werde sich schwerlich finden, das Koffer und Konserven gratis durch die Wüste nach Teheran schleppe. Bis dahin habe er Geld. Von der Vertretung einer Firma für klappbare Tropen-

möbel. — Ob er die Kunst gänzlich an den Nagel hänge? Nur vorübergehend. Als dann werde er sich ausschließlich seinem Metier widmen.

Am Morgen der Abfahrt waren alle Konsumverträge; auch die Kleider bis auf das, was sie am Leibe trugen, veräußert. Geblieben waren ihnen zwei niedliche Handkoffer. Meine Warnung vor dem störrischen Kamel hatte verflüchtigt. Ein halbes Jahr verging. Endlich kam ein

Brief an meinen Freund. Aus Konstantinopel, es gehe ihm so lala, schrieb Knecht. Das Leben sei teuer. Auch am Goldenen Horn. Die Klappmöbel fanden wenig Absatz. Man sei hier zu statisch für die beweglichen Dinger. Mit Teheran habe es noch gute Weile. Begeben werde man infam. Seine zwei Doktorarbeiten möge man schicken.

Goldbub, er lebte. Er blieb der Kunst erhalten. Dann kam das große Schweigen. Man heißt verschollen. Offenbar hatten den Haremsdamen die Doktorarbeiten wenig gemundet. Sie waren habhaftere Kost gewohnt.

Pötzlich eine Karte von meinem Freund: Knecht sei ihm hier falls er ihn zu sprechen wünsche, abends auf der Südterasse vom Franziskaner auf dem Nockherberg. Er war noch dünner geworden. Er schien ein einziger Knochen zu sein. Er war nur noch Hecht. Wie immer ließ er sich frostig an.

„Nun, wie geht's?“ fragte ich, nachdem wir uns flüchtig berauchen hatten.

„Danke, man lebt“, sagte er grölartig.

„Was macht die Kunst?“

Knecht leistete sich eine wegwerfende Geste.

„Haben Sie sich kein Cello mehr gekauft?“

„Wo sollte ich die Zeit hernehmen?“

„Es kostet ja auch Geld“, meinte ich boshaft.

„Das Wenigste“, sagte er wieder sehr gebläht.

Nach einer verblüfften Pause fragte ich vorsichtiger: „Sie treiben aber noch Ihre Philosophie?“

„Ja.“

Ich, verdutzt: „Nun ja — Sie haben ja Ihren Glauben.“

Wieder eine erhabene Geste. Dann gravitätisch: „Glauben? Ich dort unten gar nicht so günstig, ich meine, wenn man mit dem Moslem Geschäfte tätigt. Und dann ist unsere Kirche sehr abgelegen. Man hat dort unten verdämmel sehr Zeit.“

„Auch der Türke?“

„Der nicht. Der raucht und trinkt Kaffee.“

Doch wir Europäer, die wir die Geschäfte machen — Sie verstehen.“

„Aber“, sagte ich kleinlaut, „ich dachte — Sie geben Unterricht — beglücken die Haremsdamen mit der Lektüre Ihrer Doktorarbeiten?“

„Haremsdamen? Das war einmal. Stunden geben? Zum Verhungern. Der Eingeborene will nichts lernen. Ist stinktaul.“

Ich roch den Gestank der Faupelze vom Bosphorus bis hier herauf. Ziemlich unsicher, aber immer noch unverschämte, fragte ich: „Wie geht's Madame?“

(Die hatte es nicht bei sich. Womöglich war etwas vorgefallen.)

„Danke, glänzend. Sie konnte auf den Sprung nicht abkommen. Unsere Dienerschaft braucht Aufsicht. Wir bewohnen nämlich eine Villa. Und dann muß für das Stadtgeschäft der Zuverlässigkeit da sein.“

Ich hatte die Trümpe ausgespielt und saß ziemlich gebrochen da. Er war reich, saturiert, nicht kleinzu kriegen. Er sah auf uns Federfuchser herab wie von der Kanzel eines Minaretts. Und jetzt erst, nachdem er uns in Naugler hatte schmoren lassen, bequeme er sich zu einem knappen Bericht, indem er die Worte wie Münzen aus dem Mundschlitz schob. Kostbar war seine Rede. Alleil il Allah.

„Ja.“ Ich habe eine Weile Stunden gegeben, Koldampf geschoben. Auch die Töchter meines letzten Hauswirts unterrichtet ich, dumme Göhren. Der Vater betrieb einen kleinen Handel, verschmiztes Liliputgeschäft. Einmal kriegte er Auftrag von einer deutschen Firma. Er fragte mich nach einem und jenem. Ich gab Becheide. Es glückte, ich wies ihm nach, wie er seine Kundschaft vermehren könne. Es glückte. Er nahm mich in seine Firma hinein. Die Firma wuchs. Ich lernte viel zu groß. Er mochte seine Kaffee- und Tabakstunden nicht missen. Ich leitete das Ganze. Er verlor den Überblick, der Associé. Knecht schmunzelte. „Eines Tags behaupte er, wir seien so vertraut miteinander, er schlage vor, unsre Frauen zu tauschen.“

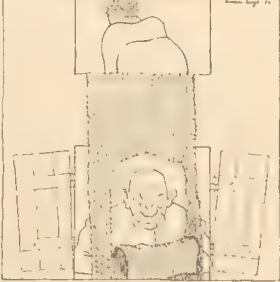
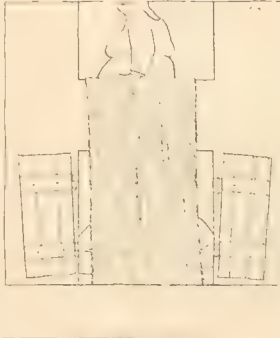
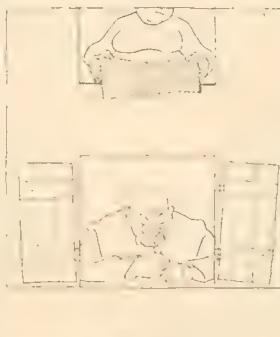
Ich dachte an Lauras Monumentalstatue, an der Lavante Vorläufer für kolossale Massen und fragte: „Wie war seine Frau?“

Dünn?“

(Schluß auf Seite 449)

Man muß sich nur zu helfen wissen

(Toni Blich)



HEUTE HEISST DIE NÄCHSTE NUMMER DES „SIMPLICISSIMUS“

Alter Chauvinismus

Karl Arnold



„Man muß unseren Frontkämpfern den Weg zu den Deutschen verbieten — ‚à Berlin‘ ist kein Friedens-, sondern ein Kriegsruf!“

Neue Friedenstöne



„Fort mit dem Deutschenhaß! Man hat auch den französischen Frontkämpfern den Frieden versprochen.“

Hochzeit in London

(E. Thöny)



Endlich einmal eine unpolitische Sensation: ein Königssohn heiratet eine Prinzessin aus Liebe!

Darmsaiten — Schafsdärme

(Schluß von Seite 448)

„Ja, infolge eines Siechtums von zwei Zentnern auf hundertzehn Pfund geschmolzen.“

„Aha“, sagte ich grinsend. „Und Sie haben natürlich —?“

„Keineswegs“, sagte er scharf. „Obwohl es höchster Freundschaftsbeweis im Osmanischen Reich, tauschte ich nicht.“

„Aber die geschäftliche Rücksicht?“ sagte ich boshaft.

„Eben darum“, sagte er verächtlich lächelnd. „Der Tauschvorschlag war der Anlaß, mich von Omar zu trennen. Heute floriert mein Geschäft, und seines ist pleite.“

„Donnerwetter!“ sagte ich mit offenem Mund. Und dann nach einer Pause sehr schwach: „Und womit handeln Sie?“

„Mit Schafsdärmen. Deshalb bin ich auch hier. Und morgen in Paris, übermorgen in London.“

Das war deutlich. Nicht unserthalb war er hier, nein, in Schafsdärmen, das dreimal geriebene Schaf.

„Schafsdärme?“ fragte ich, um nur etwas zu sagen. „Wozu Schafsdärme?“

„Für Saiten“, sagte Knecht lächelnd. Richtig. Für Saiten braucht man Schafsdärme. Natürlich. Ich war unglücklich, daß ich so klein und häßlich vor ihm saß, im selben Moment fiel mir was ein. „Nun“,

sagte ich hämisch. „da sind Sie sozusagen beim Metier geblieben. Schafsdärme — Darmsaiten.“

„Wie man's nimmt“, sagte er blaß. Er bezahle für sich und meinen Freund. Mich ließ er unberücksichtigt.

Humor im Amt

Bitte um eine Ehestandsbeihilfe: „Durch meine Verheiratung bin ich zu einer Kuh gekommen und möchte mir jetzt noch Wagen und Geschirr anschaffen. Darum bitte ich um Genehmigung einer Ehestandsbeihilfe.“

(Zum Sterilisationsgesetz.) Ratschreiber zur Fürsorgerin: „Schweschter, sinn Se schon beim L. gweise? Der hört auch eingeweckt.“

Professoren

An der Universität Gießen hatte ein Professor der deutschen Literaturgeschichte die Gewohnheit, seinen Kandidaten im Examen verblüffende Fragen zu stellen. Einmal wendete er sich an einen solchen mit dem Rätsel: „Herr Kandidat, wie nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter?“ Als der Prüfling nach krampfhaftem Nachdenken versagt, meint

der Dozent: „Wir nennen ihn Eduard. Das hätten Sie eigentlich wissen müssen, Herr Kandidat; denn es ist der Anfang von Goethes Wahlverwandtschaften.“

Kindermund

Mein Freund betreibt Ahnenforschung, intensiv. Sein achtjähriges Söhnlein, auf dessen zwei blanken Augen der Stamm steht, ist daran sehr interessiert. Er fühlt sich offenbar schon als Ahnherr verantwortlich.

Eines Tages hat seine gute Mutter Grund, ihn auszuzanken; auch der Vater spricht ein ernstes Wort. Da stößt der kleine Mann empört die furchtbare Drohung aus: „Wenn ihr so böse mit mir seid, lasse ich später mal die Familie aussterben!“

Fundstück

Der „Schwäbische Volksbote“, eine katholische Tageszeitung, berichtet über den Matuschka-Prozeß u. a. folgendes: „Hier auf protestierte Matuschka heftig, schlug ununterbrochen aufgeregt auf den Tisch und rief: Wenn es einen Gott gibt, so gibt es auch einen Satan! Der Präsident erwiderte, der Gerichtshof werde sich durch solche Ammenmärchen nicht beeinflussen lassen.“

Ein Gemütsmensch

(Rudolf Knecht)



„Alte, friert's di' an d' Füaß?“ — „Naa!“ — „Mei, is ja no fruah! Werd scho' no' kemma!“

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simpliciſſimus-Verlag, München Postſchek. München 5802

Das Regentropfenpräludium

Von Wolfgang Wetterstein

„Wir Handlanger des Genies müssen viel arbeiten“, begann der berühmte Pianist. „Ich hatte einen anstrengenden Winter hinter mir und war von meiner Konzertagentur bis spät in das Frühjahr hinein wie ein Postpaket umhergeschickt worden. Nun fühlte ich das Bedürfnis mich zu verkriechen, unerkannt zu bleiben und auszuruhen. Keine Taste wollte ich berühren, keine Musik hören — und vor allem kein Klavierspiel. Ich machte ein weltverlorenes Fischerdorf an der Ostsee ausfindig. Bei einem älteren Ehepaar aus gebildeten Kreisen, das sich hier anscheinend zur Ruhe gesetzt hatte, fand ich ein geräumiges und sauberes Zimmer, das ich für belibige Zeit haben konnte. Ein Flügel stand darin. Ich betrachtete ihn mit tiefem Mißtrauen und überlegte.

„Gut“, sagte ich dann. Ich möchte das Zimmer nehmen und zähle, was Sie wünschen. Ich mache jedoch zur Bedingung, daß während der Zeit meines Hierseins keinerlei musikalische Geräusche hervorgebracht werden dürfen. Das mag Ihnen sonderbar vorkommen, aber ich meine es ernst damit. Der Flügel hier darf nicht benützt werden und muß in meinem Zimmer bleiben. Ich selber spiele nicht und brauche Ruhe. Wollen Sie darauf eingehen?

„Sie können sogar den Klavierschlüssel an sich nehmen“, sagte der Herr des Hauses entgegenkommend. „Es ist uns lieb, wenn unsere Tochter einmal gehörig ausspaant.“ Allmählicher — eine klavierspielende Tochter! Ich wurde schwankend in meinem Entschluß, mietete denn aber doch. Den Schlüssel nahm ich tatsächlich an mich. Ich mußte mich sichern. Sollte alles gut ablaufen, wollte ich den Sommer in dieser Gegend verbringen.

Die Landschaft war still und groß. Auf dem mageren Sandboden wuchsen spärliche Kiefernwäldchen, deren Dünen vorgelagert waren. Wenn man sie erstieg, sah man das Meer mit dem Schaumstreif seiner Brandung. Ich unternahm aus-

gedehnte Wanderungen, freundete mich mit den Fischern an, lernte ihre Lebensweise verstehen und gewann allmählich wieder Beziehungen zu den einfacheren Dingen der Natur. Der Sommer ging schneller dahin, als mir lieb war. Ich beschloß noch zu bleiben: doch kam man meinem Wunsche um Verlängerung des Mißverhältnisses nur mit Zögern nach. Der erhöhte Preis, den ich zu zahlen bereit war, mochte allein ausschlaggebend gewesen sein. Der Flügel sollte wie bisher unbenützt in meinem Zimmer stehen. Den Schlüssel behielt ich bei mir. Aber das Wetter wurde nun schlecht. Ich war gezwungen, viel im Hause zu bleiben. Dabei kam ich mit meinen Wirtseuten mehr als sonst in Berührung, und es mußte mir auffallen, daß ihr Verhalten mir gegenüber sich veränderte: es wurde gemessen, fast unfreundlich. Was wollten die Leute? Sie verdienten doch reichlich an mir, und das war zweifellos ihre Absicht. Oder fürchteten sie, wegen der Tochter ins Gerede zu kommen?

Die Ampel

Ich hab 'ne Ampel, die, zur Lampe leicht verdrert, Auf manchmal statt zu hängen auf dem Teppich liegt.

Freund Liebes liebt gar sehr das Ampellicht,

Die Stüberlampe aber paßt ihm nicht:

„Licht ist nicht Licht“, so spricht der weise Mann,

„Es kommt auch auf den Gang und Standpunkt an!

Ein Licht, das unten, auf dem weichen Teppich, leht,

Ist wie ein müder Mond, der in Pantoffeln geht.“

Das wenig anziehende Mädchen — Anna hieß sie — mochte achtzehn oder zwanzig Jahre alt sein. Die intellektuell geschräubte Bestimmtheit ihres Wesens und die Bewußtheit ihres Sichgebens stießen mich ab. Sie begegnete mir mit betonter Abneigung. Eines Tages kam es wegen irgendeiner Kleinigkeit zwischen uns zu einer Auseinandersetzung, in deren Verlauf sie eine Feindseligkeit offenbarte, die mich stutzig machte.

„Was hat denn ihr Fräulein Tochter eigentlich gegen mich?“, fragte ich ärgerlich meinen Wirt. Er räusperte sich und antwortete würdevoll:

„Meine Tochter ist eine Künstlerin!“ „Ach so!“ rief ich verblüfft. „Entschuldigen Sie vielmals.“

Ich ging auf mein Zimmer und hatte genug. Also auch hier in dieser Einsamkeit der ewig gleichen, verfluchten Dünkel! Künstlerin! Es hatte einfach zwischen Eltern und Tochter Unannehmlichkeiten wegen des Flügels gegeben. Sie wollten ihn frei bekommen, aber mein Geld jedenfalls trotzdem einstecken.

Der Gedanke an eine Abreise lag nahe, doch konnten noch schöne Tage kommen, und ich verspürte keine Neigung, mir mein schwer erkämpftes Behagen durch diese unerfreuliche kleine Person schmälern zu lassen. Der Schlüssel blieb in meiner Tasche.

Der Himmel straffte meine Selbstsucht — es regnete Tag um Tag. Eintönig rauschten die Wasserfluten herab. Die Welt triefte vor Nässe.

An einem solchen Nachmittage saß ich rauchend und lesend in meinem Zimmer. Die Wirtseute mochten sich zu Nachbarn auf Besuch begeben haben, denn es war sehr still im Hause. Lange genoß ich lesend diese Stille, legte endlich mein Buch weg und begann über mein Leben nachzudenken.

Wie seltsam sind doch die Vorstellungen der Menschen von dem, was sie Künstlerium nennen. War ich nicht ein Sklave meines allzu freien Berufs und ein Spielball der öffentlichen Meinung?

ROTTENEGE KRAWALLE

Das Geschenk für „Ihn“

„Gewiß, ich verdiente viel Geld und was fast da hin gekommen, dies als die Hauptsache zu berichten. Das andere aber...“
 „Klopfte jah und heftig. Anna trat ein, sah mich „ahorlallt an und ogab sich den Flügel.“
 „Was wünschst Sie?“ fragte ich nicht allzu feindselig.
 „Ich möchte den Schlüssel!“ stieß sie leidenschaftlich hervor.
 „Liebes Fräulein, entgehe ich kühl, meine Abmachungen mit Ihrem Herrn Vater stehen fest.“

Ich meinerseits habe Ihr Instrument nicht benutzt und werde es nicht benutzen.“
 „Aber ich!“ antwortete sie fast schreiend. Ich muß arbeiten, ich muß Klavier spielen. Musik will ich hören...“
 „Ich will und will und will.“ Gehen Sie doch hinaus in den Regen, wenn Sie keine Musik vertragen können! Reisen Sie doch endlich ab! Was wollen Sie denn noch hier? Sie haben mir diesen Sommer zur Hölle gemacht. Sie egoistisch Bananase!“
 Tränenlos aufschlundend sank sie auf den

Klaviersessel und trommelte mit der linken Hand wild auf dem verschlossenen Deckel umher. Es war eine schöne, ganz ausgebildete Hand.
 „Aber...“
 „Aber?“
 „Nun, darüber geht man hinweg. Meine Kritiker halten mich abgehört. Eine ferne Neugier wurde in mir wach.“
 „Sie sind wohl recht fortgeritten in der Kunst des Klavierspiels?“ fragte ich höflich und erob mich.
 Fräulein Anna sah mich verächtlich an und schwieg.

Weihnachts-Bücher f. d. Jäger

Derzog Ludwig Wilhelm in Bayern, Die Jagd im Gebirg
 Von illustriert von Prof. Ludwig Wilhelm. Ein einzigartiges Buch der Jagd, das jeden Jäger und auch den, der es werden möchte, in den Bogen der Jagd mit sich führt.
Dr. Edmund Mann, Die Vögel der Tierwelt
 Von Dr. Edmund Mann. Ein Buch, das den Jäger mit den Vögeln der Tierwelt verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit den Vögeln der Tierwelt verbindet.

Friedrich Schenck, Die verfluchten Jäger
 Von Friedrich Schenck. Ein Buch, das den Jäger mit den verfluchten Jägern verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit den verfluchten Jägern verbindet.

Hans Hammerer, Schäfer
 Von Hans Hammerer. Ein Buch, das den Jäger mit den Schäfern verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit den Schäfern verbindet.

Dr. F. Schuler, Die rote Hölle
 Von Dr. F. Schuler. Ein Buch, das den Jäger mit der roten Hölle verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit der roten Hölle verbindet.

Dr. E. Scanzoni, Die Aufzucht der Jagd
 Von Dr. E. Scanzoni. Ein Buch, das den Jäger mit der Aufzucht der Jagd verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit der Aufzucht der Jagd verbindet.

Dr. F. Schuler, Die Jäger der 1935
 Von Dr. F. Schuler. Ein Buch, das den Jäger mit den Jägern der 1935 verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit den Jägern der 1935 verbindet.

Dr. F. Schuler, Die Jäger der 1935
 Von Dr. F. Schuler. Ein Buch, das den Jäger mit den Jägern der 1935 verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit den Jägern der 1935 verbindet.

Dr. F. Schuler, Die Jäger der 1935
 Von Dr. F. Schuler. Ein Buch, das den Jäger mit den Jägern der 1935 verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit den Jägern der 1935 verbindet.

Dr. F. Schuler, Die Jäger der 1935
 Von Dr. F. Schuler. Ein Buch, das den Jäger mit den Jägern der 1935 verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit den Jägern der 1935 verbindet.

Dr. F. Schuler, Die Jäger der 1935
 Von Dr. F. Schuler. Ein Buch, das den Jäger mit den Jägern der 1935 verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit den Jägern der 1935 verbindet.

Dr. F. Schuler, Die Jäger der 1935
 Von Dr. F. Schuler. Ein Buch, das den Jäger mit den Jägern der 1935 verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit den Jägern der 1935 verbindet.

Dr. F. Schuler, Die Jäger der 1935
 Von Dr. F. Schuler. Ein Buch, das den Jäger mit den Jägern der 1935 verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit den Jägern der 1935 verbindet.

Das „blaue Wunder“

Bis heute sah man in Hollywood von den weiblichen Filmstars die meisten erblinden, und selbst der verurteilte Vamp-Typ hat in kürzester Zeit schon Haare wie Platin.
 Jetzt aber sieht man die schönen Frauen der tönenden Leinwand jählings — erblinden! Denn Sophie-Blau ist der letzte Schrei der modernen Kinoplatz Haarfarbe.

Nun kann man, wonach wir ja alle streben, mal wirklich ein „blaues Wunder“ erleben. Und man flüstert der Göttin der Träume zu: „Du herzerlebensblau Blauing, du!“

So sieht man die Frauen uns übertrumpfen und des Mannes Vorrechte weiterhin schrumpfen: Wirklich ist es nun die Frau, und wir sind nur hin und wieder mal blau.

Und sollte die Meise das auch so weit treiben, ich würde nicht länger mehr bei ihr bleiben, denn ich zweifle dann doch allenthalben: „No, was denn, Kind? Bist du?“ oder „Ich?“

Für alle, die Ludwig Thoma verehren!
Ludwig Thoma und sein Jäger Dachtel
 herausgegeben von Dr. E. Schuler



Ein Buch, das den Jäger mit Ludwig Thoma verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit Ludwig Thoma verbindet.

Ein Buch, das den Jäger mit Ludwig Thoma verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit Ludwig Thoma verbindet.

Ein Buch, das den Jäger mit Ludwig Thoma verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit Ludwig Thoma verbindet.

Ein Buch, das den Jäger mit Ludwig Thoma verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit Ludwig Thoma verbindet.

Ein Buch, das den Jäger mit Ludwig Thoma verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit Ludwig Thoma verbindet.

Kleintier. zucht

Ein Dokument der Infektion und Korruption
Berliner Bilder
 Von Karl Arnold
 Kantonel Nr. 1, 100
 Simplicissimus-Verlag
 München 13

Neurasthenie
 Von Dr. F. Schuler. Ein Buch, das den Jäger mit der Neurasthenie verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit der Neurasthenie verbindet.

Der kleine Roman
 Von Dr. F. Schuler. Ein Buch, das den Jäger mit dem kleinen Roman verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit dem kleinen Roman verbindet.

MISS LIND UND DER KAROSE
 Von Dr. F. Schuler. Ein Buch, das den Jäger mit der Karose verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit der Karose verbindet.

Simplicissimus-Verlag
 München 13

Kuckucksuhr
 Von Dr. F. Schuler. Ein Buch, das den Jäger mit der Kuckucksuhr verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit der Kuckucksuhr verbindet.

Jagdbücher
 Von Dr. F. Schuler. Ein Buch, das den Jäger mit den Jagdbüchern verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit den Jagdbüchern verbindet.

Jagdbücher
 Von Dr. F. Schuler. Ein Buch, das den Jäger mit den Jagdbüchern verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit den Jagdbüchern verbindet.

Jagdbücher
 Von Dr. F. Schuler. Ein Buch, das den Jäger mit den Jagdbüchern verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit den Jagdbüchern verbindet.

Jagdbücher
 Von Dr. F. Schuler. Ein Buch, das den Jäger mit den Jagdbüchern verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit den Jagdbüchern verbindet.

Jagdbücher
 Von Dr. F. Schuler. Ein Buch, das den Jäger mit den Jagdbüchern verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit den Jagdbüchern verbindet.

Jagdbücher
 Von Dr. F. Schuler. Ein Buch, das den Jäger mit den Jagdbüchern verbindet. Ein Buch, das den Jäger mit den Jagdbüchern verbindet.

Verzeihen Sie: fuhr ich fort, „Ich konnte dies alles unmöglich wissen. Hier ist der Schlüssel. Ich reise ab. Allerdings muß ich auf Entschädigung bestehen. Würden Sie einmal auch wohl einem Bananen auf die unmusikalischen Beine helfen? Ich bitte Sie: spielen Sie mir doch irgend ein Stückchen vor.“

„Gut“, sagte sie hochmütig, „Ich will Sie entschädigen. Was wollen Sie hören? Einen Walzer?“ Ich möchte vorschlagen, antwortete ich vorsichtig, daß Sie mich als abwesend betrachten und unbeteiligt das spielen, was ihnen bei dieser ständigen Witterung am ehesten zusagt.“ Sie lächelte kaum merklich und öffnete langsam den Deckel der Tastatur.

Ich versank wieder in meinem Lehnstuhl und zündete mir veräthelt eine Zigarette an. Wie still war es doch! Eintönig rauschte der Regen herab. Die Stimme des Meeres war ferner vernnehmbar. So aufschauend miedte sich das Anfangsthemas des Regentropfenpräliums von Chopin darein. Ich zuckte zusammen und lauschte atemlos! Musik! Kein noch allzu vollendetes Spiel, doch Musik... Musik! Ich horchte und horchte immer noch unglücklich und heimlich mittrauend. — Ja... Hier stellte sich kein prunkendes Ich zur Schau, hier war die körperlose Welt der Lichtstrahlen und Schatten, ein Ahnen von Dingen, die jenseits unseres Seins liegen mögen... Als der letzte Ton verhallt war, saß das Mädchen wie von Grauen erfüllt mit starrem Gesicht vor der Klaviatur. Häßlich sah sie aus und fremdartig. Sie mußte mich ganz vergessen haben. Eintönig rauschte der Regen herab. Es dämmerte.

Ich hätte beschämt sein müssen, ich — Meister der Seelenkunde. Und ich glaube, ich war es. Aber was sollte ich machen? Mich „offenbaren“? Vorsehung spielen? Diesem Wesen den Weg ebnen zu einem zweifelhaften Glück, während es ein reineres und wirkliches bereits besaß? Noch zögerte ich. Dann stand ich entschlossen auf. Auch sie erhob sich.

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein!“, sagte ich ernst. „Und es bleibt dabei: ich reise morgen.“ „Es wird mir lieb sein“, antwortete sie und ging. Am nächsten Morgen war der Himmel wolkenlos. Nur an den Bäumen hingen noch funkelnde Regentropfen.

Vom Tage

Barmat ist zur Zeit in Holland. Die Holländer haben es gleich an ihrem Gulden gemerkt. Nun sagt man, er sei eine Gefahr für die Allgemeinheit. In dem Prozeß, den Barmat gegen diese falsche Meinung anstrengt, behauptet sein Verteidiger, er sei ebenso wenig gefährlich und unehrenhaft, wie es die Maden seien im Käse. Es dürfte sich jetzt darum handeln, festzustellen: wieviel Käse darf eine Made fressen, um ihn gar zu machen — ohne ihn aufzufressen. Die Holländer sind ja für Käse kompetent.

Bei den Tanzfestspielen in Genf führte die Vertreterin Frankreichs einen alten Rückwärtstanz vor, der zwar nicht sehr gefiel, aber immerhin ihrem englischen Partner Gelegenheit gab, vorwärts zu schreiten.

Aus Briefen an eine Versicherungsanstalt

„Wenn ich oft krank werd, so get Sie das gar nichts nicht an, das ist ganz meine Sache. Sie haben bloß zu zahlen, sonst verzüchte ich in Sukkint ganz auf das Kranksein, das heißt auf Sie und tretete aus.“

... das Glas ist kaputt, ich schicke Ihnen hier einen Splitter von der Scheibe mit, woran sie sehen wollen, das sie hin ist, denn sonst wäre sie noch ganz und unbeschädigt.“

„Währte Dürckzion! Wollen sie mir bitte auf meiner Hinterteile meine Brfs mittellen, was sie für besser halten, ob ich mein Roß in Tünzhausen dokken lassen soll oder bei ihnen durch eine Versicherung.“

... was, Sie wolen für die Folgen meiner Frau nicht aufkommen, wo selbige doch erkrankt wurde, als sie schon lange in Sie hineingezaht hatte. Glauben sie den, ich habe bios lauter Drek im Hirn, daß Sie damit tun können, was sie wolen.

Nein, ich währte mich dagegen und sage, daß sie gar nicht anders können.“

„Warum wollen Sie gegen meinen Stier und mich gerichtlich vorgehen. Wenn sie die Hörner am rechten Platz hätten wie mein Stier, würden sie auch gegen ihren Angreiffer hinstoben, wo Sie ihn treffen!“

... mein Gefühle hat auf dem Abortdekel gearbeitet, dabei ist ihm etwas schweres hinunter gefallen, was die Schissel zertrümmerte. Mein Anspruch liegt in dem hinuntergefallenen, was nachweilich ein Hammer war.“

... Ich bin schwerkrank gewesen und zweimal fast gestorben, wenn mich nicht der Doktor wieder jedesmal herübergezogen hätte. Da können sie mir doch warlich wenigstens das halbe Sterbegeld ausbezahlen!“

Shopping

Die Dame sagt: „Ich möchte den braunen Hut haben in der Auslage den fünften von links.“

Die Verkäuferin beginnt ihn herauszugraben.

Die Dame sieht zu und sagt: „Allerdings hätte ich lieber den blauen, — da vorne den süßen mit der roten Perle! Blau habe ich schrecklich gern.“

Die Verkäuferin steht endlich wieder auf ihren Füßen und loht den Blauen: „Er ist wirklich modern.“

Die Dame findet, daß sie wie ihre Großmutter aussieht, die die Verkäuferin leider gar nicht gekammt

Aber durch etwas Zupfen schwimmt alles sogleich in Butter und so nebenbei wird auch der Preis genannt.

Die Dame erwidert: Sie erschrökt äußerst heftig.

„Zwanzig Mark — so häßlich ist er doch wieder nicht.“

Die Verkäuferin lächelt etwas spitz und holt dann geschäftig gleich sehr andere her. Die Dame pudert sich das Gesicht

Die Dame hat sich nun glücklich die Haare verdonnen und misst, die Auswahl sei wirklich sehr klein

und sie käme mal wieder. Die Verkäuferin ist halb gr

stoben,

öffnet die Tür und möchte auch einmal Dame beim Ein

kaufen sein.

Nicholaus Heller

DAS ZEITGEMASSE WEIHNACHTSGESCHENK FÜR IHRE FREUNDE IST EIN ABBONNEMENT AUF DEN SIMPLICISSIMUS

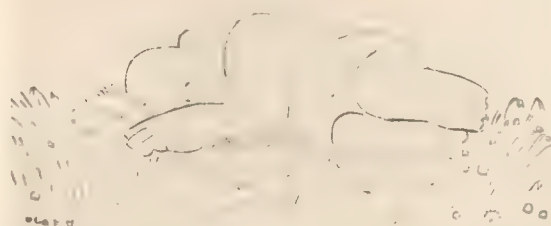
GUTSCHEIN FÜR DEN BEZUG DES
SIMPLICISSIMUS AUF 1/4 JAHR

Mitarbeiter

Hans Fr. Brunk
Richard Billinger
Katarina Botsky
Georg Britling
Hermann Hesse
Gottfried Kölwel
Hans Leip
Dr. Owlglaß
Rafalöskr etc.

Mitarbeiter

Karl Arnold
Olaf Gulbransson
Erich Schilling
Wilhelm Schulz
E. Thöny
Paul Scheurich
Rudolf Sieck
Alfred Kubin
C. O. Petersen
etc.



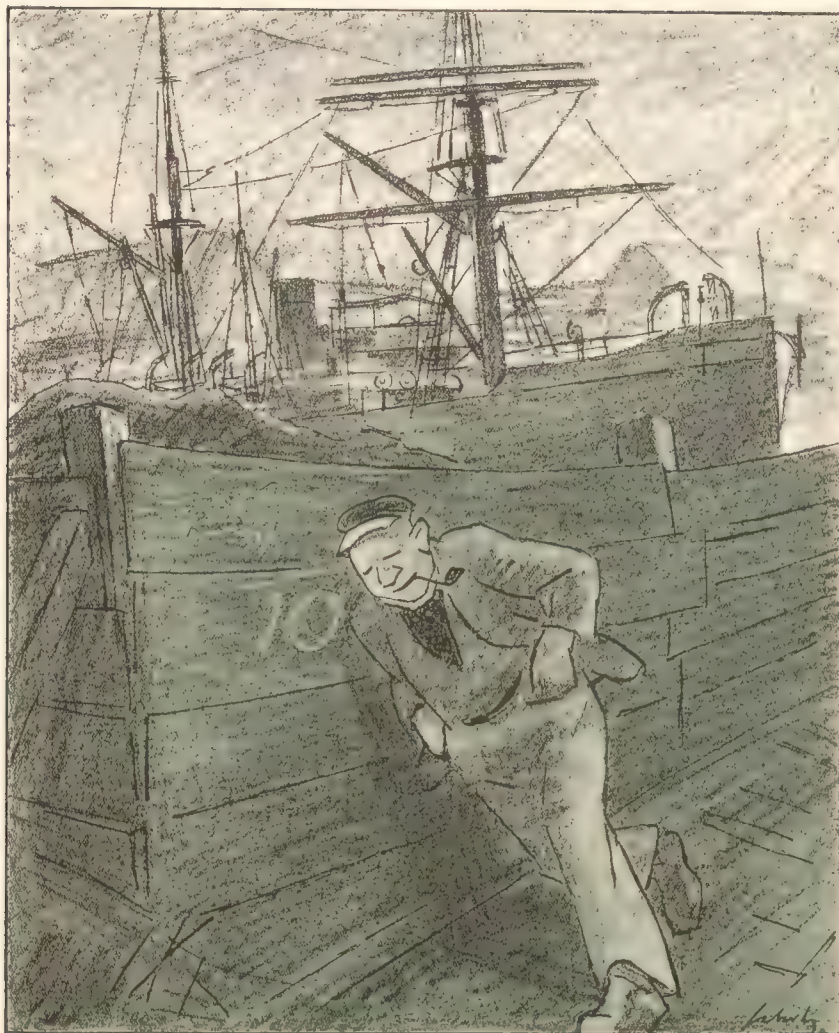
Diesen Gutschein, nach einer Originalradierung von Olaf Gulbransson auf Büllpenpapier abgezogen, sendet der Verlag zu Weihnachten an den zu Beschenkten unter Nennung des Gebers.

Viertelj.-Abonnement RM 7.—, Halbj.-Abonnement RM 14.—, Jahres-Abonnement RM 28.— (zuzügl. Posteinweisungsgebühr)

Postcheckkonto München 5802 • **Simplicissimus-Verlag, München 13** • Elisabethstraße 30

Die Null

Walter Schulz



An der Planke eines Kohlenlagers standen Zahlen gekleidet, unter anderen eine Fehn. Die Eins dünn und bescheiden, die Null dick und anmaßend. War die Null auch durch die Eins aus ihrer Nichtigkeit herausgekommen, gab sie das doch nicht zu, sondern sagte dagegen: „Hätte ich dich nicht geheiratet, wärst du ein kleiner Nenner geblieben — nicht mehr als ein Strich.“ Und nahm die Eins das auch ruhig hin, kratzte die Null weiter: „Es ist zum Schreien, wenn ich bedenke, was ich für Männer hätte haben können — von Kleineren abgesehen, den Siebener, den Achter, den

Nenner, lauter Männer, die aus sich heraus gingen und sich ein Ansehen gaben — du Strich, Strich, Strich!“ — Die Planke, die das immer mit anhörte, wurde dabei so elend und schwach, daß man sie bald hätte füßen müssen. Ein Glück, daß dann ein alter Janmaat dazu kam, hatte der Junor in der Hafentreppe schief geladen, schauerte er nun an der Planke entlang und nahm die Eins am Rockärmel mit. — Warum nicht die Null? — Ja, das ist nun einmal im Leben so: Was sich bescheiden gibt, wird weggepußt; was anmaßend ist, bleibt — auch wenn es nur eine Null ist.

W. Schulz

Im Parke

Von Ottilie Häußermann

Ein Mädchen ging im Parke, wo der Regen kauschte,
sie hob das Angenehm der kühlen Luft entgegen
und dachte nach, im gelben Laube schreitend,
der Wandlung aller Dinge und voll Trauer war sie;
denn eine Lieb-, im Morgenglanz heraufsteigend,
ward ihr zu Asche. Und noch wußt' sie nicht zu deuten,
warum ihr dies geschehen und ging ungetröset.

Es fielen Silbertropfen von den hohen Bäumen —

Das Leimzeug

Eigentlich sollte das Flugzeug, an dem ich seit drei Tagen herumbastele, aus Peddigrohr, Bambus und Papier bestehen; aber es hat sich herausgestellt, daß diese Materialangabe nur theoretischen Wert besitzt. Zwar begann ich mit dem vorgeschriebenen Material mein Flugzeug zu bauen; aber als es fertig war, stellte sich heraus, daß es zum größten Teile aus Leim besteht. Darum habe ich es auch Leimzeug genannt. Fliegen tut es ja doch nicht; aber leimen mußte ich es sehr oft. Mit dem Fahrgestell fing das an. Mit vieler Mühe hatte ich mir die vorgeschriebenen Bambushölzer von der Stärke mittlerer Zahntochter zurechtgeschnitten. Nun mußten sie über der Flamme gebogen werden. Da sie bei dieser Prozedur regelmäßig zerbrachen, habe ich die Hölzer in flüssigen Leim gesteckt und so lange darin gelassen, bis man sie an jeder Stelle des werdenden Modells einbauen konnte.

Als das Flugzeug zum ersten Male fertig war, ließ ich es fliegen. Das heißt, ich warf es vom Dachfenster meines Hauses auf die Straße. Leider überstand das Flugzeug diesen Flug nur in stark lädiertem Zustand, ich reparierte den Schaden, indem ich das zersplitterte Vorderteil des Modells in kochenden Leim steckte und so lange darin ließ, bis der Leim hart war. Mit einem Messer habe ich dann den überflüssigen Leim entfernt. Bei dieser Gelegenheit war das Flugzeug ein wenig aus dem Gleichgewicht gekommen. Es blieb mir also nichts übrig, als auch den Schwanz mit soviel Leim zu belasten, bis Vorder- und Hinterteil sich wieder die Waage hielten. Leider übte sich beim nächsten Landungsversuch das Fahrgestell vom Rumpf, ein Schaden, der sich jedoch durch erneutes Leimen beseitigen ließ.

da sah sie einen alten Mann, wie er sich mühsam bückte
und feuchte Äste aufhob für ein armes Brennholz.
Sie bückte sich nun auch und tat es freilich mählos
und sammelte der Zweige für den alten Vater,
gab sie ihm hin, der aus verbläuten Weidenaugen
sie launend ansah. Und sie band ihm noch das Hölzlein
zu einem festen Bündel, daß bequem er's schützte.
Er dankte oft. Sie aber fühlte in der Seele
ein fernes Leuchten und ging lächelnd ihre Straße.

Nachdem sich das Flugzeug als Gleitflieger nicht sonderlich bewährt hatte, baute ich den vorgesehenen Propeller mit dem zugehörigen Gummimotor ein. Ich zog den Gummimotor mäßig auf, freute mich, daß der Propeller so schön schnurte, und hatte nur Sorge um die Landung. Die Sorge war ich bald los; denn schon bei der ersten Landung schlug der Propeller gegen einen Stein und zersplitterte. Wieder kam der Leimpott in Tätigkeit. Und um einseitige Belastung von vornherein zu vermeiden, steckte ich sogleich den ganzen Propeller in das Leimbad, wodurch seine Stabilität sehr erhöht wurde.

Endlich war das Flugzeug fertig. Es war stabil und im Gleichgewicht. Wenn man es vom Dachfenster aus starten ließ, flog es im schönsten Stellflug zur Erde. Das war zwar im Widerspruch zu der Angabe des Modellbogens, das Flugzeug könne bei gut angezogenem Gummimotor Flugstrecken von hundert und mehr Metern erreichen; aber wahrscheinlich hatte ich bisher den Gummimotor nicht genug aufgedreht. Ich beschloß also, den Gummimotor bis zur Grenze seiner Leistungsfähigkeit aufzuziehen. Leider war diese Grenze nicht genau erkennbar, und genau in dem Augenblick, als ich annehmen zu dürfen glaubte, daß diese Grenze bald erreicht sei, platzte der Gummi. Gummi läßt sich nicht leimen. Leider nicht. So blieb mir nichts als die weiteren Versuche mit dem Leimzeug. Bis zu stellen, bis ein Gummi erfunden ist, der sich leimen läßt. Bis dahin will ich in aller Ruhe darüber nachdenken, ob man Modellflugzeuge nicht gleich aus Leim gießen kann, was eine wesentliche Ersparnis an Zeit und Arbeit bedeuten würde.

Erich Gnsar

Ungewohnte Diät

(R. Kriesch)

Lieber

Simplicissimus!

Von meinem Vater, den ich um die Zusendung meines Ahnen-nachweises gebeten hatte, erhielt ich heute folgenden Brief:

„Lieber Sohn!

Um Deine arischen Voreltern habe ich mich die letzten Tage fieberhaft bemüht; sollten sie mir jetzt zugehen, so werde ich sie sofort vervielfältigen lassen und Dir zuschicken.
Herzlichst Dein Vater.“

Karl-Heinz bohrt in der Nase. Die Mutter hat ihn schon zweimal gemahnt, den Finger aus der Nase zu tun. Er rennt aus dem Zimmer auf den Flur, um dort seine interessanten Forschungen fortzusetzen. Der Vater kommt plötzlich dazu, und sein erstes Wort ist natürlich: „Finger aus der Nase!“ Der Kleine tut's und brüllt wütend: „Was wollt ihr denn alle von mir? Da ist doch noch was drin!“

Stilblüte aus einem Quartaner-aufsatz: „Balders Tod . . . Frigga, die Göttermutter, wanderte mit einem Tränenkranz durch die Welt und sammelte den Tau, der von Blumen und Tieren herabtropfte.“



„Maaß do was Schreckliche sei“, so Fieberträume . . . — „Dös glaabst! Bals d' moanst, du kriegst a Hax'n und d' Schwester stellt dir a Rohkost hin!“

Mondäne Tragödie

(Paul Scheurich)



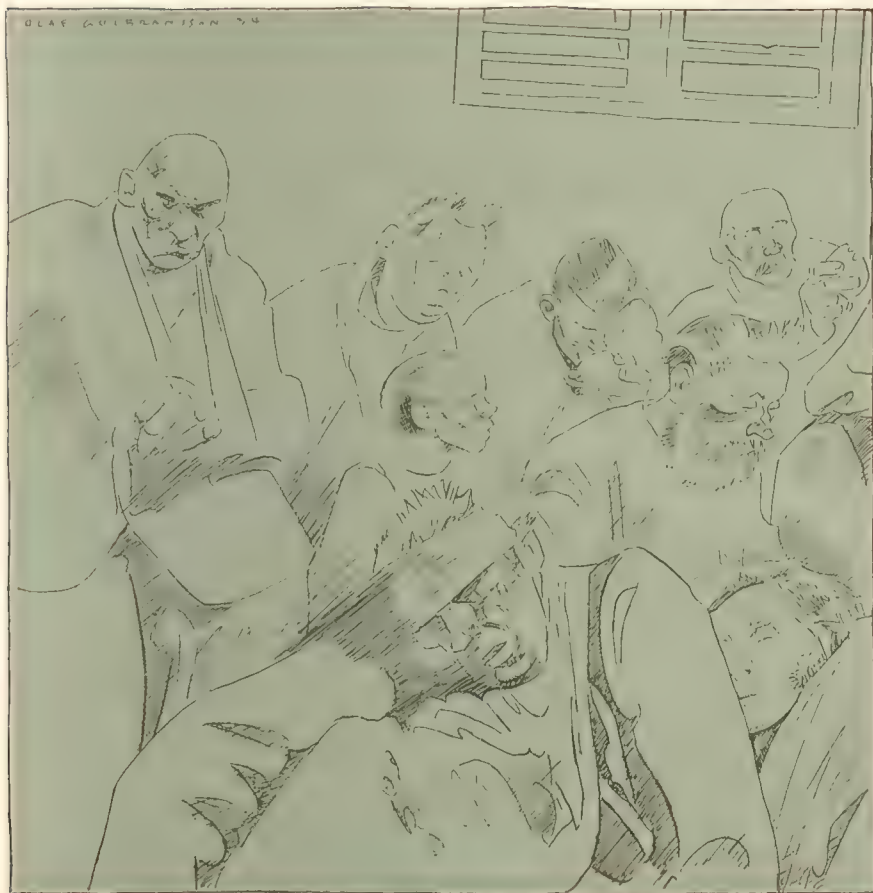
„Sie sind wie ein unerhörtes Kunstwerk, Gnädigste; man hat direkt Angst, Sie anzurühren.“ —
„Sehen Sie, das ist ja mein Pech!“

Das Gemüt

Auf dem Stammgut Piskorskowo der freiherrlichen Familie derer von Piskorski, die in allen drei Kaiserreichen Latifundien ihr eigen nannte, auf Piskorskowo also, nahe der alten deutsch-russischen Grenze bei Kalisch gelegen, saß kurz vor dem großen Kriege auf zwölftausend Morgen besten Weizenbodens als Senior des Hauses der Baron Konstantin-Alexander von Piskorski-Piskorskowo — ein kleiner Fürst. Führte auch ein gar straffes Regiment, ganz wie ein souveräner Duodezpotentat. Duzte einen jeden, — galt ihm gleich, ob es der letzte Hülfejunge vom Vorwerk war oder der Stellvertreter Seiner Gnaden des Herrn Gouverneurs persönlich, jagte in der Früh um halb vier Uhr das Gesinde mit dem Krückstock höchst eigenhändig zur Ernte; beliebte auch in den Salons der nahen Kreisstadt einen rauhen und herzhaften Ton. Am meisten aber war er gefürchtet wegen seines geradezu krankhaften Ordnungssinnes. Landauf, landab erzählt man sich Geschichten von ihm; das schönste Stücklein will ich hier wiedergeben:

Nicht gering war sein Konsum an Ehefrauen — legitimen, versteht sich! Im Wonnemonat des Jahres 1910 führte der rustige Sechziger die siebente heim nach Schloß Piskorskowo. Die Erwählte war ein lebfrisches Komtebüchen aus verarmtem österreichischem Beamtenadel. Auf sie als die jüngste von fünf unversorgten Schwestern war das Auge des ältlichen Freiers gelegentlich eines Kuraufenthaltes in einem der böhmischen Bäder gefallen. Die verwitwete Mutter hatte geglaubt zuzurufen zu sollen, — so hatte sie sich der im Befehliston vorgebrachten Werbung gefügt. Nun hauste das arme Dingelchen schon ein halbes Jahr mit dem Unwirsch in den dunklen Sälen des alten Schlosses, fror bis ins Gebein und heulte sich die Seele aus dem Leib nach der heiteren Wienerstadt, dem Kobenzl, dem Kahlenberg und der weinseligen Wachau. Eines Tages faßt sich die Baronin ein Herz, tritt vor den gestrigen Eheherrn hin und schluchzt, sie hätte es hier nicht mehr aus, wolle heim zu der Mutter und den Schwestern, kurz, sie bäte ihn so recht aus tiefster Herzensnot: er möge sie frei-

geben, jetzt auf der Stelle, sonst tue sie sich ein Leid an . . . Der Baron Konstantin-Alexander von Piskorski-Piskorskowo hörte sich alles mit unerschütterlicher Miene an, sagte dann gewichtig, der Bescheid würde ergehen nach Ablauf von zweimal vierundzwanzig Stunden, wie es in der Ordnung wäre, — schriftlich — wie es die Ordnung in einer so wichtigen Sache verlange. Auch diese beiden Tage gingen schließlich um und — wie nicht anders zu erwarten — kam mit dem Glockenschlag der Bescheid: „Das dortseitige Begehren müsse abschlägig beschieden werden — — aus Ordnungsgründen. Bis nun wäre es immer so gewesen: die erste Frau wäre gestorben, die zweite geschieden, die dritte gestorben, die vierte geschieden — und so weiter: mithin — nach Adam Riese und anderen Rechenmeistern — wäre sie an der Reihe zu sterben . . .“ Eine noch gut erhaltene Chronik, die ich in der Marschalkowska bei einem Antiquar aufstöberte, kann es beweisen: sie ist gestorben. Noemi Eskul



Unter dem Schutze des Völkerbundes werden auch anerkannte Rechtsbrüche vertagt.

Der Kriegsblinde

Einmal war ich wie die andern,
Meine Augen ließ ich ringsum wandern,
Und ich liebte meine Augen sehr, —
Und ich liebte alles, was sie sahen,
Durfte mich den vielen Dingen nahen . . .
Nun sind meine Augenhöhlen leer.

Jetzt muß ich in dunklen Stunden neben
Meinem Hunde tastend meine Tage leben.
Seine Augen sind mein Angesicht.
Und ich muß mit allen nahen Dingen
Immer wieder um ihr Wesen ringen, —
Denn der Dinge Formen schau' ich nicht.

Nur wenn nachts die Sterne mich umkreisen,
Bin ich sehend, und ich singe wohl mit leisen
Worten meine eigene Melodie . . .
Und mir ist, als wenn aus der Gestirne Licht
Eine Stimme tröstend zu mir spricht,
Die dem grauenhaften Schicksal, das mich traf, versieh — —

Wenn auch Menschenfaulst mich schwer getroffen:
Hinter meinen toten Augen lebt ein stummes Hoffen
Und das tiefe Sehnen nach dem neuen Sinn:
Daß aus meiner ewigen Nacht Dunkelheiten
Sich die neuen Sterne schon befreien,
Und ich schuldbeladener Vergangenheiten
Leichter Zeuge bin.

Peter Bursch

SIMPLICISSIMUS

Friede auf Erden

W. Heim-Schu 21



„Na, vielleicht bekomme ich zu Weihnachten einen Motor eingebaut!“



Eine elende Hafenkneipe in einem finnischen Seenest, dem das Meer verächtlich ins Gesicht niest. Alles ist kalt und feucht; am Strand kreihsen ein paar Möwen, das Eis sei weiß. Das wußte man schon; aber die Männer hinterm Arrakpunsch hören es sich noch einmal an, weil sie selbst wenig sagen. Niemand traut dem andern. Der Wirt ist Deutscher, den man in der Heimat wegen Spritschnuggel verhaften würde; darum sitzt er hier fest. Er hat allerlei Stoff zu verzapfen, muß aber auf die Behörden achten, die ihm auf die Finger sehn. Zögernd und brummig füllt er die Gläser — vielleicht ist der verdammte Gast Regierungsspitze. Heute aber ist letzter Advent, die Weihnachtsfrömmigkeit geht um; er wollte, er könnte Sankt Nikolas unter den Tisch saufen. Was mögen das für Kerle sein, die da herumhocken?

Der eine ist Emigrant, Sozialdemokrat aus Kiel, im Ruderboot nach den dänischen Inseln geflohen, nach Finnland abgeschoben, kühl und statutengemäß von der Gewerkschaft unterstützt, die selbst nicht viel hat. Der andere ist deutscher Kommunist aus Moskau, längst verrückt, Propagandakurier für die Randstaaten, bald in Riga, bald in Stockholm; liegt hier fest, weil alle Genossen angeweiht sind und Christollen backen: „Bourgeoise Reststimmung, muß sich totlaufen, wird seinerzeit von selbst dahinschliefen.“

Der dritte ist deutscher Zeltungsbericht-erstatler, der in Schweden überwinnt will, aber einen Abstecher machte, um über das Waldhaus eines weiland staatsparteilichen Finanzministers schreiben zu können. Dessen Diener sitzt ahnungslos

neben ihm mit einem Rucksack voll Lebensmitteln. Einst war er stud. jur., jetzt ist er froh, in finnischen Wäldern Buchen-kloben für den Bauernofen schlagen zu können.

In einer Ecke brütet der Kapitän eines Hamburger Frachtdampfers vor sich hin. Er liegt mit seinem Schiff fest, weil zwischen den Schären Treibeis zusammen-backt. Er mag keinen teuren Eisbrecher chartern, weil die Reederei befahl, Spe-sen zu sparen. Nun wartet er auf Wind-hilfe. „Das Eis ist weiß“, schreiben die Möwen höhnisch. Das Barometer ver-spricht langen stillen Frost; Randströme wirbeln ein bißchen oben bei Haparanda. Lüge man wenigstens in Abö und könnte mit dem deutschen Konsul, Kamerad vom Deckoffiziersverein, Skat spielen! Diese



Giftbude ist zum Kotzen — aber wo soll man hin? Spritdunst und Groggqualm weichen die Balken der Holzhöhle auf zu schwam-migen Wucherungen; sie quellen auf „na zu, engen den Raum ein, nehmen die Luft, pressen uns fest zwischen modrigen, qual-ligen Fuselpilznestern ...

Der Kapitän greift sich an die Kehle: „Das ist hier zum Ersticken, Hannes, und stink-langweilig! Stell Radio an — Tanzttee aus Kopenhagen oder sowas!“

Der Wirt grinst und sieht nach der Uhr: „Jetzt? Adventsonntag? Da hört man nichts als Predigten, von Oslo bis Helsing-fors.“

Der Kapitän brummt: „Und das auf dänisch oder finnisch? Ä — lä, — nä — bä? Danke für Backbrot. Dann wenigstens deutsch. Dreh rum auf Königsberg oder Deutsch-landsender.“

Der Kieler protestiert: „Wir wollen hier ruhig und stumpfeinnig saufen — Tier-quälerei verboten.“

Man fängt an zu schimpfen; jeder hat für jeden bissige Bemerkungen. Aber der Wirt hat nun eingestellt, und da hört man zu.

Es ist Deutsch, reines edles Deutsch. Kein quäkendes Hafenfinnisch, kein maufaul-es Seedänisch, kein versoffenes Kneipen-schwedisch, wie es rings um diesen elenden baltischen Teich knurrt und murr — man hat das satt bis hier, und die Landeute, auf die man sich freute, dösen vor sich hin, daß die Fliegen in dem dicken Ge-hirnquallum verrecken. Lieber soll ein deu-tscher Pfaffe tönen, als daß man so brägenklüßig wird, daß man sich gegen-sätzlich die Kehle durchschneiden möchte. Dies Lavern frißt Löcher in den Tisch, zieht Fäden im Bier. —

Nanu? Kein Seich für Großmutter? Kein Hallelujahengst? Was sagt der aus dem Kasten?

„Ich verkündige euch die große Freiheit. Sie gilt nicht nur für euer Land, obgleich sie euch als das Wichtigste erscheint, das ihr ersehnt, sondern für die ganze Welt. Überall soll der alte Parteigeist über-wunden werden, als jeder Teil nur, ein Auge hatte für sein Wesen und nicht auch für das des andern. Eine große Zusammen-fassung soll kommen, die Freiheit der Frei-heiten, die Einheit der Einheiten, ein edles Gemeinschaftsleben, würdig eurer Sen-dung. Alle Tyrannen mit und ohne Krone müssen einer höheren Herrschaft weichen. Ich rufe euch auf zur großen Erlösung aller Völker, zur großen Reinigung des Welttempels vom Staub der eigennützi-gen, verstockten Vergangenheit, in der unser Ruf ungehört verhallte. Das Ich weiche dem Wir. Dein Volk jedoch, lau-schender Bruder, ist auserwählt, ist Vor-trupp im großen Endkampf, erstes Werk-zeug für deine suchende Hand. Sel Sohn dieses deines Volkes! Ihr seid zur Freiheit berufen, Brüder; so steht nun fest und

lasset euch nicht von neuem ins Joch der Knechtschaft bannen. Freiheit ist, wo unser Geist ist. Da ist kein Unterschied mehr zwischen Mann und Weib, Herr und Knecht, Rom, Athen oder Alexandrien: Freiheit ist im Gehorsam! Freiheit ist im Hoffen und Wirken! Freiheit fliegt über alle Berge! Freiheit, ihr Brüder, ist nicht das Wohl der satten Bäume, sondern das Licht aller Welt ..."

Nanu?, denkt der Kieler, Freiheit? Das klingt wie Festsitzung zu Amsterdam. Aber Holland hat doch Sendungen auf deutsch verboten. Geheimsender?

Aha, denkt der Kommunist, deutsche Stunde in Moskau: kennen wir. Die Internationale, deutsch eingezuckert.

Echte Gesinnung, überlegt der Berichtserstatter. Gut, daß sie in der Weihnachtszeit nicht zu kurz kommt.

Der stud. jur. horcht auf: Freiheit? Große Weltbürgerlichkeit? Seltsam!

Da fährt der Redner fort: ... sondern



das Licht aller Welt, das Evangelium von unserm Herrn Jesus Christus: wo einer in Christus ist, da ist neue Schöpfung, unendliche Freiheit, allumfassende Versöhnung in Gott ...!

— Liebe Hörer, mit Absicht las ich in dieser Adventstunde nicht vor aus den Evangelien oder den Briefen der Apostel, damit nicht vertrauter Klang eben vertrauter Klang und nichts mehr sei, sondern aus der apokryphen, das heißt: nicht anerkannten Schrift eines unbekannten Schülers des Paulus, der in schlichten, auch neu klingenden Sätzen wiedergibt, was der Meister lehrte, nichts mehr, nichts weniger. Der Friede des Herrn sei mit euch! Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Das ist das Gesetz und das Evangelium!"

"Hier der Deutschlandsender. Sie hörten soeben den Herrn Bischof ..."

Der Wirt dreht ab, knackt dem Sprecher die Gurgel durch: „Wohl genug, was? Ich spendiere lieber 'ne Runde Sundwelle ..."

„Her damit!“, sagt der Kapitän und fängt an zu singen. Nichts Besonderes, nicht gar etwas Frommes, i bewahre, bloß:

„Das Rehlein sprang wohl über'n klaren Bach,
derweil der Kuckuck aus dem Walde lacht.“

Und alle sangen mit, alle. Und waren friedlich und heiter. Und der finnische Schankknecht summite die Melodie nach, weil er kein Deutsch konnte. Der stud. jur. vergaß intellektuelle Gehirnüberzüchtung und fiel ein. Der Kurier wußte nichts Eigentliches gegen das Lied einzuwenden, auch der Kieler nicht, um so mehr, als der Jäger die Büsche gegen den Baum schlägt. Und allen kam das Leben „wie ein Traum“



vor, sogar dem Wirt, der sich ein Wasserglas voll Sprit eingoß und nachdenklich hinuntergurgelte.

Nun könnte man sagen, das alles sei nichts Besonderes: Wenn Deutsche etwas Alkohol im Bauch hätten, würden sie immer etwas sentimental und singen dann gerne langgezogene Harmlosigkeiten.

Aber in diesem Fall mußte Petrus im Himmel seine besondere Auffassung davon gehabt haben. Denn er buchte: „Deutsche aller Gruppen singen im Ausland gemeinsamen Weihnachtschoral — apokryph.“

Befcheidene Weihnachtswünsche eines ältlichen Tichters

Ich sehe auf der großen Bühne
der Welt viel Schuld und wenig Sühne.
Bescher' mir, lieber Himmelwatter,
nochmals mein Kasperltheater:
auf ihm balbiert der Humor
so Tod wie Teufel übers Ohr.

Der Pegasus, auf dem man sitzt,
ist nachgerade abgenüßt.
Vielleicht läuft er sogar verkehrt?
... Wie häßlich war' da ein Schaulustpferd!

Vergebens such' ich allerwärts
das vielbefung'ne Menschenherz,
das, in sich fest und ohne Lüge,
mit meinem Klar zusammenschlägt!
Nunmehr, befreit von solchem Wahn,
wünsch' ich mir eins aus Margjivan.

H. K. B.

Weihnachtskarpfen

Otto hustet und niest, niest und hustet und niest wieder, und die Bekannten, die ihm auf der Straße begegnen, machen einen weiten Bogen.

So niest sich Otto in den kühl und kälter werdenden Herbst hinein, hustet sich vorwärts und konsumiert Hustenbonbons, Aspirin und Taschentücher.

Unc kann die Erkältung nicht loswerden.

„Otto“, begrüßt ihn eines Tages sein Freund Alois, dem es nicht rechtzeitig gelungen ist, in einer Seitengasse zu verschwinden. „Otto ... Halt, stehenbleiben ... Drei Schritt vom Lul ... Ich verzichte auf deine Grippe ... Sag einmal, was ist eigentlich los mit dir? Du siehst ja gottsjämmerlich aus ... Was hast du denn angestellt?“

„Ha-a-atschiie!“ versucht Otto zu erklären, „ha-a-a — Ich habe mich erkältet!“

„Das hör ich“, meint Alois bedauernd, „das hör ich! ... Halt! ... Nicht näher kommen ... Du, unsere Kartenpartie bereitet sich schon auf eine Krankspeise vor!“

„Ach nein —“, lächelt Otto trübselig, hustet, niest und stellt sich den Krugen des Winterrockes auf. „Ein fürchterlicher Zustand!“

„Du armer Kerl!“ sagt Alois mitteilend. „Und bei welcher Gelegenheit hast du dich so hergerichtet?“

„Ja siehst du“, arbeitet Otto krampfhaft an seiner Nase herum, „ja sie-hi-hi-hinatschie — siehst du, das ist es eben.“

Seine Frau hat heuer zu Ostern einen lebenden Riesenkarpfen gekauft ... Ein reizendes Tier ... Er hat ihr leid getan, mir auch — Ich habe Tiere gern — besonders Fische liebe ich, sie haben so tiefe, seelenvolle Augen, und dann machen sie auch keinen Lärm — da ließen wir ihn

ein paar Tage in der Badewanne herum-schwimmen, schließlich gewöhnen wir uns an ihn, und jetzt gehört er sozusagen zur Familie ...“

„Na, und“, fragt Alois verwundert, „was hat das mit deiner Erkältung zu tun?“

„Aber, Alois, so eine komische Frage!“ wundert sich Otto. „Was das mit meiner Erkältung zu tun hat? ... Schau, aus dem Osterkarpfen soll nun ein Weihnachtskarpfen werden. Wenn wir es übers Herz bringen: und im Sommer, da ist es ja noch angegangen, aber jetzt, bei diesem naßkalten Herbstwetter, da ist es doch keine Kleinigkeit — ha-ha-ha-hahatschiiehhaha — täglich kalt zu baden!“

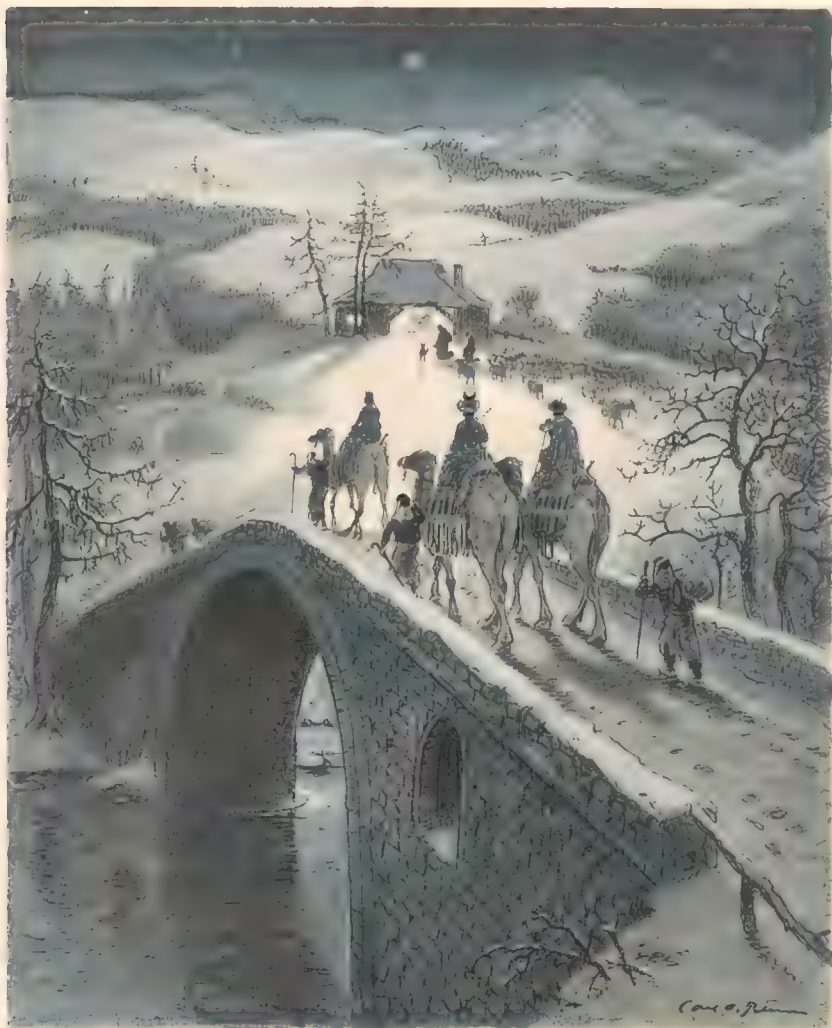
„Otto, Menschenkind“, lacht Alois, „wenn du kein kaltes Bad verträgst, dann bade eben heiß!“

Kopfschüttelnd meint Otto: „Alois, das ist ausgeschlossen ... Der Karpfen verträgt doch heißes Wasser nicht!“

H. K. B.

Die Könige aus dem Morgenland

L. G. Petersen



Es kamen drei Könige
weit über das Meer,
sie kamen geflügelt
vom Morgenland her.
Sie nahmen die Kronen
demütig vom Kopf
und legten sie oben
auf den Flügelnknopf.
Raumichots der Wind,
blas uns hin zum Kind,
blas uns zu dem süßen Knaben,

dem wir was zu bringen haben!
Golianna, o wie schön!

Als Melchior aus oben
sein Krönlein aufgerückt,
da hat er von weitem
ein Lichtlein entdeckt.
Rief Balthasar von unten:
„Mein Gottje, mein Liebste,
du kommst mit auf Dadbord
so sonderbar vor.“ —

Still, still, ihr Herren,
ich seh ja schon den Stern,
ich seh ja schon den süßen Knaben,
dem wir was zu bringen haben.
Gloria, gleich sind wir da!

Sie flogen mit Scruden
beim Stall an das Land
und traten zur Krippe,
die vor Maria stand.
Der Weibrauch ist die Liebe,

die Myrrhen sind das Leid,
das Gold, das ist der Schlüssel
zu Gottes Herrlichkeit.
Es lächelte das Kind,
Maria lachte lieb,
und Joseph nahm die guten Gaben
an für seinen süßen Knaben.
Halleluja, vielen Tant,
vielen Tant!

Sans Reip

Was bringt der Dezember?

Von Anton Schnad

Den Schnee.

Im Schnee die Spur von Fuchs und Reh.
Den Schlittschuhlauf, den zugefrorenen See.
Erhitzten Wein und sanften Fencheltee
für Brust- und Muskelweh.

Der Sterne kalten Schein.

Sankt Nikolaus, die Rodelfahrt am Rain.
Das stille Buch, hungriges Rabenschrei'n.
Im Hoftor hängt das aufgeschlitzte Schwein.
Das wunderbare Schnei'n.

Schläuferpurpur.

Die Wintermärchen träumen auf der Flur.
Die Kage jucht die Ofenwärme nur.
Das leise Spiel der Kinderuhr.
Wunschzettel an der Schnur.

Den scharfen Morgenwind.

Rauhreif die Wälder überpinnt.
Eisblumen machen Fenster Scheiben blind.
Kebfuchen duften aus dem Spind.
Dorm Schlüsselloch das Kind.

Die Schneeballschlacht.

Den Eisgang, der an Brückenpfeiler fracht.
Den Christbaummarkt, der Abendröte Pracht.
Die Krippe, bauernfarbenderhoß gemacht.
Die Weihnachtsnacht.



Sie sind verhaftet!

Eine Weihnachtsgeschichte aus Chicago
von Jo Hanne Röbler

Jill stand vor dem glitzrenden Weihnachtsbaum. Noch warteten einige Kerzen stumm, während von den anderen schon das festliche Licht flackerte.

Vor der Tür harrten Emily und die Kinder. Jill brannte die letzte Kerze an.

„Seid ihr soweit?“

„Ja, Papa.“

Der Baum erstahlte jetzt in seinem ganzen festlichen Glanze. Bunt lagen die Geschenke. Es roch süß nach Lebkuchen, Wachs und Tanne. Froh überah Jill noch einmal alles, dann griff er zur Glocke. Plötzlich läutete es. Zweimal kurz hintereinander.

Emily ging schnell zur Tür.

Zwei Herren standen draußen.

„Missie Jill?“

„Ja.“

„Ist Ihr Mann daheim?“

„Mein Mann ist im Zimmer.“

„Dürften wir Sie ersuchen, ihn einen Augenblick herauszubitten?“

„Muß das jetzt sein, meine Herren? Könnten Sie nicht morgen früh oder wenigstens später wiederkommen. Wir besorgen gerade den Kindern.“

Die Herren bedauerten ihre Sache verfrügte keinen Aufschub.

Da ging Emily hinein.

„Zwei Herren wollen dich sprechen, Jill.“

„Jetzt? Am Weihnachtsabend?“

„Aber schon ging Jill hinaus.“

„Sie wünschen?“

„Mister Jill?“

„Ja.“

„Wir müssen Sie bitten, uns zu begleiten.“

„Was soll das heißen?“

„Wir sind beauftragt, Sie zu verhaften und unverzüglich vorzuführen.“

„Polizei?“

„Ja.“

Emily hatte alles mitangehört und hing weinend zwischen der Tür.

„Das muß ein Irrtum sein. Würden Sie mir sagen, wessen ich verdächtigt bin?“

„Wir bedauern, keine Auskunft geben zu dürfen. Wir möchten Ihnen aber raten, Ihre Verlegungen für längere Zeit zu treffen.“

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt.“

Die Herren sagten streng und hart: „Wir sind nicht Ihr Untersuchungsrichter. Übrigens werden Sie ja selbst wissen, um was es sich handelt.“

„Lassen Sie mir meinen Mann wenigstens noch heute abend“, weinte Emily, „haben Sie Erbarmen! Unsere Kinder!“

„Wir erwarten Sie in fünf Minuten vor der

Tür“, grüßten die Herren kurz und gingen hinaus.

Jill trat zu dem brennenden Baum.

Die Kinder zeigten ihm jubelnd ihre Geschenke. Brachten Puppen und Pfefferkuchen, streichelten dem Vater die Hände und zupften ihn am Rock. Jill strich ihnen fräugig über den Kopf, und dann trat er leise in die Küche. Küste Emily und sagte: „Wenn es länger dauern sollte, Emily, weiß ich alles gut in deinen Händen.“

Dann ging er.

Vor der Flurtür warteten die beiden Herren.

Ein Auto mit verschlossenen Vorhängen hielt vor dem Hause.

Sie ließen ihn einsteigen.

Ein Herr folgte ihm in den Wagen, der andere setzte sich neben den Chauffeur.

„Polizeipradium“, sagte er.

Sie fuhren zwanzig Minuten.

Plötzlich hielt der Wagen.

„Wollen Sie, bitte, aussteigen“, öffnete der Herr die Tür.

Jill erhob sich schwer. Trat auf die Straße. Sah auf. Stutzte. Der Wagen hielt vor seinem eigenen Hause.

„Was soll das bedeuten?“

„Nichte“, lachten da die beiden Herren und klopfen ihm wohlwollend auf den Rücken, „wir wollten Ihnen nur eine kleine Weihnachtsüberraschung machen.“

„Gerade Weihnachtsüberraschung?“

„Ja. Wir sind Mitglieder der gemeinnützigen Gesellschaft für vorverheiratete Weihnachtsfreudinnen.“ Seit Jahren wählen wir uns einige Familien und beschenken sie, soweit es in unseren Kräften steht.

Diesmal herrscht leider Ebbe in unseren Kassen, und wir sind auf die nette Idee gekommen, während der Bescherung in einigen Familien die Männer zu verhaften, um sie nach wenigen Minuten der Familie als Weihnachtsüberraschung zurückzuführen.

Irgend etwas hat doch heutzutage jeder Mensch auf dem Kerbholz, und die Freude ist dann doppelt so groß, wenn die Verhaftung nur ein Scherz war. Wir glauben also, auf diese sinnige Art auch in Ihre Familie frohe Weihnachtsstimmung gebracht zu haben, und wünschen Ihnen noch weitere angenehme Feiertage.“

Düstere Ahnungen

(Macou)



„Such, such 's Fraule! Aber 'g'schwind, bevor sie sich wieder als G'schenk für mich a Kleidt kauft!“

DAS ZEITGEMÄSSE WEIHNACHTSGESCHENK

FÜR IHRE FREUNDE

IST EIN ABONNEMENT AUF DEN SIMPLICISSIMUS

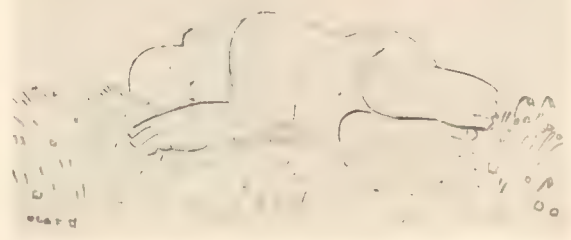
GUTSCHEIN FÜR DEN BEZUG DES
SIMPLICISSIMUS AUF 1 JAHR

Mitarbeiter

Hans Fr. Blundk
Richard Billinger
Katorina Botsky
Georg Brilling
Hermann Hesse
Gottfried Kölvel
Hans Leip
Dr. Owlglaß
Ratloskr etc.

Mitarbeiter

Karl Arnold
Olaf Gulbransson
Erich Schilling
Wilhelm Schulz
E. Thöny
Paul Scheurich
Rudolf Sieck
Alfred Kubin
C. O. Petersen
etc.



Diesen Gutschein, nach einer Originalradierung von Olaf Gulbransson auf Büttenpapier abgezogen, sendet der Verlag zu Weihnachten an den zu Beschenkenden unter Nennung des Gebers.

Viertelj.-Abonnement RM 7.—, Halbj.-Abonnement RM 14.—, Jahres-Abonnement RM 28.— (zuzügl. Posteinweisungsgebühr)

Postcheckkonto München 5802 • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Elisabethstraße 30

Die Lammerstraat

Ansprache an einen weiland Schiffarzt
von Dirke Paulun

Vergessen Sie in diesen Tagen nicht unser kleines Jubiläum, Dr. Winnerling! Vor fünfundzwanzig Jahren waren Sie Schiffarzt auf der „Silesia“ — die „Silesia“ kam mit vielen Kohlen, mit dreizehn Kindern und einigen erwachsenen Passagieren von China, bound for Genoa, und lag im Roten Meer vor Anker, am 24. Dezember. Ja, die „Silesia“ war nur ein mittelgroßer Kohlenkahn, und das Wetter war ungemütlich, aber abends saßen wir in Ihrer Kabine, mein Vater mit dreien von uns und zwei von den sechs Bolmanns. Es muß ein hübsches Gedränge gewesen sein! Die Lammerstraat spielten. Drei von uns Kindern saßen noch mit auf dem Bett. Unter dem Bullauge stand ein Stuhl, darauf saß mein Vater, die andern Kinder hockten wohl in der oberen Kojen.

Ich habe in meinem Leben nicht viel und nicht gern gesungen, und schon gar nicht im Chor — aber die Lammerstraat habe ich aus heiler Seele und voller Kohle mitgejauchelt! Sie konnten so wunderschön spielen — Ich habe nie wieder jemanden so schön gelien hören! Und wenn Sie es nicht wahr haben wollen, müssen Sie mir jedenfalls zugeben, daß mein Vater schön sang; die jeweils zum Schluß der Strophen anfällige Kathrin wußte er doch unübertrefflich rührend in die Länge zu ziehen! „Kaaa-thrin!“, sang er — es war wie ein lauter und gewaltiger Seufzer.

Und die spanischen und holländischen Flüche, wie brachen sie frisch und knuspig aus seinem Munde hervor! Wenn die sieben freihetlich veranlagten Stimmen unter Führung ihrer Violine die lange lustige Lammerstraat hinuntermarschierten, von dem arroganten Kaiser Napoleon bis zur gedehnten Kaaa-thrin — das muß für Gastherer überwältigend schön gewesen sein! Jawohl, überwältigend schön! Denn bei der Lammerstraat gehört es sich so und nicht anders, als daß jeder Mitsänger seinen eigenen Vortrag hat. Sie meinen

doch nicht, daß das mein Vorurteil ist? Können Sie es etwa vertragen, wenn ein anmutiger Herr Lautensänger die Lammerstraat vorträgt wie ein Schäferliedchen? — „Dammid your eyes!“ schäut er zierlich, und „Gottverdon!“ piept er, aber nur ja recht zart! — Nein, wir Kinder mit unserm Eifer waren sicher bessere Lammerstraatsänger als so ein kultivierter Volkstumsammerkünstler! Diese abendlichen Veranstaltungen in Ihrer Kabine gaben dem Leben an Bord des Kohlen- und Kinderschiffes seinen Mittelpunkt. Trotz meines Vaters, dessen Sippe ja die größte war, und trotz des Kapitäns waren Sie mit ihrer Geige die

Goldener Sonntag in der Tautenzienstraße

In die Tautenzien dir zu beweisen
is in diese Tare keen Vojlchen,
denn da konnste kaum de Beene reßen,
aba oft wat uff de Füße kriegen.

Vor die Fenster stehn se klumpenweise
und jehn stundenlang nich von die Ställe.
Und denn murmeln se dir wat von Preise
und vaelehn sich zu die „Dafre Quelle“.

Straßenhändler machen Mann an Mann da
mit Klamaus, Jesuwitsche und Jelehlo
for den kleinen Krimskrams Popajanda,
bis se heisa sind wie eene Dohle.

Aba zwischen diesen beiden Klappen
is een noch vill dalleret feierliche!
Erfol kriechte Schacheln in de Rippen —
und det nennen se dei Fest der Liebe!

Und denn erst in die Jeschäfte drinnen,
Menschenkind, det is die wahre Hölle!
Jotte, den Verkäuferinnen rinnen
Angstschweiß-Bäche über ihre Pelle!

Schließlich is doch allens für die Käte,
denn wenn erst dei scheene Fest veraraucht is,
steht kaum noch ein Jeschenk am Platze,
weil doch allens wieda umgetauscht is. Benedikt

Seele der Bordfamilie. Gerade darum ist es mir unbegreiflich . . .

Heute vor fünfundzwanzig Jahren! Die „Silesia“ lag im Roten Meer vor Anker, in der grauen Dämmerung liefen wir alle an der Schiffsrepp zusammen, weil es da auf einmal so unheimlich tutele. Gerade als wir an die Reling kamen klatschte es gewaltig an die Bordwand — eine große Welle schlug herauf, und wie sie weg sank, stand der Weihnachtsmann mit einem Geheul auf der Treppe. Triefend schleppten sie einen schweren Sack, die Stufen herauf, der Knecht mußte immer wieder anhalten und in sein Nebelhorn stoßen, und der Weihnachtsmann schimpfte. Er trieb uns mit seiner nassen Rut nach unten in den Speisesaal, und unter Beten und Schelten und Singen und Rütenschwingen wurden die Geschenke aus dem Sack geholt und unter dem Weihnachtsbaum verteilt.

Glauben Sie mir, es war ein sehr echter Weihnachtsmann! Ich habe viele Weihnachtsmänner erlebt, ja, wir hatten manchmal Tanten im Haus die köhn gehen wären . . . Also, ich habe sogar einmal das Christkind selber mit einer hohen Stimme sprechen hören — meine Mutter soll vor Ärger über diesen Unflut beinahe gestorben sein, aber ich habe es geglaubt! Heute bin ich sehr aufgeklärt, ich glaube kaum noch an den Kuckuck, aber der Weihnachtsmann auf der „Silesia“ der kommt mir immer noch echt vor. Er kam doch in seinem eigenen Boot über das Meer gefahren! Ich fand doch unser Schiff in Regen und Dunkelheit. Und vor allem die Welle! Die Welle, die ihn an die Treppe hob!

Trotzdem war es ein veraltetes Weihnachtsfest. Schon diese Massenbescherung! Dreizehn Kinder, sechs Eltern, der Kapitän, ein Kinderfräulein, zwei chinesische Amas! Der Weihnachtsmann kannte alle bei Namen. Nur Sie, Dr. Winnerling, Sie waren nicht da! Sie waren am Nachmittag im Boot an Land gefahren, oder nicht? Der Weihnachtsmann kriegte einen richtigen Koller, als er es merkte. Er schalt schrecklich auf Sie, daß Sie am heiligen Weihnachtsabend zu den Arabern gegangen waren. Ich fand, er hatte recht! Wirklich, wir fühlten uns wohl alle ungemütlich, weil Sie nicht dabei waren. Sie kamen erst zu

Lustige Geschichten von Ärzten

Ein sehr bekannter Internist war bei seinen zahlreichen Assistenten um der Fülle seiner neuen Einfälle willen, nahm gerührt als beliebt. Von seinen Blüthenräumen riefen freilich nur ganz wenige, weil er seine Kraft häufig mehr extern als intern verbrauchte. Eines Abends, am frühen Abend im Kasino führten seine Mitarbeiter ein Stück auf, in dem er selbst dargestellt wurde. Man sah ihn, als der Vorhang aufging, mit fliegenden Schritten in den Zimmer gehen, ansehend schwanger mit neuen Ideen. Da klopfte es. Ein buckelndes Männchen erscheint und sagt, er sei der Assistent Dr. X. Der berühmte Medizinmann stürzt sich auf ihn, bestreift ihn mit Fragen, ob er nicht ein Schüler seines großen Kollegen Y. sei, ob er viel bakteriologisch gearbeitet habe und mit seiner eigenen Methode vertraut sei, und läßt ihn höchstens zu einem Nicken, nicht aber zum Sprechen kommen. Darauf sagt er ihm, er habe bereits lange sehnsüchtig auf ihn gewartet. Nun solle aber eine herrliche Zusammenkunft beginnen. Dann zählt er ihm eine Fülle von Problemen auf, bei deren Lösung die Menschen überhaupt nicht mehr sterben würden, und will ihn zuletzt mit herzlichem Händedruck entlassen. Da endlich kommt der Besucher zu Wort. Er sagt: „Herr Professor, ich will Ihnen keinen Antrittsbesuch machen, sondern einen Abschiedsbesuch, ich war zwei Jahre bei Ihnen Assistent.“ — Worauf der Vorhang fiel.

Derselbe hohe Herr preschnte, nachdem er wieder einmal irgendwo in der Türkei einen Pascha und in Indien einen Maharadscha in mehmonatiger Auslandsreise versetzt hatte, mit weißbrocktem Bart, durch die Krankensäle. Einer der Stationsärzte tritt ihm entgegen und bittet um Rat in einem interessanten Falle. Der Herr bekommt zur Antwort: „Später, guter Freund, später!“ Dann rauscht der Erhabene weiter. Aber der kleine Doktor ist hartnäckig. Er tritt ihm noch einmal entgegen, als er aus dem nächsten Saal kommt. Da bleibt der Gewaltige stehen wie er ihn sieht. Seine Augen leuchten freudig auf, und er sagt: „Haben wir uns nicht zuletzt in Aleppo gesehen?“ Worauf der also Gefragte heftig nickt und, während er herzlich die dargebotene Hand des hohen Chefs schüttelt, unter dem Grinsen der Suite konstatiert: „Herr Professor haben ein fabelhaftes Gedächtnis!“

Der berühmte Chirurg C. hielt wenig von der inneren Medizin. In einer Trauerrede, die er in seiner Eigenschaft als Vorsitzender einer Ärztenkonferenz auf einen Internisten halten mußte, sagte er: „Der teure Entschlafene war ein vorzüglicher Arzt. Sobald ihn die Oberchwester der Klinik verzwelft an und meldet, der berühmte Geheimrat sei mit einer Akutentzündung im Krankenzimmer gegangen. Sie merke jetzt, daß darin mehrere Flaschen Portwein und Gläser gewesen seien. Der Patient scheine sehr viel getrunken zu haben. Er singe. Der behandelnde Arzt sagt, er komme sofort per Auto. Als er in der Klinik ein-

trifft, hat der Geheimrat das Feld geräumt. Der Patient liegt in tiefem Schlaf. Beim Erwachen am nächsten Morgen ist er ohne Fieber und bester Laune. Trotzdem stellt der Internist den großen chirurgischen Kollegen. Der aber erwidert mit tiefem Seufzer: „Wenn ihr man bloß bei den guten Hausmitteln geblieben wäre!“

Zu einem beliebten Hausarzt kommt eine Dame und teilt ihm mit, daß sie ihre Kinderchar für groß genug halte. Sie fragt an, ob es nicht möglich sei, eine weitere Vermehrung zu verhindern. Onkel Doktor sagt: „Aber gewiß, mein Deern. Das ist ganz einfach. Een tüchtigen Pott mit Kamillentee und drei Stück Zucker auf die Tasse. Das hilft immer.“ Die Patientin ist äußerst erfreut, daß die Sache so einfach ist. Sie will nur den Termin wissen, an dem das Mittel zu nehmen ist. „Termin is do nich“, erwidert der weise Menschenfreund. „Statt — mien Deern — atatt!“

Das blonde Schicksal

Es war an einem Weihnachtsabend in Stuttgart. Ich saß im Hindenburgbar. Die verchromten Lampen, Leuchter und Gelländer blitzten. Gepflegte Damenhande gingen absichtlich-lässig über Balustraden. Durch das Rausen und Rauschen von Stimmen, von Reden und Gelächter sangen und weinten, hüpfen und tanzten Melodien aus dem Ungarland. Es war Zeit und Stimmung, in der man seinem Gegenüber — als ob man ihm aus einer Schachtel Konfekt anbot — Dinge erzählt über das eigene Schicksal und die Seele, sich gleichsam selbst ausspuckt und sentimental-zärtlich in den Händen hält. Ich saß allein an einem kleinen runden Tisch und sah auf den Geiger, in der Er-

wartung, daß seine große schwarze Locke sich wieder löste und sackt über die Stirn rutschte. Denn dann warf er sie mit klirrendem Schwung und hörbarem Schnaufen wieder zurück. Da saßte sich mir gegenüber ein kleines Männchen. Es hatte dunkles strähnißiges Haar und darunter eine seitwärts bucklige Stirn. Die Augen waren klein und flink wie huschende Mäh die Diablen. Nüstern bebten beständig, als witterten sie etwas in der Luft. Ich sah das alles mit halbem Auge, denn der Geiger war mir wichtiger. Da begann das Männchen zu sprechen, mit dünner, hastiger Stimme: „Ich habe immer Unglück mit blonden Frauen! — Ein raum! — Die Augen lang waren wir zusammen — ach, die blonden Frauen! — Ich hatte viel eher Schicksal machen sollen — ja, das hätte ich sollen.“

Ich war mir unklar, warum ich das Vertrauen dieses Männleins in so hohem Maße genoß, und wollte mich dessen auch würdig zeigen. Ich nickte bestätigend. Mir schien das unter diesen Umständen tatsächlich auch das beste sein.

„Heute, an Weihnachten, habe ich mit ihr gebrochen.“

„Hätten Sie da nicht früher mit ihr gebrochen sollen?“

Mit einer großen Handbewegung wachte er meine ehrliche gemeinte Frage unter den Tisch.

„Sie lachen vielleicht. Sie sind noch jung. Aber es ist fürchterlich, wieder loszukommen, wenn man einmal aneinandergeheftet ist. Die Liebe kann manchmal ein großes Mißverständnis sein.“

Er nahm hastig einen Schluck aus seiner Tasse, daß es vernemlich „glucke“ machte.

„Ich reise viel. Immer, wenn ich weglaufe, nahm ich mir vor: wenn du zurückkommst, ist alles aus! — Aber wenn ich dann zurückkam und sah sie wieder — ich weiß selbst nicht, was ich in dem Moment den Mut nicht dazu.“

„Das ist es eben“, sagte ich höflich und zog meine Füße an mich, weil er mir vor Erregung einen Tritt gegeben hatte.

„Das ist es eben — Ich habe Unglück mit blonden Frauen — ich hätte mich nie mit ihr lassen sollen — ich habe sie gehabt — und dann konnte ich doch nicht von ihr lassen.“

Er zerbrach ein Streichholz nach dem andern in lauter kleine Teichen. ... seufzte tief auf, schob sie alle weg von sich: „Aber jetzt habe ich ja mit ihr gebrochen!“

Damit schwieg er, sah an mir vorbei und sprach kein Wort mehr, den ganzen Abend lang.

Tat, als ob nie etwas gesagt worden wäre zwischen uns. ...

Wochen später ging ich durch die Kolonnaden am Königsplatz. Es war Verkehrszeit, und viele Menschen gingen. Da schlängelte sich ein seltsames Paar durch die Gedränge. Ein kleines Männlein mit buckiger Stirn und flinken Augen hatte eine Frau untergefaßt, der unter dunkler Kappe blonde Haare vorquollen.

Das Männlein erkannte mich nicht. ...



„Sie sehen, es hilft alles nichts, Herr Professor! Wenn's wirklich einen gibt, dem er die Zunge zeigt — dann wären Sie's!“

Lieber Simplicissimus!

Eine sehr große Autorität der ärztlichen Wissenschaft wird an das Bett einer alten reichen Dame gerufen. Dort sind die Erben bereits erwartungsvoll im Nebenzimmer versammelt. Der Geheimrat untersucht, kommt todernst aus dem Schlafzimmer heraus und fragt: „Wer vertritt die Familie?“ Als sich ein geschäftiger Herr meldet, führt er ihn zur Seite und flüstert ihm zu: „Bereiten Sie die Verwandtschaft schonend vor. Sie wird bestimmt gesund.“

Amor und Psyche

(E. Schilling)



„Aber, Edith, Weihnachten ist doch das Fest der Liebe!“ — „Ich liebe ja auch die Perlenkette, die du mir geschenkt hast.“

Kundendienst

Ich frage am Schalter, ob es Sonntagsrückfahrkarten nach Putbus gibt.
Die Antwort: „Steht ja dran!“
Der Mann hat recht. Es steht da wirklich zu lesen. Ja, es gibt solche Karten.
Wann die Züge fahren? — „Um 6 Uhr 15.“
Das sei mir zu früh; ob noch mehr Züge fahren?
Grob: „Wenn Sie später fahren, haben Sie vom ganzen Tag nichts!“ und knallt das Fensterchen zu.

Auf der schwäbische Eisenbahn

Auf dem Bahnhof in B. waren im Nachtendienst nur zwei Beamte tätig — einer für Fahrdienst und Fahrkartenschalter, der andere, ein alter Unterbeamter, für Gepäckraum und Bahnsteigsperrung. Wenn ein Personenzug angemeldet war, schloß der Gepäckbeamte die Türe zur Vorhalle ab, damit nicht während seiner Abwesenheit Fremde in den Gepäckraum kommen konnten.
Eines Nachts — die Türe vom Gepäckraum zum Fahrdienstzimmer stand zufällig

offen — konnte der Fahrdienstleiter folgendes beobachten:
Der Gepäckbeamte schloß die Türe zur Vorhalle ab, um sich an die Bahnsteigsperrung zu begeben. Kaum ist er einige Schritte von der Türe weg, als jemand von außen die Klinke in Bewegung setzt, wohl um Gepäck oder Expreß aufzugeben oder abzuholen. Laut und zornig ruft ihm der Gepäckbeamte zu: „s isch neamerd do, i mach net uff“, und trabt an die Sperrung.

Lieber Simplificissimus!

Lisi ist ein Kind, das absolut auf realem Boden steht. Neulich sah sie mit ihrer Mutter illustrierte Zeitungen an. Auf einmal fragt sie: „Mutti, warum ist denn das Christkind so nackig?“ Die Mutter: „Weil die Maria so arm gewesen ist.“ Pause. „Ja, Mutti, so arm kann sie doch nicht gewesen sein, daß sie nicht einmal ein Hemd hat kaufen können.“ Die Mutter: „Doch, die Maria war so arm.“ Lange Pause, dann meint Lisi sachlich: „Wenn sie so arm war, dann wundert mich, daß sie sich so groß hat fotografieren lassen.“

Christmette

Von Georg Britting

Schwankt die schwere Türe auf:
Über den stillen, schneerewehten
Domplatz dringt ein Orgelschnauf.

Fromm erblickt das gelbe Gold,
flackernd Kerzen, bienenschwärmend,
Und ein weißes Sprühen rollt
In das Dunkel, lichterlärmend.

Jetzt: ein süßer Silberton
Steigt aus Knabenkehlen an,
Taubenbräutig, schwingt davon,
Flügelnd in die Sternennbahn.

Dem finstern, der vorn Tore steht,
Schneebeschüttelt, windumweht,
Pocht an das verschlossene Ohr,
Mächtiger schwillt an der Chor,
Kindheitswort, das Nacht verlor.
Ihm quillt unter der ergrauten Braue
Eine Träne, Knabengold,
Die der Wind holt, daß sie niemand schaue.

Weihnachtsmärchen

(R. Kriech)



„Warum hast denn grad so g'lacht, Franzl?“ — „Weils d' zu die Kinder g'sagt hast: ‚Pscht! 's Christkind!‘ «schwebt» durch den Raum!“

Bescherung bei Lloyd George

(Karl Arnold)



„Weil du die Sünden von Versailles wieder gutmachen möchtest, habe ich dir eine Friedenstorte gebacken. Leider ist sie von den sechzehn Jahreskerzen etwas sehr vollgeweint.“



Stimmungsbild aus Saarbrücken.

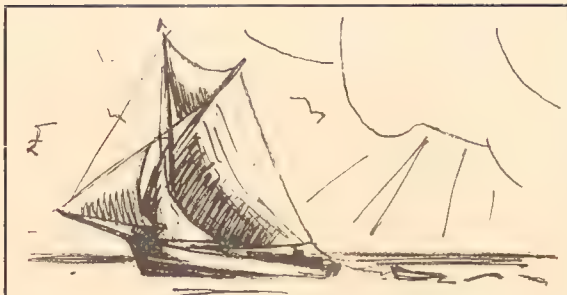
SIMPLICISSIMUS

Das alte zum neuen deutschen Jahr

W. helm Schu...



„Wenn du groß und stark werden willst, Kleiner, dann laß dir von fremden Onkels und Tanten nur ja keinen Brei ums Maul schmieren!“



Mit der nächsten Nummer beginnt das neue Quartal.

Sind Sie ein Freund unserer Zeitschrift?

Dann bestellen Sie den „Simplicissimus“

bei der Post — beim Buchhändler oder direkt

Vierteljahres-Abonnement RM 7.—

Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheck München 5802

Julius heiratet seine Witwe / Von Wilfried Tollhaus

Julius Schüttler war nach seiner Meinung von Jugend an schwer krank. Es kam ihm selbst wie ein Wunder vor, daß er die Sekundarstufe erreicht, seine Lehrzeit absolviert und später den väterlichen Tuchhandel übernommen hatte. Selbstverständlich durfte ein Mann wie er sich nicht heiraten, zumal er seine freie Zeit gänzlich zur Erhaltung seiner spärlichen Lebenskräfte brauchte. Morgens um sechs bekam er schon einen kalten Wickel, um sieben Uhr wurde er leicht massiert. Um sieben Uhr dreißig gab es eine Tasse Lindenblütentee und einen Zwiback, um acht Uhr eine halbe Tasse Kamillentee. Ab neun Uhr dreißig mußten trotzdem im Geschäft bereits chemische Auffrischmittel von ihm genommen werden, wenn er sich bis zur mittäglichen Rohkost hinschieben wollte. Der Abend wurde nach einem Spaziergang durch ein Viertel Lifer Pfefferminztee verschönt. Es folgten die Abreibungen, und dann beschloß in der Regel ein unschädliches Schlafmittel den Tag.

Es war nicht verwunderlich, daß Julius bereits in seinem fünfunddreißigsten Jahre wissen wollte, wann die Qual seines Lebens ende. Er begab sich zu seinem Hausarzt und beschwor ihn, er möge ihm die Wahrheit sagen. Der Alte geriet in Wut und wollte ihn hinaussetzen. Schließlich brüllte er ihn an: „Für sechs Monate reichen Ihre Kräfte bestimmt noch aus!“

Obwohl Julius großen Wert darauf gelegt hatte, das zu erfahren, machte ihn diese Mitteilung doch sehr melancholisch. Er wollte wissen, wie er sein Leben in dieser Zeit einrichten solle. Der weise Mediziner sagte, wenn er sich in der Lage von Julius befände, würde er alles essen und trinken, was ihm schmecke, und sich das Leben sehr angenehm machen.

An diesem Abend ging Julius Schüttler in eines der besten Restaurants der Stadt und bestellte sich Kaviar und eine halbe Flasche Sekt. Beides schmeckte ihm ganz ausgezeichnet. Er schlief sogar ohne Schlafmittel. Am nächsten Tag wagte er

Hühnerbrüsten mit Trüffeln und einen Bordsaux von 1900, abends gebakene Seesunge und Forster Kirchenasack, Riesling Auslese.

Da sah Julius erst, wie er betrogen war. Ach, das Leben hätte ja so schön sein können, wenn er nicht immer krank gewesen wäre! Und was hatte er nun von ihm gehabt? — Seine Genüsse verhielten sich zu denen der anderen wie ein gedrückter Rotkohlsaft zu den großen Kreszenzen Rothschild-Mouton-rouge.

Es war eine wehmütige Angelegenheit, nun gewissermaßen zum Abschied erst kennenzulernen, was einem bisher fremd und verschlossen geblieben war. Aber Julius wollte nicht feig sein. Er verheimlichte sich nichts, was er auf den Speise- und Weinkarten noch nicht kannte. Und wenn er zuerst eine halbe, später eine ganze Flasche von jenem verheerenden, aber äußerst angenehmen Gift in sich hatte, das der Mensch Wein nennt, dann wurde ihm wohl zumut wie allen, die unter Rauschmitteln stehen. Manchmal hätte er sagen können. Aber er kannte nur von seiner Mardazanzzeit her die „Liebesmühle“, und dabei mußte man auf die Stuhllehne klettern. Das wäre in guten Restaurants zu auffällig gewesen.

Während er nun weiter über seine Benachteiligung durch das Schicksal philosophierte, kam ihm auch der Gedanke, daß zu den ihm unbekannten Freuden ja auch die Liebe gehöre. Da stellte sich das Bild der reizenden Buchhalterin eines seiner Hauptkunden vor seine Seele. Sie hieß Erni Bock, war mittelgroß, durchaus nicht hager, wenn auch nicht üppig, natürlich, hatte hübsche rote Backchen, blaue Augen und ein süßes Mäulchen. Julius tat einen tiefen Schluck und fand, es sei unsäglich traurig, daß er nun sterben müsse und Erni Bock weiter am Leben bleibe.

Aber — schließlich — warum sollte er mit ihr nicht einmal kurz vor seinem Begräbnis gemeinsam gut essen?

So geschah es. Es war ein wundervoller Abend. Bei der Heimfahrt im Auto spürte

Wir müssen stehn —!

Der Wind weht scharf —
Die alten Jahre
rinnen ins Grab.
Was keine Schwere hat,
das geht mit ihren Wässern
jetzt auch hinab.

Schlagwetter drohn —
Die Wolken ziehen
dichter und trüber
unsern Türmen vorbei
in endloser Reih ...
Einmal sind sie vorüber.

Und ob wir schon wandern
in dümlem Tale —
die Ähre schallen!
Dürren nicht ruhen — heute — morgen,
wenn auch Mauern bersten
und Türme hinfallen.

Wir müssen stehn,
bis es helle wird
am Himmel einer neuen Zeit.
Es kommt ja ein Tag
nach jeder Nacht
in Ewigkeit.

Katarina Bosnyak

Julius, daß es sehr angenehm sei. Erni Bock dicht neben sich zu haben. Er beschloß, sich öfters diese letzte Freude zu gönnen.

Im Geschäft ordnete er nunmehr alles für den Fall seines Ablebens. Er sah erst jetzt, was für ein vermögiger Mann er war. Die Erben würden lachen. Um sich darüber zu trösten, mietete er ein Auto und fuhr an einem Sonntag mit Erni Bock über Land zu einem berühmten Strandbad. Erni sah im Badeanzug noch schöner aus als sonst.

Als sie nebeneinander in der Sonne im warmen Sand lagen, fragte Julius sie, ob sie seine Erbin sein wolle. Sie wäre ja aus der Branche und könne die Firma weiterführen. Da forderte Erni Auskunft, wann er zu sterben gedanke. Er antwortete: „In etwa drei Wochen.“

Nun lachte die niedliche Kleine unbändig und erklärte sich bereit, seinen Paus zu untersuchen. Er ließ es zu. Sie fand ihn in Ordnung. Dann beehrte sie sein Herz. Julius fühlte, daß es sehr unruhig wurde, aber angenehm unruhig. Er fragte, ob er auch ihr Herz behorchen dürfe. Es wurde gestattet.

Nunmehr wandte der Todeskandidat sein Gesicht seitwärts, damit seine nassen Augen nicht zu sehen waren.

Jetzt griff Erni Bock zu, legte ihn auf die Schultern und gab ihm einen Kuß. Das war äußerst angenehm.

Er schlug vor, schon möglichst nächste Woche zu heiraten, damit ihre Ehe wenigstens noch vierzehn Tage dauere.

Seine Witwe war einverstanden. Es läßt sich nicht leugnen, daß sich Julius es schon jetzt sehr wohl fühlte. Aber das konnte die Euphorie sein, jener Zustand, der bei Schwerkranken vor dem Sterben kommt. Er hätte den Arzt gern darüber befragt. Aber vielleicht würde der in seinem Falle Sterbilisation für notwendig gehalten haben. Das war jetzt sehr unerwünscht.

Die Hochzeit fand rechtzeitig statt. Erni benahm sich bezaubernd. Julius achtete

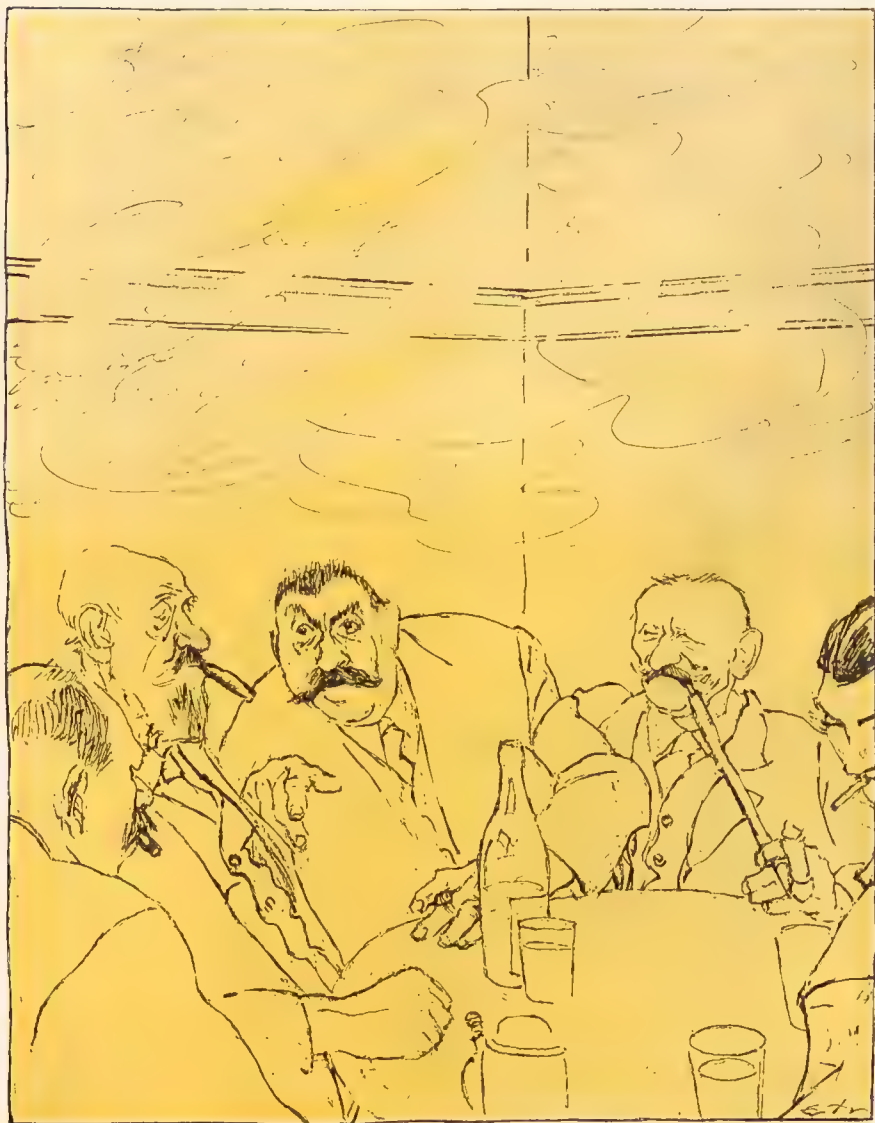
(Schluß auf Seite 474)

Weidmannsheil

(Karl Arnold)



„Und wann i gor nix dawisch' — an Rheumatis bring i g'wiß mit hoam.“



Dumme Gedanken hat Jeder, nur der Weise verschweigt sie.

Wilhelm Busch

Würfler

(N. Rubin)



Kaj du nur deine Würfel rollen!
Dein Federbecher ist nicht Gottes Schoß.
Einzig aus ihm, dem übervollen,
dem unberechenbaren, quillt mein Kos.

Sieh an der Wand die Uhr doch an: sie steht!
Aber bei Gott ist ewiges Bewegen.
Und was wir fluch benennen oder Segen
— aus einem letzten Muß kommt's hergeweht. Dr. Oetig

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplicissimus-Verlag, München Postfach. München 5802

Julius heiratet seine Witwe

(Schluß von Seite 470)

kaum darauf, daß der Todestag herangekommen und er trotzdem nicht gestorben war. Es vergingen drei Monate. Da flüsterte ihm Erni ein süßes Geheimnis ins Ohr.

Nunmehr nahm sich Julius doch ein Herz; denn die Verantwortung schien ihm jetzt zu groß. Er ging also zu seinem Arzt, der gar nicht verwundert war, daß er noch lebte, und schilderte ihm den Tatbestand. Der Alte erwiderte, er habe es ja gleich gesagt, daß seine Lebenskraft noch für sechs Monate ausreichen würde. Darauf sagte Julius, es sei jetzt neun Monate her, und er wäre sozusagen überfällig. Darauf fragte ihn der Onkel Doktor: „Sie haben doch nicht etwa verstanden, daß Sie nur noch sechs Monate leben würden? Ihre Konstitution hat den ganzen Unfug, den Sie ihr seit Ihrer Jugend zumuten, ausgehalten. Die hält noch lange!“

Statt erfreut aufzuatmen, fand Julius, wenn das Leben so herrlich sein könne, wie er jetzt erfahren habe, dann müsse man es auch zu erhalten versuchen. Also: Zurück zur Abstinenz, zur Rökost! zu den kalten Wickeln!

Mit dieser Erkenntnis eilte er zu Erni. Die aber erklärte, er habe sie geheiratet, um sie zur Witwe zu machen. Alles, was er künstlich tue, um diesen Termin hinauszuschieben, sei gegen die Abrede. Auch wäre von keinerlei Abstinenz die Rede gewesen.

Das mußte Julius zugeben. Er begriff, daß er einen Wechsel unterschreiben hatte, den er nun als anständiger Kaufmann einzulösen verpflichtet war.

Als er sich darum bereit fand, sein angenehmes Leben weiter zu führen, erklärte ihm Erni ihrerseits, daß sie dann keinerlei Vorwurf erheben werde, wenn er trotzdem zu sehr hohen Jahren käme.

Darauf gab sie ihm einen Kuß, der genau so gut schmeckte wie jener, der ihn zur Heirat seiner Witwe veranlaßt hatte.

Anleitung zu einer Silvester-Bowle

*Saufen ist ein böses Laster,
denn es bringt die Gicht ins Bein.
Außerdem verzeht's den Zaster,
und es soll, wie der Konaster,
auch gesundheitschädlich sein.*

*Einmal abe. wird das Saufen
doch zum unbedingten Muß;
um das neue Jahr zu taufen,
muß man sich in Mengen kaufen
den geliebten Spiritus!*

*Füllt mit heißem rotem Weine
einen Kupferkessel gut
und legt darauf sorgsam eine
Feuerzange, die die Stelze
hält von einem Zuckerhut.*

*Darauf steig Arrak gleßen
und ein brennend Zündholz her!
Blaue Feuerzungen schließ
hoch, und Zuckerbäche fließen
glühend in das rote Meer.*

*Lampen aus! Hell lodern Flammen,
wenn man feiglich gleißt und rührt.
Und der Alltag bricht zusammen,
bis man seines Herzens Schrammen,
die sonst schmerzen, nicht mehr spürt –*

*Gieß die Feuer ins Gedärme
und vergiß, was freudlos war!
Trinke – lache – singe – schwärme –
und nimm deines Herzens Wärme
mit in dieses neue Jahr!*

Benedikt

Der künstliche Onkel

Von Weare Holbrook

Die Stunde der Dämmerung gehört den Kindern. Aber nicht Großmamas Stimme durchtönt mehr die schummerige Stube, sondern der Lautsprecher. Er weiß schier unglaubliche und nie endende Abenteuer von Helden zu erzählen, denen Bösewichter in mannigfacher Gestalt den Lebensfaden abschneiden wollen. Aber der Held, mag er nun gegen vergiftete Pfeile des Jahres 1600 oder gegen Todesstrahlen des Jahres 2600 ankämpfen, trägt stets den Sieg davon, und triumphierend regiert die Tugend zwischen fünf Uhr fünfzehn vierzig und sechs Uhr fünfzehn nachmittags.

Einige dieser Rundfunkhelden, deren Vorträge schon seit Jahren den Athor der Vereinigten Staaten aufwühlen, üben, obwohl unsichtbar, in manchen Heimen einen größeren Einfluß aus als das Familienoberhaupt selbst. Ihre Unsichtbarkeit scheint ihnen ein Ansehen zu verleihen, das bloße Eltern nur zu oft entbehren müssen. Papa mag die Kinder laut zurechtweisen und des Nachdrucks halber viele Male auf den Tisch schlagen. Die Wirkung geht oft zufolge des Umstandes verloren, daß die Kinder Papa dabei sehen können. Sie können sehen, wie sich die Brille auf seiner Nase seitwärts verschiebt und wie ihm seine Manschetten herunterrutschen. Sie wissen, daß Papa nur ein gewöhnlicher Herr in mittleren Jahren ist, der nie in seinem Leben einen Elefanten erlegt oder allein eine meuternde Schiffsmannschaft überwältigt hat. Sie wissen überdies, daß er Einwendungen zugänglich ist – besonders wenn Mama auf der anderen Seite ist. Aber sie können sich nicht mit einer körperlosen Stimme auseinandersetzen, die aus dem Lautsprecher auf sie eindringt.

Das ist das Geheimnis der Macht des Radiokonkels. Fast jedes Rundfunkstudio besitzt heute einen „Onkel“, der die Kinder durch Familienkung auf seinen Knien schaukelt und ihnen heitere und lehrreiche Geschichten erzählt. Mit elterlicher

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nennen alle Buchhaltungen, Zeitungsabschichte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. **Bezugspreise:** Der Einzelnummer **RM - 00** (abnehmender Vertrieb) **RM 7,-**; **Einzelpreis** für die 10 gesondeten Blätter-Zelle **RM - 20**; **Allseitige Anzeigenannahme:** **F. C. Mayer Verlag, München 2**, **Starkastrasse 11**, Fernsprecher **2954/49, 2954/55**; **Verantwortliche Schriftleitung:** **H. Müller, München - Vertreten für den Anzeigenteil:** **E. Galschauer, München**; **Herausgeber:** **Simplicissimus-Verlag G.m.b.H., Reichsstr. 10, München 1**, **Reichsdruckerei G.m.b.H., München 1**, **11600 (J.G.)**; **Erfüllungsört:** **München**; **Postcheck München 6802**; **Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart**; **Für** unverlangt eingekamte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. **Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.**

Abenteuer in der Silvesternacht

Auch diesmal feierte der alte Doktor Engelhardt Silvester auf seine absonderliche und einsiedlerische, nun schon seit vierunddreißig Jahren geübte Weise. Er war der lärmenden Fröhlichkeit der üblichen Silvesterfeiern ebenso abhold wie der falschen und schwächlichen Höflichkeit, in die das Gelächter dann oft umschlägt, wenn eine angetrunkene Gesellschaft die Fenster aufreißt oder auf die Straße hinaustritt, um von den Türmen die Neujahrglocken läuten zu hören. Beides, Lärmen und Gerührtsein, erschien ihm sinnlos und eines Mannes unwürdig. So hatte er also seine Wirtschafterin, nachdem sie ihm Gebäck und alles für eine gute Punschbowie Nötlige bereitstellt, zu ihren Verwandten beurlaubt und in seinem Arbeitszimmer sich niedergelassen. Hier tat er in behaglich stiller Zurückgezogenheit, wozu jeder Silvesterabend ihm willkommenen Anlaß bot: aus umfangreichen grünen Mappen nahm er die Ereignisse des zu Ende gehenden Jahres und ließ sie noch einmal Revue passieren. Was immer Wichtiges geschehen war in den zwölffünfzig Wochen, lag da in Wort und Bild aus Zeitung und Zeitschrift ausgeschnitten und sorgfältig gesammelt vor seinem Blick: rückschauend erlebte er noch einmal, was ihn und die Welt in den verflorenen zwölf Monaten bewegt hatte. Es war, wie er es bei sich nannte, eine Art Inventur, eine Bestandsaufnahme und ein Rechenschaftsbericht. Plötzlich, es hatte eben halb zwölf geschlagen, ertönte die Flurklingel. Er wollte zunächst nicht öffnen; als es aber immer

heftiger und dringender ein zweites und drittes Mal läutete, ging er, unwillig über die Störung, zur Tür. Draußen stand ein Mann mittleren Alters, der höflich, aber mit seltsam eindringlichem Ton ihn zu sprechen wünschte. Doktor Engelhardt ließ den Fremden in das Arbeitszimmer eintreten und forderte ihn auf, Platz zu nehmen; dann fragte er ihn nach seinem Begehren. Der späte Besucher zögerte ein paar Augenblicke und spielte mit den Fingern am Schloß der Aktentasche, die ihm auf den Knien lag; endlich sagte er, ohne auf die Frage zu antworten: „Sie machen, wie es scheint, Inventur, Herr Doktor?“ Doktor Engelhardt hob überrascht den Kopf.

„Eine Spielerei, eine Marotte von mir!“ antwortete er dann entgegenkommender, als es seine Absicht diesem zudringlichen Fremden gegenüber war. „Aber was wünschen Sie hier nachts drei Viertel zwölf?“ „Ich möchte Ihnen die Zukunft zeigen, oder wenigstens die Ereignisse des kommenden Jahres. Das wird Sie doch sicher interessieren?“

Und schon brachte er, ohne Zustimmung oder Ablehnung abzuwarten, aus seiner Aktentasche Mappen hervor, denen ganz ähnlich, die auf dem Arbeitstisch lagen, und brotete ihren Inhalt von Zeitungsausschnitten und Bildern vor dem Doktor Engelhardt aus. Ein Irrer, ein Taschenspieler, ein harmloser Betrunkenen? Aber in seinem Wesen lag etwas, das Widerspruch nicht aufkommen ließ, und zugleich nahm ein seltsamer Zauber gefangen. Und so rückte der Doktor Engelhardt näher, und der fremde Gast begann: „Sehen Sie, Herr Doktor, hier hätten wir Mitte Januar zunächst das Ereignis, von dem die ganze Welt sprechen wird...“

Blatt um Blatt wurde umgewendet, Bild auf Bild zog vorüber: das kommende Jahr lag, schon Dokument und Geschichte geworden, offen hingebreitet mit allen seinen Geschehnissen, seinen Ängsten und Freuden. Während die monotone Stimme des Fremden vorlas, schlug das Herz seines Zuhörers oftmals schneller, und oft drohte es stillzustehen, wenn Wolken alzu dunkel drohend sich auftrüben. Noch nicht gelebtes Leben drängte schattenhaft und erregend heran; Tatsachen, auf die er nicht gefaßt gewesen, standen plötzlich klar und selbstverständlich in Schlagzeilen und Momentaufnahmen vor ihm. Doch diese vorweggenommene Zukunft hatte trotz der Reportage- und Photowirklichkeit, mit der sie auftrumpfte, etwas Unwirkliches an sich wie Gestalten und Ereignisse eines Traumes. Sie war nicht allmählich aus der Gegenwart gewachsen, nicht durch tausend Fäden erkennbar mit dem Ich verknüpft, sondern stellte fremd und hart sich ihm entgegen, kalt auch dann, wenn sie Erfreuliches brachte.

Doktor Engelhardt fröstelte.

Er fuhr zusammen. Eben begannen die Glocken zu dröhnen, und auf der Straße schrien die Leute.

Auf seinem Schreibtisch lagen die grünen Mappen mit den bekannten Worten und Bildern des nun vergangenen Jahres.

War hier nicht eben noch das Kommende gegenwärtig gewesen?

Er suchte sich zu erinnern, aber es gelang ihm nicht. Alles war verschwunden wie Rauch. Nur das Gesicht des Fremden tauchte aus dem Dunkel. Es war ernst; doch um den Mund stand ein Lächeln.

Er nahm es für ein Gleichnis des Jahres, das eben begonnen hatte.

Hans Seiffert

Grundsätze

(R. Kriesch)



„Rasch, vorm Silvesterläuten woll'n wir noch einen heben!“ — „Meinetwegen, Fritz! Aber das ist für dieses Jahr das letztemal, daß gebummelt wird!“



„Nicht wahr, gnädige Frau, wir wollen doch im neuen Jahr die alten, guten Freunde bleiben?“ — „Gewiß, aber alzu langweilig sollte es auch nicht werden!“

Mann im Mantel kauft ein Buch

Von Fritz A. Mende

Auf der Dorfstraße geht ein Mann. Rechts und links bellen Hunde: kettenrasselnd, geifernd, böse bellen sie. Zwei Zugochsen wenden träge die tiefenden Mäuler. Mit wahrhaft filmischem Augenaufschlag stieren sie nach dem Mann, der da die Dorfstraße entlang geht. Aber nicht nur die Tiere werden aufmerksam. Die Mägdle schauen, die Weiber heben die Köpfe, die Greise nehmen die Pfeifen aus dem Mund, die Kinder stecken die Finger in den Mund. . . .

So ist das, wenn ein Mann auf der Dorfstraße entlang geht, ein fremder Mann. Die Hunde schnuppern den sonderbaren Geruch, die Ochsen glotzen, die Gedankenmühlen der Menschen zermahlen langsam das Körnchen Befremdung, das der fremde Mann hineingeworfen hat. Achtung vor dem Lebendigen, Schau vor dem Atmenden, neugieriger Hauch des „Wer-bist-du?“ treffen den einsamen Wanderer.

So ist das, wenn . . . nein! So wäre das, wenn der Mann auf einer Dorfstraße entlang ginge. Aber er tut es nicht, der Trottel. Auf einer Großstadtstraße muß er, der Stadtgeborene, entlang pilgern. Einen Mantel hat er an, darunter wahrscheinlich Hose, Weste, Jacke. Auf dem

So se snaken

Dorfmunder Platt

Se kömmt nich vüß, se wiet nich vüß,
se kömmt duof ems, se wiet duof eins:
te snaken.

Dat ðß nu sau, dat kenne it all,
dat geiht dat ganze Joahr hendal
met snaken.

Schriift du en Lied, neihst du ne Bür,
et hebb duof ämmer: dat ðß nig,
bin snaken.

Schüßst Kuoldamp du, läßtst du di fati,
dat ðß se glüß, se wiet duof wat
te snaken

un döriobrechn und utloppann,
op man di wat verbiestern fann
bör snaken.

Da fass du maten, wat du wofft,
de Ruern de fimm duof stets en Poff.
So se snaken!

So se snaken, si nich ful,
de Lü de floppst du boll dat Ziffal
met maten.

© 1918 Paul Scheurich

Kopf trägt er einen Hut. Daß wir unseren Mann nicht aus den Augen verlieren! Die Großstadtstraße ist belebt. Hundert Mantel, hundert Hüte . . . Dazwischen — eine Ameise unter Ameisen — der Mann, den wir meinen. Rechts und links bellen die Motorräder, die Kettenhunde der Städte, fauchend, knirschend bellen sie vorbei. Autos schießen böse Bütze aus ihren gläsernen Augen auf ihn. Die Menschen haben es eilig und rennen ihn unsanft an. Was ist schon ein einzelner Mann in einer Großstadtstraße . . . Ein noch nicht stattgefundener Verkehrsunfall, mehr nicht. Einer, den die Reklame anbrüllt. „Kaufen Sie einen Mantel!“ Nein, den hat er schon. Oder vielleicht eine Badewanne? Eine Schlafzimmereinrichtung? Eine Schreibischlampe? Eine Schachtel Schokolade für die Frau Gemahlin? Nein! „Schade, mein Herr. Beehren Sie uns bald wieder!“ Schaufenster lächeln einladend — wie frivole Damen. Im Hintergrund schnarren die Ladenkassen.

Ja, was ist das nur für ein Mann, der keine Badewanne kaufen will und keine Schachtel Schokolade für die Frau Gemahlin, den die Motorräder umbellen und die Schaufenster anlächeln . . . Trägt er das Gesicht der Erfolgreichen? Ist er Beamter in gehobener Stellung? Börsenfirst? Generaldirektor? Autobesitzer? Ist er ein Filmstar? Ein Fußballspieler? Nein, leider nein. Er ist nur ein — wie bitte? — ach, da meine Güte. Was ist er? Ein Schriftsteller. Die



„Entsetzlich, diese Kälte, einfach nicht auszuhalten! Das ist ja, ich weiß gar nicht, wie ich sagen soll, das ist . . .“ — „Sport, mein Lieber!“

Schauenfester lächeln nicht mehr. Die fri-volen Damen sind beleidigt. Die Motor-räder knattern ein meckerndes Lachen. Ein Schriftsteller . . . Wo hat der Kerl den Mantel her . . . Im Kaffeehaus gefunden, was? Eine verdächtige Nummer . . .

Vor einer Buchhandlung bleibt der Mann stehen. Bücher. Bücher. Das Schauenfester umarmt mit gläsernen Armen das gesta-pelte Wort — in Halbleder, in Ganzleder, in Leinen, in Pappe. Aber es ist ein Schauenfester. Es muß einladen, es muß lacheln. Deshalb steckt an jedem Buch ein Schildchen. Hundert Bücher, hundert Schildchen. „Statt sechs Mark nur ein-sünfzig“ „Statt siebzehn Mark nur vier Mark“ „Statt — statt — statt . . . So und ähnlich lautet das, was auf den Schildchen zu lesen steht. Gelegenheits-käufe: „Hier noch einmal der gute Ro-man“: „Die großen Philosophen billig wie nie!“

Der Mann im Mantel schaut auf diese zu-hammengedringte Orgie verramschter Ge-hirne. In seinem Gesicht verändert sich nichts, noch nichts. Aber auf einmal werden seine Augen größer. Er starrt auf ein Büchlein, links in der Ecke. Ganz neu ist es, sauber in Leinen gebunden. Was steht denn auf dem Büchlein, daß der Mann so große Augen macht? Wie heißt denn der Titel? „Erinnerung an Liselotte.“ Geschichte einer sehnsüchtigen Jugend von Rudi Weghalter . . . Das Büchlein im Leinenkleid trägt wie alle ein Schildchen. Darauf steht: „Statt vier Mark nur fünfzig Pfennige!“ Der Mann schließt eine Se-kunde lang die Augen. Dann drückt er die Klinke der Ladentür herab und tritt ein. „Was wünschen Sie, bitte?“ „Sie haben . . . ehem . . . drauhen im

Schauenfester „Erinnerung an Liselotte“ von Rudi . . . ehem . . . Weghalter. Könnte ich das Buch haben?“ „Jawohl, selbstverständlich. Ich nehme es Ihnen sofort heraus.“ Pause.

„Fünfzig Pfennige kostet es. Früher vier Mark?“ sagt der Verkäufer. Die Ladenkasse schnarrt. „Vielen Dank, mein Herr. Beehren Sie uns bald wieder.“ Der Mann — das Buch zärtlich in der Hand — geht durch viele Großstadtstraßen. In irgendein Haus geht er hinein, zieht Schlüssel aus der Tasche und schließt eine Tür auf.

„Frau Pacher!“, ruft er. „Frau Pacher! haben Sie bei mir Feuer gemacht?“ Frau Pacher kommt aus der Küche. „Ja, wohl, Herr Weghalter. Schon vor einer Stunde.“

„Danke schön.“ Herr Weghalter geht in sein Zimmer, legt das Buch zärtlich auf den Tisch und zieht den Mantel aus.

Dann greift er wieder nach dem Buch und öffnet das Ofentürchen. Glühende Luft stößt heraus. Liebkosend fahren die Finger des Mannes über den Leinen einband. Liebkosend blättern sie durch die Seiten. Ein Schildchen fällt heraus. „Statt vier Mark nur fünfzig Pfennige.“ Das Schildchen wandert nicht ins Feuer, aber Seite eins, Seite zwei, Seite für Seite . . . Sie vergehen in der sauberen Flamme des Ofens. Zuletzt kommt der Einband, der schöne Leinen einband.

Der Mann starrt in die kleiner werdende Glut. Ein paar verkohlte Papierreste knistern durch den Schornstein.

Während der Mann das Ofentürchen schließt, fühlt er, wie sein Gesicht glüht. Er geht durchs Zimmer und bleibt vor einem Bild stehen. Lange steht er davor. Es ist eine Bleistiftzeichnung, ein Mäd-chenkopf, umgeben von einem schmalen, glatten Silberrahmen. Zwischen Rahmen und Glas ist ein kleiner Spalt, gerade breit genug, um ein Papp-schildchen hineinzuschieben. Der Mann hat ein passendes Schildchen. „Statt vier Mark nur fünfzig Pfennige“ steht darauf. Er klemmt es vor den Mäd-chenkopf. Dann lacht er ein bißchen. Welt fort ist er. Irgendwo auf einer Dorfstraße. Die Hunde bellen, und die Mägde schauen. Ein kleines Kind steckt den Finger in den Mund. Und die Motorräder sind plötzlich ausgestorben.

Lieber Simplicissimus!

Feldlager bei Verona 1859. Hochadelige Reiteroffiziere spielen Einundzwanzig. Es geht um sehr große Beträge. Unter den Zuschauern ist auch ein Geistlicher. Dieser wirft bei einem sehr hohen Einsatz plötz-lich seine Mütze auf den Haufen der ge-balten Banknoten und ruft zum Zeichen, daß er an dem Spiel teilnehmen und die Bank sprengen will: „Hoppi!“ Der junge Bankhalter, ein Graf Esterhazy, reicht ihm belustigt eine Karte. Der Geistliche ver-lieert. Er setzt die Kappe wieder auf, salu-tiert und sagt: „Ich bin der griechisch-unterte Feldpater Murezan, hab' kein Geld, bitte, mich hinauszuschmeißen.“

Wie man's nimmt Der Optimist

(Olaf Gulbranson)



„Wat, die Windeln haste voll? Is ja herrlich, funktioniert ja alles tadellos!“

Der Pessimist



OLAF GULBRANSON 34

„Na, da haben wir die Bescherung! Ick hab' die Neese voll!“



„Prost, trink mal, Mädchen!“ — „Danke — ich bin heuer bei den Frontkämpfern eingeladen!“

SIMPLICISSIMUS

Deutschland—Frankreich

(Karl Arnold)



„Der Schnee wäre kein Hinderungsgrund, Madame, wenn wir uns wirklich zusammensetzen wollten.“

Demeter

(K. Bössing)



Der Laden geht nicht

Von Rudolf Schneider-Schelde

„Ich weiß nicht, was das ist“, sagte der junge Mann, der seit vierzehn Tagen im Geschäft war, „unser Laden geht nicht.“ „Unser Laden?“ sagte der Chef, „Ich denke, das ist immer noch mein Laden.“ „Gott sei Dank!“ sagte der junge Mann, „Ich finde also, daß Ihr Laden nicht geht.“ „Seien Sie nicht frech“, sagte der Chef. „Ich hatte mir das anders vorgestellt“, sagte der junge Mann. „Es wird an Ihnen liegen“, sagte der Chef. Der junge Mann lächelte. „Warum lächeln Sie?“ fragte der Chef gereizt. „Ich lächle nicht“, sagte der junge Mann. „Aber Sie haben gelächelt.“ „Das ist möglich“, sagte der junge Mann, „aber dann hätten Sie fragen müssen, warum ich gelächelt habe, nicht, warum ich lächle.“ Als Sie fragten, lächelte ich nicht mehr.“ „Lassen Sie mich in Ruhe!“ sagte der Chef. „Ich weiß, warum der Laden nicht geht“, sagte der junge Mann, „er geht nicht, weil Sie zu ungenau sind. So ungenau, wie Sie mich gefragt haben, so ungenau bedienen Sie die Kundschaft. Wenn eine Dame ein kornblumenblaues Band haben will, dann verkaufen Sie ihr ein himmelblaues. Klar, daß Sie dann nicht wieder kommt.“ „Was bilden Sie sich eigentlich ein?“ sagte der Chef mit hochgezogenen Stirn. „Ich wundere mich nur über meine Geduld, mit der ich Ihnen zuhöre. Ich werde Ihnen sagen, warum der Laden nicht besser geht. Er geht nicht besser, weil Sie zu genau sind. Wenn eine Dame ein himmelblaues Band wünscht, dann schicken Sie sie

Auch ein König aus Morgenland

Von Katatöstr

Könige gibt's nur noch wönige, § 3. den von Siam. Über der kommt nicht zu Mariam und zu dem neugeborenen Christi. Denn erstens ist er ein Buddhist, ein gelber, und zweitens braucht er sein Gold für sich selbst und zwar in England, wohin er entflohen vor dem etwas wacklig gewordenen Thron. Jüngst kamen nun etliche Unterthanen, um ihn an seine Pflicht zu gemahnen, hatten fe's Blut mit ihrem Eodrus: „Kehre zurück!“ Sie gingen ihm fäuflich um den Bart und haben den Weibfrauch gewiß nicht gepart ... Aber — der Has bleibt doch lieber im sicheren Haber. Und da tut er recht: Ein Königim Morgenland? Liebereim Auchsi! Und noch lieber ein Privatsifmus mit stattlicher Rente und weit vom Schuß! Ich jedenfalls sagte, wenn man mich früge: „Dagoben in Bangkok gibst's schon zur Gnüge!“

wieder fort, weil Sie der Ansicht sind, daß wir keines haben, das diesem Farbton entspricht.“ Der junge Mann lächelte und sah sich ironisch um. Der Streit fand in einem kleinen Käfig hinten im Laden statt, der als Büro bezeichnet wurde. Als der junge Mann sich umsah, bemerkte er eine Dame vorn im Laden, die offenbar schon seit einiger Zeit wartete und sich ungeduldig die Zeit vertrieb. Auch der Chef sah sich um und sah die Dame. Er sprang auf und sagte zu dem jungen Mann: „Da haben wir's. Während Sie hier quatschen, wartet draußen die Kundschaft.“ Der junge Mann wollte eilig aus dem Verschlag hinausstürzen. „Bleiben Sie!“ sagte der Chef, „Ich bediene die Dame selbst. Sie können zu sehen und was dabei lernen.“ Er stürzte nach vorn, und der junge Mann sah ihm vom Verschlag aus zu. Es wurde mehreres geredet. Die Dame wickelte etwas aus. Dann fing der junge Mann zu lächeln an. Nach einer Weile kam der Chef mühsam nach hinten, warf ein Stück blaues Band auf den Tisch und sagte: „Umtausch.“ „Warum?“ fragte der junge Mann. „Die Farbe paßt nicht“, sagte der Chef. „Sehen Sie“, sagte der junge Mann, „ich wette, daß Sie das Band verkauft haben.“ „Fiel mir nicht im Schlaf ein“, sagte der Chef. „Warum paßt die Farbe nicht?“ fragte der junge Mann. „Warum? — Es sei himmelblau, und sie habe kornblumenblaues verlangt.“ „Sehen Sie!“ sagte der junge Mann wieder. Er nahm das Band zur Hand und stellte fest: „Es ist ja auch keineswegs kornblumenblau, obwohl es nicht ein ausgesprochenes Himmelblau ist.“ Er legte das Band wieder hin und sagte nochmals: „Sehen Sie: darum geht der Laden nicht.“ „Wollen Sie nicht lieber die Sache in Ordnung bringen, anstatt mich hier anzudöseln?“ sagte der Chef und ließ sich in seinem Kontorstuhl nieder. „Ich dachte, Sie machen es selbst“, sagte der junge Mann, aber er ging schon, und nun sah ihm der Chef vom Käfig aus zu. Es wurde wieder mehreres geredet. Der junge Mann holte große Schubladen mit Bändern herbei und verglich die Farben. Er zuckte die Achseln, schüttelte den Kopf und nahm der Dame jedes Band wieder fort, zu dem sie sich entschließen wollte. Zuletzt ging er an die Ladenkasse, gab ihr Geld zurück, und sie schritt mit schnippischer Miene an ihm vorbei und hinaus. „Nun?“ sagte der Chef mit verhaltener Wut, als der junge Mann wieder zu ihm in den Käfig kam. „Wir hatten die passende Farbe nicht“, sagte der junge Mann. „Wir haben zwar allerhand Töne Blau, aber —“ Der Chef unterbrach ihn. „Sie brauchen nichts zu erzählen“, sagte er, „Ich habe alles beobachtet. Sie sind der unfähigste Verkäufer, der mir je vorgekommen ist. Sie haben der Dame ja förmlich vom Kaul abgeraten. Sehen Sie!“ sagte nun er, „darum geht der Laden nicht besser. Wir haben siebzehn Nuancen Blau, ich weiß genau, daß der passende Ton darunter ist.“ „Warum haben Sie dann der Dame nicht von vornherein den richtigen verkauft?“ sagte der junge Mann. „Es wäre einfacher gewesen, und Sie hätten die Kundschaft nicht verloren.“ „Sie haben die Kundschaft verloren“, schrie der Chef. „Nein, Sie haben die Kundschaft verloren“, sagte der junge Mann. „Schweigen Sie!“ brüllte der Chef. „Ich würde Sie fristlos entlassen, wenn Sie mir nicht leid täten. Und was soll ich mit dem abgeschnittenen Fetzen anfangen?“ fragte er dann und schwang das Stück Band hin und her, das die Dame zum Umtausch mitgebracht hatte. „Hängen Sie sich damit auf!“, sagte der junge Mann und drehte sich verärgert um. Er sah in den Laden hinaus und bemerkte, daß vorn ein Herr stand, der offenbar schon seit einiger Zeit wartete und ungeduldig mit den Knöcheln auf dem Ladenstisch trommelte. Auch der Chef bemerkte es in seinen Gedanken. „Ein Kunde“, sagte er unwillig, „und Sie stehen hier herum, anstatt zu bedienen.“ (Schluß auf Seite 484)



„Fabelhafter Achtersteven! Na, da leg man bei, Jochen!“



„Die Friedenspreise hätten wir jetzt — fehlt nur noch der Friede.“

Der Laden geht nicht

(Schluß von Seite 482)

„Bitte!“ sagte der junge Mann mit einer deutlichen Handbewegung.

„Ich denke nicht dran“, sagte der Chef. „Gehen Sie augenblicklich nach vorn und bedienen Sie!“

„Ich denke nicht dran“, sagte auch der junge Mann. „Glauben Sie, ich will mir nachher wieder Grobheiten machen lassen?“

„Ich werde doch noch von Ihnen verlangen können, daß Sie einen Kunden bedienen!“ sagte der Chef empört.

„Darum handelt es sich nicht“, sagte der junge Mann. „Als ich vorhin bedienen wollte, haben Sie gesagt, Sie machen es selbst, und ich soll zusehen. Bitte, ich werde wieder zusehen.“ Er war dem Weinen nahe.

„Na, hören Sie“, sagte der Chef einlenkend. „schließlich sind Sie doch dafür da.“

„Ich weiß“, sagte der junge Mann, „und

niemand wird mir vorwerfen können, daß ich nachlässig in meiner Pflichterfüllung bin.“

„Das wirft Ihnen doch auch niemand vor“, sagte der Chef. „Mein Gott, ich bin ein Hitzkopf. Sie müssen mich nehmen, wie ich bin. Wir vertragen uns doch sonst ganz gut. — Kommen Sie“, sagte er und boxte den jungen Mann vertraulich in die Seite. „gehen wir miteinander lieber zusammen raus, wir werden uns doch nicht mehr streiten.“

Der junge Mann lächelte versöhnt, und sie gingen beide aus dem Käfig heraus, im selben Augenblick, in dem der Kunde, dem es zu lang gedauert hatte, den Laden mit einem gerauschnollen „Unerhört!“ wieder verließ.

„Da haben Sie’s!“ sagte der Chef aufs neue verdrießlich.

Der junge Mann sagte zunächst nichts. Nach einer Weile jedoch, als der Laden leer blieb, sagte er: „Ich weiß nicht, was das ist. Der Laden geht nicht.“

Lieber Simplicissimus!

Müller und Schulze gehen von der Arbeit heim.

Müller trifft einen Bekannten, mit dem er einige Worte wechselt.

Beim Weggang sagt der Bekannte zu Müller: „Gieß mir auch dei Frau un dei Kinder!“

„Ja“, lächelt Müller und geht weiter. Schulze erstaut sich: „Aber du hascht doch gar kei Frau un kei Kinder.“

„Nei“, sagt Müller gottergeben, „aber ich will doch kein Streit habe.“

Ulrich, ein Schwabenbublein, sleht zum erstenmal einen Mönch. Sehr aufmerksam betrachtet er den Mann in der braunen Kutte, dessen Haupt ein braunes Käppchen ziirt, und sagt dann in verächtlichem Tone: „Des ischt kei scheene Frau!“

Jugendlegende / Von Anton Schnack

*Ich habe meine Jugend in Hammelburg an der Fränkischen Saale zugebracht
(1856 war dort zwischen Bayern und Preußen eine von uns Knaben nachgehakte
Rückzugsschlacht.)*

*Es zählt an die 3000 Einwohner, Krämer, Beamte und Bauern
Und war eine alte Stadt mit Wachtürmen, Bastionen und Mauern.*

*Ich denke der vielen Geheimnisse, die mich damals betrafen:
Ich wurde vor allem pubertätlich und konnte des Nachts nicht schlafen.*

*Betäubend quoll in den Frankensommern aus den Wäldern der Dunst von Harz.
Wie war ich glücklich, sah ich in der Malandacht die Jungfrau Barbara Schwarz!*

*Im Urteil der Leute und Lehrer war ich entsetzlich dumm:
Denn ich fiel zweimal durch auf dem kleinen Bauernbürgelymnasium.*

*Da hab' ich gewacht: denn am Morgen drohten Mathematik und Latein.
Da hab' ich geweint: denn im September kamen vom Flusse herrliche Wasser-
dünste herein.*

*Da hatte ich Herschklopfen, wenn es die Treppe zum Klassenzimmer hinaufging
Oder wenn mich auf einer Waldbank Maria mit Kuß und Rüte schüchtern umging.*

*Dort war ich Indianer, den Karl May rumorte wie Gift und Schicksal im Blut,
Alle Wälder gehörten mir, alle Nüsse und Äpfel und in den Büschen die Vogelbrut.*

*Und es säte die Nacht Sterne und Mond, und es regnete grau, und es schwall
Der Fluß im Frühling an, daß sein Rauschen herauf bis in meine Jugend-
schmerzen erscholl.*

*Da saß ich unter dem Dach und schrieb statt Griechisch mit roter Schrift
Gedichte von meiner Qual, von Träumen, Weibern, Dolchen und Gift.*

*An einem gürenden Märzabend wollte ich der Demut der Kleinstadt entfliehn.
Um mit Rucksack und sieben Mark in ruchlose Abenteuer zu ziehn.*

*Da sah ich den Vater mit bekümmertem Gesicht, versteint, am Fenster stehn.
Es schossen mir Tränen ins Auge, ich stockte und konnte nicht weitergehn.*

Vom Grafen Zeppelin

Es war um die Jahrhundertwende, vor dem Aufstieg seines ersten Luftschiffes. Der Graf, der schon damals im „Deutschen Haus“ zu Friedrichshafen wohnte, fuhr von dort des öfteren nach seinem in der Nähe von Konstanz, jedoch auf schweizerischem Boden, bei Emmishofen, gelegenen Gute Giersberg. Dahin wählte er meist den näheren Weg über Romanshorn, wo er mit seinem kleinen „Köfferchen“ auch den Zollbeamten wohlbekannt war. Da er nie etwas Zollpflichtiges bei sich hatte, unterblieb bei ihm

meist eine Gepäckrevision. Nun war aber dort eines Tages ein neuer Zollbeamter aufgezo-gen, der den Grafen nicht kannte. Letztterer, auf sein Bekanntsein pochend, wollte schnell durch die Revisionshalle flitzen, um den wartenden Schaffhauser Zug zu erreichen. Doch der neue Zöllner hielt ihn scharf zurück, was der Graf mit der kurzen Bemerkung: „Sie kennen mich wohl? Graf Zeppelin!“ quittierte. Aber der pflichteifrige Zollbeamte ließ sich nicht von seiner Vorschrift ablenken, sondern erwiderte dem Grafen in schönstem Schweizerdeutsch und mit großem Nachdruck: „Zöbbele hin, Zöbbele her, das ischt präzis glich! Sö mänd eunfach 's Köfferli ufma-che!“ C. B.

In der Verlegenheit

(Paul Scheuerfeld)



„Sie sehen täglich jünger aus, Doktor!“ — „Ach nein? Und dabei sind wir zusammen alt geworden!“

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko **Simplicissimus-Verlag, München Postfach. München 5802**

Die Versuchung / Von Ernst Handschuch

Der alte Dorfschmied Kwaßler galt wohl als ein ruhiger, polternder Geselle, und wenn er einen über den Durst getrunken hatte, konnte man es auch schon glauben. Aber im Grunde seines Wesens war er doch ein besinnlicher Mensch. So saß ich eines Abends einmal mit dem jungen Ortpfarrer in unserer Stammkneipe und sprach mit ihm über den Begriff der Sünde. Weil unsere Meinungen voneinander abwichen, unterhielten wir uns vielleicht lauter als sonst, jedenfalls derart, daß uns Kwaßler, der einige Tische von uns entfernt allein vor einem Glas Wein saß, gut verstehen mußte. Denn als wir in unserer Unterhaltung gelegentlich ein wenig verschneuten, um später unsere Ansichten um so eindringlicher vertreten zu können, kam der alte Schmied plötzlich an unseren Tisch herangetreten und fragte, ob er zu der Sache, die wir verhandelten, nicht auch etwas erzählen dürfe. Es wäre eine ganz kleine Geschichte, aber sowohl er jetzt schon aus unserem Gespräch entnommen habe, könnte sie womöglich zur Klärung der eintägigen Frage beitragen.

Der Pfarrer lächelte gütig und bat den Schmied sich zu setzen. Ich selbst verhehlte mein Erstaunen nicht und wartete gespannt auf das, was der große, starke Mann uns erzählen wollte. Der aber hatte es gar nicht eilig. Er holte gemächlich sein Glas herüber, bestellte sich beim Wirt eine Zigarre, schnitt sie umständlich ab, zündete sie noch umständlicher an und begann erst zu berichten, nachdem er zwei oder drei tiefe Züge getan hatte. „Ich mag damals zweiundzwanzig Jahre alt gewesen sein, als ich aus Italien, wo ich etliche Monate getippt war, nach Kärnten kam. Den ganzen Tag über war ich schon gelaufen, bergauf, bergab, talein, talaus, ohne daß ich in ein Dorf oder Gehöft gekommen wäre. Mein Hunger war gewaltig, mein Berliner aber schon seit Tagen leer. Sie können sich daher denken, wie ich mich gefreut habe, als ich spät nachmittags auf einer

Anhöhe ein großes Bauerngut liegen sah, an dem überdies meine Straße in langen Windungen vorbeiführte. Nach gut einer Stunde stand ich im Hofe des stattlichen Anwesens. Ich klatschte in die Hände und rief laut nach Bauer und Bäuerin; doch alles blieb ruhig. So wartete ich eine Zeitlang. Schließlich ging ich, weil sich immer noch niemand zeigte, von Tür zu Tür. Im Stall war niemand, die Futterstube war leer, in der Scheune blieb es still und im Backhaus auch. In der Küche des Wohnhauses endlich fand ich eine alte Frau. Obgleich der Raum ziemlich hell war und sie mir

Nach den Festen

*Nun ist auch Neujahr überstanden,
und du bist völlig ruiniert;
die letzte Mark kam dir abhanden,
als dir der Post-Mensch gratulierte.*

*Erst Weihnachten und dann Silvester
und dann auch noch der Ultimo —:
das war ein bißchen viel, mein Bester,
und pleite bist du sowieso.*

*Mit fiebrig tätigem Gehirne
starrst du trübselig in die Welt
und kratzt dir deine Denkerstirne:
„Wie schaff' ich Geld — wie schaff' ich Geld —?“*

*Das ist, weiß Gott, ein komplizierter
und fast schon hoffnungsloser Fall!
Nie warst du restlos-ruiniert
— und nun beginnt der Karneval — — —!*

Benedikt

das Gesicht zukehrte, schien sie mich nicht zu sehen; denn sie fuhr in ihrer Beschäftigung vor dem Tisch ruhig fort. — „Grüß Gott, Bäuerin“, sagte ich und ging einen Schritt auf sie zu. „Oh, mei“, erschrak sie freudig, „dös is ja der Steffi. — Dös is aber schön, Steffi, daß du di amal wieder segläst. Kumm, setz di.“ Sie nimmt mich bei diesen Worten liebevoll an den Schultern und drückt mich auf einen Stuhl. Jetzt erst bemerke ich, daß die Alte so gut wie nichts sieht und mich mit einem ihrer Bekannten verwechselt. Gleich will ich ihr sagen, wer ich bin, und ihren Irrtum aufklären, aber schon hält sie meinen Kopf und streichelt mich mütterlich. — „Bist so lange aus geblieben, Steffi, grad wo dei Vadder so krank is. Wie geht es ihm? — Wärscht schon eher ma kummen, hätt' ich dir was mitgeben für ihn. Hatte ich bis dahin noch den festen Vorsatz, der Alten zu sagen, wer ich bin und was mein Begehrt ist, so ließ ich ihn, als sie so sprach, mit einem Male fallen. — Sapristi! denke ich, der Steffi wird sicherlich etwas viel Besseres ergattern als der fremde Landstreicher. „Jo, Bäuerin“, verstelle ich mich daher, „es geht ihm wieder besser. dem Vadder. Aber es hot ihn alleweil noch hart.“ — „Was du nit sagst, Steffi, und du kummt halt erst aufer zu mir?“ — „Bäuerin“, lüge ich, „vorstehts, wo der Vadder liegt. Die vull Arbeit, da kummt i nit abkummen. Geraud hot hob i mir Zeit gnommen und bin aufer, gesprungen.“ — „O Steffi, dös war aber recht“, sagt die Alte und fährt mir besorgt übers Gesicht, daß ich am liebsten aufspringen und fortrennen hätte mögen. Aber ich war halt schon mitten drin im Kampf und das Herz war dem Magen gar schnell unterlegen. Schließlich, so sagte ich mir, bin ich ja für die Alte der Steffi. Sie ist glücklich und froh darüber, und wer weiß, ob sie es jemals erfährt, daß sie getäuscht worden ist? — „Bäuerin“, sage ich, „hob nit lang Zeit, i muß wieder ab!“ — „I weiß, Steffi, daß dir's pressant is, wo der Vadder krank is. Aber du sollst doch was für

[illegible]

nur die Kühnheit, geradeaus auf ihn zu und in ihm vorüber zu laufen.

In der Kurve begegne ich ihm, ich grüße ihn freundlich, er grüßt mich nicht, wüßte nicht, daß ich auf mich und dann aus Haus, aus dem er mich wohl noch hat treten sollen. Gerade habe ich die erste Windung hinter mich gelassen, er ist schon wieder da. Ich sehe ihn, Fichtenschonung verberge. Zuvor habe ich den Bauer noch absteigen und in das Haus eintreten sehen. Es dauert dann auch nicht lange, bis ich ihn wieder sehe. Er trägt eine Gewehr bewaffnet an meinem Versteck vorbeireiten. Als er in der Kehre verschwindet, springe ich nach und sehe ihn wieder. Ich habe mich, wie Hefe davon, Ich komme an dem Haus vorbei und sehe die alte Bäuerin auf der Treppe stehen. Sie schüttelt in einem fort den Kopf. Ich sehe, daß sie mich nicht hat gesehen. Ich gehe an den Straßengängen und schleiche mich vorüber. Die Pferde stehen noch angesichert vor der Mauer, ich gehe nicht näher. Ich sehe, daß die alte Bäuerin auch hat, setze ich mich auf einen Meilenstein und geize gleich mein Brot und Speck.

Ich sehe, daß der Bauer nicht kommen, da er mich ja nach Italien hin hat absteigen sehen. Die alte, halbblinde Bäuerin, die ich so schändlich betrogen, ist verfallen. Ich sehe, daß sie nicht mehr der kranke Vater. Und selten noch hat es mir so gut geschmeckt wie damals.

Ich muß mich um meine Herren, noch gar nicht meinem Leben habe ich an das Erlebnis mit der alten Bäuerin gedacht. Doch, wie ich es auch schon überlegt, ein Leben lang habe ich mich nicht von der Handlung heute noch ist, nie daraus machen können. Und sagen Sie selber, wo eigentlich fängt bei der Sache die Sünde an und wo

Der Pfarrer verzog schmerzlich das Antlitz. Er tat es noch mehr, als ich dem alten Schmied zunicke. — „Mögen Sie für heute Schmied gehabt haben mit der Behauptung, daß sich das, was Sünde ist, nie eindeutig festlegen läßt!“, meinte er zu mir und erhob sich. „Aber letzten Endes muß ein jeder. Krwüller. Ihre Geschichte beweist es, vor sich selber bestehen können. — Für Ihren Freimut aber trinken Sie noch ein Glas aus meinem Gute.“ Nach dem hat mich nun doppelt los gesprochen. Das muß ich ihm doch danken“, sagte der Schmied und ging an die Schänke, wo schon ein frisches Glas Wein auf ihn wartete.

Nach der Bescherung

1A. Pich 3

„Könnten Sie mir, bitte, den Kitsch umtauschen? Ich hätte gern ein DKW-Motorrad oder ein Segelflugzeug dafür.“

Kleine Erinnerungen an die Landwirtschaftliche Hochschule H.

Auch in H. waren nicht alle Studenten Kirchenlichter, und es kam zu mehrer Zeit im Examen des öfteren zu den amüsantesten Antworten, die der stauenden Nachwelt nicht vorenthalten werden mögen.

So war ein Kandidat in schweigendes Nachsinnen verfallen, als der Professor ihn fragen wollte, was denn der Hauptbestandteil der Kartoffel sei. Einer der besitzenden Herren wurde von Mitleid erfaßt und deutete, nur dem Studenten sichtbar, auf seinen gestärkten Kragen, um ihm darauf zu helfen. Endlich ging dem Kandidaten ein Licht auf, und er sagte voll Stolz: „Gummil, Herr Professor“

Fundstück

Auf dem Geschäftsschild eines Münchner Blumenladens liest man:

Blumenhaus B.
Bindereien Tafeldekoration
Kranze Brautbudgets

Es ist eine erfreuliche Neuerung, daß Blumen-
geschäfte nun auch fertige Wirtschaftspläne
für Bräute liefern.

Zur Vorbereitung auf das Examen versammelte Professor S. die Artgenossen, gelehrte Hörer um sich am Pult, um ihnen einzelne – besonders interessante Präparate zu demonstrieren. Eines Tages beobachtete er, wie ein baumalter Student die günstige Gelegenheit benutzte, um einer vor ihm stehenden bildhübschen Studentin angenehmlich in den durch das Vorneigen erfreulich geöffneten Ausschnitt zu gucken, statt seine Aufmerksamkeit den Präparaten zuzuwenden. Professor S. sah es mit einem ergrimmten Blick. „Nun, Sie sind ein hübsches Mädchen, aber Sie besorgt: Haben Sie auch alles gesehen?“ Als dieser nun erwidert: „Jawohl!“ stammelte, erwiderte er mit verärgertem Schmunzeln: „Ich auch!“ und verließ den Hörsaal.

Für alle, die Ludwig Thoma verehren!

Hans Palmbacher
Ludwig Thoma und sein Jünger Bacherl
bearbeitet von Dr. B. Herfisch

[illegible]

Durch alle Buchhandlungen oder durch
J. E. Mayer Verlag, München 2 C
 Gertelsleutstraße 11 / Fernsprecher 226455, 87

Karl Arnold **Berliner Bilder**

Kartoniert RM. 1,50
Simplicissimus-Verlag • München 13

Gesundheitspflege!

Glänzen

**Kleintier-
zucht**
hauptsächlich für
den Züchter
wirklich lohnend

zu geföhlen, ist eine
Forderung der nation-
alen Wirtschaft. Das
Wirtschaftsproblem für
den Rheinländer, Möb-
ler, Kleinfabrikanten, Klein-
handwerker und alle, die
sich Verdienst und Wohl-
stand durch eine Klein-
industrie schaffen wol-
len, ist das ausgezeich-
nete, illustrierte Buch

Bozel.
Wirtschaftliche
Kleintierzucht des
Kleinfleischs
Bro 4 Mk 30,
geb. 2 Mk. —
empfohlen. Von dem
wundersamen anstehen
Zoo. **Bozel**
schier. Perl. Sie haben
den schönsten und Bro
rel. —
Siele und Zegg.
F. G. Wagner Verlag.
München 2 C
Sportplatzstraße 11

Inseriert ständig im Simplicissimus

Gratis
anmeld Presalete S. 5
über hygien. Artikel
Gummi-Industrie
Medicus, Berlin SW. 68
Alte Jakobstraße 8

alchen v. Verlag Silvana 6, Merisau (Schweiz).

Zeitungs-Ausschnitte
 liefert:

Adressen schreibt:

Wurfsendungen
erledigt:

Adolf Schustermann

Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckeschriften bitten wir anzufordern

sowie der Verlag entgegen dem Bezugspreise: Die Einzel-
zeileinnahmen: E. C. Meyer Verlag, München 2 C.

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler	Kottler Zur Linde

Zum Schvabenwirt
Motzstraße 31
Die original süd-
deutsche Gaststätte

Deutsche

Hotel-Zeitung

Nürnberg-W

Hotelindustrie u. Fremdenverkehr • 39. Jahrgang • Verbreitet über ganz

Deutschland und im Aus-
lande bei Hoteliers, Gast-
hofinhabern, Cafétiers,

Saalbesitzern, Pensionen,
Kur-Anstalten usw.
Durchschlag. Werbekraft.

Abonnementspreis: Vierteljährlich für Deutschland M. 2.40.
Inwieweit: Die 10 gesammelten

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal
Summe DM 3,00 Abonnement im Monatsheft DM 3,00

Schüler kam - Go! Adressenliste im **Vorfeld** des **Go!**-Kurses
Ruhmer kam - Go! Adressenliste im **Vorfeld** des **Go!**-Kurses
Bücher kam - Go! Adressenliste im **Vorfeld** des **Go!**-Kurses
Verantwortliche Schreiftlinge: S. Müller, München • Verantwortlich für den Anteilsteil: E. Galshäuser, München • Haus-
 schlüsselstraße 11, Fernpostfach 296426, 235
 Simpliciusdruckerei G.m.b.H., München 13, Ellerbühlstrasse 30, Fernpostfach: 371307 • Copyright 1934 by Simpliciusdruck-Verlag G.m.b.H.
 III v. • Erfüllungsort München • Postseck München • Druck von Brecker und Schröder, Stuttgart • Für unverantwortliche Manuskripte wird keine
 Gewähr übernommen. Rückporto adretur nur wenn Rückporto beilegt • Entered as second class matter. Post Office New York, N.Y.



„Und Ihre raffinierten Kunstpausen im Vortrag, wie kommen Sie darauf?“ — „Im Vertrauen gesagt: es fällt mir sehr oft nichts ein.“

Söhn

Es war kein Märchen und kein Traum. Es war.
Ein Winterlag im Moos. Im kalten Licht
Der Sonne lebte zitternd auf das Land.
Kein Schnee. Die öden Felder schwarz und bleich.
Ein Bauernwald von wilden Kiefern. Hier
Einsame Höfe, dort ein weißes Dorf.
Ich ging auf unbekanntem Weg allein
Und laufte all dem Schweigen um mich her.
Da sah ich dich. Du schrittest auf mich zu,
Von ferner blauer Höhe auf mich zu,
Du schrittest über Felder, die dein Fuß
Wie schwebend nicht berührte — ganz vertraut:
Das dunkle Auge und das Lächeln, du,
So wie du damals lächelst, als wir
Erkannten, daß es keinen Ausweg gibt.
Du schrittest auf mich zu, und deutlich sah
Ich helle Tränen dir im Auge stehn
Wiedamals. Du, weißt du noch? Weißt du noch?
Du gingst und grüßtest mich, doch immer bliebst
Um eine süße Sehnacht du mir fern.
Die Sonne sank. Der Hochwald lag vor mir.
Da bleibst du stehn, und mit dem letzten Licht
Entschwandest du. Ein Leuchten noch, vom
Glück.

Es war kein Märchen und kein Traum. Es war.
Paul Radberg

Auf die Probe gestellt

Von Wilhelm Lichtenberg

Eine der allerneuesten Geschichten — aber
vielleicht verstehst ich nichts von netten
Geschichten — hat mir Alex Rerum er-
zählt. Alex Rerum? Der Reisende von

Michael Schmitter. Textilen en gros. Am
besten wäre ja, Alex Rerum könnte diese
Geschichte jedermann selbst erzählen:
denn wie sollte ich Tonfall und Pointie-
rungskunst eines Reisenden in Textilien
treffen? Aber das geht natürlich nicht.
Und so will ich mich mit schwachen Kräf-
ten bemühen, die Sache möglichst gut
unter die Leute zu bringen. Stellen Sie
sich also Alex Rerum vor, wie er mit
einem breiten, behaglichen Lächeln be-
ginnt, wie es um seine Mundwinkel von
tausend Textilkobolden zuckt und wie er
vor jeder Pointe die kleinen, schwimmen-
den Augen zuknallt:
„Zwei Dinge — nicht wahr — gibt es, vor
denen man sich hüten sollte: die Frauen
und der Wein! Hehehe! Wie aber, wenn
man beide gleichzeitig hat und in mehr als
ausreichendem Maße. Wie?
Nun, mein Chef, Herr Michael Schmitter,
hatte belde. Gott sei es geklagt! Und zwar
hatte er eines Abends die Kateridee, seine
Miß Underwood, Fräulein Käthe, zum Abend-
essen und einer Flasche Wein einzuladen.
Aus der einen Flasche wurden zwei, drei,
vier, ich war nicht dabei. Ich habe sie
nicht gezählt. Aber Fräulein Käthe be-
richtete ausführlich und ohne Tippfehler.
Merkwürdigerweise.

Na also, unser gemeinsamer Chef aß,
trank, ad wieder und trank aber-
und abnormale. Sehr gut, was? Na, warten Sie
nur! Die Sache kommt erst. Lachen Sie
nicht zu früh.

Nämlich: Nach der vierten Flasche be-
gann Herr Michael Schmitter dem kleinen
Fräulein Käthe Geständnisse zu machen.
Liebesgeständnisse? O Gott, nein! So
etwas macht Herr Schmitter nicht einmal
mehr nach der vierten Flasche Wein.

Aber andere Geständnisse. Er bekam näm-
lich das Welterschmerzliche. Und meinte,
mit Tränen in den Augen, daß die Welt
schlecht sei und daß er nur von reisenden
Hyänen umgeben wäre. Fräulein Käthe be-
mühte sich, ihm klarzumachen, daß sie be-
stimmte kein Hyäne sei, sondern eher eine

kleine, reizende Angoraskatze, und der Chef
gab ihr sogar darin recht. Und sie meinte
er auch gar nicht. Sondern alle, alle
anderen. Und weil sie eben so ein kleines,
unschuldsvolles Kätzchen sei, wolle er
sie zu seiner Vertrauten machen.

Er wäre also dieser häßlichen Umwelt
müde und wolle einmal fürchterliche Muste-
rung unter den Seinen halten. (Schillers
Räuber, dritter Akt.) Und zu diesem Zwecke
wolle er die Menschen auf die Probe
stellen, jetzt, im Glück und im Reichtum.
In der Fülle der Macht, die mit den Texti-
len en gros zusammenhängt, scherzenzie
alles um ihn herum und tue so, als ob es
ihm bedingungslos ergeben wäre. Wie aber,
wenn er plötzlich verarmte? He? Wenn er
keine Macht mehr hätte? Was dann?

Der Kellner brachte die fünfte bis achte
Flasche, und Michael Schmitter rückte mit
seinem Plan heraus. Vorher aber nahm
er seiner Stenotypistin das größte Ehren-
wort ab, von dem Geheimnis, das er ihr
jetzt anvertrauen wolle, zu keinem Men-
schen eine Sterbenssilbe zu sprechen.
Käthe gab dieses Ehrenwort bereitwillig,
weil sie die Sache nur der Lagerhalterin
Erholz zu erzählen vorhatte, was schließ-
lich genigte, um sie in weitesten Kreisen
bekanntzumachen.

Schmitter verriet also seinen Plan. Ein
genialer Plan — wie Sie mir später zu-
geben werden —, wenn auch nicht mehr
ganz neu. Und jetzt geben Sie gut acht!
Schmitter will sich für pleite erklären und
in den Ausglick gehen. Pro forma, selbst-
verständlich. In Wirklichkeit, sagte er Käth-
chen ins Ohr, sei noch niemals eine Firma,
die mit dem Orient arbeitet, glänzender
dagestanden als die seine.

Aber wie ist das, wenn ein Mann wie
Schmitter schließlich selbst erklärt, von
seiner stolzen Höhe herabgestürzt zu
sein? Wie ist das, Menschenkind? Na,
machen Sie kein so entsetztes Gesicht!
So etwas ist durchaus möglich, daß sich
ein Schmitter für insolvent erklärt. Warum
sollte es nicht möglich sein?

(Schluß auf Seite 490)

Neue Enthüllungen aus USA.

(E. Thöni)



„Fürs Vaterland zu sterben war ehrenvoll; aber für die Profitgier der amerikanischen Rüstungsindustrie — das ist furchtbar!“

Drei Fachmänner und ein Gedanke

(E. Böhm)



„Ich versteh net, wie jeder behaupten kann, daß er die beste Bindung hatt'!
Die beste Bindung hab' nämlich ich!“

Auf die Probe gestellt

(Schluß von Seite 460)

Und was erreicht er damit? Na, Sie brauchen die Welttrüsel nicht ergründen zu haben, um zu wissen, was er damit erreicht. Er kann seine Leuten auf die Probe stellen. Nicht wahr? Er kann herausbekommen: wie stellen sich die Menschen, die bisher in seinem unwahrscheinlichsten Körperteil nisteten, zu einem verarmten Textilnapoleon? Wie benehmen sie sich gegen ihn? Wie helfen sie ihm? Wie ist ihre wahre Gesinnung? Und dann, wenn er sie alle, alle kennengelernt hat — Wilhelm Tell, Apfelschußszene — zieht er seinen Bettlermantel wieder aus und steht plötzlich als der strahlende Prinz aus Textilland da, an allen seinen Feinden, die er jetzt kennengelernt hat, Rache nehmend. Gut, wie? Aber es kommt noch besser. Frauen! Käthe hielt ihren Schwur. Sie erzählte die Geschichte keinem Menschen, nur eben der Lagerhalterin Erholz. Und Frau Erholz? Sie erzählte sie auch keinem Menschen. Nur allen, die sie hören wollten. So kam es, daß der arme Schmitter einen Plan durchführte, den alle kannten. Es geschah alles programmäßig. Na, lachen Sie nicht! Die Sache ist gar nicht so lustig. Stellen Sie sich einmal vor, da geht einer hin und sagt öffentlich Plöte

an, um seine Umgebung auf die Probe zu stellen. Und es ist gar keine Probe, weil alle mehr von dem Plan wissen, als Herr Schmitter selber. Tragisch, was?

So schlau wie mein Chef waren nämlich die anderen auch, versteht sich. Herr Schmitter hat schließlich die Weisheit nicht allein mit albernem Löffeln gefressen. Die Angestellten verzichten also nicht nur auf ihr Gehalt, sie stellen dem Chef auch noch ihre bescheidenen Ersparnisse zur Verfügung. Bei hundertdreizehn Angestellten — Unglückszahl — ist da eine ganz nette Summe zusammengekommen. Die Lieferanten stünden die nächsten Zahlungen und überschwemmen Michael Schmitter an gros mit einer Sintflut neuer Waren.

Seine Freundin, sonst ein Fräulein, das den Schatz des Hunnenkönigs Attila in einer einzigen Nacht durchbringen kann, zieht auf eine kleine Kammer und läßt heiße Würstel mit Kartoffelsalat zum Souper; dazu trägt sie ein Kleid, das sie ihrer Zofe vor drei Jahren geschenkt hat und das sie ihr jetzt für teures Geld abkauft, nur um Herrn Schmitter zu zeigen, wie sie für ihn darben kann.

Und überhaupt! Die Leute dröngeln sich nur so, um Herrn Schmitter beizuspringen und ihm seine schwierige Lage zu erleichtern. Die fremdesten Menschen stellen

ihm hohe Beträge zur Verfügung. Kunden, die niemals bei ihm kauften, machen plötzlich große Bestellungen; sein Hauspersonal, einschließlich Chauffeur, bleibt im Haus, ohne Lohn, ohne Kost, ohne alles. Und Herr Schmitter ist gerührt. Eines Tages vertraut er sich dem Kathchen von der Schreibmaschine an: „Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne“, sagt er. „Ich habe ja nicht gewußt, von wieviel edlen Seelen ich umgeben bin. Allen habe ich so schrecklich unrecht getan. Aber jetzt kann ich den ganzen Schwindel ja fallen lassen, nachdem ich alle auf die Probe gestellt habe, und kann wieder der Michael Schmitter werden, der ich war.“ Es hat keinen weiter überrascht, als Schmitter mit seinem Geständnis herausrückte. Alle taten natürlich, als seien sie von einem Wolkenkratzer herabgefallen, hahaha, aber niemand rieb sich dabei schmerzhaft Körperstellen. Und alles war wieder in schönster Ordnung. Wir Angestellten erhielten Gehaltsaufbesserung, die Lieferanten verdienten dick und fett an Michael Schmitter, an gros; sein Hauspersonal bestahl ihn noch kräftiger als zuvor, und seine Freundin konnte zwar nicht den Schatz des Attila durchbringen, weil er noch nicht gehoben ist, aber die Schätze Michael Schmitters langten zur Not. Und jetzt — geben Sie acht —, jetzt könnte die Geschichte aus sein, wenn sie nicht noch einen kleinen Pferdefuß hätte, den ich Ihnen nicht verschweigen will: Michael Schmitter war nämlich wirklich pleite gewesen. Sie verstehen? Und da ihm alle Leute so hilfreich beigeprungen waren, hatte er sich aus der Schlammastik müheles herausarbeiten können. Tüchtiger Kerl, dieser Schmitter! Was? Na, wenn ich für einen Mann schon das zehnte Jahr reise ... Kunststück!“

Die Notlüge

Daß mein Name Ludwig Thoma ist, hat mir bisher weder genützt noch geschadet, abgesehen davon, daß ich hundertmal gefragt werde, ob ich mit dem berühmten Schriftsteller verwandt sei. Nein, ich bin nicht verwandt. Aber einmal hat mich die Lüge, ich sei sein Neffe, vor drei Tagen Arrest getrieben.

Wir — Kriegesfreiwilligen wurden gegen Pocken geimpft. Herr Schmitter, am Oberarm. Nach acht Tagen Impfnachschau. Da zeigte ich meinen Arm vor mit seinen fünf ausgewachsenen Blasen. Ja, fünf. Schon der Mittelfinger hatte vier vorschriftsmäßigen Blasen war eine fünfte aufgefahren, gegen jedes Reglement, aber sauber entwickelt, eine schöner wie die andere.

Als der Stabsarzt diese Unordnung sah, packte er mit einem wütenden Griff den Arm am Ellenbogen, sein Kopf wurde rot vor Zorn, und seine Augen, die hinter dicken Gläsern an sich schon zu weit herausstanden, drangen noch weiter vor. Ein paar Sekunden dauerte das so, dann brüllte er mich an, daß dem Sanitätsgefeierten, der die Impffiste führte, die Feder aus den Fingern fiel: „Du hast gekratzt!“ Ich: „Ich habe nicht gekratzt.“

Er: „Du — hast — gekratzt!“ Ich: „Ich habe nicht gekratzt.“ Er: Eine Unverschämtheit! Der Kerl lügt auch noch. Ich laß dich drei Tag einsperren! Wie heißt du Kerl? Als er meinen Namen hörte, da stutzte

(Hilla Oswald)



er, und fast zögernd kam die Frage, ob ich ver- wandt sei mit dem Schriftsteller Ludwig Thoma? Ohne zu denken log ich: „Ja, er ist mein Onkel.“ Im gleichen Augenblick lag der zornige Druck seiner Hand nach, sein Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, seine Augen kehrten in ihre Höhlen zurück, und mit heiterer Milde seiner Stimme sagte er mir, daß er sich sehr freue, den Neffen des berühmten Mannes kennengelernt zu haben: „Freut mich wirk- lich.“ Herr Thoma, jetzt schau'n S' mal den Arm an. Sehn Sie, das kommt manchmal vor. Ihr Körper reagiert eben sehr stark auf die Impfung. Das heißt man medizinisch „sekundär“. Macht aber nichts. Brau- chen S' gar keine Angst haben. Aber drei Tag dürfen S' keinen Dienst machen. Net wahr! Sagen Sie's Ihrem Feldwebel!“ Mit einem Händedruck und einem freundlichen: „Grüß Gott, Herr Thoma“ war ich entlassen. Meine Angst aber, daß der Schwindel aufkäme, wich erst, als ich vom Ersatztruppenteil ins Feld rückte.

Fundstücke

Aus einem Roman der „Berliner Illustrirten Zeitung“:
— — — Er will sie küssen. Aber sie wehrt ihn ab. Das Dessert käme erst nach der Mahlzeit, sagt sie und wendet ihm aus halbgeschlossenen Augen ein Lächeln um die Ohren.“

Aus einer Todesanzeige:
Schmerz erfüllt bringen wir allen Verwandten und Bekannten die tieftraurige Nachricht, daß nach Gottes unvorforschlichem Ratschluß, zurzeit in Urlaub, nach kurzer Krankheit unser herzensguter, treuer und lieber Sohn . . .

Vom Valentin

Karl Valentin betritt einen Laden und verlangt Seide. Rote und gelbe Seide. „Wissen S'“, sagt er zu dem bedienenden jungen Mann, „dö Seid'n brauch i für a Feuer, auf der Bühne, zum Theater“, und seine langen hilflosen Arme beschreiben lodrende Flammen. Der junge Mann bringt Seide. Solche vom eifersüch- tigen Gelb bis zum blutigen Rot. Valentin nickt wohlwollend. Valentin wird gebeten, sich zu einer Lampe zu be- mühen, wo er die Farbenmanchen bei künstlichem Licht auf ihren Bühneneffekt hin prüfen kann. Er wehrt ab, greift in unendliche Tiefen seiner Hosent- tasche, zieht eine Lampe hervor, prüft bei deren Licht Stoff und Effekte, läßt alles einpacken und versinkt in sein Valentinschweigen. Inzwischen wird der junge Mann von einer netten Verkäuferin abgelöst, und zuvorkommend, wie halt diese Berufe sind, fragt sie: „Herr Valentin, darf ich Ihnen sonst noch etwas zeigen?“ — — — Valentin richtet seinen freundlichen Blick auf die Fragende und antwortet so nebenbei: „Bitt schön, Fräulein, so was seh i immer gern!“ „Aber, Herr Valentin!“ gibt das Mädchen leicht ver- legen zurück, „so hab i's doch net g'meint.“ Valentin, resigniert: „I scho, i scho . . .“

Die Hofjagd

Wenn in den schönen, sorglosen Vorkriegszeiten einer der Bundes-Potentaten zur Jagd einlad, dann wußte jeder Jäger, dem diese Ehre zuteil wurde, daß die Einladung etwas Besonderes bedeutete. Nicht, daß er darauf gefaßt war, mit dem Abschuß eines Kapital- hirsches beauftragt zu werden. O nein, so etwas gab es kaum, jedenfalls nicht bei einer Treibjagd. Er konnte aber allerhand erleben und auch einmal die hohen und höchsten Herrschaften aus der Nähe kennenlernen, sie in ihrer Zwanglosigkeit beobachten. Je kleiner der Staat, je geringer die Regierungssorgen, um so besser war im allgemeinen die Jagd. . . . Ins Zer Revier war einmal zur Hofjagd befohlen worden. Hochwild war zahlreich vorhanden als Niederwild. Auf Edelwild wurde meistens nur ein Schuß — die weidgerechte Kugel natürlich — ab- gegeben. Hasen dagegen gingen häufig an Bleiver- giftung ein. Zur Jagd war auch ein russischer Groß- fürst eingeladen worden. Er lobte alles, fand das Revier entzückend, binahe wie einen Park im Heimat- lande. Dort wäre es nicht so, — alles Wildnis! Lebhaft beteiligte er sich am Abschuß der Leib- jäger hatte alle Hände voll zu tun, um Büsche und Flinte zu laden. Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß einer der Jagdteilnehmer, ein Prinz, einen Treiber „ankratzte“. Schuld hatte der Treiber, der sich gegen die An- ordnungen der Jägerei verhalten hatte. Jedenfalls war das Malheur passiert, die Verletzung zwar nicht lebensgefährlich, aber das Opfer seines Leichtsinns mußte auf einer Bahre abtransportiert werden. Zu- fällig am Stand des Großfürsten vorbei. Dieser be- merkte den Transport, war betört, ganz außer sich, konnte sich gar nicht fassen: „Chabab ich gar nicht gewußt, daß man sich kann hier auf Treiber auch schießen. Bei mir sind schon drei Stück vorbeigekommen . . .“

Schulfieber

(R. Kriesech)



„Jetzt hör aber auf, Franzl, der Skilehrer wart't schon auf dich!“ — „Mei Ruah will i ham! I hol mir jetzt a Grippe, nacha kann mi d' Bergwacht abfahr'n.“

Die Heiligen Drei Könige an der Saar

(Wilhelm Schütz)



„Ins Saarland kommen wir erst über acht Tagen — zum Gratulieren!“

SIMPLICISSIMUS

Endlich!

1. E. Tesky



Trotz List, Gewalt und Schmeichelei
— die Saar bleibt deutsch, die Saar wird frei!



Der dreizehnte Januar

Herr, laß es zugehn mit rechten Dingen.
Es geht ums Ganze,
Die Wahl muß gelingen!
Die Wahl muß es zeigen, daß grün noch der Ist,
daß deutsch noch die Frucht.
Stolz wehn in der Heimat die Flaggen am Mast!
Wir wollen entblößten Hauptes stehn,

derweil sie im Saarland zur Wahlurne gehn,
derweil sie wählen, ob deutsch oder nicht.
Es wird die Spreu sich vom Weizen scheiden:
Herr, halte die Tenne bei diesem Gerich!

Herr, laß es zugehn mit rechten Dingen.
Bald werden alle Glocken in den Kirchtürmen schwingen.

III. 2.

Das Glück / Von Lothar P. Manhold

Der Marschall, von dem hier die Rede ist, war von niederer Herkunft; sein Vater war Müller, und das Land, in dem er zu Ehren kam, war gar nicht sein Vaterland. Da droben im Norden war seine Heimat, in Schweden.

Einmal hatte der Vater den Jungen in die Hauptstadt mitgenommen. Es war an einem Festtag gewesen. Der Thronfolger sollte getauft werden. Von allen Türmen läuteten die Glocken, und in den Straßen drängte sich das Volk. Der Vater führte den Kleinen an der Hand, der nur die Rücken der Leute sah und über ihren Köpfen das verwirrte Gemäuer des Doms. Endlich faßte ihn der Vater unter die Arme, hob ihn auf und sagte: „Reit!“ Über den Kopf weg setzte er sich den Jungen auf die Schultern. Eben ritten Dragoon durch, das Spalier. Er sah blitzende Helme, schimmernde Schwerter, weiße Stulphandschuhe und blaue, himmelblaue Jacken. Ein Pferd warf den Kopf hoch, daß der silberne Stern, feucht unter seinen Kinnbacken baumelte, hochflog.

Wenn der Junge später gefragt wurde: „Was willst du werden?“, so sagte er: „Soldat.“ Als er sechzehn Jahre alt war, lief er davon. Er war aber einer von denjenigen, die den Marschallstab in ihrem Tornister tragen sollten. Er trat in fremde Dienste, zeichnete sich aus, bekam die Tressen des Korporals, das Leutnantsportepée. Immer höher stieg er im Rang. Nach einer Schlacht machte der Kaiser ihn zum Marschall.

„Das ist das Glück“, sagte er an jenem Morgen, als er des Kaisers Zeit verließ. Seine Uniform war verdreckt und zerrissen, aber von dem purpurnen Kommandostab, den ihm der Kaiser gegeben hatte, schien ein Leuchten auszugehen, das hüllte ihn in lauter Licht. Doch währte das Glück nur einen halben Tag — danach war sein Leben genau so wie vorher: voller Mühen und Plagen. Ja, er fand, daß er als einfacher Dragoner viel fröhlicher gelebt hatte; denn damals hatte er nur für seinen Gaul sorgen müssen.

In einer Schlacht wurde das Pferd unter ihm weggeschossen. Auch ihn trafen Granatsplitter: blutüberströmt stürzte er ins nasse Gras. Infanteristen trugen ihn aus der Feuerlinie. Als er nach Monaten wieder geheilt war, da hatte er nur noch ein Auge, das andere war auf dem Schlachtfeld ausgeflossen; die leere Höhle wurde von einer schwarzen Binde verdeckt. Die Jungen Frauen vom Hofe fanden das reizend, und ein Maler, der den Kaiser hatte malen dürfen, setzte ihm so lange zu, bis er ihm mit goldverschürter roter Jacke und schwarzer Augenbinde saß.

Einer schönen Kreolin gefiel der Marschall am besten. Sie war erst neunzehn Jahre alt. Wenn sie lachte, dann blitzten ihre ebenmäßigen Zähne wie frisch gefallener Schnee. Jedesmal klopfte dem Marschall das Herz viel schneller, wenn er nur ihren Namen aussprechen hörte. Eines Tages heirateten sie.

An ihrem Hochzeitmorgen regnete es in Strömen. „Glück bedeutet das...“, sagte die Schwiegermutter und weinte. Die Wagen fuhren zur Kirche. Der Bräutigam, der als erster ausstieg, trat auf einen aufgeweichten roten Teppich. Ohne viel Federlesen zu machen, hob er die Braut auf seine Arme und trug sie ins Trockene unter das Portal — Im Gehen sah er aus dem Dämmer des Kirchenraums die vielen kleinen Herzen der Altarlichter brennen. Das Auge wurde ihm feucht, und er sagte: „Dies ist das Glück.“ Aber das haben im gleichen Falle schon viele andere gedacht.

War das denn wirklich das Glück? Nein, es war es wirklich nicht. Sie führten gewiß keine schlechte Ehe. Die Frau war lieb und gut, aber er fand auf einmal alle andere jungen Weiber viel schöner und begehrenswerter als sie — und das war es eben. Er fühlte sich betrogen, und es kam genau wie damals, als der Stab sein Leuchten verloren hatte: Er fand, daß das vermeintliche Glück nur eine größere Last auf seinen Schultern war. Nur eine Bürde war es und weiter nichts.

Sie lebten einige Jahre miteinander; dann starb die Frau, und das Leben des Mannes wurde noch trauriger, und war weiß, wohin er in seinem Trübsinn gekommen wäre, wenn nicht ein neuer Krieg ihn ins Feld gefordert hätte. Doch die Armeen, siechlich im Anfang, wurden geschlagen und völlig vernichtet. Der Kaiser mußte fliehen und geriet in Gefangenschaft. Alles löste sich auf. Und in den hochlaufenden Wogen des Untergangs verlor auch der Marschall sein Vermögen. Arm und krank kehrte er in seine Heimat zurück.

Da war nun immer noch seines Vaters Mühle. In den Balken über der Tür war die Jahreszahl des Baus geschnitten: 1778. Im gleichen Jahr war er dem Vater entlaufen, der nun schon seit Jahren sein Bett auf dem Kirchhof im Walde hatte. Der Bruder Christian hatte das Erbe angetreten; als der Marschall zum erstenmal nach so vielen Jahren in die Stube trat, saß der Bruder mit gefalteten Händen am Tisch vor der dampfenden Schüssel, die Frau stand und betete laut vor, und die Kinder, rings um die Tafel stehend, bewegten leise die Lippen mit. Im Giebel oben war eine weiße Kammer, die bezog der Marschall. Er stellte sich ans Fenster und schaute hinaus in die Nacht. Unten im mondbeschnittenen Garten schimmerten die Apfelbäume mit ihren hunderttausend Blüten. Die Oberfläche des Teiches

(Schluß auf Seite 497)

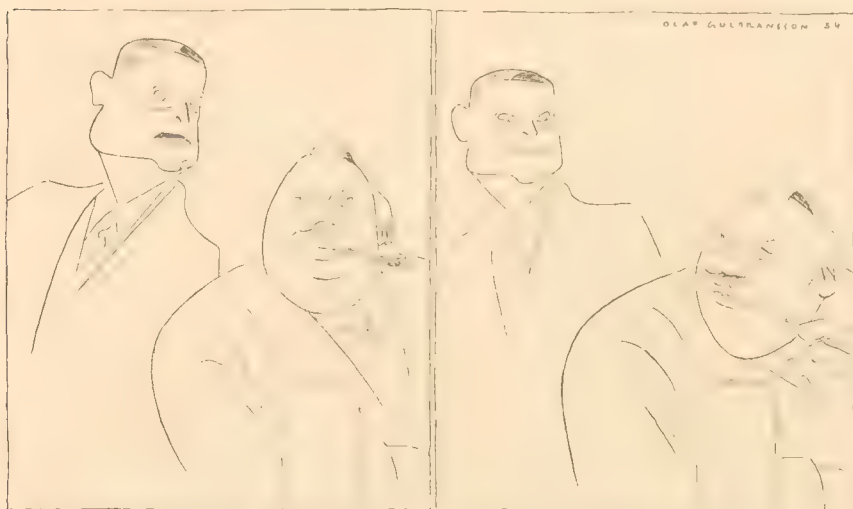
Kunst und Plagiat

(Olaf Gulbranson)



"DEINE KUNST ?
"MEINE KUNST
"MEINST DU WOHL "

"DAS WEISS DOCH JEDER,
"DASS DEINE KUNST OHNE MEINE
"NICHT DENKBAR WARE "



OLAF GULBRANSON 34

"UNTERSCHNEIDER MANN!
"ICH SCHLAG DICH GLEICH TOT ! "

"TUE DAS LIEBER NICHT -
"DAS KÖNNTE
"DEIN SELBSTMORD WERDEN. "

Präliminarien

(E. Schilling)



„S'il vous plaît, monsieur . . .“ — „Warum immer nur in größerer Gesellschaft? Könnten wir uns nicht auch einmal allein sprechen?“

Das Glück

(Schluß von Seite 494)

glänzte zwischen den Weiden. Dröhnend arbeitete der Mahlgang, und es war auch das Rauschen des Wassers zu hören, das in die Zellen des Rades stürzte. „Markwürdig“, sagte er leise, „ich traue dem gesunkenen Schiff nicht nach, und ich habe doch nichts als das nackte Leben gerettet...“

Er erwachte früh am nächsten Tage. Aus dem Garten kam Vogelgezwitscher. Sonne und Himmel waren sanft verschleiert, von den Bergen her wehte es. Wellen liefen über den Teich, und der schwarze Kahn, am niedern Steg angekettet, wogte heftig auf und nieder. Beim Gartenzaun grub der Marschall die Erde auf, sammelte Regenwürmer in einen Topf und ging mit der Angel, dem Köder und dem Käschel ans Wasser. Dort warf er die Schnur aus, legte den Bambusstock zwischen die gelben Köpfchen der Dotterblumen und setzte sich daneben: den Rücken lehnte er an

den Stamm einer vom Blitz gespaltenen Weide.

Der Wind wehte ihm ins Gesicht. Es zuckte das Schiff. Mit blinkenden Lichtern und spiegelnden Schatten flossen die Wellen heran und schlugen glucksend ans Ufer. Dann und wann biß ein Fisch. Er setzte den gefangenen in den Käschel ins Wasser. Nach einer Stunde hatte er genug. Er zog die Angel ein und schaute nun in die Ferne und träumte. Sein Leben zog vorüber: aber ohne Trauer, ohne Wehmut sah er all die glänzenden Bilder kommen und gehn.

Des Abends saß er am Herd. Die Kinder umlagerten ihn. Die beiden Kleinsten stützten die Arme auf seine Kniee. Er ließ seine Orden im rötlichen Schein der flackernden Flammen blitzten und erzählte Geschichten vom Hofe und Erlebnisse aus dem Feld.

Jeden Tag ging der Marschall an den Teich, wo er angelte und träumte. Jetzt, da er nichts mehr zu gewinnen noch etwas zu verlieren hatte, war es drinnen in seiner Brust ganz still, kein Wunsch regte

sich, und wie von der Höhe eines Wolken-sitzes schaute er auf die Erde da drunten herab.

Eines Tages aber, als er länger als gewöhnlich ausblieb, ging das älteste der Kinder an den Teich, um ihn zu holen. Da saß er an der Weide und schien zu schlafen. Er träumte wohl auch, denn er lächelte. Das Kind rief ihn an, er rührte sich nicht. Nun legte das Mädchen die warmen Hände auf seine gefalteten, die waren eiskalt. Kalt wie Eis waren sie. Schnell zog das Kind die Finger zurück und lief in die Mühle. „Was ist? Was ist?“ rief die Mutter dem verstörten Kind entgegen. „Er ist tot!“ rief das Mädchen und weinte. Da fingen auch die andern Kinder an zu weinen. Jedes legte seinen Löffel auf den Tisch und mochte vor Kummer nicht mehr essen, denn sie hatten ihn liebgewonnen in der kurzen Zeit, die er bei ihnen gewesen war. Nur die beiden Kleinsten, die noch nichts von all dem verstanden, lächelten weiter und schauten mit großen Augen umher...

Jenseits / Von Dr. Owiglas

Du glaubst, wir sehn uns wieder? ...
Dann bleiben doch wohl auch
die andern Sinnesglieder
da drüben im Gebrauch?

Nun ja, der Wiedersehung
kannst man sich immerhin
durch eine Achsendrehung
von Fall zu Fall entziehen.

Doch wieder hören müssen
und wieder riechen gar
die ewig Zuckerfüßen —
das wäre schauderbar!

Faschingsbekanntschaften

(R. Kriesch)



„Der weiß wohl gar nicht, mit wem er spricht?“ — „Aber Kinder! Wir kennen doch von euch auch nur die Telefonnummern!“

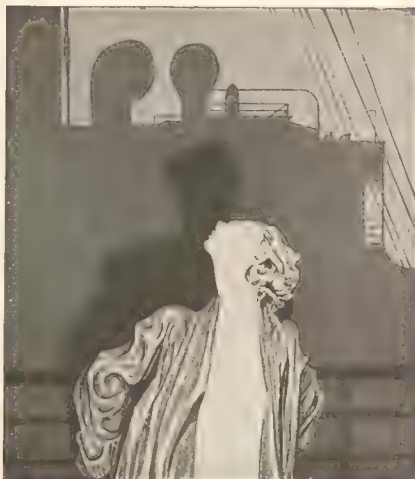
HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:

Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl... Das Ganze ist glänzend geschrieben

Die schöne Literatur:

Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flöt vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. ... Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rückständigen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:

Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltenen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungleichen Worten eines einfachen Matrosen. Subtilles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die Literarische Welt:

Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschiert RM -80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

Gespenserschach / Von Wolfgang Wetterstein

Jedesmal, wenn Professor Romberg das Café betrat, saß da seit einigen Abenden in einer Ecke abseits von den Gästen ein etwas heruntergekommen aussehender blasser Mensch von unbestimmtem Alter. Er beschäftigte sich mit einem Schachspiel. Sobald Romberg aufbrach, erhob er sich gleichfalls und ging bedrückt seines Weges. Es mußte Romberg auffallen. Vielleicht hatte der Mann ein Anliegen und getraute sich nicht, ihn anzusprechen? Ein unbestimmtes Interesse erwachte in Romberg. Er beobachtete den Blassen einige Zeit.

„Wer ist der Herr da drüben in der Ecke hinter dem Schachspiel?“ fragte er schließlich eines Abends den Kellner.

„Anschließend ein Ausländer, Herr Professor“, antwortete der Kellner beifolgend. „Ich weiß nichts weiter von ihm. Er beschäftigt sich wohl mit Schachaufgaben.“

Kurz entschlossen begab sich Romberg an den Tisch des einsamen Gastes und fragte wohlwollend: „Würden Sie mir wohl gestatten, eine Partie Schach mit Ihnen zu spielen? Ich bin ein leidenschaftlicher Schachspieler.“ „Gewiß, Herr Professor“, antwortete der andere mit leiser, zuvorkommender Stimme. „Ich habe Sie bereits erwartet.“

„Wieso – erwartet?“ fragte Romberg verwundert und nahm Platz. „Woher kennen Sie mich denn überhaupt?“

„Oh, wir kennen uns gut von früher her“, sagte der Mann fahrig und ordnete die Schachfiguren. „Tatsächlich, ich habe Sie erwartet. Ich heiße nämlich Iswin.“

Romberg empfand ein Gefühl des Unbehagens.

Iswin? Er hatte zwar in seinem Leben, und besonders auf seinen Forschungsreisen im nördlichen Amerika, die seinen Ruf begründeten, mit unzähligen Menschen zu tun gehabt, aber er durfte sein Erinnerungsvermögen wohl als beläufig unfehlbar einschätzen und entsann sich nicht, diesen Herrn Iswin je gesehen zu haben.

Vielleicht war er einer jener kleinen Vortrittsritter, die mit der Unzulänglichkeit des menschlichen Gedächtnisses rechnen und sich auf diesem Wege anzubiedern suchen. Seinen Namen und seine Person mochte er schließlich kennen.

So schön wie du –

Es klang ein Lied, das hieß:
So schön wie du –
O du, es war so süß.
Die Zeit vergeht,
Und was gewesen, ist im Wind verweht.
Und dennoch hör ich immerzu
Noch jenen Klang,
Wie es so sang:
So schön wie du –

Drehorgel war es nur
Und war doch schön.
Ich stand im Treppenhof.
Der Orgelmann,
So arm und alt, fing da zu singen an.
Er sang, ich gab es gerne zu,
Nur möglich war:
Und doch, es war:
So schön wie du –

Ah, was heißt schön, Marlice,
So schön wie du?
Es gibt kein Paradies,
Das merkt man bald,
Schön oder nicht, man ist doch einmal alt.
Und dennoch hör ich immerzu
Den fernsten Klang,
Wie süß es sang:
So schön wie du –

Hans Leip

sie waren bekannt genug. Romberg erwoh, ob er nicht besser an seinen Tisch zurückkehre, und machte eine Bewegung, die diesen Entschluß andeutete.

„Bleiben Sie sitzen, Herr Professor!“ flüsterte Iswin flüchelnd. „Wir kennen uns wirklich. Es wird Ihnen schon noch einfallen. Wir werden unsere Partie diesmal zur Entscheidung bringen. Sie haben den ersten Zug.“

Romberg betrachtete aufmerksam den wirren Gesichtsausdruck seines Gegenübers. Nein – das war keine Betrunkenei. Dieser Mann war einfach nicht ganz normal. Aber warum sollte man nicht trotzdem eine Partie Schach mit ihm spielen? Romberg empfand menschlich. Er nickte freundlich, reichte seinem Partner das Etui und zündete sich selber eine Zigarette an; er bestellte Wein, lehnte sich beiläufig zurück und eröffnete das Spiel lässig durch einen der üblichen Züge.

Mit erleichtertem Aufseufzen senkte Iswin seine gelbliche und nicht sehr gepflegte Hand auf das Schachbrett und machte den Gegenzug. Bald mußte Romberg zu seinem Erstaunen feststellen, daß er es hier mit einem meisterlichen Spieler zu tun habe und daß er sein Bestes hergeben müsse, wenn er sich halten wolle. Der Wettkampf begann ihn zu fesseln. Rauchend und schweigend und hin und wieder einen Schluck Wein trinkend, spielten sie Zug um Zug. Plötzlich wiesen die Figuren eine eigentümliche Stellung auf. Romberg glaubte sich zu entsinnen, daß ihm diese ganz besondere Gestaltung des Spiels schon einmal vorgekommen sei, daß er sie lange nicht vergessen konnte und dies als einen Beweis für die außergewöhnlichen Stärke seines Gedächtnisses empfunden hatte. Aber wo war das nur gewesen und bei welcher Gelegenheit? Rombergs Brauen zogen sich im Nachdenken zusammen. Mit doppelter Vorsicht tat er den nächsten Zug.

„Sie sind ein ausgezeichnete Spieler!“ flüsterte

Iswin anerkennend. Seine gelbliche Hand senkte sich langsam herab.

Dies Lob berührte Romberg unangenehm. Wenn es auch nicht unberechtigt sein mochte, so war es doch in diesem Augenblick ganz bestimmt eine Krieglislst. Bei einem solchen Gegner wie Iwinski gedachte eine ganz geringe Ablenkung der Aufmerksamkeit, um sofort in Nachteil zu geraten. An das Spiel hatte man zu denken, an nichts anderes.

sonst! Mit strengem Wollen stellten sich Romberg Gedankenkräfte darauf ein, das Figurenbild verdichtete sich. Geisterhafte Fäden ungewissen Erinnern wollten sich fester fügen. Romberg wehrte sich mit zusammengepreßten Lippen. Was ging es ihn jetzt an, was einst gewesen war! Er mußte aufpassen. . . . Und wieder rückte lawins gelbliche Hand mit den nicht ganz sauberen Fingernägeln zierlich eine Flur.

Diese Hand ... Teufel, wo hatte er nur diese Hand schon gesehen?
Schweiß trat auf Rombergs

Stirn. Ihm war zumute, als ob
sein ganzes Sein mit diesem
Figurenblind, in das ihn Iwans
unangenehme Hand unsafhalt-
sam hineinzwängte, verknüpft
sei. Er mußte es zerreißen, sich
einen Weg bahnen, der zur Ret-
tung führte — und wenn dies
Spiel bis zum Morgengrauen
dauern sollte! Unbeteiligt starrte
er auf das Schachbrett und
zog erst nach langer Zeit.
„Ausgezeichnet!“ flüsterte Iw-
an verzückt. Dann zog er
gleichfalls.
„Ekelhaft, diese Gerede . . . Aber
jetzt geht es!“

Der nächste Zug mußte die Entscheidung bringen. Quallvöll nachsinnend betrachtete Romberg das Spiel. Er wußte, daß er keinen Blick davon abwenden dürfe, um etwas einzuwin-
n anzusehen, daß er den Schemen, die ihn umkreisten, wehren müsse, den Stimmen, die auf ihn einredeten, nicht lauschen dürfe, daß er verloren sei, wenn er nicht, fest, silb-
Nach langem Zögern tat er den Zug.

Nordwesten der Staaten, fern allem staubigen
Recht. Schreibend und lüchelnd saß er im unbe-
gahlichen Gasthaus bei spärlichem Licht.
Ein riesiger Mann trat ins Zimmer, betrachtete
ihn und stützte sich auf sein Gewehr. Dunkel
wählte sein Bart bis zum Gürtel. Wettergebräunt
das Gesicht und drohend die Augen. — So mußte
man aussehen, wenn man leben wollte in diesem
Land!

„Fremder, spielen Sie Schach?“
 „Wie sonderbar – ja!“
 „Da ist einer, der Iswin heißt. Hat seine Hand bei einer bösen Sache gehabt. Mord und Raub und so weiter. Haben den Hund gefaßt. Er muß hängen. Will die Nacht noch verbringen beim Spiel. Fehlt nur der Partner. Wir sind Christen. Sind Sie bereit?“

weißgetüncht, kahl, erhellt nur vom Schein einer trüben Laterne. Auf einer Pritsche kauerte rauchend ein Etwas von Mensch, entstellte das Gesicht, die Kleider zerfetzt. Vor ihm auf einem Tisch stand ein Schachspiel. Seine gelbliche, schmutzige Hand bewegte Figuren, Gläser und Wein und etwas zu essen. Irr vor Angst sah er auf und seufzte erlöst.

"Gut, daß Sie kommen, Partner", sagte er leise. "Ich habe Sie lange erwartet. Trinken Sie Wein. Dann wollen wir spielen. Der erste Zug gehört Ihnen."

Und sie spielten die Nacht hindurch ein einziges, grimmiges Spiel von seltsamem Reiz der Gedankenverketzung, sie spielten erbittert und brachten es nicht zur Entscheidung, bis die Dämmerung kam und der Regel rückte . . .

Zum letzten Male schwebte Iswins Hand aus bläulichem Rauchgewölk auf das Schachbrett herab.

„Schachmatt!“ rief er triumphierend, und seine Stimme verhallte zitternd.

(Toni Bicht) Minutenlang startete Romberg auf das Spiel. Dann wurde ihm klar, daß es keinen Ausweg mehr gab.

Jäh fuhr er empor. Die Figuren stürzten um. Der Platz seines Partners war leer. Dienstestrig trat der Kellner näher.

„Wo ist der Mann, mit dem ich hier Schach gespielt habe?“ fragte Romberg schwer atmend.

„Aber der andere Herr ist doch gerade telefonisch dringend abgerufen worden. Herr Professor!“ sagte der

Kellner verwundert. „Wünschen Sie noch etwas, Herr Professor?“

Romberg schüttelte den Kopf.
Mein Gedächtnis wird unzu-

„Mein Gedächtnis wird unzuverlässig“, sagte er düster. „Ich glaube, der Mann da war — ... niemand.“ Er trank den Rest seines Weines aus, beglich die Rechnung und ging in Gedanken versunken davon.

Das Gegenteil

„Ihr Bruder ist ein Naturfreund?“

„Im Gegenteil. Mitglied vom Verschönerungsverein.“

Fortschritt

„Naa, i gib nix mehr auf d' Horoskop'; i kenn' oane, dō· sagt d' Zuakunft
aus 'n Reismatis.“

[illegible]

Empfehlenswerte Gaststätten	
BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt Metzstraße 31 Die original öst- deutsche Gaststätte	Kottler Zur Linde Merburger Straße 2 a d. Tauentzienstraße Das Berliner Köstler-Lokal

**Satyrin-
Tabletten**
Altreserscheinungen,
nervöse Erregung,
sexuelle Neugierde,
Ankunft, Kaufmann
durch Akt. Gesellschaft.
Hormone, Düsseldorf
Graben 110.

**BUREAU
FÜR
ZEITUNGSAUSSCHNITTE**

H. u. R. GERSTMANN
BERLIN W. 35
DORNBERGE 7, 1. STADTVO. 4807-8

Der Berliner Arbeiter
Der Berliner Arbeiter
Der Berliner Arbeiter

**LIEFERUNG
VON ALLEN
NACHRICHTEN, ABHANDLUNGEN,
INSERATEN
INS
IN- UND AUSLANDES**

174 ABONNEMENT ZU WASSERSTADT PREISEN

nsertiert ständig im „Simplicissimus“!

[illegible]

100000
Wunder!!
100000
wundertun!

**Denn ich 100000 Wunder
wundertun will.**

mich ich es befaßt mach'n. Wer sollte es sonst ahnen?
 Aber auch, wenn ich neuwundernwilligen sollt' legend-
 ert'st recht leidet, kann und will, darf ich mich nicht
 in Schwärmen hüllen und warten, bis sie zu mir
 kommen. Mit euer Wort: kein Geschick kommt ohne
 Werbung aus!

Ich Werbung heisst heute in die Bude,
 Werbung läßt den Gehörten rauchen.
 Jeder, der in dieser Zeitgeist mit einer Klingel ver-
 treten ist, weiß das!

Was kann fehlen Sie?

Sie Ihr Angebot denn so uninteressant? Haben Sie
 denn nicht auch eine Menge zu sagen, wozu die
 Leser dieser Zeitgeist ein Augen hätten? Was Sie
 vielleicht zu einer Aufsatz bei Ihnen veranlaßt?
 Wie kann ich der Gerechtigkeit
 es kommt dabei nur auf eines an! daß Sie's
 richtig machen!

Deshalb schreiben Sie noch heute an den Ver-
 leger der deutschen Zeitungsmittel, Deuts-
 chenscheider, Mühlbacher Zeit. 10. Sie erhalten
 dann vollkommen kostenlos die 36 Seiten feste
 Druckzeit!

Unzugen Julem wundertun!

Die modernen Psychologen haben eine ausgesprochene Vorliebe für Babys als Versuchsobjekte, und wenn sie ihre Aufmerksamkeit Tieren zuwenden, dann sind es fast stets kleine Tiere, wie weiße Mäuse oder Meerschweinchen, deren Seelenleben zu enträtseln sie bestrebt sind. Ich kannte einen Professor, der sich wochenlang bemühte, herauszubekommen, ob Fische farbenblind sind. Er hielt sich in einem Bassin eines Karpen namens Julia, und des Nachts stellte er an ihm Versuche mit farbigen Lichtern an. Jedemal, wenn Julia beim Aufblenden des grünen Lichtes an die Oberfläche kam, warf er ihr ein Stück Kuchen zu, und jedesmal, wenn sie sich beim Aufblenden des roten Lichtes zeigte, versetzte er ihr einen Nasenstoß. Julia lernte bald, unter Wasser zu bleiben, solange die rote Lampe brannte. Aber in der Zwischenzeit wurde ihr Lehrer, der an der Zerstreuung seines Berufes litt, sochmal mehr und mehr von der Verkehrssignale an Straßenkreuzungen beunruhigt.

Ein anderer Professor ließ sich ein ausgedehntes Labyrinth anfertigen, um zu ergründen, ob weiße Mäuse einen ausgeprägten Ortsinn besitzen. Am ersten Tag setzte er sechs Mäuse in der Mitte seines Irrganges aus und überließ es ihnen, den Ausweg zu finden. Am nächsten Morgen waren noch drei Mäuse da, und tags darauf nur noch zwei — ein schönes Zeugnis für die Intelligenz dieser Tiere. Aber als der Professor am dritten Tage in sein Studierzimmer kam, fand er in der Mitte des Labyrinths zwei weiße Mäuse. Offenbar hatten sich die zwei alten Siedler, nachdem sie vergebens einen Ausweg gesucht hatten, entschlossen, sich im Labyrinth häuslich einzurichten.

Der Professor verfaßte unter Benützung dieser interessanten Versuchsergebnisse eine wissenschaftliche Abhandlung und fuhr damit in die Hauptstadt, um sie bei einer Gelehrtenversammlung vorzutragen. Aber der Professor sollte seinen Vortrag nie halten. In der Großstadt angekommen, verlor er die Orientierung und sagte: „Bin ich eine weiße Maus oder ein Mensch?“ Kolner dieser Gelehrten erwähnte sich, wie man bemerken wird, ein größeres Objekt für seine Versuche. Der Lehrer des Karpens zog diesen wohlweislich einem Alligator vor. Ähnliche Er-

wägungen mögen für die modernen Psychologen maßgebend sein, wenn sie sich für das Studium menschlichen Verhaltens den Leitsatz „Wie kleiner, desto besser“ zu eigen gemacht haben. Dank der Kinderpsychologie können wir nun mit wissenschaftlichen Waffen gegen Damenulkschen, Nägelbeissen und andere Gewohnheiten ankämpfen, und gegen die dreifache Drohung Papas, Mamas und des Professors ist Kleinkind einfach machtlos, da seine schreienden Proteste den „Fall“ für den Beobachter nur noch interessanter machen. Aber es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß sich die Kinder nicht auch über das Verhalten der Erwachsenen ihre besonderen Gedanken machen: sie stellen mit ihnen zahlreiche Versuche an und gelangen beim Studium der Elternseelen oft zu den überraschendsten Ergebnissen. Schon mit drei Jahren begann zum Beispiel Fritzchen, die elterlichen Reaktionen auf Geräusche zu untersuchen. Mitten in der Nacht pflegte er „Wassaa link!“ zu rufen und diesen Ausdruck immer wieder zu größerer Lautstärke zu steigern. Die Wirkung war stets die gleiche: beim drittenmal kroch Papa aus dem Bett, holte ein Glas Wasser aus dem Badezimmer und schlief sofort wieder ein. Seine Reaktion war triebmäßig und automatisch.

Um die elterlichen Reaktionen auf Berührungseize zu erforschen, bediente sich Fritzchen mannigfacher Hilfsmittel, wie eines nur zur Hälfte aufgezehrten Zuckerlutschers, einer Gummipuppe und eines Regiments kleiner Zinnsoldaten mit Bajonetten. Er fand den Tactum der Erwachsenen wohl entwickelt. Die Zuckerlutscherprobe wurde an Papa versucht, als er sich für eine Abendgesellschaft ankündigte. Wenn das nasse Zuckerwerk mit seinem Frackhemd in Berührung kam, wich Papa sofort unter Anzeichen des Erschreckens zurück und rief aus: „Nehmt doch dieses kiebige Zeug weg!“ Auch im Falle der Gummipuppe reagierte er augenblicklich: die Puppe wurde eines Nachts auf dem Fußboden des Schlafzimmers liegen gelassen, und als Papa, nachdem er das Licht abgedreht hatte, mit den bloßen Füßen darauf trat, quetschte er sowie die Puppe selbst — nur noch viel lauter. Und was die Zinnsoldaten mit Bajonetten betrifft, so wurden sie aufs Geratewohl über Stühle und Sofas ver-

streut, wo ihre unerwartete Entdeckung einen Beweis über die Empfindlichkeit der Erwachsenen gegenüber Berührungseizen vermittelte.

Fritzchen hat auch herausgefunden, daß Erwachsene, selbst solche vorgeschrittenen Alters, imstande sind, ihre Aufmerksamkeit auf glänzende Gegenstände zu konzentrieren. Eine seiner frühesten Erinnerungen ist die, wie sein Großvater eine goldene Uhr aus der Westentasche hervor-zuziehen pflegte, sie stolz in der Hand drehte und: „Sieh mal! Schöne Tick-Tack!“ ausrief. Fritzchen sagt, daß es eine recht gewöhnliche Uhr war, die zu bewundern der alte Herr nie ermüdete.

Auch Tiere scheinen einen tiefen Eindruck auf die Erwachsenenenseelen zu machen. In seinen Kriegerjahren bemerkte Fritzchen, daß sich seine Eltern in geradezu leidenschaftlicher Weise für alle vierbeinigen Wesen begeisterten. „Pferdi! Schau!“ pflegten sie immer wieder auszurufen. Oder „Schau, Fritzchen, Hund! Das ist ein Hund!“ Diese und ähnliche Dinge zu beteuern wurden sie oft stundenlang nicht müde, da Fritzchen außerdem war, ihnen: „Und wenn schon?“ zu antworten. Er hatte damals nämlich noch keine Zähne. Fritzchen glaubt, daß er während der ersten drei Jahre seines Lebens ungefähr 14 500 Fragen beantwortete, von denen 58,7 vom Hundert entweder „Wie macht das Hund?“ oder „Wie sagt die Kuh?“ lauteten. Die verbleibenden 41,3 vom Hundert bestanden hauptsächlich aus „Wer ist der Mann?“ und „Gut, die war ist denn das?“ Offenbar, so schloß Fritzchen, ist das Gedächtnis der Erwachsenen sehr kurzlebig, und sie werden daher häufig von Zweifeln über ihre eigene Wesensgleichheit ergriffen.

Um die Intelligenz der Erwachsenen auf die Probe zu stellen, führte er einen interessanten Versuch aus, indem er bisweilen auf die elterliche Frage „Wie sagt die war ist denn das?“ drücklichen „Wau... wau...“ antwortete, worauf Papa unmittelbar „Aber nein!“ rief und die Frage wiederholte. Das ist immerhin ein Zeichen von Intelligenz, und Fritzchen hofft, daß er seinen Eltern derlei törichte Fragen bald abgewöhnen haben wird. Auf Grund seiner Versuche ist er zu der Überzeugung gelangt, daß es schließlich nur auf die richtige Erziehung ankommt.

Berliner Bilder

Berliner Lokalangeiger:

„Karl Arnold gloriert mit unermüdlichem Geißel der Auswüchse unserer Zeit, aber er meißelt dabei die Gabe der überlegenen Gelehrtheit, so daß uns die Blätter eher ein unruhig Bedenken bereiten, als daß sie abklopfen.“

Hamburger Fremdenblatt:

„... Mit dem steigenden Zulauf bei den Chirurgen und Musikphäre und Kafeeböfop des Berliner Infektionssemit-Tanzdielen, Valstschiebern, Bokasimten, Kokotten äußerlich aufgeführt.“

Hannoverscher Kurier:

„... Verhehlen wir uns doch die Wahrheit mit anheimelnden Klüften: er ist ein Exakter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfalt und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:

„... Das gibt ein amüsanter und buntes Bild von Dopen, Konfessionären, Jahrmackstypen, Beifancern, Filmadamen, Familienvätern, Kaffeehemden und Aufstufungsmangelgütern, ein bodast vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom lauter Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:

„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze getriggt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in süßlichen Kaffeehemden, in lächerlichen Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Drogenhäusern viele für unsere Zeit charakteristische Typen gefunden.“

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 j. I. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postcheckkonto München 5802

Der deutsche Dampfer „New York“

(Wilhelm Schutz)



Warum sich immer bekriegen? Völker können sich gegenseitig auch helfen.

Wintergang

Wir gingen über ein verschneites Feld.
Es hockten Häfen frierend in den Furchen,
Und große Vögel pochten an den Schlaf der Welt.

Dann kamen Schatten, und es wurde Nacht.
Der Schnee nur glänzte fremd in fahlem Licht.
Starr standen Bäume wie auf geisthafter Wacht.

Wir eilten fort, als uns ein Bangen traf:
Wo hockten nun die Häfen in der Nacht,
Wo bergen nun die schwarzen Vögel sich zum Schlaf?

Es fragte der Frost sich tiefer in uns ein,
Und gleich Verfolgten hegtten wir zur Stadt,
Aufatmend bei der ersten armen Lampe Schein.

Bermann Seibelbach

„Äskulap V.“

Mein Großvater übt seit Jahren in seiner Heimat auf dem Hochschwarzwald seine ärztliche Praxis aus. Weil da oben die Höfe oft stundenweit auseinander liegen, und weil man oft nur auf schmalen Pfaden durch den Wald zu den Patienten gelangen kann, hat mein Großvater statt des Autos noch immer ein Pferd.

Schon mancher Gaul ist in Großvaters Diensten alt geworden, und er mußte aus anderem Grund gehen — aber immer war es ein Fuchs, und immer hat er „Äskulap“ geheißenen.

„s Doktors „Äschkulab“ sagen die Leute. Sonntags wird Äskulap vor den kleinen Wagen, „s Chaisewägel“, gespannt, und die Familie fährt über Land.

Und weil es doch immer ein Fuchs ist, der den Wagen zieht, hat Großmutter das neue Chaisewägel in der Polsterung und im Lack dem Rotbraun des Fuchsen angepaßt. Und weil, wie der Großvater zu sagen pflegt, „der Luxus die niedrigsten Volksschichten“ ergreift, hat das neue Chaisewägel Gummiräder bekommen. (Großmutter denkt, daß es so doch etwas an ein Auto erinnere.)

Im Frühjahr kam ein neuer „Äskulap“ an. „Äskulap V. ist stolz wie ein Spanier“, sagt mein Großvater und schmunzelt vergnügt.

Und daß er recht hat, zeigt sich, als er das erstmal vora Chaisewägel gespannt wird. Er wirft den Kopf zurück und tänzelt nervös und bäumt sich im Geschirr. Es braucht viel gute Worte und viel Zucker, bis die Ausfahrt vorantasten gehen kann. Das ändert sich auch nicht. Und Großmutter muß sich beklagen, daß Äskulap ihr zum Ärger immer vor dem Fenster der Bezirksärztin stehen bleibt und den Schwanz hochhebt.

Im Juli ist Heusatz, und nach alter Tradition wurde Äskulap vor den Leiterwagen gespannt, um sein Futter heimzuführen. Aber das war eine böse Sache. Äskulap warf den Kopf zurück, schüttelte die Mähne, trat und bäumte sich, und keinerlei Worte noch Zucker halfen. Auf dem Feld wartete man auf den Wagen, und, wie immer in dem Fall, rollte auch noch von fern her Donner.

Da spuckte der Hipsepp, der Aushilfsknecht, seinen Priem aus und meinte: „s Isch noch immer so gsi auf der Welt, daß der, wo sich am meiste eibildet, am

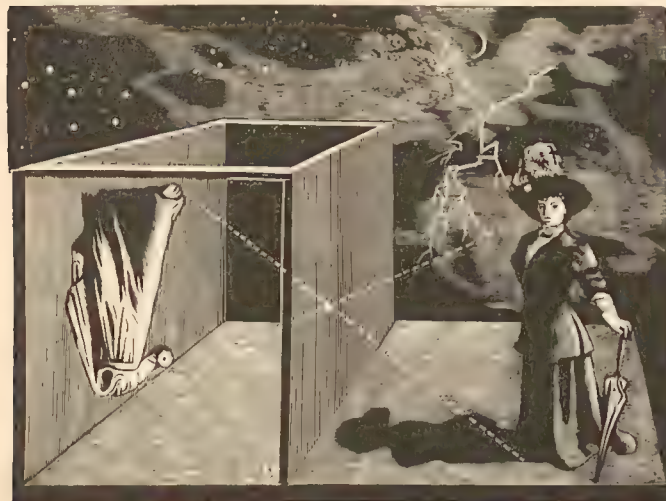
dickschte Narreissel runzoge wird. Des werde mer giel habe, da Satan, da elendige!“ Und nach zeh'n Minuten zog Äskulap aufs Feld. Er zog das Chaisewägel, drin saß der Hipsepp mit der Geißel, und an dem Chaisewägel war der Leiterwagen angebunden, darauf saß die „Sekunde“, die Magd, und machte ein dummes Gesicht und genierte sich, weil die Leute staunten.

Drei Viertelstunden später, als die ersten Tropfen fielen, kam Äskulap zurück. Er zog hinter sich das Chaisewägel, drin saß der Hipsepp („mit dreckiger Hose auf dem neuen Polster“, jammerte Großmutter), und an dem Chaisewägel war der vollgeladene Heuwagen angebunden. Auf diesem saß Sekunde, unsere Magd, und lachte über ganz Gesicht. Dabei hatte sie doch nur lauter schlechte Zähne vorzuweisen.

Das ganze Städtchen lachte. „So wird des letz immer mache“, sagte der Hipsepp und nahm schmunzelnd Großvaters dicke Zigarre. „Denn wisse Se, Herr Doktor, es isch e alte Gschicht, daß der, wo die gröechst Eibildung hat, am längste Narreissel umenander zoge wird.“

Projizierte Vergangenheit

(K. Rössing)



Berlinisches

Im dritten Schuljahr werden Sprichworte und Redensarten behandelt. Die Kinder steuern bei, soviel sie können. Da der Strom bald versiegt, wird gefragt, ob denn das alles wäre. Schließlich meldet sich ein waschechter kleiner Berliner: „Wenn Vata meckat, denn sacht Mutta immma: „Mach bloß nich soon Wind mit dein kurzet Hemde.““

Selbst-einschätzung

Doktor Becher hat soeben die Nachricht erhalten, daß Doktor Schmirzer, den er absolut nicht ausstehen kann, den Professorentitel erhalten hat.

Da sagt er wütend zu dem Überbringer dieser Nachricht: „Der meint nun doch wohl nicht, daß ich ihn in Zukunft mit Professor anreden werde? Nee, mein Lieber! Zu so einem Idioten sage ich ruhig welterhin „Herr Kollege!““



„Und versichert bin i aa.“ — „Bedeut' nix, bal nix passiert!“

... und dann

Der Chefkassende einer New-Yorker Firma war auf seiner Tour in einem Hotel San Francisco gestorben. Wie das bei anglo-amerikanischen Menschen vorkommt, war sein Ableben während der Benutzung des gewissen Orchesters erfolgt.

Ihr Reisender Brown hieselbst nun einmal sind, wurde von der Hoteldirektion ein Telegramm an das Zentralbüro der Firma in New York aufgegeben:

„Ihr Reisender Brown hieselbst auf W.C. gestorben stop Polizei verlangt Instruktionen stop Was sollen wir machen?“

Die Antwort kam bald:
„Bank für Ihr Telegramm stop Bedauern Ableben Browns stop Schicken Sie uns sein Orderbuch Geld und Papiere stop Lassen Sie ihn beerdigen stop und dann ... ziehen Sie die Kette.“

Lieber Simplicissimus!

Wenn ich schon einmal ins Theater gehe, habe ich immer das Pech, daß besonders kunstverständige Mitmenschen in der Reihe vor mir oder hinter mir ihre Urteile abgeben. Auch diesmal konnte ich meinem Schicksal nicht entgehen.

Es war im Berliner Staatstheater, und man gab die „Hermannschlacht“.

Schon zu Beginn der Vorstellung erklärt der Mann seiner Frau die historischen Zusammenhänge.

Die wilde Bärenszene rollt auf der Bühne ab. Der edle Ventidius hat seine Römerseele in den Armen der Bärin ausgehaucht. Der Vorhang fällt, es bleibt dunkel. Das Publikum ist sichtlich ergötzt.

Plötzlich ertönt halblaut im schönsten Sächsisch hinter mir eine Frauenstimme: „Alterhand, alles wijen einer Logge!“

Darauf er: „Laß doch, is ja bloß Deder!“

Ein badischer Oberförster, ein guter heiterer Mensch, nahm sich nach dem Tod seiner ersten Frau eine zweite: die war eine böse Bisgum und machte ihm, wo es nur anging, das Leben sauer. Als 1914 dann der Krieg ausbrach, meldete sich der Oberförster sofort freiwillig, obwohl er als Hauptmann der Landwehr noch nicht aufgerufen war. Beim Ausrücken des Regiments wandte er sich an einige Amtsbrüder, die von ihm Abschied nahmen, und sagte mit einem Hinweis auf die ausziehenden Kameraden fröhlichen Gesichts: „Sehen Sie: die ziehen jetzt alle in den Krieg; und ich — ich zieh in den Frieden.“

Dreistimmige Musik

Eine Stimme singt in der Nacht,
Nacht, die ihr bange macht,
Singt ihre Angst, ihren Mut.
Singen begnügt die Nacht,
Singen ist gut.

Eine zweite hebt an und geht mit,
Hält mit der andern Schritt,
Gibt ihr Antwort und lacht,
Weil zu zweit in der Nacht
Singen ihr Freude macht.

Dritte Stimme fällt ein,
Tanzst und schreiet im Reihn
Mit in der Nacht, Und die drei
Werben zu Säufern
Und Sternweibern.

Sengen sich, lassen sich,
Weiden sich, fassen sich,
Weil Singen in der Nacht
Liebe weckt, Freude macht.
Säufern ein Sternensicht,
Denn eine das andre heit,
Zeigen sich, verflechten sich,
Trösten sich, necken sich ...

Nacht war und Angst die Welt
Ohne dich, ohne mich, ohne dich.

Gustav Hetzer

Auf geht's!

(Karl Arnold)



„Vafluachte Gaudi, vafluachte! Jetzt derfst wieda d' Weißwürscht mit an Konfettizuasatz unter a fremde Nas'n schiab'n.“

SIMPLICISSIMUS

Mutter Deutschland spricht:

Wilhelm Haas



„Aus fremder Haft, aus Nacht und Wind,
aus Nocheinlein und Obrausenslein

komm jetzt in meine Arme, Kind,
und in das Haus, wo du daheim!“



Judith

Von Katarina Botsky

„Schon sind Sie, Fraulein“, sagte der Herr zu ihr, „aber —“; aber doch nur ein Serviermädchen, setzte Martha im stillen hinzu. Denn das meinte er doch wohl. „Und das rote Kleid!“, fuhr er fort (Purpurkattun mit Erdbeerblüten bedruckt), „steht Ihnen geradezu königlich.“ Martha stieß sich die weiße Kropfrösche aus der Stirn, denn ihr wurde heiß. Er: „Augen haben Sie wie Friedrich der Große.“ Das Serviermädchen lachte schallend auf, ihre Wangen glühten mit ihren blauen Augen um die Wette. Patzig tat sie ihren frischen Mund auf: „Sie müssen mir nicht Raupen in den Kopf setzen. Was wollen Sie eigentlich von mir?“ Er verschlang sie mit den Augen und schwieg, dann ging er: ging durch den langen Korridor davon. Die Herren machten ihr ewig Komplimente — und dann gingen sie; gingen. Doch ihre Komplimente blieben und verdarben sie für ihre Gleichgültigkeit. Wie sollte das enden? Ihre fünfundsiebenzig Jahre schrien manchmal so laut, daß sie sich hätte die Ohren zuhalten mögen. In solchen Fällen gingen sie schlachten oder scheuern, was ihr gar nicht oblag im Hotel, — bloß um mit ihren Kräften fertig zu werden. Immer schien die Sonne: jeden Tag. Und der Mond — auch Sonne für Martha, so gesund war sie. Und Regen machte sie noch übermütiger, wenn er ihr überhaupt bewußt wurde. Im Herbst staute sich eines Tages das Regenwasser vor der Hintertür des Hotels; eiskaltes Wasser. Martha warf ihre Schuhe nach rechts, die Strümpfe nach links, dann sprang sie lachend hinein, sich den Rock auf der einen Seite in den Gürtel stopfend. Der Wind peitschte den roten Kattun längs ihren blanken Beinen, riß ihr das Haar auf und hob einzelne Locken als schwarze Schlangen hoch. Ihre Augen funkelten vor Energie und Lebenslust; patsch, patsch watete sie zu dem Geflügelkäfig hin, um zu schlachten. Der Block stand da, und

das Messer lag schon bereit. Es waren junge Hähnchen, die, zitternd und frierend, ihres Schicksals harrten. Martha nahm einem nach dem andern mit roher Geschicklichkeit den Kopf ab. Jedemal ein Aufkreischen, dann Stille, — dann schlenderte Martha das geköpfte Tier, achlos, auf einen trockenen Fleck, und es lief

immer noch ein paar wilde Schritte davon, ins Leben zurück, könnte man sagen, ehe es umkippte. Martha wühlte mit den Füßen im blutigen Wasser. Ihre Hände waren klebrig rot. Ihr Mund stand feucht offen. Das Messer war so scharf, so scharf . . . sie hätte immer so weiter schneiden mögen, bis nichts mehr in ihr schrie. „Hopp!“ rief sie verhalten und ließ das letzte Hähnchen kopflos, davonlaufen. Befriedigt wischte sie das Messer mit den Fingern ab, den Kopf mit dem fliegenden Haar im Genick, den Blick im Leeren. „O Judith, wie bist du so grausig schön —“ rief eine Stimme aus einem Fenster. Seitdem wurde Martha „Judith“ genannt. Jetzt wohnten nur noch wenig Gäste im Hotel, denn der Sommer ging zu Ende. In die leeren stillen Zimmer zog die laute Stimme der See. Die brauchte keine Bedienung. Was blieb für Martha zu tun? Wohnen mit ihrer wilden Lebenskraft? Sie griff zur Scheuerbürste. In der ersten Etage, wo niemand mehr wohnte, riß Martha den langen, langen roten Läufer auf, rollte ihn zusammen, schmiß sich über den Boden und raute stundenlang mit der Bürste auf ihm dahin. Alle Zimmerluren, rechts und links vom Korridor, hatte sie geöffnet, auch alle Fenster in den Zimmern. Die Sonne stach durch die linke Zimmerreihe über den Korridor nach der rechten hinüber, und der Seewind sauste umgekehrt hindurch. In Glanz und Blasen tobte Martha mit der Bürste über den Fußboden. Wütend schritt ihr Gescheure durch das ganze Haus. Vielleicht verstand die Sonne, was die Scheuerbürste heulte unter „Judiths“ Hand. Das Sonnenlicht spielte so nachdenklich auf den farbigen Teppichen in den lauschenden Zimmern. Scheuerbürste und Schlachtmesser waren die Verkäufer von „Judiths“ Kraft und Not in einer wilden und blutigen Sprache.

Zeichen und Wunder

In dieser Nacht hat Gott mit mir gesprochen. Er rief aus einer Wolke mich heran.

Ich trat zum Fenster — und ich sah ihn an.

Und fürchterlich war sein Gesicht, dies silbergraue, das aus großen Augen auf mich hinstarrte, und der Mund — wie grauam, wahrheitsfordernd traf er mich!

Schauernd, gebannt, begriff ich das Gericht. Und hielt ihm stand.

Kein Wimperzucken trennte unsern Blick. Wie fanlen diese Augen in mich ein, wie war ich schuglos und wie war ich klein! . . . Und rang mit Gott um dich!

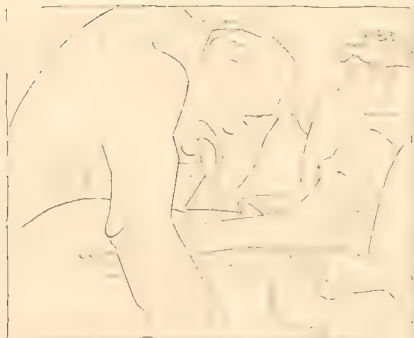
Oh, Ungeheures ging am Himmel vor . . . Bis langsam in dem aufgerissnen Mund, so wie ein Vater scherzt mit seinem Kinde, ein Stern aufleuchtete halt der Junge, und sich wolfsenhell verwandelte, härter strahlte und wuchs und stieg und — sieh: es war der Mond, der Seiner Güte Silberbogen malte, daß die Dornrösche wieder weltwärts finde . . .

Gott hat den Stab nicht über mich gebrochen.

(Hans Rast)

Frohes Familienereignis in Hellabrunn

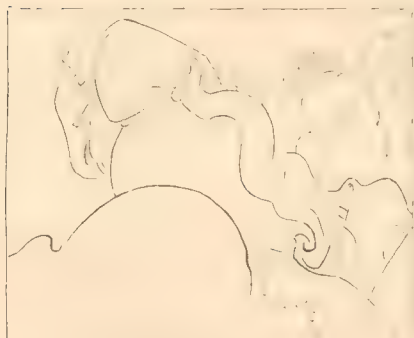
© Glubrasaun



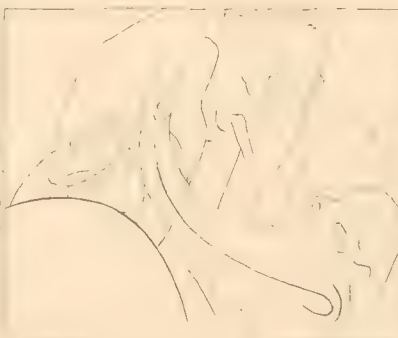
Der arme Boy ist tief bedrückt



Ob's wohl der guten Mini glückt?



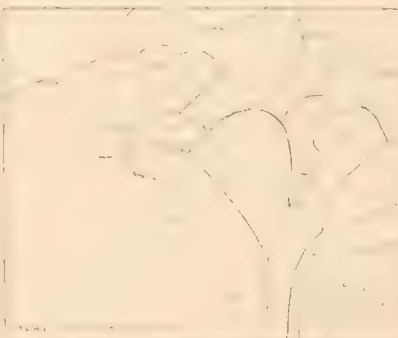
Hebamme Hippopotama.



Gott Lob und Dank, ist hilfreich nan



„Ein Mädchen!“ ruft sie. „Ei, wie nett!“



Erschöpft begibt man sich zu Bett.



Der tote Russe ist der zuverlässigste Untertan.



(R. Knecht)

So geht's

„Was schaut du denn so kritisch? Weißt du denn gar nichts zu sagen?“ – „Ich weiß bloß, daß wir eigentlich mir einen Hut kaufen wollten!“

Judith

Schluß von Seite 209:

pimenten zum Opfer. Im Sommer darauf wurde sie beim Schlachten von der Geburt ihres Kindes grausam überrascht. Es hatte die starren verängstigten Augen der jungen Hähnchen, ehe sie sterben mußten. Sein erster Anblick zerrüttete den ganzen Stahl in „Judiths“ starker Konstruktion. Es währte indessen nicht lange, und als servierte schon wieder. Jetzt war ihr Kleid blau, jetzt verabscheute sie die rote Farbe. Ihre Ausdrucksweise hatte etwas Einfältiges bekommen. Und sie schlachtete und scheuerte nicht mehr. Verschoonen trug sie die Scherben von dem in sich herum, was einst in ihr gefedert hatte. Als das Hotel im Spätherbst seine Pforten schloß, nahm sie keine andere Stellung an, um ihr krankes Kind pflegen zu können. Sie liebte es leidenschaftlich, doch mit Furcht und Zittern; denn seine Augen entsetzten sie immer aufs neue. Trug sie eine Schuld diesen Augen gegenüber? Warum mußte sie durch sie leiden? Ja, nun der rohe Stein dafür, daß er zum Gebrauch erst grausam geschliffen werden muß? Daß er roh ist?

Der Regen ging in langen schwarzen Schürren an einem schmutzigen hageren Hause nieder in der Stadt. Ganz oben preßte sich ein blaßes Gesicht an eine der schmalen Fenster, und daneben sah ein kleines, starr und verängstigt ine Leere. Wie aus einem Käfig, den der Regen vergitterte. Verzweifelt drückte Martha das Kind an sich: „Lach doch! Lach doch! Das bloß ein einziges Mal! Ich weiß ja nicht, was ich sonst tu!“ Sie rüttelte es, ihm verzerrt zulachend. Es nützte nichts. Des Kindes Augen waren auch schuld an ihren furchtbaren Träumen, in diesen Träumen, dann – war es immer – ein Hähnchen und dann O Judith!

Es hatte nie gelacht, als es kraftlos von dannen ging, gerade am Heiligen Abend. Den kleinen Engel von der kleinen Tanne bekam es mit in den Sarg. Martha sah nun den Engel mit dem Kind – in nächtlichen Visionen – durch graue Wolkenstraßen trippeln zu einer goldenen Pforte. Die sie dann beide nicht öffnen konnten,

weil sie viel zu klein dazu waren. Sie standen so winzig und ergeben davor in ihren dünnen wehenden Hemdchen und froren bitterlich. „Wie kalt! Wie kalt!“ flüsterte Martha mit klappernden Zähnen. „Hätte ich ihm doch wenigstens die Wickelhosen angezogen –! Dann würde ich doch ein klein bißchen weniger leiden.“ Ewig hörte sie den Engel für das Kind am verschlossenen Tor des Paradieses klopfen, besonders aber in der Nacht. Es waren die Klopfklopfen in den alten Wänden ...

Schließlich fand sie eine Anstellung in einer Klinik, wo sie auch Gelegenheit hatte, bei der Krankenpflege behilflich zu sein. Hier war sie lange graue Jahre, in denen auch ihr Haar grau wurde. Nur am Abend ging sie aus, um frische Luft zu schöpfen. Immer um die Klinik herum, in großem Bogen immer um die Klinik herum. Die stand wie ein riesiger Stein in der Mitte, und sie umschritt ihn – sie schien ihn dabei mit sich im Kreise herumzudrehen, samt all den vielen Qualen, die er barg, und das jeden Abend, jedes Jahr. Es war für sie der Mahlestein, an dem ihr eigener roher Stein geschliffen wurde.

Nach Jahr und Tag verlor sie ihre Stellung, weil die Klinik aufgelöst wurde. Noch war Martha stark und arbeitsfähig; aber – fünfundvierzig Jahre alt. „Das Hotel am Meer“ nahm sie noch einmal in seine Dienste, sogar wieder als – Servierermädchen. Jetzt war ihr Kleid schwarz. Aber auch im Hotel kam ihr alles dunkel geworden vor. Ihr graues Haar verbarg sie geschickt unter der weißen Rüsche. Stattlich ging sie um die Tische herum; auch dieses Mahlgänge; denn unaufhörlich zerrieb sie dabei ihre Erinnerungen. Auch dieses wetzte den Stein. Unaufhörlich klapperte in Ihrem Kopf die Mühle „Es war einmal“. Nicht leicht, dabei die vielen Fragen der Gäste zu beantworten. Und ihre Ausdrucksweise war noch unbeholfener geworden.

Abends saß sie mit den Hotelmädchen im nahen Gehölz auf der Erde, sträuchelnd müde die schweren Beine aus und sagte jedesmal ein wenig traumverloren: „Ob ich noch ein bißchen bad?“ Die Mädels lachten und gingen baden. Martha blieb sitzen

und hörte die Mühle „Es war einmal“. Und dachte oft: Immer scheint jetzt der Mond. Wenn die Sonne scheint – auch wie Mond! Wenn ich aufstehe, morgens – nichts als Mond! Einmal preßte sie die Nägel in ihr Fleisch und sagte: „Die Wände sind zu dick geworden. Die Sonne kann da innen nicht mehr Licht machen. Darum ist immer so schummrig.“

Wenn sie im Bett lag in ihrer alten Kammer, fuhr manchmal, spät abends, ein Auto am Küchengarten vorbei. Das warf immer einen Lichtschein durch den Vorhang auf die Wand. Ein weißliches Lampion schien dann längs der nackten grauen Wand durch die Dunkelheit zu schweben: ein Licht; unwirklich, epukhaft. So war jetzt alles. Heute hatte sie auf Wunsch und sehr ungern zum erstenmal wieder Hähnchen geschlachtet, das weckte viele, viele Erinnerungen. Als das Geisterlampion über die Wand schwebte, lag Martha schon im Halbschlaf, sehr müde vom heutigen Tag und mit Schmerzen in den Beinen. Die Vergangenheit stieg auf –! Schwarzes Regenwasser hatte sich vor der Hintertür des Hotels gestaut, und nun mußte sie im Wasser schlachten. Wind riß beidend an ihrem roten Kleiderrock, und das Wasser brannte. Ein rauhes Weinen brach scheu aus ihrer Kehle und stockte jäh. Hatte doch wohl niemand gehört? Unter den vielen, die im engen Käfig des Messers harrten, war auch das eine – das eine – Und sie konnte nichts ordentlich unterscheiden, so dunkel war es schon. Sie hätte schreien mögen vor Angst. Das Herz polterte in ihrer Brust. Ihr Gesicht rieb sich an den Käfigstangen wund. Welches war es nun eigentlich? Das schwarze oder das weiße? „Lach doch! Dies einzige Mal! Sonst –“ Ich kann ja das tolle Messer nicht länger bändigen! Mit ihrer ganzen Wucht warf sie sich darüber hin. Und fühlte einen Schmerz, ein Zerrissenwerden wie damals vor bald zwanzig Jahren, als Stöhnend wälzte sie sich in dem roten Wasser, das so heiß war. Etwas löste sich aus ihr, etwas schwamm auf zu ihr, in ihren Arm, ihr graute vor seinen Augen. Da –! Weißer Glanz ging durch den Raum, und das Kind in ihrem Arm lächelte überirdisch schön.

Im Keller eines Vorstadthauses hatte sich zwei Jahre nach dem Kriege der Schuster Friedrich Wilhelm Löffler niedergelassen. Niemand kannte ihn oder seine Frau, aber jedermann wußte, daß es ihm herzlich schlecht gehe. Man sah ihn im Sommer und im Winter mit einem alten grauen Soldatenmantel über die Straße huschen, als ob er nicht gern bemerkt werden wollte. Kam man in seine Werkstatt, um ein paar Schuhe flicken oder bescholen zu lassen, so schien er verlegen zu werden. Jedenfalls hatte er kaum den Mut, einen der Kunden anzusehen und den genauen Preis zu nennen, den er für seine Arbeit fordern mußte.

Obwohl die beiden Vornamen Friedrich Wilhelm etwas Preußisches, Klara, Geordnetes versprachen, schien in dem Leben, das sie etikettierten, irgend etwas dunkel und rätselhaft zu sein. Da nun sein Schauplatz diese Vorstadtwelt mit ihrem Interesse an privaten Dingen war, gewann das Löfflersche Ehepaar zuerst für die Gespräche der Dienstmädchen und dann bald auch für die der Herrschaften steigende Bedeutung. Man wollte jetzt bemerkt haben, daß Löffler nach Dunkelwerden ausging und erst morgens ganz früh und sehr lautlos wieder in seine Werkstatt zurückkam. Es wurde gesehen, daß er manchmal ein schweres Bündel heimbrachte. Das alles war gewiß sehr verdächtig. Als es aber dann auch noch zuweilen nach gebratenem Fleisch und anderen schönen Gerichten, wie Grünkohl oder Sauerkraut, aus dem Löfflerschen Keller roch, ja als der arme Flickschuster sogar manchmal ein

paar Flaschen Bier aus der Krämerlei holte, da war es für jeden Einsichtigen klar: Löfflers gingen nachts auf Raub aus!

Jetzt aber begann die Phantasie der Dienstmädchen und der Herrschaftsfrauen zu arbeiten. Aus dem schüchternen Flickschuster wurde langsam ein Unterweltler von unheimlicher Verstricktheit in alle Verbrechen, die irgendwo geschähen. Brauchte man sich das Grausen wirklich noch erst im Knie für gutes Geld zu kaufen, wo man es sozusagen aus der Quelle selbst durch einen Blick aus dem Kammerfenster haben konnte, wenn man sah, wie der Einbrecher oder Räuber persönlich zu seinen gefährlichen Taten auszog oder mit Beute zurückkam!

Vielleicht mordete Löffler sogar! — Wer konnte es wissen! Wie interessant aber würde es sein, wenn man seinen Bekannten bei dem sicher einmal kommenden großen Mordprozeß „Löffler“ sagen könnte: Ich habe ihn recht gut gekannt! Und siehe: Was dem kleinen Flickschuster Friedrich Wilhelm Löffler nicht gelungen war, gelang dem sagenumwobenen Einbrecher und Räuber Löffler: er bekam zu tun. Wie solche Verbrecher es schwer haben, will niemand glauben! Nachts Geldschränke aufbrechen, an Fassaden herauf- und herunterklettern, über Dächer flüchten, und am Tage dann von morgens bis abends, wie Löffler, den beschäftigten Schuster spielen — das strengt an. Man mußte es Löffler lassen, er wuchs immer mehr in die Rolle hinein, die er sich zu spielen vorgenommen hatte. Nur ganz scharfe Augen konnten noch erkennen, daß sich hinter

diesem fleißigen Schuster eine sehr viel interessantere Persönlichkeit verbarg. Auch an Liebenswürdigkeiten mannigfaltiger Art fehlte es ihm jetzt nicht. Da war ein Rentier Mühenband aus Nummer 4, der anscheinend Bargeld im Hause hatte, und er brachte zwei Flaschen Kornschnaps als Geschenk in der Hoffnung, daß Löffler bei seinem Wühlhüter nicht einbrechen werde. Frau Süßenguth, die Sekretärswitwe, die so gut kochen konnte, mußte sich die Freude machen, Löffler einmal einen Topfkuchen zu stiften. Der Zigarrenhändler von der Ecke war gleichfalls recht freigebig, und der Schlächter, der Butterhändler und Herr Siebenhals, Kolonialwaren an gros und en détail, ließen sich nicht lumpen, wenn Löfflers einkauften.

Die beiden Löfflers verstanden das. Wie leicht mehr. War plötzlich ein Engel vom Himmel gestiegen und hatte dem braven Friedrich Wilhelm Löffler, nachdem er vier Jahre lang im Westen und Osten in Schützengraben gelegen hatte, zweimal angesprochen war und ein paar Jahre lang nach dem Kriege nie satt zu Bett gegangen war, endlich einmal ein erträgliches Leben geschaffen. Sophie verdiente es ja wirklich, daß sie sich einmal erträglich ging. Was hatte die kleine Sophie im Krieg ausgestanden, als sich die kleine Schusterin in ihrer Heimat nicht halten ließ, während er im Felde

es nun wohl entschädigt werden. Freilich: zuerst hatte es mit dem neuen Geschäfte recht böse ausgesehen! Wenn ihm sein alter Kamerad Rodig nicht die Nachtwächterstorteile auf dem Bauplatz verschafft und ihm manchmal eine gebrügelte Last Abfallholz mit nach Hause gegeben hätte, dann wäre wohl kaum möglich gewesen, durchzukommen und im Winter in einer geheizten Stube zu sitzen. Nun aber ging es ja gut voran! Nun konnte er den Nachtwächterposten für einen andern armen Korf freimachen, denn er kam ja mit der Schusterin durch!

Löffler ging also jetzt nicht mehr weg. Das wurde sehr bald mißfällig bemerkt. Zuerst glaub man, er mache Ferien oder habe Grund, sich besonders vor der Polizei vorzusetzen. Dann aber war es zu langweilig, immer aufzupassen, ob er sich für seine Raubzüge wegschleiche, wenn er es doch nicht tat. Das interessierte am Fall Löffler flaute ab. Die Lieferanten gaben richtiges Gewicht, wenn er einkaufte. Es gab keinen Kornschnaps, keinen Topfkuchen und keine Gratizlitzgen mehr. Der Umsatz des Geschäftes wurde wieder kleiner.

Löffler hätte nie erfahren, woran es lag, wenn nicht Martha, das Mädchen von Zitenwitzens in Nr. 8, einmal abends in der Werkstatt, als sie ihre Schuhe abholte, gar nichts anderes und Lustigeres zu erzählen gewußt hätte als die komische Geschichte, daß die Leute früher den braven Friedrich Wilhelm Löffler für einen Einbrecher oder Schlimmeren gehalten hätten.

Da begriff der Held dieser Geschichte, was es mit dem Aufschwung und dem Abstieg seines Geschäftes für eine Bewandnis hatte und woher die Achtung und die Liebe der Nachbarn gekommen war! Nachdem er ein paarmal kräftig ausgespuckt hatte, sah er Martha geradezu stehend an und sagte in einem Tone, bei dem man wirklich eine Gänsehaut bekommen konnte: „Da hab' ich ja mal Glück gehabt Martha!“

Und wie ihm Martha so Auge in Auge gegenüberstand, da begriff also: Es war doch wohl etwas dran an der Geschichte mit Löffler!

Man mußte wieder auf! Richtig der Schuster verschwand das Nachts und kam morgens zurück. Da hob sich auch das Interesse der Kundschaft er

Ein braver Sohn

„Alfred Heili“



„Warum haste vorhin zum Mikrophon hin ‚alter Esel‘ gebrüllt?“ — „Det war det Zeichen! Wo doch Muttern zuhause vorm Radio sitzt!“



Im warmen Kleid / Von Johan Luzian

Im Winter über die Hügel wandern, im warmen Kleid, mit Fellmütze auf dem Kopf und Ohrenschützern, mit Fausthandschuhen und Nageltiefeln, innen warm und außen warm, im Wandern pfeifend, so dahinschlingelnd ohne alle Eile – ist das nicht Genuß?

Die Kälte kriecht aus dem Boden hervor, lauert unter den schwarzgrünen Fichten, nistet in den Buchenwipfeln und sinkt in immer neuen Schwaden vom bläugrauen Himmel herab. Im sumpfigen Boden kracht und bricht die Erde unter dem Tritt: von den gefrorenen Wagenspuren kollern harte kleine Brocken in die Rinnen; kleine zierliche Stapfen von Reh und Hase und Krähe sind im Maulwurfshügel festgefroren; Eicheln und Bucheckern sind festgefroren, wo sie liegen: Gänseblümchen sind festgefroren mit Blüten und Grün, die roten Früchte des Hagedorns, die schwarz-blauen Beeren des Blaustauchs, die silbernen Haarbüschel der Kletterreben sind gefroren, sie glitzern von Reif; das rostrote tote Laub am Jungholz der Buchen ist reifig gefroren, die Distelstauden mit ihren Silberhäuptern frieren, die Meisen und Distelfinken frieren: sie picken und piepen an den dünnen Stauden; der Specht, der am Baum hämmert, hungert und friert, der Habicht friert auf der Fichtenspitze, die Krähen krächzen hungrig im Frost. Ja, über dem erfrorenen Land mit den gelbgrünen, grüngrauen, graubraunen, braunschwarzen, schwarzollivenen Farbenschimern hängen der Frost und der Winterdunst und die Einsamkeit und der Tod. Ein Schuß hallt lang über den Wäldern und echoed im Seesgrund und grollt dahin in die Ferne. Das Vesperglöckchen vom Dorfurm hallt fröhlich und echoed und vergeht über den leeren Feldern und Gründen.

Auf dem Weg über Wiesenhöf und Buschwald, über knusprig gefrorene Lehmschichten, an Steinmartern und zugigen Meuschobern vorbei wandert ein Mann in abgetragen blauer Uniform, mit klöbigen Schaffstiefeln an den Füßen, mit Fellmütze auf dem Kopf und Ohrenschützern,

eine Art Amtsperson, wenigstens halb und halb, ein wohlverhüllter, wohlgewärmter Mann, der Bote vom Amt. Sein Stock schlägt vernünftig gegen die Steine am Weg, gegen die reifigen Büsche; der Mann pfeift ein blöches, singt ein blöches brummend durch den Bart; er muß sich auf manche Weise Bewegung machen, denn er hat gut gegessen soeben im Dorfwirtshaus, wo die Sau gestochen war. Nun muß er weitergehen, muß den Zahlungsbefehl zum Hältsner, dem einschichtigen Mann im Wiesnabachtal, bringen. Zu ihm, dem mageren Hungerleider, und seiner bleichsüchtigen Tochter muß er wandern, der Amtsbote, und wenn er auch weiß, daß das Formular, das er vorzeigen muß, und die ganze Formalität beim Hältsner umsonst sind, daß der Kaufmann sich diese Umstände sparen könnte, ihm die Stunde Wegs sparen könnte, er muß doch unverdrossen weiterwandern zum Hältsner. Wer konnte ihm da wohl die Brotzeit verdienen beim Wirt, wo die Sau gestochen war? Da hat er sich also zuerst einmal den Magen gewärmt mit der fettigen Schichtsuppe, und dann kam eine Lage Kesselfleisch, schönes, zartes, würziges Kesselfleisch mit Salz und Pfeffer und süßem Senf darüber,

und dann waren auch die Blutwürste und die Leberwürste schon fertig, und warum soll man nicht mitnehmen, was sich so lockend anbietet? Aber dazwischen mußten ja wohl ein paar Schnäpse gegossen werden, damit sie das Fett zerteilten, und die Würste machten auch Durst. Unwohl ein anständiger und solider Mann seinen Durst nicht mit Zwetschenwasser stillt, sondern mit mildem, frommem, unschuldigem, dunklem Bier, so kamen noch zwei Maß hinter den Schnäpsen drein; und um dem Mahl einen gehörigen Abschluß zu geben, bestellte sich der Mann noch einen Klosterkäse, der gerade recht im Saft war, nicht zu weich, nicht zu hart, und schnitt sich kleine Würfel vom Anis- und Kümmel-Brot dazu. Und dann zahlte er die Zeche, und weil sie kleiner ausfiel, als er gedacht hatte – er war hier beim Wirt ja gut bekannt, war sozusagen eine Respektperson, mit der man sich gern gut stellte –, so konnte er sich noch zu guter Letzt eine dritte Maß leisten, und somit war er gerüstet für den weiten Weg und die Kälte. Er knüpfte sich das Wolltuch fest um den Hals und blies den Rauch vom Stumpfen vernünftig durch die Nase.

So war er also nun unterwegs zum Hältsner: das war ein rechtschaffener Mann, aber das Unglück hatte ihn doch heimgesucht: erst war die Kuh zum Notschlachten und dann das einzige Pferd zum Schlinder gekommen. Der Vater im Himmel wird schon wissen, warum er gleich im neuen Jahre diese Schläge schickte, warum alles so geht im Leben: der Himmiwatter hat es ja alles vorbedacht. Der Himmiwatter schickt den Frost und den Tod und die Armut und schickt auch die Wärme und das Wohlsin und die Lust am Leben, alles wie es gerade kommen soll, alles vorbedacht, alles wohl vorbedacht über Gerechten und Ungerechten. Hahaha, der Amtsbote muß ein wenig lachen: war ein warmes Kleid hat, einen schön gewärmten Bauch, eine Fellmütze mit Ohrenschützern, der gehört zu den Gerechten; ja, gewiß, wer wollte das bezweifeln? Niemand auf der Welt! Geh von den Eskimos zu den Kaffern und von den Indianern zu den Chinesen, überall ist es das gleiche: der Himmiwatter weiß schon warum, und uns geht's nichts an. Und dann biegt der Mann das letzte Stück gefrorenen Wegs hinunter und steht vor dem armseligen Häusli des Hältsners, steht vor dem Hältsner, der Knüppelholz auf dem Sägebock liegen hat, schlechtes, niederes Holz, das er in schuhlange Stücke zersägt; er hat schon einen kleinen Berg da liegen. Er sieht kann, der die Säge schnarrt, wagt durch die grünen Buchenknüppe; aber schließlich wächt sich der Hältsner einmal mit dem Handrücken über die Stirn und schiebt die Wollmütze ein (Schluß auf Seite 514)

Der neue Kalender

Nun hast du in Taschen- und Schreibstisch-Kalendern den alten alten neu eingetragen, fädeln und leider gab es da manches zu ändern an Dingen, die dir sehr wenig behagen.

In die Liste der Freundes-Geburtsstags-Daten konnte mancher nicht mehr übernehmen werden: mit dem bist du anelndergetaten, und ein anderer Lieber ruht unter der Erde.

Der hat sich großklotzig-übel benommen, seltdem er nun „Prominenter“ heißt, und jener ist unter die Röder gekommen und „unbekannt wohn“ verweist.

Von den Frauen sind viele nun ehlich verbunden und widmen statt dir sich Mann und Kind. Und andere sind verschollen, verschwunden, und die Post selbst weiß nicht mehr, wo sie sind.

Und nur auf den wenigen dünnen Spalten, wo du deine Schulden dir aufgeschriebst, blieb leider alles – alles beim alten: die Schulden allein sind dir treu geblieben –

Benedikt

Frühjahrsmanöver im Pazifik

(E. Schilling)



„Weil wir grade so gemütlich beieinander sind, könnten wir ja eigentlich gleich Ernst machen.“

Im warmen Kleid

(Schluß von Seite 612)

stuck höher. Er sieht den Boten vom Amt aus trüben, müden, gar nicht börsartigen Augen an, er kratzt sich die Stoppelwangen und hört sich das Wort Zahlungsbefehl und die Ziffer ruhig an, die da genannt wird, als ginge ihm das nicht viel an, als spiele das alles ganz woanders, nur nicht gerade bei ihm. Und das bleischüchtige Mädchen tritt auch in die Tür und steckt den Kopf heraus und lauscht aber es hat ganz weite, angstvolle Augen, wie es etwas von „wirdgenfalten“ hört, und dann schaut sie auf die Hand der Halnerin der Sache schon ein Ende: er legt einen frischen Knüttel auf den Sägebock und dreht sich zum Boten hin und brummt einen Fluch, einen landsüblichen Fluch, nein, eine Aufforderung, eine etwas schamlose Aufforderung hinüber, und dann sagt er weiter am grünen Holz und spuckt zur Bekräftigung, daß er nun alles gesagt habe, auf die geforene Erde. Und der Bote faltet sein Papier wieder sorgfältig zusammen; er lacht ganz zufrieden über den Fluch, über die Aufforderung — aber als Bezahlung kann er also denken, und er hat auch noch ein Kneiffmann wird sie nicht gelten lassen, sie hat ja nicht einmal Seltenheitswert hierzulande. Immerhin, ein solcher Kernspruch ist gut für das innere Gleichgewicht. Und der Bote wendet sich wieder und grüßt mit seinem amtlichen Gruß und geht den geforenen Weg wieder zurück, hinauf nach den Hügeln, über die der Wind weht und der Frost fällt. Er wußte es doch, daß der ganze Welt Weg umsonst war, daß er ihn sich gelöst hätte sparen können, vom Halner ist nichts zu erwarten: aber hat er nicht auch selber etwas unterwegs zu tun? Und hat er nicht ein behagliches Gefühl im Innern, das ihm die Kälte vertreibt, und ist nicht ein solcher Weg, wenn der Boden schön trocken geforen ist, ganz gut nach einer Brotzeit? Der Bote läßt seinen Stock zum Zeitvertreib an die borkigen Stämme knallen und lauscht dem Knall befriedigt nach, und oben auf dem Hügel bleibt er stehen und jodelt auf in die fallende Dämmerung: Juhuhuhuhiddiddi! Und lauscht, wie weit es wohl schallt und woher das Echo kommt, und ist zufrieden mit seiner Jodelkunst und geht weiter, und er hat auch selber etwas unterwegs zu tun, die Wollstrümpfer und die Nagelstiefeln, und ist zufrieden mit warmem Kleid und Fellmütze und Ohrenschützern — der brave Bote vom Amt.

Aus Ostpreußen

In Usapnaun bei Pikkallen ist Hochzeit. Um ein Uhr haben wir uns zum Hochzeitse-mahl gesetzt, um sechs Uhr sitzen wir noch, ohne daß ein Ende abzusehen ist. Aber die Stimmung hat sich inzwischen sichtlich gehoben. Auch meine Tischdame ist wesentlich zutraulicher geworden. „Ach, Herr Doktor, ich mecht Sie mal was fra-gen, ich traum nich aber nich.“ Ich rede ihr also gut zu, sie soll es nur ruhig sagen. „Herr Doktor, mechten Sie wohl bees sein, wenn ich mal austreten jeh?“

Eine Unmöglichkeit

In der psychiatrischen Klinik von F. erschien jüngst ein geisteskrankes Mädchen vom Land. Der Bürgermeister ihres Heimat-

ortes hatte sie geschickt und folgenden Brief dazu geschrieben:

„Ich überweise der Klinik die Veronika Meyer; sie behauptet, vom Heiligen Geist schwanger zu sein. Diese Angabe verdient keinen Glauben: die Meyer könnte ebenso gut sagen, der Kronprinz oder der Herr Oberamtmann seien es gewesen.“

Fundstücke

Groß-Plakatreklame vor den Heidelberger
Odeon-Lichtspielen:

„Ich hab'
ein himmelblaues Bett .
mit großer deutscher Besetzung

Die Stadt Mainz an ihre Mieter:

„— — — Wir stehen nicht an, dem Mieter vorzuschreiben, daß er bei Vornahme von Reinigungen oder Begießen von Gärten usw. nur einen Eimer Wasser verwendet, wenn er dazu zwei Eimer benötigt.“

Chauffeur

29 J. alt. nüchtern u. sicherer Fahrer,
sucht Dauerstellung auf Personen- od.
Lieferwagen, wo Heiraten gestattet ist.

Gebändigte Kraft

(E. Croissant)



„Nu, de Galabagos-Baronin gann von Glück
sach'n, daß se nich 'n richtig'n Mann zwis-
chen de Finger gerat'n is!“

Das blaue Wunderhemd

Von Fritz A. Mende

Schon ein dutzendmal hätte Balthasar Gehen gehabt, sein gespanntes Suchen, das ihn von einem Schaufenster zum anderen trieb, abbrechen. Er wollte ja schließlich keine Vierzimmer-Einrichtung kaufen, sondern nur ein Oberhemd, eine simple Oberkörperhülle mit zwei Ärmeln und einem Kragen. Er wollte sich dem Käufer der fürchtet, nicht den vollen Gegenwert für die zehn Mark, die es kosten durfte, zu erhalten? Oder ging es ihm so wie dem Mann, der mit einer allzulangen Speisekarte in der Hand verhungerte, weil er vor lauter Auswahl nicht wußte, was er nun eigentlich essen sollte? Es war etwas anderes, Balthasar träumte davon, ein Oberhemd zu kaufen, ein kleines Regal auf ihn allein wartete, er träumte von einem Ideal-Oberhemd, das zwar mit einer fast mädchenhaften Seele begabt war, aber in seinem Aussehen leider durch aus verschwommen blieb wie alle Träume über das Thema „Einmal wirst du mir gehören ...“ Deshalb schnupperte Balthasar von Schaufenster zu Schaufenster, bis am Sonnabendmittag ging bald zu Ende.

Wieder blieb er vor einem Schaukasten stehen. Hüte sah er, Mützen und dazwischen ein paar bunte Oberhemden. Ehe er sich wieder „Soll ich – soll ich nicht?“ fragen konnte, stand er schon im Laden. Wo kam nur auf einmal die Entschlußkraft her ...

„Was für ein Hemd soll es denn sein?“
fragte die Verkäuferin.

„Ja, ich weiß nicht recht . . .“, stammelte Balthasar.

„Vielleicht ein dunkelblaues Hemd? Blau wird jetzt sehr viel getragen. Sehen Sie, da habe ich gerade noch ein Hemd!“ Die Verkäuferin kramte in einem Schubfach. „Das ist etwas ganz Besonderes Achtunddreißiger Größe mit neununddreißiger Kragen. Reine Seide. Nur neun Mark fünfzig. Wirklich eine Gelegenheit.“ „Aber ob es mir auch paßt?“ fragte Balthasar unsicher. „Ich kann die engen Kragen nicht leiden. Und meistens sind die Ärmel zu lang.“

Die Verkäuferin nahm Maß.
„Mein Herr! Das Hemd wird Ihnen wie an-
gegossen sitzen. Ich glaube, das hat nur

auf Sie gewartet!" Balthasar staunte. Da war also ein Hemd, das hatte auf ihn gewartet. Kaum glaublich. Aber die Verkäuferin hatte wohl nur einen Scherz gemacht.

„Darf ich es vielleicht anziehen, damit ich sehe, ob es auch wirklich paßt?“
„Aber natürlich!“

In einem Nebenraum zwischen bis zur Decke gestapelten Hüten, zwischen Packpapier und Schachteln zog er sich um. Das Hemd saß wirklich gut.

„Ich behalte es gleich an. Packen Sie mir das alte Hemd bitte ein.“ Er zahlte und ging.

Fünzig Pfennige hatte er gespart. Er konnte also den gelungenen Kauf bei einer Tasse Kaffee feiern.

Das Kaffeehaus leerte sich schon langsam. Balthasar fand einen schönen Platz: Kaum stand die Tasse vor ihm („Wünschen Sie Kuchen?“ — „Danke, nein.“) — als eine junge Dame an seinen Tisch trat. Balthasar die Hand hinstreckte und sich wegen ihres verspäteten Kommens entschuldigte.

Balthasar war vorher zuviel umhergelaufen

Großzügig

(R. Kriesch)



„Is iatz dös net a Schand, daß die Tochter ihr'n Vatern hol'n muaß?“ „Warum denn? Auf dō Weis' kummt des Madl aa amol wo hin!“

Er fand nicht mehr genug Kraft, um die neugierige Frage stellen zu können, wie er denn zu der Ehre käme. Also sagte er nur: „Oh, das macht wirklich nichts.“

Die junge Dame kicherte: „Sehen Sie, das ist nett von Ihnen. Ich wollte Sie ja auch nur auf die Probe stellen. Wissen Sie, ihr Brief, der hat mir nämlich gar nicht so recht gefallen. Deswegen bin ich eine Stunde später gekommen.“

Balthasar machte ein Gesicht wie ein Kind, das zum erstenmal ein Karussell sieht. Einen Brief hatte er also auch geschrieben . . . „Aber jetzt gefallen Sie mir schon besser“, sagte die junge Dame, wobei ihr Blick verträumt über Balthasars blaues Hemd (Reine Seide. Wirklich eine Gelegenheit) glitt. Dann schlug sie die Augen nieder und stellte fest, daß sie Gewissensbisse hatte, weil ihr so was doch noch nie vorgekommen wäre, und sie hätte es doch zum erstenmal getan.

Balthasar bestätigte ihr, daß ihm so etwas auch noch nicht vorgekommen wäre. Und sie brauchte wirklich keine Gewissensbisse zu haben. Er wäre nämlich weder

Mädchenhändler, noch hätte er sonstige verbrecherische Neigungen.

„Ja, und was machen wir dann morgen am Sonntag?“ fragte sie plötzlich.

Balthasar staunte schon nicht mehr. „Morgen fahren wir ins Blaue“, meinte er leicht- hin und streichelte sein blaues Hemd.

„Ich wüßte einen netten Ausflug“, sagte sie. „Ich habe mir auch aufgeschrieben, wann der Zug geht.“

Sie öffnete ihre Handtasche. Ein Brief fiel heraus.

Sie lachte. „Mein Erkennungszeichen habe ich ja nicht mehr gebraucht. Das ist ihr Brief!“

„Darf ich ihn noch einmal lesen?“ fragte Balthasar unschuldig.

„Selbstverständlich!“

Und Balthasar las: „Sehr geehrtes Fräulein. Von allen Briefen, die ich auf meine Anzeige. Anschluß für Wochenendausflüge gesucht“ bekommen habe, hat mir der Ihrige am besten gefallen, und möchte ich (und möchte ich Balthasar erschauerte ob dieses klassischen Stils) Sie am nächsten Sonnabend im Café . . . treffen Falls Sie früher dort sein sollten, legen Sie bitte als Erkennungszeichen meinen Brief

vor sich auf den Tisch. Ich selbst werde ein blaues Oberhemd tragen . . .

Balthasar wollte lachen, brüllen, platzen, aber er beherrschte sich.

Er lachte erst am nächsten Tage, auf einem von ihr erdachten Ausflug (bei getrennter Kasse). Und sie, sie lachte mit.

Nein, sie lachte ja gar nicht mit . . . Balthasar hob verwirrt den Kopf. Er stand allein vor einem Schaufenster. Sein Blick fiel auf Hüte, Mützen und ein paar dazwischen liegende bunte Oberhemden.

Ja, hatte er denn nicht . . . Nein, er hatte nicht! Kalte Füße hatte er. Das war alles.

Natürlich, ein Hemd, das ihm wie angegossen saß, das gab es nur im Traum. Immer waren die Kragen zu eng und die Ärmel zu lang.

Balthasar trat fröstelnd in den Laden.

„Was für ein Hemd soll es denn sein?“ fragte die Verkäuferin.

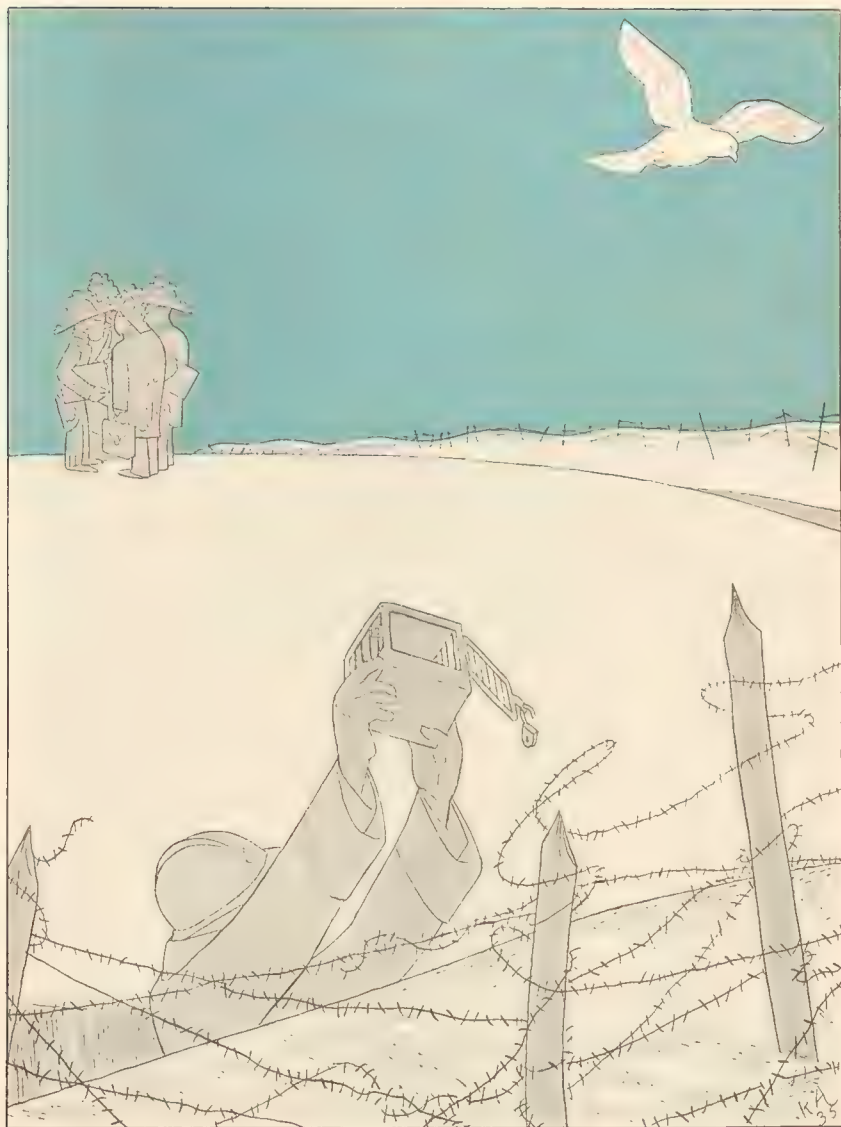
„Ja, ich weiß nicht recht . . .“ stammelte Balthasar.

„Vielleicht ein dunkelblaues? Blau wird jetzt sehr viel getragen . . .“

„Nein“, sagte Balthasar, „kein blaues Hemd. Ich möchte etwas Solideres . . .“

Kampf um den Frieden

(Karl Arnold)



Im Hinterland der Diplomat
erwägt das Wie und Wann.

Jedoch der tapfre Frontsoldat
greift an!

SIMPLICISSIMUS

Der japanische „Gehirntrust“

(E. Schilling)



und wie er sich auszuwirken gedenkt.

Ihr müßt nicht verstehen,
Daß wir gelitten haben, auch wir, um Deutschland,
Und wie wir gestritten haben, in zugespannter Hand
Die Feder, wenn gegen Verderbnis und Hämischkeiten
Auch eures Lebens Sinn unser Wort fand.

Ihr braucht nicht zu achten,
Daß wir schufen in schweren Nächten und Tagen,
Da wir wie ringende Mütter ausgetragen
Euer Simmen und Drängen und Trachten.
In alle Winde könnt unsere Not ihr schlagen.

Nachtstück

von

Hans Watzlik

In Urxenried — man mühe sich nicht, dieser Ort ist auch auf der genauesten Landkarte nicht zu finden — in Urxenried ist, wie solches zuweilen im Leben geschieht, der alte Totengräber Ulrich Kainspieß des zeitlichen Todes verfahren. Er ist einhändig gewesen; beim Böllerschießen an Unseres Herrn Leichnamstag hat er ihn einmal die linke Hand weggerissen. Der Einhändler hat trotzdem sein Geschäft zur Zufriedenheit aller Toten besorgt und in den fünfzig Jahren seines Amtes an die dreizehnhundert Leute bestattet. Zum Schluß nur ist er sehr vergesslich geworden: vor Tag für Tag die Inschriften an den Gräbern liest, der wird so. Und einmal, da es sich um einen Doppelsarg gehandelt hat, hat der Alte vergessen, das Grab breiter zu machen, und der Sarg ist nicht hineingegangen und hat müssen über die Nacht heraus im Schrein stehen bleiben. Jetzt also ist die Totengräberstelle in Urxenried ausgeschrieben. Drei Männer bewerben sich darum.

Zuerst der Jakob Kainspieß, der Sohn des Verstorbenen, blattarmes, kinnbartig, mit den Knien einwärts gehend und nimmerjung, das Haar schmelmt ihm schon. Er hält sich für würdig, mit dem malwulstischen, moderigen Gewerbe betraut zu werden, weil es schon Vater und Großvater getrieben haben.

Hernach ist der Karpus da, ein schelmhafter Mensch, das Gesicht wie eine Wespe. Er hat sein Gehöft wegen eines Fußsteiges über eine steinige Weide verprozessiert. Jetzt lebt er von falschen Karten und anderer Büberei.

Schließlich bewirbt sich noch der Schinderkarl. Der ist stark wie ein Bräunkecht, viel zu stark für einen Friedhofsmann. Die Wangen glänzen ihm rot und schmalzig, sein Blick ist etwas aus dem Geleise geraten. Die drei Anwärter müssen jeder zur Probe eine Grube graben. Weil das Dorf so händsüchtlich ist, sind dort auf dem Kirchhof die Gräber weit auseinander angelegt, als fürchte man, die Toten könnten noch unter der Erde aneinander geraten. Nun heben die drei auf den angewiesenen Orten an zu hacken und zu schaufeln. Der Karpus arbeitet schamlos, der Schinderkarl scharrt wie der Teufel, der Jakob Kainspieß aber schafft gemessen und peinlich genau. Als sie für eine Weile verschunnen, meint der Kainspieß: „Jeder Totengräber denkt bei seiner Arbeit, ich denk mir in meine Grube unsern dicken Pfarrer.“

„Und ich in die meine den dünnen Bürgermeister“, sagt der Karpus.
„Und ich den langen Schullehrer“, sagt der Schinderkarl.
Sie spielen in die Hände und packen wle-

der an und werfen aus. Sie verschwinden allmählich in den Gruben. Abends schauen der Pfarrer, der Bürgermeister und der Schulleiter als Sachverständige nach. Der Jakob Kainspieß kriegt die Stelle, bei ihm ist das Wissen und das Geschick seiner Vorfahren, er hat zünftige gelernt, die zwei ändern lassen die Leizen mürrisch hängen.
„Kein Meister fällt vom Himmel“, tröstet der Pfarrer sie.
Der Schulleiter lehrt sie: „Übe dich nur Tag für Tag, und du wirst sehn, was das vermag!“
Der Bürgermeister schmalzt mit der Zunge.
„Jakob, deine Grube ist sauber und bequem ausgefallen. Man kriegt schier ein Gelüst darnach.“
Der Kainspieß zerrt verlegen an seinem feuerfarbenen Halstuch, er trüft von scheinheiligem Dank.

Die Herren verabschieden sich. Es ist Nacht geworden. Der Mond droben kehrt die Hörner nach unten. Leichenblau liegt die einsame Kirche. Die Grabröter der Selbstmörder düstern schwarz aus dem hohen Unkraut im Winkel.
Der Kainspieß springt wie ein gelbes Kalb. „Juch, den Hut in die Höh!“ ruft er. „Ich bin angestell’t! Sterben ist mein Gewinn. Von jedem Begräbnis krieg ich zwanzig Kreuzer.“

Der Schinderkarl flucht alle Martir und Wunden, der Karpus grinst mit neidverfallenen Gesicht.

Da will der Kainspieß die zwei versöhnen, er ladet sie zu einer Leichensuppe. Sein Vater hat nämlich in seinem letzten Willen zwei Flaschen Brantwein in den Sarg begehrt, dem Sohn aber ist leid darum gewesen, er hat in letzter Stunde dem Toten heimlich den Schnaps weggenommen und ihn im Beinhäusel versteckt.

Der Schinderkarl und der Karpus nehmen die Einladung an. Sie setzen sich im Beinhäusel auf eine müde Bahre und auf eine zerbrochene Truhe. Der neue Totengräber holt die Flaschen aus dem Versteck, und sie gehen von Mund zu Mund.

„Der Schnaps kräftigt“, lobt der Karpus, „einen Toten könnt er aufwecken.“

„Sargpolitur!“ murrte der Schinderkarl. Zwei, drei verwahrloste, unkenntliche, hartbuche Heilige lugen aus der Ecke. An den Wänden ist das Geben schulleiterlich genau hochgeschichtet, da die Schenkelknochen, dort die Rippen. Die kahlen, bleckenden Schüdel sind hübsch in Stockwerke geordnet.

Die drei erzählen zuerst allerlei Abenteuer aus ihrem armseligen Leben, dann reden sie von den grauen Sagen des Dorfes, von der übermütigen Spinnstündin, die mittlerweile den Schädel aus dem Friedhof geholt hat, von vergangenen Totengräbern, deren einer die Verstorbenen aufgeschrieben, alle sollen ihn graben helfen, und von einem andern, der die Hostien vergiftet hat, auf daß sich sein Geschäft hebe.

Eins aber sollt ihr wissen:
Wenn ihr nicht waret, was wir hindurchgerungen
Durch alle Fährnis, weil es uns anferzuengen
Nus unserer Väter Jubel und Kümmernissen —
Wenn ihr das ächtet, dann sint ihr, ihr Jungen!

Über uns könnt ihr gehen.
Wird über unsere Hügel nicht fallen
Regen und Schnee, Sturmwind und Donnerwallen?
Wir weisen dahin. Doch unser Werk muß stehen,
Stehen, wachsen, blühen in euch und fruchten aus allen!

„Der Beruf verdirbt den Menschen. Alle Totengräber sind Gauner!“ sagt der Karpus, und sein Gesicht sieht selber aus, als sei eine Gaunerzickle daren gelassen. Der Wind wieselnt um den feuchten Knochenkeller. Der Kauz klagt. Der Mond schleicht herein: so grell wie heute ist er noch nie gewesen.
Der Schinderkarl hockt wie eine riesige Bachkröte, ein Klumpen von einem Mann. Er säuft die Flasche leer.

Der Kainspieß reißt den Stöpsel aus der andern. Seine Zunge ist gelöst, und er prahlt: „Alles im Dorf muß her zu mir! Alle brauchen meine Kunst! Don andern ihr Tod ist mein tägliches Brot!“
„Ich bin fest auf der Brust und rot im Gesicht“, sträubt sich der Schinderkarl. „Mich kriegt du nicht so bald.“

„Je röter, je toter!“ lacht der Kainspieß. Der Karpus raunt: „Neulich haben sie mich dem Müller Veit zur Leichenwacht gedungen. Und jetzt beschuldigt mich seine Wittib, ich hätt’ dabei ihr den Wechsel-schnaps gestohlen. Kann ich mir das gefallen lassen, he? Ich krieg beim Gericht. Ich kann beweisen, daß ich die Flasche selber gekauft hab.“ Beim Glasier Melchior hab’ ich sie gekauft. Und wenn ich sie gestohlen hätt’, wär das etwas dabei! Eine ganze Nacht hab’ ich wachen müssen! Und so eine Nacht ist lang.“ —

Die drei haben die Pfeifen angezündet und rauchen greulich, daß das Mondlicht sich trübt und schier einer den andern nimmer sieht.

Der Kainspieß träumt behaglich: „Mein Geschäft nährt seinen Mann. Heut hat dem Pfarrer sein Kettenhund mit gesenktem Kopf in die Erde hineingeholt. Da stirbt bald wer. Unser hochwürdiger Herr neigt zum Schlagfluß. Und der Bürgermeister dürrt aus, er hustet schon nach dem Friedhof.“

„Oho, der ist alt, der kommt wieder zu Kräften!“ entgegen der Karpus.

„Der Lump, der hinterlistig! Der ist so was Instand!“ schimpft der Kainspieß. „Aber der Hintermoser, hab’ ich gehört, der hat sich an der scharfen Torfschaukel geschlitten, und das Blut rinnt ihm schon zwei Tage und läßt sich nicht stillen. Vielleicht — rinnt er aus.“

Dem Schinderkarl sticht der gelbe Neid aus den Augen. „Warum hab’ ich die Stelle nicht gekriegt?“ droht er. „Jakob, hätt’ ich die Kraft, ich tät dich hundert Schuh tief unter’n Moor vergraben.“

„Red nicht so dummi!“ lacht der Kainspieß. „Sauf lieber!“

Der Karpus nickt. „Es ist alles eins. Am Jüngsten Tag gelten die Schulden gerade so viel wie das bare Geld.“

Der Mond hat sich diehinschlich aus dem Raum gestohlen. Da zündet der Kainspieß die schmutzige Laterne an. Sie leuchtet düsterlich.
„Es wird eine windsbrautliche Nacht“, sagt der Kainspieß und geht hinaus.
Draußen schwankt der Mond zwischen der

hageren Pappel und dem Kirchturm hin und her. Hallo, hat er jetzt nicht gerülpst? Der bucklige Kirchhacker lauert. Das Nachtgeschmeiß der Eulen schreit. Schreit zu! Es ist alles eins. Der Kainspieß wankt wieder ins Beinhaus, er knöpft sich gemächlich den Hosenlatz zu. Die zwei Genossen stieren ihn an. Er stochert in Ihre Gedanken hinein. „Gutes wünscht Ihr mir nicht, Ihr Neidskragen! He, was habt Ihr gezischt, wie ich draußen gewesen bin?“

„Für deinen Vater seine arme Seel haben wir gebetet, sie kann nicht genug Vater-unser brauchen“, spottet der Karpus. „Seid nicht so neidig!“ meint der Kainspieß. „Ich leb nimmer lang. Wenn ich die Schaufel hinleg, könnt Ihr drum raufen.“ Der Schinderkarl stößt ihm den Schnapsatem ins Gesicht. „Wer auf dem andern seine Schuh wartet, bis er stirbt, der muß zuletzt bloßfußet rennen.“ „Dein Vater, der Einhandel, der hat die Leichen weidlich ausgestohlen“, sagt der Karpus. „Die feinen Kitteln hat er ihnen

ausgezogen und sie seinem Weib geschenkt. Deiner Mutter!“ „Ist das — der Dank — für meinen Schnaps?“ stammelt der Kainspieß. „Was fuhrst du — solche Sticherden?“ Der Karpus setzt fort: „Dein Großvater hat den Leuten im Sarg die Ringfinger abgeschnitten und die goldenen Gehänge samt den Ohren ausgerissen. Den Schmuck hat er heimlich in der Stadt verkauft.“ Der Kainspieß starrt den Schmäher mit wässerigen, blöden Augen an. „Lug, Lug, Lug! Beleidig meine Vorfahrer nicht!“

Das kleinere Übel

(E. Thöni)



„Geh, Martl, probier z'erscht mein Tee! Der macht g'sund, brauchst koan Dokter net!“ — „Mir waar's gnu! Eh' daß i dein Tee sauf, geh i lieber zum Dokter!“

„Unter der Erd' sollen sie noch einmal verrecken!“ schreit der Schinderkarl. Seine Brauen glimmen im Schatten. „Karl, — du gehst los — wie ein altes Reiterpistol“, lallt der Totengräber. Er hebt beschwörend die zitternden Säuerhände. „Mein Großvater — ist ein ehrlicher Mann gewesen!“

„Gerad so wie du!“ rölt der Karpus. „Du Hölldampf!“ kreischt der Kainspieß. „So einen schlechten Karl wie dich können alle Heiligen nimmer flicken! Wißt ihr überhaupt, Ihr stinknotigen Leut, — wen — wen Ihr — vor euch habt? — — — Ein Beamter bin ich! — Ein Beamter!“ Der Karpus verzieht das Gesicht, als wolle er sieben Dörfer in Brand stecken. Er

stößt den Schinderkarl mit dem Ellbogen an. Der Karl taumelt auf den Totengräber los. Wie ein Fleischhackerhund packt er an. Die Laterne stürzt um.

Im Finstern ist es, als klapperte das alte Knochenwerk an der Wand, als knirschten Gelenke. Etwas rumpelt nieder. Der Schädelhügel? Beißen jetzt die riesigen, gelben Zähne der Totenschädel aufeinander los? Raufen die hartbuchenen Heiligen mit? Hornach schleppen die zwei den Kainspieß ins Mondlicht hinaus. Sie schauen ihn an. Das Brotmesser hat gut zugestoßen. „Schnell gestorben ist ein guter Tod“, sagt der Karpus.

Der Schinderkarl lallt: „Das Hirn — wackelt mir — Im Kopf.“ Sie lassen den Erstochenen in das Loch hinunter, das er selber aufgerissen hat. Die Turmuhr ächzt eben rostig und schlägt aus.

Es ist Tag geworden. Die Landwächter spüren durch Dorf und Wald, die verlaufenen Totschläger in Verhaft zu nehmen. Aus den Rabenwipfeln schreit es krah, krah, krah. Das zinnerne Sterbglöckel wimmert. In Urxenried ist die Stelle des Totengräbers ausgeschrieben.

Vertrauteres Gelände

(Paul Scheunich)



„Du, ich glaub, ich fahr' überhaupt nicht zum Skilaufen.“ — „Ich auch nicht, Fasching ist viel fraulicher!“



„Die elegante Welt spielt nur Bridge; das ist ein ganz fades G'schpül!“ — „No ja, bei solcherne Leut' is ja auch die Langweil' größer!“

Nächtliches Abenteuer

In dieser dunklen Nacht,
was summt aus meines Kiffens
geräuhlem Fedenschacht?
... Die Stimme des Gewissens?

Ich habe Licht gemacht.
Und augenblicklich verstummt es.
Dann aber wieder, facht,
von neuem summt und brummt es.

... Wer ist ganz stubenrein?
Ich forschte ernst beflissen
im Kissen und Gewissen,
fand nichts ... und schlief dann ein.

Am Morgen aber froh
aus roten Inlett-Spalten,
wo sie sich aufgehalten,
ein Fliegenfräulein hoch.

„Wie?“ brüllt' ich ihr ins Ohr.
„Sie woll'n sich unterwinden,
bei mir Kofal zu schinden?!
— Ich jög' wen andern vor!“

Seite 10

Anamnese

Die alte Sonnenwirtin ist mitten auf der Straße umgefallen und liegt nun seit zwei Tagen zur Beobachtung im Krankenhaus. Sie hat zeitlebens hart und schwer arbeiten müssen, viele Kinder gehabt, der Mann war auch nicht von der guten Sorte. Heute soll sie nun entlassen werden, denn schließlich leidet sie nur an Altersschwäche, was bei ihren dreilundsechzig Jahren nicht verwundern darf. Auch muß gesagt werden, daß es ihr hier nicht gefällt. Da ist mal das „Visitiern“, wie sie die tägliche ärztliche Untersuchung nennt, die sie nur schamhaft und widerwillig über

sich ergehen läßt. Dann ist da noch eine junge malefizblonde, kurzhaarige Frau im gleichen Saal, die in Hosen rumläuft, die Beine übereinander schlägt und gestern – heimlich, versteht sich! – sich sogar eine Zigarette angesteckt hat. (In ihrer, der Sonnenwirtin, Jugend galt schon der Besitz einer Zahnbürste als bedenkliches Zeichen.) Und vieles andere geht ihr hier noch auf die Galle. Die Sehnsucht nach den Enkelkindern nagt auch an ihr, ja selbst auf die Schwiegertochter freut sie sich, die ihr das Leben doch eigentlich recht sauer macht, weil sie lieber selbst kommandiert, als sich von der Sonnenwirtin kommandieren läßt.

Heute am Entlassungstag kommen also sämtliche Ärzte der Abteilung nochmals an ihr Bett. Wortführerin ist eine junge Ärztin, die andern Kollegen sitzen stumm und freundlich um sie herum. Die Sonnenwirtin wird gefragt, wie alt sie ist, wieviel Kinder sie geboren hat usw. Schließlich stellt die Ärztin auch die Frage: „Und wie ist es mit den Kinderkrankheiten? Haben Sie auch Kinderkrankheiten gehabt?“ „Ja, sell han i scho g'hat.“ „Nun, liebe Frau, erzählen Sie doch, was für Kinderkrankheiten haben Sie denn gehabt?“ „Zwei Abgäng' han i g'hat.“

Berlin wird grün!

Und bleibt's auch minus zwanzig Grad,
wird's trotzdem auf der Tawentzien
und in der City wieder grün:
die „Grüne Woche“ naht!

Grün flutet's um den Funkturm rum,
wo's gackert, wiehert, kräht und bellt,
und selbst das Großstadtpublikum
ist ganz auf grün jetzt eingestellt.

Was gilt noch Name, Rang und Stand,
was arm und reich, was alt und jung:
man feiert zwischen Stadt und Land
die große Volksverbrüderung.

Denn was der nimmersatte Schlund
von Großberlin tagtäglich schluckt,
das ist — dem kam man auf den Grund —
doch schließlich Landwirtschafts-Produkt!

Und drum sind wir dem Grünen grün
und legen falschen Hochmut ab:
wenn die nicht Malz und Hopfen ziehn,
wird selbst die liebe Malle knapp.

Doch abends und nach Schluß der Schau
verändert plötzlich sich das Bild;
denn all das Grün, das ihr entquillt,
ist später echt-berlinisch blau. Benedikt

Ein Tenor wird entdeckt

Von Reinhard Koester

Der Schlager- und Tonfilmmusikkomponist Walter Brie. Der freilich unter einem bedeutend klangvolleren Namen bekannt ist, da ein Mann, der vor allem Frauenherzen bezaubern muß, nicht wie ein Käse heißen kann, — dieser Walter Brie also hatte sich vom Ertrag seiner ersten großen Erfolge im Südwesten Berlins (und deutlicher darf ich nicht werden, da sonst jeder wüßte, wen ich meine) ein einsam liegendes Grundstück gekauft und darauf ein hübsches Landhaus errichtet, worin er mit seiner Frau und zwei Kindern lebte. Wenn aber ein Komponist in der glücklichen Lage ist, sich ein eigenes Haus bauen zu können, und außerdem Vater von zwei kräftigen Knaben ist, von denen man annehmen muß, daß sie die musikalische Begabung ihres Erzeugers geerbt haben, so wird er beim Bau des Hauses gewisse Maßnahmen treffen, die ihm ein ruhiges und ungestörtes Schaffen verbürgen.

Das hatte Walter Brie getan. Im Erdgeschoß befand sich außer den Wirtschaftsräumen nur eine große Halle, in der man aß, Gäste empfing, und in der die Mutter mit ihren Kindern nach Herzenslust herumtoben konnte. Darüber lagen, schon gut isoliert, die Schlafzimmer. Dann aber folgte ein Zwischenraum, der aus nichts anderem als den alten und neuesten Erfindungen der Schalldämmungstechnik bestand, um über sich im hohen Global Walter Bries Arbeitszimmer zu tragen. Das zudem unten und oben mit Polstertüren abgedeckt war. Aber damit nicht genug, lagen alle Fenster des Hauses nach vorn und zum Garten hin, während das Fenster von Bries Heiligtum in großer Bogenrundung auf den für Tabu erklärten letzten Teil des Gartens und auf unbebautes Hinterland hinausging. So konnten unten die Kinder tagsüber lärmen, ohne den arbeitsamen Vater zu stören, und der Vater konnte sich auch nachts an den Flügel setzen, wenn der Geist der Musik ihn überkam, ohne seinen Lieben den Schlaf zu

rauben. Jeder muß zugeben, daß dies ein geradezu vorbildlich angelegtes Heim für einen Komponisten ist — eines Mannes nämlich, der selbst viel Lärm verursacht und dennoch Lärm nicht ertragen kann!

Aha! denkt der intelligente Leser, aber das unbebaute Hinterland! Womöglich wird dort ein Rummelplatz aufgebaut! Oder ein Gartenrestaurant mit Tanz im Freien. Durchaus nicht. Die Bodenspekulanten, die dies Terrain in der Hoffnung aufgekauft hatten, daß dort ein vornehmes Villenviertel entstehen würde, wurden bitter enttäuscht. Nur jenseits der nächsten Straße entstand noch ein neomodischer Reihenaufbau besserer Mietkasernen — und dann war es aus mit der Bautätigkeit in dieser abgelegenen Gegend. Um ihre Steuern bezahlen zu können, mußten die Grundbesitzer das brachliegende Land schließlich in Schrebergärten aufteilen und vermieten. Ein paar Lauben wurden gezimmert, das ging vorüber, und dann hatte Walter Brie wieder seine Ruhe.

Lange Zeit. Dann entstand nochmals eine Laube hart an Walter Bries Grundstück. Nun gut; diese Leute pflegten da tagsüber ihre kleinen Blumen oder Gemüsegärten, spielten Sonntags ihren Skat und im Winter liegt alles stumm und leer. Diese letzte Laube lag nicht stumm und leer. Die Familie Malkowski, die sie erbaut hatte, hatte im Herbst der Holzwind ein Blechrohr mit Windschutz entwaschen lassen, was darauf hindeutete, daß die Laube als heizbare Winterwohnung gedacht war. Ein kleiner alter Beamter war abgebaut und arbeitslos geworden. Der Rauch flatterte lustig in die Luft und gab die Stimmung

„Kleiner Mann — was nun?“
Eines Abends aber, als Walter Brie eben einen betörenden Tango in Noten bannen wollte, geschah die Katastrophe —: ein Tenor von so unerbittlicher Kraft und Lauthell erklang, daß Walter

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplicissimus-Verlag, München Postfach. München 5802

Die Vorderseite dieser historischen Gedenkprägung zeigt einen typischen Saar-Bergarbeiter, von dem rühmlich bekannten saarländischen Bildhauer Fritz Kalle in Anlehnung an das ebenfalls von ihm geschaffene Standbild „Saarbergmann“ vor der Nationalgalerie, Berlin, wahrhaft gestaltet. Die Rückseite der Prägung bringt in Reliefform eine kartographische Darstellung des Saargebietes, in der die wichtigsten Städte angedeutet und der Lauf des Saarflusses eingezeichnet ist. Der Reinertrag dieses charakteristischen Gedenkstückes wird ausschließlich für die Aufgaben des Saar-Silbwerkes vor und nach der Abfindung verwendet.

In alter Sünfmarkstuchgröße, Seinsilber RM. 6.—, Bronze
RM. 3.— je Stück einschließlich Stui

Walter Bries schloß die Fenster und hoffte, daß der Sänger dort zu Besuch sei. O nein! Es war kein Besuch. Es war der Sohn des Laubenbesitzer-Ehepaars, der zwar eine kleine Stellung gefunden hatte, aber kein Zimmer mehr, in dem er abends seine Stimme ausbilden konnte. Hier aber, auf eigenem Grund und Boden —: wer wollte da etwas einwenden? Es wäre ja alles nicht so schlimm gewesen, wenn der junge Malkowski nicht gerade Walter Bries eigene älteste Schläger gesungen hätte!

von zwei Uhr mittags bis abends ausbilden. Drei Tage versuchte der unglückliche Walter Brie bei geschlossenem Fenster mit Watte in den

Der Beruf eines Schlagerkomponisten bringt es mit sich, daß er des öfteren Tanzbare und ähnliche Vergnügungstätten aufsuchen muß, um die Kapellmeister bei einem Glas Wein für seine neuesten Schöpfungen zu interessieren. Außerdem gibt es auch Lokale, deren Besitzer die Tantelman nicht pünktlich bezahlen, und mit denen man dann am besten gar nichts mehr anstellt. In der letzten Runde mußte Walter Bär in eine Spielhalle im Osten Berlins aufsuchen, und der Besitzer klagte in herben Worten sein Leid. Zwei

(Schluss auf Seite 526)

Dr. Rix Potential-Tabletten
des Vollkornmalzes auf dem 2. deutschen Heilmittel-
Präparat. Selbst bei 60- oder 80-jährigen
überlebende Druse statigkei wieder in Gang
und jede Nervosität verschwindet. Wieder
jung u. leistungsfähig schen nach kurzem Ge-
brauch bei gutem Schlaf abstrakt. Unkostenlos
nach gegen Nachn. 100 Tabletten zu RM 4.80.
Dr. A. Rix & Co., Düsseldorf, Hermannstr. 5

[illegible]

**BLINDE
kämpfen—
hilft
ihnen!**

**Jagd-
literatur**
Jagdprakt. Werke
Jagdsromane, Inne

**Schwachen
Männern**
sender wichtige
Publikation bis
frei u. kostenlos
Gerarjan - Vertrieb
Bad Reichenhau 670


BUREAU
 FÜR
ZEITUNGSAUSSCHNITTE
H. u. R. GERSTMANN
 BERLIN W.35
 DORNBURGSTR. 7, 82 IOTZW. 4807-8

 LIEFERUNG
 VON ALLEN
 NACHRICHTEN, ABBILDUNGEN,
 INSERATEN
 DES
 IN- UND AUSLANDES
 1204 ABONNEMENT ZU HALBESSEN PREISEN

Empfehlenswerte Gaststätten	
BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt Melstraße 35 Die original öst- derische Gaststätte	Kottler Zur Linde Marburger Straße 2 a d. Tautenzienstraße Das Berliner Kottler-Lokal

GRATIS Briefmarken. In 7000
Hygien Gummihandschuhe
Verpackung (Maße 18x18)
H. Leidig, Sandtkaue
Kreis, 1. und 2. St. S.

Satyrin- Tabletten

Alternativdrugs, nervöse Erregbarkeit, sexuelle Neurosen, Auskult. testestes durch Akt-Gestisch, Ratur für jeden Mann, ganz oder schon gesund oder schon erkrankt. Gegen Einweisung von RM. 150 in Briefmarken zu besch. v. Verlag Silvana & Herlitz/Schw.

Ski-Heil

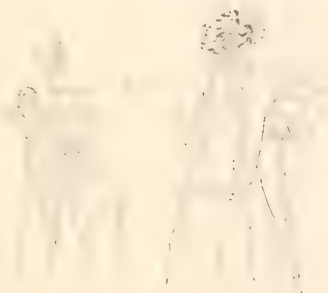
(Olaf Gulbransson)



„Hallo, Fräulein, jetzt müssen Sie sich aber endlich entschließen, ob Sie rechts oder links abfahren wollen, sonst hält's Ihre Hose nicht aus!“

Der Ski-Star

(Olaf Gulbransson)



„Rein verrückt sind sie auf den neuen Skilehrer, jetzt fressen sie ihm sogar schon das Skiwachs aus der Hand!“

Wir zeigen hier vier Künstlerpostkarten aus unserer Serie I, die Sie nirgends sonst bekommen können.

Preis 5 Stück farbig, sortiert, M.-50 franko

Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheck 5802

Berg und Tal

(Erich Schilling)



„Siehste, Max, die können laufen!“ – „Kunststück, kleine Anjestelle von mir!“

Englisch-bayerischer Ski-Kurs

(E. Thöny)



„Stemming left, stemming left, my lady! – da liegt's scho, d's Kuach, d's damische!“

WINTERSPORT heißt die nächste Nummer des „Simplicissimus“

Im Spiel der Wellen

(Karl Arnold)



Zwanzig Uhr fünfzehn: ein Walzer von Strauß.

(Schluß von Seite 523)

Stunden saßen die Gäste bei einem Glase Bier und wollten dafür einen Caruso hören! Bei dem Wort „Caruso“ zuckte Brie freudig-erschrocken zusammen. „Ich wüßte da eine Attraktion für Ihr Lokal“, meinte er listig. „Eine phänomenale Naturstimme — und noch völlig unentdeckt, also billig!“ Der Singspielhallenbesitzer war natürlich höchst interessiert, und nachdem Brie sich vergewissert hatte, daß das Programm täglich zweimal und Sonntags sogar dreimal gespielt wurde, verriet er nicht nur seine „Entdeckung“, sondern erbot sich obendrein, auf die gesamte Tantiemenschuld zu verzichten, wenn der junge Malkowski gleich auf zwei Monate engagiert würde.

Walter Brie zitterte innerlich, als der Singspielhallenbesitzer am nächsten Nachmittag zu ihm kam, um das Stimmwunder zu hören. Aber der Singspielhallenbesitzer

war begeistert. Bei Abschluß des Vertrages ergaben sich freilich noch Schwierigkeiten, denn der neuentdeckte Tenor witterte Morgenluft und verlangte statt der gebotenen fünf Mark Tagesgage glattweg acht! Alles Zureden half nichts. Da flüsterte Walter Brie dem Besitzer ins Ohr, daß er die drei Mark Differenz aus eigener Tasche zulegen wolle, wenn der Vertrag auf drei Monate ausgedehnt würde. Daraufhin wurden sie einig.

Zwölf fürchterliche Tage waren noch zu überstehen, bis der junge Sänger sein Engagement antreten konnte, dann aber durfte Walter Brie erlöst aufatmen und konnte seine Tonfilmmusik wie vorher in himmlischer Ruhe schreiben. Am Ersten des nächsten Monats freilich wäre ihm beinahe das Frühstücksei in der Kehle stecken geblieben, denn ein machtvoller Gesang drang durch die Fenster —: Herr

Malkowski hatte so großen Erfolg gehabt, daß er nunmehr seine Halbtagsstellung aufgeben hatte, um sich in den Morgenstunden weiterbilden zu können. Aus Dankbarkeit sang er ausschließlich Schlager von Walter Brie.

Und doch kann ich — obwohl getreulichster Chronist — diese Geschichte zu einem guten Ende führen. Der junge Malkowski war der Liebling seines Publikums und wurde im dritten Programm schon der „Caruso des Ostens“ genannt! Wird ein Mann mit „Gold in der Kehle“ im Winter in einer zugigen Laube wohnen, wenn er sich eine Zweizimmerwohnung leisten kann? Nein, er wird seine Zukunft nicht riskieren. Gottlob besitze ich kein Landhaus mit unbebautem Nebengelände, denn sonst müßte ich fürchten, daß sich auf diese Geschichte hin dort Tenöre ansiedeln, die entdeckt werden wollen — —



Schwäbisches

Wer den Schwaben gründlich kennenlernen will, muß unbedingt auch des Schwaben Sprachgewohnheiten kennen. Denn wenn der Schwabe auch meist recht wortkarg scheint, so gelingt es ihm doch oft, ganz verblüffend treffende, wenn auch nicht immer ganz salonfähige Gedanken in bildlicher Sprache von sich zu geben.

So hörte ich neulich, wie ein schwäbischer Arbeiter die Wohlhabenheit eines Kollegen folgendermaßen charakterisierte: „D'r Karle, der braucht doch ko' Wenterhilf, der zahlt ja immer no viereckot!“ (Nämlich mit viereckigem Papiergeld.) Herzerfrischend ist es auch, jemanden in seiner ärgerlichen Verzweiflung (so zum Beispiel, wenn er auf einem steinigen Acker mit seiner Sense immer wieder in Steine mähnt) ausrufen zu hören: „Da könntescht grad Kender kriega aus Gude!“ und kommt er dann recht hungrig nach Hause und seine Frau hat ihm nichts Geschelltes zum Essen hergerichtet, dann wird er, wenn er an sich versöhnlich ist, bemerken: „Da mueß mer halt d' Gochs aus Discheck n'schlage, 's lach au a Veschper!“ Eine mir bekannte Dame war ja etwas „cho-kiert“, als sie von unserm Nachbarn begrüßt wurde: „Grüß Gott, Frau Barone, gelt, heut lech scho schö' warm; d' Oendor-haus ka' mer schler vermangle!“ Gut, daß sie nicht dabei war, als wir vor kurzem den Fall eines Dorfbehörers besprachen, der, nachdem ihm seine Frau eine Reihe nicht lebensfähiger Kinder geboren hatte, endlich einen kräftigen, gesunden Sohn erhielt, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Sein Nachbar meinte da: „Dem Frieder, dem ka' mer die Freud' scho gönna, daß er jetzt endlich an Buba uff-ziehga ka', bisher hat er ja eigentlich bloß für da Friedhof g'schafft!“

Ein Wiener G'schichtl

Pfeifend fuhr der Wind in die kahlen Allee-bäume und peitschte wädrigen Schnee auf die Straßen. Dafür war es in dem Zimmer im ersten Stock des großen Ringstraßengebäudes doppelt gemühtlich. Es duftete nach ge-bratenen Äpfeln, blaue Rauchschwaden hingen in der Luft; brodelnd und zischend dampfte schon das Wasser im Kessel, das für die drallen, lichten Würstel bestimmt war, die appetitlich über einer Sessel-lehne hingen.

Kurz und gut: es war ein Büro, ruhig und gemühtlich, wie man es eben nur in Wien findet.

An einem der beiden Schreibtische ar-beitete Hofrat Bumsenberger, am andern sein Faktotum Winopal. Dieser lehnte behaglich in seinem Stuhl, streckte die Beine weit von sich und las mit vor Aufregung rotem Kopf in seinem Leitblatt den Bericht über den großen Nordprozeß. Hochgedürmte Aktenstöße und Bücher entzogen ihm den höflichen Blicken. Winopal wußte ganz gut, daß er heute ungestört lesen konnte, denn am Donnerstag arbeitete Hofrat Bumsenberger immer ab neun Uhr morgens ohne Pause.

Winopal war in seinem Prozeßbericht eben

bei dem „sensationalen Plädoyer des Staatsanwaltes“ angelangt — er ver-schlang die Zeilen mit den Augen —, da rüsperte sich Hofrat Bumsenberger: „Hrrm, Winopal! Sechzehn waagrecht: „einfältiger, beschränkter Mensch“, sieben Buchstaben?“

„Hofrat!“ zischte der also in seiner inter-essanten Lektüre gestörte Winopal ver-ärger. Es kam ihm plötzlich so in den Sinn, aber er bereute es sogleich. Doch Hofrat Bumsenberger tat nichts derglei-chen: er schrieb und überlegte weiter, so daß sich Winopal wieder an seine Zeit-ung machte. Da sprang Hofrat Bumsen-berger plötzlich erregt auf, hieb in den Schreibtisch, daß die Akten flogen: „Das ist eine Gemeinheit, Winopal!“

„Tschuldigen S' vielmals, Herr Hofrat, mir ist das so raus'gerutscht“, stotterte Winopal erbelichend.

„Das überlegt man sich vorher“, tobte Hofrat Bumsenberger weiter, „ehe man so was sagt. Jetzt hab' ich mit Tinte in „sech-zehn waagrecht“ — Hofrat' g'schrieben, und derweil hat der nur sechs Buch-staben. Holen S' mir sofort in der Trafik unten eine neue Rätselzeitung, denn beim heutigen Preisrätzel darf nichts radiert werden.“

Krähentanz

Von Georg Britting

*Vögel gib't im Winter auch,
Raben, Krähen, solch Getier,
Schwarz von Farbe, krumm geschnäbel't
Und den Bauch voll Freßbegier.*

*Auf den weißen Feldern hocken
Vor bereiften Büscheln Grases,
Vor den Mäuselöchern sie,
Kämpfen wild um jeden Brocken
Faulen Aases.*

*Und die Sieger fliegen
Schweren Fluges und verwegnen
Schreiens auf das Hüttendach.
Die gerupften Unterlegen
Äugen ihnen nach.*

*Zupfen schamvoll am Gefieder,
Und die Schmach:
Empfangner Prügel,
Die der Federn sie beraubt,
Bergen sie im Auf und Nieder
Eines tolln Wackeltanzes,
Daß der Schnee staubt
Bei den Schlägen ihrer Flügel,
Ihres Schwanzes.*

Kleine Enttäuschung

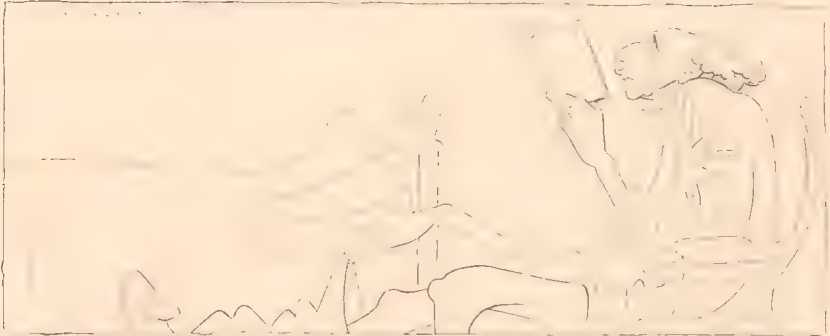
Mein Freund, der Heldenarsteller, ist ein sehr eifriger Rezitator. Sooft er einen spielfreien Abend hat, läßt er durch eine Konzertagentur in einer Provinzstadt des weiten Umkreises einen Vortragsabend ansetzen. Aber diese Abende sind zu seinem Schmerz nie gut besucht. Es kränkt ihn auch, daß die Fachkundigen ihn als Darsteller höher bewerten denn als Vortragskünstler.

Kürzlich hatte er wieder einen Melodramen-Abend in P. angesetzt. Als er aufs Podium tritt, sitzt nur ein einziger Hörer im Saal. Es ist offenbar ein „Mann aus dem Volke“, im schlichten Rock. Mein Freund, der Heldenarsteller, ist gerührt: „Lieber Freund“, ruft er ein wenig pathetisch ins Parkett hinunter, „Ihre Kunstbegeisterung rührt mich! Zum Dank werde ich das ganze Programm für Sie allein sprechen. Als ob der Saal brechend voll wäre!“

„Ja — aber —“, sagt zögernd der Mann im schlichten Arbeiterrock unten, — „bitte, a bisserl schnell. Ich soll nämlich 's Licht ausdrehn.“

Die Angst vor der Angst

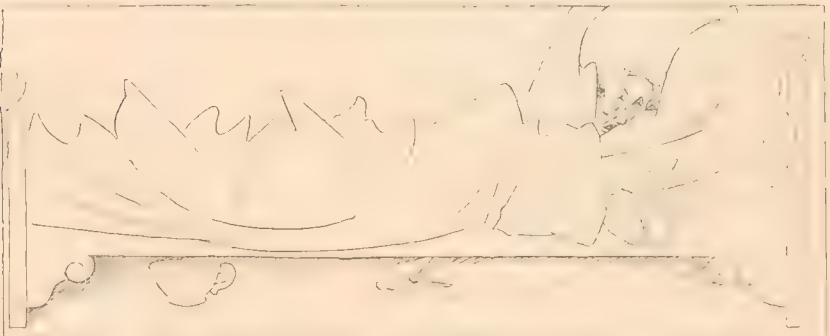
(Olaf Gulbranson)



Der alte H. C. Andersen war Neurastheniker. Er ging nie zu Bett, ohne vorher genau nachzuschauen, ob nicht jemand darunter liege. Eines Abends vergaß er aber seine Angst über einem allzu interessanten Buch



Nachher fiel es ihm ein, daß er vergessen hatte, unter dem Bett nachzusehen. Eine Weile lag er im Angstschweiß — bis er es nimmer aushielt.



Da warf er das Buch unter das Bett und schrie: „Ich weiß, daß Sie da sind!“

Ödipus und die baufällige Sphinx von Gizeh

(Wilhelm Schulz)



„Und welche Prognose stellen Sie der Zukunft Europas?“ — „Na, Sie sehen doch, wie ich mir darüber schon den Kopf zerbrochen habe!“

SIMPLICISSIMUS

Die Ästhetin

HM Dudov ch



„Die ganze Natur ein einziges weißes Bett! Und das soll man nun mit seinen Skiern zersäbeln?“

Talfahrt zu dreien / Von Milana Jank

Zeichnungen von Olaf Gulbransson



Diese beiden waren unzertrennlich: die Privatdozenten Hans Brand und Georg Schuler. Jeden Samstagmittag zogen sie los, im Sommer ohne und im Winter mit Skiern, und am Sonntagabend kehrten sie zurück. Immer zu zweien, obwohl sie äußerlich und innerlich so verschieden wie nur möglich waren.

Hans Brand war groß und schmal und schwarz, Georg Schuler klein und breit und blond. Jener war ein langes Leichtgewicht, dieser ein kurzes Schwergewicht. Brand war Kunsthistoriker, Schuler Neuphilologe. Brand war mit seinen fünf und dreißig Jahren noch ein Brausekopf, Schuler mit seinen dreißig schon ein abgeklärtes Temperament.

Eines hatten Brand und Schuler gemeinsam: sie waren beide gänzlich unbewiebt. Aber sofort meldet sich auch schon wieder ein Unterschied: der schlanke, schwarze Brand zog viele Frauenblicke auf sich, während davon für den kleinen, bläulich-blonden Schuler so gut wie nichts abfiel. Und noch ein Unterschied, ja ein Gegensatz stellte sich in ihrem Verhalten heraus: Brand gab die Blicke der Frauen nicht zurück. Dies besorgte der dicke Schuler. Aber gesprochen wurde, gutem Vernehmen nach, zwischen beiden kein Wort über die Frauen und Frauenblicke. So komisch können nur Privatdozenten sein.

Ja, und nun nahte ihnen das Schicksal in Gestalt des überaus ehrenwerten Fräuleins Meta Obletter. Sie kam, von Brand und Schuler aus betrachtet, nicht von weit her, denn ihr Vater war Professor für neuere Geschichte, ein außerordentlich gelehrtes Haus, kurz, wie man zu sagen pflegt, eine Leuchte der Wissenschaft und eine Zierde der Universität, an der Brand und Schuler höchstens als unscheinbare Ornamente saßen.

Keine Angst: Meta Obletter hatte von

dem schweren wissenschaftlichen Geist ihres Vaters nichts geerbt. Die Schlaubiheit, die sie auszeichnete, hatte sie weniger dem Vater als der Mutter zu verdanken, die witzig und wendig war und die neuere Geschichte, die ihr Mann erforschte und lehrte, als alte Geschichte zu bezeichnen pflegte.

Meta begegnete den beiden Helden unserer Geschichte häufig auf alpinen Wegen. Man pflegt in solchen Fällen zu sagen: Ihre und der beiden Männer Wege kreuzten sich oft. Aber hier muß von einem besonderen Kreuz der Rede sein: Zwischen Privatdozenten und Professorentöchtern besteht von alters her eine Spannung ganz besonderer Art. Heiratet nämlich ein Privatdozent eine solche Tochter, so sagt man ihm fast immer nach, er habe es getan, um selbst um so leichter Professor zu werden. Heiratet er sie nicht, so behauptet man von ihm, er überschätze seine wissenschaftliche Bedeutung, da er auch ohne die Heirat leicht Professor zu werden hoffe. Wie man sieht, ein schweres Kreuz! Brand und Schuler also, wenn sich ihr Weg mit dem Weg Meta Obletters kreuzte, grüßten sehr höflich, da ihnen ja natürlich das Töchterchen der Leuchte und Zierde vorgestellt und bekannt war, aber sonst nichts dergleichen, was als im Interesse ihrer wissenschaftlichen Karriere gelegen hätte aufgefaßt werden können. Man muß sogar sagen, daß sie Meta kalt lächelnd links (oder auch rechts) liegen oder stehen oder laufen ließen.

Dies aber paßte Meta durchaus nicht. Es wäre ihr sehr recht gewesen, wenn die beiden Privis, wie sie kurz die Privatdozenten zu nennen pflegte, etwas mehr an die wissenschaftliche Bedeutung und den akademischen Einfluß ihres Vaters gedacht hätten. Sie war sogar empört darüber, daß die beiden es daran fehlen ließen, denn sie hatte nun einmal auf beiden Grünschnibeln der Wissenschaft ein Aune geworfen — oder vielleicht auch nur auf einen der beiden. Sie beschloß in dieser Angelegenheit, die ihr am Herzen lag, etwas zu tun.

Sie lauerte eines Tages den beiden auf, als sie zu Tal fuhren, und legte sich mitten in den schönsten Pulverschnee. Beim Nahen des Feindes begann sie gottsjämmerlich zu ächzen und zu stöhnen und war natürlich sofort von den zwei ansehenden Leuchten der Wissenschaft umgeben. Während Schuler nur schaute, ergriff Brand sofort das Wort. Wo es fehlte, fragte er, „Knöchel verknackt?“ — erwiderte sie, „Ski wen, Stiefel aus, Socken herunter!“ — ordnete Brand, Schuler wollte sofort zugreifen, aber Brand, der Flinkke, kam ihm zuvor und hatte schon Hand angelegt. Da schrie jedoch Meta auf, daß es einen Stein rühren konnte, und hörte als Stein pfeifen auch Privatdozentenherzen nicht zu sein.

Brand sagte im Befehlston: „Wir tragen sie hinunter. Kleinkittel! Sie ist ja schlank! Das blühen Gletschir kann man auch mit schwerem Gepäck machen.“

Und schon hatte er die schlankste Meta, die gerade gegen ihre Charakterisierung als „schweres Gepäck“ Einspruch erheben wollte, über die linke Schuler gelegt, während Schuler sich beeilte, die Skier aufzunehmen. Unter Musikbegeisterung, die das gelegentliche Söhnen Metas besorgte, fuhren sie los. Nie hätte Meta geglaubt, daß ein Privatdozent der Kunstgeschichte so sanft, so zart, ja geradezu so ätherisch zu Tal fahren könnte. Wohinwegen diesem das geradezu reizende Stöhnen Metas außerordentlich pieß. Als er sie nach wenigen Minuten Fahrt fragte, wie sie sich fühle, wäre sie fast herausgeplatzt: „Sawohl! Fühle ich mich!“ Aber rechtzeitig legte sie ihrer Zunge den Zaum an und lispelte: „Danke, es geht. Ich bin ihnen so verbunden.“

In diesem Augenblick bewies der hinterdrein fahrende Schuler sein feines, neuphilologisch geschultes Gehör. Er kam rasch näher und fragte Meta, deren Kopf auf den Rücken Brands lag, ob sie etwas zu ihm gesagt habe. Sie lächelte und sagte nein. Aber sie lächelte, den Kopf hehend, auf so besondere Weise, daß das Nein auch ein Ja bedeuten konnte. Gleich darauf sagte Meta: „Nehmen Sie mir die Mütze vom Kopf, bitte, Herr Dok-

tor!“ Wieder griffen sowohl Brand als auch Schuler zu. Aber diesmal war Schuler rascher. Er packte, vorbefahrend, in der Eile und Aufregung nicht nur Metas weiße Strickmütze, sondern auch ihr Haar. Es kribbelte ihm davon sehr angenehm in den Fingern.

Brand sagte mit etwas rauher Stimme: „Fahr vor, Schuler, es ist besser.“ Natürlich wäre es besser und auch sportgerechter gewesen, wenn Schuler vorgefahren wäre. Denn er hätte ja dem beladenen Brand die Spur ziehen können. Aber er dachte nicht daran, sondern antwortete: „Ich will unsere arme Kranke ein bißchen unterhalten.“

Dies tat er denn auch. Er sprach zu ihr die gleichgültigsten und angewiesenen Worte der Welt, aber er sprach! Was wiederum sehr wenig sportgerecht war. Meta fand, daß es eine angenehme Stimme hatte, und lächelte weiter. Immerfort sah sie ihn lächelnd an, während er sprach. Bis plötzlich aus Brands Mund die wiederum rauhe Aufforderung kam: „Halt endlich dein Maul, Schuler!“ Darauf erwiderte Schuler kein Wort, woraus Meta einen Schluß auf seine Seelenregung zog. Das war für sie Anlaß genug, ihm nur noch freundlicher zuzulächeln.

Schuler aber erwiderte nun das Lächeln. Es sollte ein Ersatz für sein Reden sein. Also setzte er es fort und bemühte sich, es immer liebenswürdiger zu gestalten. Er legte sein ganzes Wesen in dieses Lächeln und fühlte sich ungemein wohl, um nicht zu sagen, glücklich dabei.

Und Meta? Meta fand, daß sie noch nie in ihrem Leben einen Menschen so schön und so ausdauernd habe lächeln gesehen wie diesen kleinen Privi. Es regte sich in ihr so viel Dankbarkeit dafür, daß sie ihm leise ihre Hand hinstreckte. Rasch fuhr er heran und ergriff sie. Als er seine Hand



sorft wieder zurückziehen wollte, führte er, daß Meta sie einen Atemzug lang oder zwei festhielt. Das ging den kleinen Schüler, obwohl er Neuphilologe war, durch Mark und Bein . . .

Als Brand sah, daß Schüler nahe herangekommen war, fragte er, wobei seine Stimme noch rauher als vorher klang: „Wollen wir abwechseln?“ Nun gab Schüler, auch eine barsche Antwort: „Natürlich! Was denn?“ So wanderte Meta, nicht ohne pflichtgemäßes Stöhnen, von der Schulter des Großen auf die des Kleinen. Sie fand, daß sie Meta ein Tausch gemacht hatte, denn Schülers Schulter war bei weitem geräumiger, und wenn Brand zart und sanft gefahren war, so fuhr Schüler, wenigstens nach Metas Meinung, geradezu himmlisch. In Gedanken und bestimmt im Gegensatz zu der Meinung ihres Vaters, des Geschichtsforsehers, sagte sie zu sich: Die Kleinen sind besser als die Großen . . .

Auch Brand, der wohl ahnen mochte, daß hinter seinem Rücken etwas vorgegangen war (alle guten Kunsthistoriker haben ein besonderes feines Ahnungsvermögen), dachte jetzt nicht daran, voranzufahren. Genau wie Schüler fuhr er hinterher und blieb dem Kleinen hart auf den Fersen. Er sah Metas Haar nach vorn und unten fallen, er sah ihren schlanken Hals, die hübschen Ohren, den schönen Haransatz und hätte kein Kunsthistoriker sein müssen, wenn dies alles ohne Eindruck auf ihn geblieben wäre. So gern hätte er nun auch das dazugehörige Gesicht gesehen, aber dieser verdammte Schüler war so klein und — verdammte! — so groß, daß er sich diesen Wunsch nur hätte erfüllen können, wenn er in der Hocke gefahren wäre. Er versuchte es sogar einige Male; doch das, wie er feststellte, reizende kleine Köpfchen lag auf Schülers breitem Rücken und schien in ihn hineinzusehen. Er selbst sah zu seinem Ärger gleich zwei Kehrseiten.

Meta aber dachte daran, ob wohl Schüler nun auch so nett und lieb lächelte wie vorher, und war davon überzeugt, daß sein Lächeln jetzt ganz bestimmt noch viel netter und lieber sein würde. Sie sah es mit geschlossenen Augen vor sich und trank es wie die Milch der frommen Danksart in sich hinein. Und gleichsam zum Dank dafür drückte sie ihre Wange leicht

an Schülers Rücken und legte ihren einen Arm fester um seinen Hals. Schüler fühlte das und hätte am liebsten aufgeschaut. Statt dessen aber drückte er die süße



Last auf seinen Schultern noch fester an sich.

Süße Last? Zwei Worte, die eigentlich zu hergebracht und verbraucht sind, um im Sprachschatz eines Neuphilologen eine Rolle zu spielen. Aber sie zuckten jetzt doch durch Schülers Gehirn, und wie gern hätte er sie sogar laut ausgesprochen, natürlich nicht so laut, daß sie Brand hätte hören können. Aber sie blieben unausgesprochen. Das schiedete gar nichts, denn hier war eine von den Situationen, deren es übrigens viele gibt im menschlichen Leben, wo das Unausgesprochene viel mehr sagte und bedeutete als das Ausgesprochene. Nur insofern korrigierte sich der sprachlich genaue Neuphilologe, daß von einer Last überhaupt nicht die Rede sein konnte, sondern nur von süß.

An diesem Punkt brechen wir die Geschichte ab und geben den mitdichtenden Leser Zeit und Gelegenheit, sich ihr Ende selbst garzuziehen. Englisch, nämlich halbdurch, ist sie schon. Wir würden zu den schlechten Köchen gehören, wenn wir auch nur die geringste Zutat noch beifügen wollten. Nein, so wie sie jetzt ist, kann diese Geschichte genossen werden.

Hochstens zum Nachtsicht ist folgendes zu sagen: Brand bekam in Blide einen Ruf als Ordinarius für Kunstgeschichte an eine unwürdige Universität, obwohl er keine Professorentochter geheiratet hatte. Was aber die mit solchen Töchtern verheirateten Privats anlangt, so ist bekannt oder wird wenigstens behauptet, daß ihnen um ihre akademische Karriere nicht bange zu sein braucht. Und überdies: haben wir denn Überfluß an wissenschaftlich bedeutenden Neuphilologen viele? Georg Schuler konnte nur ein einziges Mal feststellen, daß seine Frau Meta ein gewisses Interesse für das Fach ihres Vaters hat: heißt für neuere Geschichte habe — damals nämlich, als sie beide zufällig wieder die gleiche Talfahrt machten und Meta plötzlich innehielt, den Neuphilologen groß ansah und die Worte von sich gab: „Eigentlich, lieber Georg, hatte ich's ja damals auf den Hans Brand abgesehen.“

Da antwortete Georg Schuler mild: „Langweilig mich nicht, Metachen! Für neuere Geschichte interessiere ich mich ganz und gar nicht.“

Resignation / Von Karatöstr

Dem Hühnertrieb bin ich nicht mehr gewachsen und pilgre darum ohne Seelenqual mit nachgerade etwas steifen Hagen durchs Jammertal.

Hier wird der Schnee befallmässig rafschuröfö, die ihrerseits, zu Schabernack geneigt, durchdräffend das Terrain der Hinterkloffe, den Schnupfen zeugt.

Wag ich ein ander fühle Erbsenen holen, indem er stiernd stiele Hänge pflegt.

Ich laß' mir meine Stiefel doppelt sohlen. Und das genügt.

In den Winterwäldern

Von Johan Luzian

Eine große, weiße Sonne steht über den Winterwäldern, keine Kugel, keine klare, goldene Sommeronne, die still und mütterlich über die Erde fährt, nein, ein weißes, gewaltiges Licht, ein Auge des Himmels, das durch die blaßblauen Nebel dringt und über der blitzenden Schneewelt für Stunden scheint und über der kalten Welt, über Fichten und Buchen, über Wäldern und Feldern und Straßen im Dunst wieder vergeht.

In dem engen Waldweg hängen die Bäume voll einblauen Schattens, wir kriechen tiefer in Fußsack und Pelz und Decken und rufen schallender „Hüh!“ und schlugen den Gaul, den fahlen, daß er die schlankenden Zottelbeine vor dem leichten Schlitten warf und sich, wie ein Jungferd schneubend, das Eis aus den Nüstern blies. Aber inlassen öffnete sich über den Wäldern das Auge Gottes, und als wir nun aus der Fichtenecke kamen und schon die Ackerkuppe entlang fuhren, fühlten wir auf einmal die Wärme und Freundlichkeit in der besonnenen Stille.

Und auch Muli, der lahme Gaul, fühlte die Güte des Himmels und wollte teilhaben daran. Er blieb einfach stehen und hob

seinen alten, weißbraunen, zottelhaarigen Kopf der Sonne entgegen und schob tief und behaglich durch die Nüstern und ließ sich das Eis um das Maul taufen; er erblickte seine langen gelben Zähne der Sonne entgegen, als wolle er sie schmelzen, und er hob sein rechtes, altersblaues Auge dem Licht entgegen, und das linke, das blinde, weiß, grauenhaft weiße sah uns an. Das Alte sah uns daraus an, der Tod und die Krankheit und das verkörperte Leben sahen uns aus diesem blinden Pferdeauge an mitten in der hellen Sonne, die über das stille, schöne Wäldchen schien. Ich hob schon die Peitsche, um Muli zu schlagen, daß er seinen Zottelkopf der Straße vor uns wieder zuwendete und uns mit seinem Schauerdarge versöhne; aber du legtest mir deine rote Handschuhhand leicht auf den Arm und sagtest mildtönd: „Laß doch das alte Tier sich verschauen!“ . . . Da ließ ich die Peitsche sinken und zog dich, mein junges Leben, enger zu mir heran. Wir legten die Köpfe gegen das Schlittenpolster zurück und saßen schweigend da nebeneinander in dem stehenden Schlitten und blinzeln in das wärmende Licht.

Muli hatte den Kopf auf die geschwungene Deichsel gelegt und rührte sich nicht, und sein totes weißes Auge rührte sich auch nicht, es sah uns an. Aber war das nicht gut so, war das nicht ganz in der Ord-

nung, daß uns dieses Auge ansah, dieses Gegenstück zu dem Auge Gottes dort oben? Wir das nicht ein bisschen an den Gedanken der Vollkommenheit, daß wir es ansehen mußten in der blitzenden Schönheit dieser Schneestunde. Ja, dieses Auge wollte uns erproben; saß ihr starkes Herzens, könnt ihr fröhlich sein in euch selber, könnt ihr lachen dem Alter und dem Vergehen ins Auge schauen? Ja, wir waren es zufrieden, hier auf der Kuppe zu halten und beieinander zu sein und uns aneinander zu wärmen und uns in dem Rauch aus dem Taldorf dort unten in die blaue Luft steigen zu sehen und dem Sperber nachzuschauen, der über dem weißen Acker flügelstreichend stillstand, bis er blitzend herunterließ und auf die Beider: Aber dann nahm ich doch die Peitsche wieder aus der Lasche und schlug den Muli, die lahme Mähre, schlug ihn, bis er ins Trab und Lauf und Rutscheln kam, und wir riefen beide fröhlich unser „Hüh!“ über die Straße, die sich zum Dorf und zum Wirtshaus hinunter senkte. Und Zeit, der Alte, zog uns durch die Beider: schellenäutend fuhren wir im Schlitten dahin und sangen vor Übermut: „Hüh. Schimmel, zieh! . . .“

Abschied von den Bergen

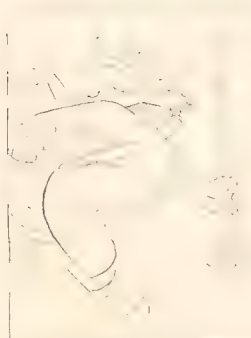
(E. Thöny)



„Kinners, wie ick mir fühle! Vierzehn Tage in keen Kientopp jewesen!“

Nordische Geschichte des Schilaufts

O. Guhrbräsen



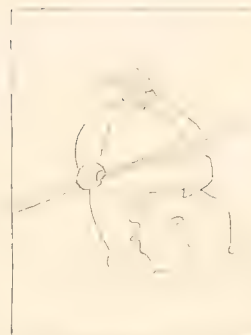
Toreus Aulestad wurde Sieger im Langlauf 500 Jahre v. Chr.



Im Jahre 800 konnte Olaf Trygvason mit zwei vollen Methörnern Sislam fahren, ohne einen Tropfen zu verschütten



Erzbischof Giesur Haraldson hat im Jahre 1000 das Schilaulen erlernt und konnte dadurch das Christentum in Norwegen einführen.



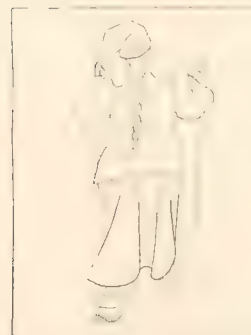
In den Städten aber schloß das Schilaulen langsam ein. Diesen Privatier nannte man Stabreiter.



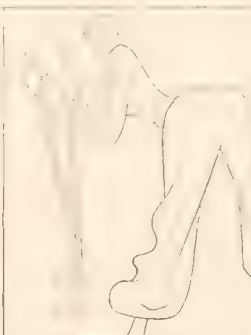
Jedoch in Telemarken hatte es sich seit der Wickingerzeit erhalten.



Fridtjof Nansen wurde in den achtziger Jahren der neue Führer und Vater des Schilauls



und aus dieser ehrbaren Jungfer von neunzehnhundert



entstand der Sislam Schhse.



Die alte Lisa Kristoffensen kennt jetzt ihre alten Berge nimmer — denn einstmals waren sie weiß, und nun sehen sie aus, als hätten sie Fische.



Der Stufferler Gircg betreibt Wintersport

Von Karl Springenschmid

„Wintersport!“ — wenn der Stufferler Gircg von seinem „Wintersport“ redet, dann streicht er sein keckes Schnurrbartl aus, drückt das linke Aug zu und schnappt mit den Fingern — „Wintersport“, sagt er, „dös ischt so: Bal so a ermer, kreuzplatter Bergführer wie i den ganzen Summer lang allweil im Fels ischt, pfundschwere Herrn am Seil, nacher greut er si schun, bal amol die Saisson vorbei ischt und der Winter kimmt, damit er sein „Sport“ treiben kann!“

„Sport?“ fragt die Klotzer Zenz, „was treibst nacher du epper für an Wintersport, ha?“ „Täuberl fuert!“ lacht der Gircg und faßt die Zenz fester um die Mitten. „Tue her dein Schnaberi, Täuberl, du liabs!“

„Geh, du narriacher Kater, du, dös ischt ja koa Sport nit, was du treibst!“ wehrt die Zenz ab. „Dös verstehst du nit!“ meint der Gircg, „dös verstehst bloß i, als behördlich autorisierter Bergführer, verstehst? Sport ischt alles, was der Mensch tuet, nit weil er es tun mueß, sondern bloß weil es ihn greut. Jeden greut sein Sport, und mi greut halt der meinige!“

Jetzt ist es eine Welle ruhig. Unten pritschelt das Wasser in den Brunn. So oft ein Windstoß um das Haus jagt, wirft er den Brunnstrahl nebenaus. Dann ist es ganz still, überall.

„Sleacht, Zenz“, sagt der Gircg heimlich, „es ischt halt gespaßig auf der Welt. Wie höher daß d’ aufsteigt, wie tiefer fällt das Barometer obi. Und wie höher i selber aufkimm, wie tiefer fällt bei mir aa das Barometer obi, i moan die Freud.

die i mit dir hab, Zenz, und halt alles, verstehst mi schun. Grad kreuzverdrant ischt alles auf der Welt. Wie kälter die Zeit wird, wie hütsiger wird mir z’muet, und bal der Winter am schlechtesten tuet, tue i am hoamlichsten . . .“

So ist es denn erklärlich, daß der Bergführer Gregor Hintermoser, genannt Stufferler Gircg, für das, was die übrigen Menschen Wintersport nann-

Einsamer Denker bei einer Ski-Spring-Konkurrenz

Können Sie einen Achtzig-Meter-Sprung „stehen“? Ich kann es — offen gestanden — nicht und beschränke mich drauf, dabei zuzusehen; denn sportlich falle ich kaum ins Gewicht.

Und darum denk’ ich, wenn andere springen, und sage mir mit zerkümmertem Gesicht: Ein Tag muß doch mal den Schluß-Rekord bringen, denn endlos so weiter geht es ja nicht.

Man kann zwar die Schanzen noch höher bauen und schließlich nur noch Stromlinie sein. Aber wenn wir klar in die Zukunft schauen — springt einer mal fünf-hundert Meter? Nein.

Und mag auch die Jugend fanatisch trainieren, so greift das die lapidale Folgerung nicht an: Dies muß doch zu einem End-Rekord führen, den plötzlich keiner mehr brechen kann.

Muß ich diesen schwarzen Tag noch erleben? Wenn ja, so sag’ mir mein Gottvertraun: Dann wird es eben was anderes geben, wo’s einem auch Freude mach’, zuzusehen. Bemerk!

ten, Wintersport im engeren Sinne, nicht viel übrig hatte. Freilich war es Vorschritt, daß immer öfter von den Stubaier Führern abgesehen auf der neuen Klubbütte Dienst machte. Da schnallte sich dann auch der Stufferler Gircg, wenn die Reihe an ihm kam, die Schl an, sprang die weiten Hänge hinauf zur Hütte und führte es dort oben die Woche über die vorgeschriebene Winterbewirtschaftung. Aber heimzu, da ließ er sich Zeit, ritt, wo es ging, breitpurig auf seinem Haselstecken herunter, und wo es stöller ging, warf er die „Höll“ verfluchten Schrittbretter, die immer tun, was sie selber wollten“, über den Buckel und stapfte zu Fuß ins Tal hinab, also daß der Hiebler Hans, Vorstand der Bergführervereinigung, sagte, so eine Spur, wie die vom Stufferler Gircg, sei eine Schande für das ganze Tal.

Doch einmal, da ging es anders. Der Gircg hatte Hüttendienst, saß heraußen in der milden Bergsonne und schnitzte Spindln. Da kam der Hiebler Hans mit einem Herrn über den Alpeiner Ferner herabgestaut, aber schon ganz grimmig, daß der Schnee hinter ihnen herstaubte.

Als es draußen zu dümmen anfang, verkroch sich der Herr in die Decken. Der Hiebler Hans aber wurde um so munterer. Ja, Finsternis es draußen wurde. Einmal ums andere Mal strich er sich den Schnurrbart aus und meinte, was heut für eine schöne Mondnacht wär, nit zu sagen, wie schön. Der Gircg sah ihn mildeäugig von der Seite an. Da stand der Hiebler Hans auf, trat vor die Hütte hinaus und schaute hinunter ins Tal. Eine Welle lang. Dann pliff er durch die Zähne.

„Gircg, i mueß!“ sagte er.

„Was mueß?“

„I mueß halt, frag nit so dumm. Ischt was zum Ausrichten drunt im Dorf? I moan nit beim Wirt oder beim Bäcker. I moan änsal halt, bei . . . epper bei der Klotzer Zenz.“

Umspringt der Kerl, der schlechte, der hundseldidige, der Schnee weht auf, und wie der Gircg wieder schauen kann, ist er schon den halben Berg unten.

„Hölltuffelotter, kreuzverdammter!“

Dies ist die Nacht, da auch der behördlich autorisierte Bergführer Gregor Hintermoser, genannt Stufferler Gircg, das betreibt, was man Wintersport im engeren Sinne heißt.

Die Spur vor sich, saust er dahin, wild über den Hang schlägt kopfüber, kopfunter, wühlt sich auf und hetzt weiter die Spur, den Berg hinab, weiter über den Graben, durch den Waldschlag weiter, verdammte Spur, jetzt gar durch den Hohlweg, grün und rot blitzen die Sterne, verbogen ist der Mond, aber die Bretter halten durch.

Halb zerschlagen kommt er ins Dorf.

Gott sei Dank! Wo der Weg zur Zenz ihrem Kämmerlansler geht, liegt der Schnee so sauber und schön, wie am ersten Tag, wie’s im Paradies geschneit hat.

„Um Chrischt willen, Gircge, was ischt denn?“ fragt die Zenz erschrocken. „Wie schaugst denn du aus? Was ischt denn geschneit?“

„Nix“, schnauft der Gircg, „i kimm lei sagn, daß i heut nit kemmen kann. I mueß wieder auf die Hütten!“

Die Zenz schüttelt den Kopf. „Da kenn i mi hiez nimmer aus. Was treibst denn du, Gircg?“

„Wintersport“ treib i!“ schreit er zurück.

Dann sieht sie, wie er wieder die Schl an und aufwärts steigt durch den Wald.

Fachsimelei

(R. Kriesch)



„Eigentlich läuft sich’s recht schön hier. Ich hab’ ja früher nur für Kunsteis geeschwärmt.“ — „Und ich für Himbeere!“

Ski-Heil

(Olaf Gulbransson)



„Hallo, Fräulein, jetzt müssen Sie sich aber endlich entschließen, ob Sie rechts oder links abfahren wollen, sonst hält's Ihre Hose nicht aus!“

Der Ski-Star

(Olaf Gulbransson)



„Rein verrückt sind sie auf den neuen Skilehrer, jetzt fressen sie ihm sogar schon das Skiwachs aus der Hand!“

Wir zeigen hier vier Künstlerpostkarten aus unserer Serie I, die Sie nirgends sonst bekommen können. Preis 5 Stück farbig, sortiert, M -50 franko. Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheck 5802

Berg und Tal

(Erich Schilling)



„Stehste, Max, die können laufen!“ – „Kannst dich, kleine Anjestelle von mir!“

Englisch-bayerischer Ski-Kurs

(E. Thöny)



„Stemming left, stemming left, my lady – – da liegt's scho, dös Kuach, dös damische!“

Ursula und die Vollbärte

Von Fritz A. Mende

Warum wir uns damals alle, die wir oben auf der Silberjoch-Hütte hockten, Vollbärte stehen ließen, warum . . . ja, das haben wir eigentlich nie versucht festzustellen. Es sollte wohl nur eine Gewohnheit sein, ein Jüngling, wie die Städter sagen, oder vielleicht lieben wir drei Jünglinge unsere Männlichkeit deshalb zum Gesicht herauswachsen, weil wir ein paar Skitouren gemacht hatten, die sich auch unter wirklichen Männern sehen lassen konnten. Pures Glück war es manchmal gewesen, daß der Hüttenwirt keine Scherereien unsertwegen gehabt hatte — mit Bergungskolonnen und so. Wir hatten das mit den Bärten auch gar nicht irgendwie ausgemacht. Aber nach der Zwei-Tore-Abfahrt, da waren wohl ein paar Ur-Instinkte in uns aufgewacht, solche, wie sie die Reklame in den Städten anrührt: „Sei ein Mann — rauche Zigarren!“

Jedenfalls wuchs uns das Gestrüpp zu allen Gesichtsseiten heraus. Länger wurden die Bärte und immer länger. Wir konnten schon unsere Erbsensuppe nicht mehr essen, ohne daß die faulen Witze von der gedrängten Wochenübersicht speckige Wahrheiten wurden.

Bis dann die Karte von Ursula kam, in der sie ihre Ankunft für den nächsten Tag ankündigte. Ursula war nicht irgend jemand — Ursula war die erklärte Braut unseres Häuptlings Karl. Aber weder er noch wir wollten ändern waren ja mit Ursula fertig geworden. Sie konnte so verdammend spitz sein, wie man das oben in den Städten lernt. Der wollten wir richtig imponieren, wir Affen. „Sei ein Mann — rauche Zigarren!“ Na, wir hatten ja unsere Bärte. Mal sehen, was Ursula, die feine Ursula dazu sagen würde! Hatten wir die Zwei-Tore-Abfahrt gemacht oder nicht? Wie die verschollenen und endlich wiedergefundenen Teilnehmer einer Nordpol-Expedition, so standen wir unten auf dem Bahnhof. Die Dorfkindern säumten, und sogar der Hund vom Vorsteher, dieses ewig bellende Vieh, schien erschüttert, denn er zog sich stumm in seine Hütte zurück.

Ursula stieg aus, sauber sah sie aus . . . Wir hatten alle drei die dämlichen Vorstellung von Wanne-Kacheln-Dusche, und es fröstelte uns ein wenig in unseren Bärten. Ursula begrüßte uns der Reihe nach, freundlich, kühl — und die Bärte? Unsere Bärte? Ursula schaute sie gar nicht an. Nicht ein Wort sagte sie darüber. Sie tat, als hätten wir alle gar keine . . . Jeder von uns griff verstohlen nach seiner männlichen Haar-kulisse. Herrgott, es war doch noch alles da! Recht kleinlaut verließen wir den Bahnhof, Ursula in unserer Mitte.

Ursula blieb weiter freundlich. Die Bärte sah sie immer noch nicht. Am Abend saßen wir um den Holztisch. Wir drei forderten das Schicksal förmlich heraus. Wir strichen uns die Vollbärte, daß es nur so knisterte. Ursula sah es nicht. Wenn sie doch wenigstens gespöttelt hätte, wenn sie doch spitz gewesen wäre! Nichts . . . Das ging so zwei Tage, zwei Tage, an denen Ursula mit uns redete, freundlich war, alles wie sonst. Nur die verfluchten Bärte, von denen sprach sie kein Sterbenswörtchen. Und wir . . . Wir konnten nicht davon anfangen. Wir konnten nicht sagen: „Schau, Ursula, was wir für Männer sind . . .“

Am dritten Tage früh — wir hatten das gar nicht irgendwie verabredet — waren wir alle drei glattrasiert. Wir erkannten uns untereinander kaum wieder. Ursula tat wie am Bahnhof, sie rührte nicht daran. Sie ging, freundlich wie immer, zwischen dem „Gott sei Dank“ und „Schade“ hindurch, ohne ein Wort . . . Nie wieder habe ich bei einer Frau eine derartige Selbstbeherrschung gefunden wie in jener Angelegenheit bei Ursula. Und sie war doch damals noch gar nicht verheiratet . . .

Wahres Geschichtchen

In einer kürzlich stattgefundenen Veranstaltung der „Kraft durch Freude“ in der württembergischen Universitätsstadt war einem Universitätsprofessor die Aufgabe des Sprechers zugefallen. In dem Zeitungsberichte des folgenden Tages hieß es dann: „Seine Worte klangen in der Feststellung aus, daß Weingärtner und Universitätsprofessoren zusammengehörten, denn wo bräuteten denn die Weingärtner ihren ‚Dong‘ her, wenn es keine Professoren gäbe?“

Da in Tübingen noch nicht überall Schwemmkanalisation besteht, ist diese Wechselbeziehung der beiden Stände allerdings von großer Bedeutung: man würde den Tübinger Weingärtern aber unrecht tun, zu sagen, daß sie mit diesen Nebenprodukten der Wissenschaft sich zufrieden gäben. Im Gegenteil! Die Weingärtner befehligen sich auch einer gebildeten Ausdrucksweise und verwenden gerne Worte, die man sonst nur aus „akademischem“ Munde zu hören gewohnt ist. Den Beweis hierfür habe ich heute erhalten. Als der Weingärtner wieder einmal die Grube geleert hatte, verlangte er „das Honorar für den Abtritt!“

Auf der Leipziger Straßenbahn

Zwei Männer stiegen ein, und ich höre folgendes Gespräch: „Ich habe geheert, ihr Schwaacher ihr geschdorm?“

„Ja.“

„Hat 'r lange geläit?“

„Nu, 's gehd. Fimf Wochn.“

„Was hat 'n denne gefehd?“

„Ach, ähnd garnischd. Herz, Lunge, Niern — alles war bei dem in Ordnung. Der war gemesund, der Mann. Bloß Maachgräb hat 'r gehabbd . . .“

Leichte Beunruhigung

(E. Schilling)



„Wie gesund man hier oben wird! Man kommt ja überhaupt auf keinen Gedanken mehr!“

Zwei Welten

(Schluß von Seite 535)

strengenden Beruf —? Ich bin Schauspielerin —! Sie können sich wahrscheinlich nicht vorstellen, was das mitunter heißt —! Und Jung —? Darf ich fragen, wie alt Sie sind —?

„Warum nicht —? Ich werde einundvierzig.“

Die Fremde schien förmlich erschrocken. „Da sind Sie ja noch ein Jahr jünger wie ich —?“

Der Pastorin blieb eine Welle der Mund offen. Dann schaute sie zum Fenster, denn draußen näherten sich eilige Schritte. Ehe sie ihre gewichtige Fülle auf die Beine bringen konnte, lautete es, und an dem verdutzten Mädchen vorbei stürmten ein paar stämmige Burschen ins Zimmer.

„Mensch, Mama! Hier steckt du —? Der Vater sucht dich auf der anderen Seite vom Kamm —!“

Austria im Winter

Englische Skifahrer in den österreichischen Wintersportgebieten! Ich glaubte dieser Zeitungsmeldung nicht, aber als mich umlangte die kleine schaukelnde Drahtseilbahnkabine vom blau-weiß-goldenen Strahlend des Feuerkogels wieder ins nebelige Trautal hinunter brachte, ward ich überzeugt. Ein paar lange, dünne, in sonderbare, hässliche Skigewänder gehüllte Gestalten lehnten da in einer Ecke und maulten englische Bienen.

Als ich in Gmund die Straßenbahn bestieg, traf ich die Schar wieder. Schön waren sie gerade nicht, die Engländer. Mir gegenüber saß einer: gelbe Haut, knochiges, scharf geschnittenes Gesicht, etwas vorstehende Schneidezähne, hager, aus der Brusttasche schaute das Mundstück einer Shagpipe. Ich bekam plötzlich Lust, zu rauchen, zog mein Etui, zündete mir eine Zigarette an und paffte mit Behagen die Rauchwolken

Höhenfahrt

Die Nacht bringt Schnee. Im Rücken des Giganten, Den wir umkreisen, sagt der Abend Halt: Die Finsternis schickt ihre Absenden, Aus Tiefen steigt die riesige Gestalt

Der Nacht, stemmt Flüsse in den weissen Nachen Der Berge, wagt, ein Schaltenleib, und steigt Hoch über die vereisten Gipfelzacken Ins Alt hinaus, das hinter Sternen schweigt.

(Georg Schwaab)

in die Luft. Mit einem Ruck erhob sich da mein englisches Gegenüber, deutete auf eine Tafel und sagte: „Hier ist das Rauchen verboten: lesen Sie doch die Tafel!“

In diesem Augenblick fiel mir ein alter Witz ein, den ich, da die Situation dazu Gelegenheit bot, praktisch anzuwenden beschloß. „Gott, diese Tafeln“, sagte ich, „dort drüben steht: Tragt Mämolin-Büstenhalter! Tragen Sie deshalb welche?“ Als sich das Gelächter im Wagen gelegt hatte, sagte der Engländer ernst und feierlich zu mir: „Das geht Sie gar nichts an, ob ich Büstenhalter trage. Dann Sie hier anzüglich herum, hole ich meinen Mann herein: er steht draußen auf der Plattform.“

Tja! Aber dann wußte ich noch etwas: Die keine Pfeife in der Brusttasche stecken hatten — das waren die Männer. Komisch, wie die Merkmale bei den Völkern verschieden sind. E. O.

Der einsame Alois

(Ein Originalbrief)

den 18. 12. 34.

Liebe Gretti,

Entlich kame ich dazu ein parzellen zu schreiben, ich bin schon 14 Tagen ganz allein Verlassen in Eis und Schnee auf der

Hütte, es ist 3 Uhr Nachmittag ganz allein und Verlassen setzte ich in der Hütte drien, auf einmal Ergreife ich die Feder und schreibe ein Brieflein an meine Liebe Gretti. Ihr würtz wohl denken daß ich an Euch gar nicht mehr denken würde aber dah wann ich ganz allein Verlassen bin denck ich an Euch Beite. Heuer hatten wir eine anzahl von Bergturen gemacht Geierköpfe Südkahr Geiselstein Ostwand da sind heuer 4 Dütlich Abgestürzt und die große Nordwand an der Krähe, Heuer in August hatten Wiedlerer den Jäger wo Ihr auf der Hütte truben Kenengelform hat erschussen. Ich fahre bald auf die Zugspitze zum Oecumpleidreining von hier aus werde ich auch velle Gröbe schreiben. Xaver ist ein rechter schuff weih er mir nicht mehr schreibt aber den werde ich wenn mehr kann die richtigen runder ziehen. Mich würde es sehr freuen wenn Ihr auf ein par Tagen zum Schiefahren kammte werde, dann würde ich wieder einmal eine gute Supe kochen. Meine Mutter schimpft mich immer daß ich einmal mit den epigen Sport dütlich Abstürzten würde aber ich habe keine Angst und was werden Ihr sagen wenn ich einmal Abstürzten werde. Jezt würt es allmlich Dunkel draußen Schnelte es und ich setze ganz allein in der Hütte drin und lesse in ein Geschiehen Buch von den große Stürme auf den Mundpal erzählt. In Februair ist daß große Wanderpreis Springen in Füssen her mache ich auch mit. Jezt wihl ich mein Schreiben schließen grüde auch deine Schwester und deine jünere Schwester. Keine Angst vor Liebe wie süs dut das St. Moritz wenn man ein Madols hat. Meine Adresse habst. Viele Grübe sendet dir

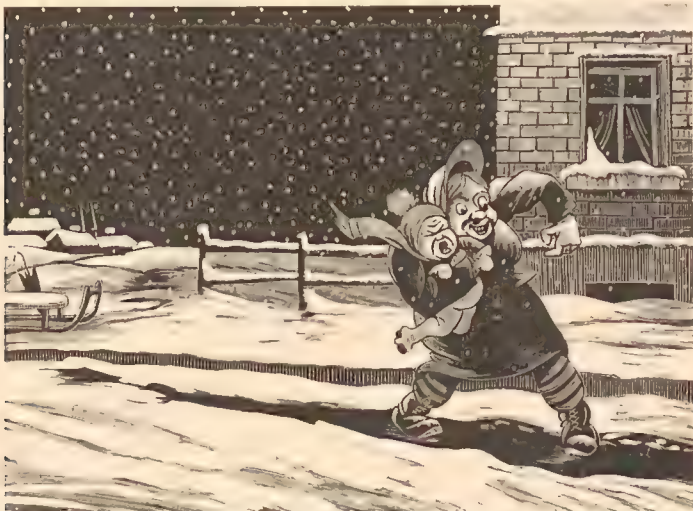
Dein Freund Alois.

Lieber Simplicissimus!

„Wer ist eigentlich der Patron des Wintersports?“
„Wer denn sonst als St. Moritz?“

(O. Nückeli)

Wintersport



Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeilungsengeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM — 60 Abonnement (im Vierteljahr) RM 7.— • Anzeigenpreise für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile RM — 20 • Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Meyer Verlag, München 2, C. Starkensstraße 11, Fernsprecher: 296-626, 296-637 • Verantwortliche Schriftleitung: H. Müller, München • Verantwortlich für den Anzeigen: E. Gahlehaus, München • Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA 13690 III. Vj. • Erfüllungsort: München • Postcheck München 5802 • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Matz Brauns Weltrekord

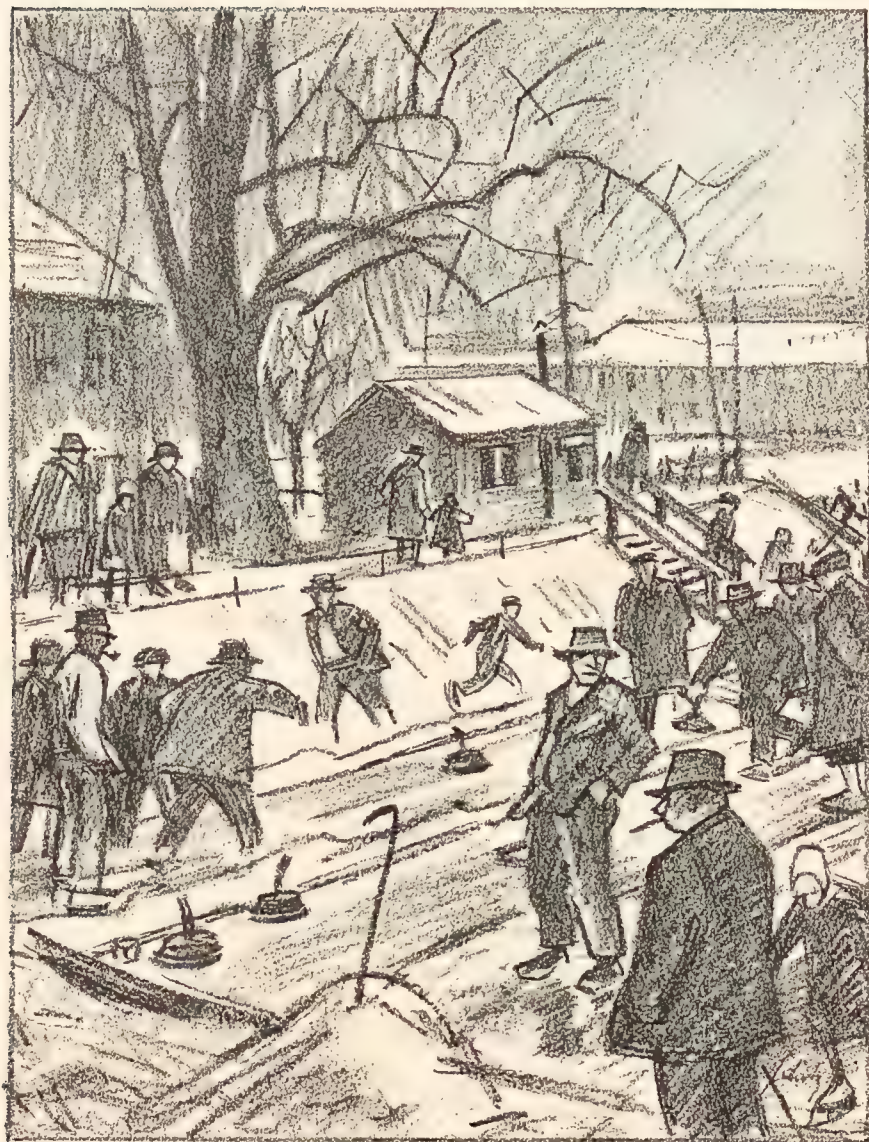
Karl Arnold



„So ein Reinfall — nach fünfzehnjährigem Training!“

Triftige Gründe

(Wilhelm Schulz)



„Wos is, schpuist net mit?“ — „Naa, i bin so hoaser! Und bal i koane Schprüch dazua macha ko',
na g'freut's mi net!“

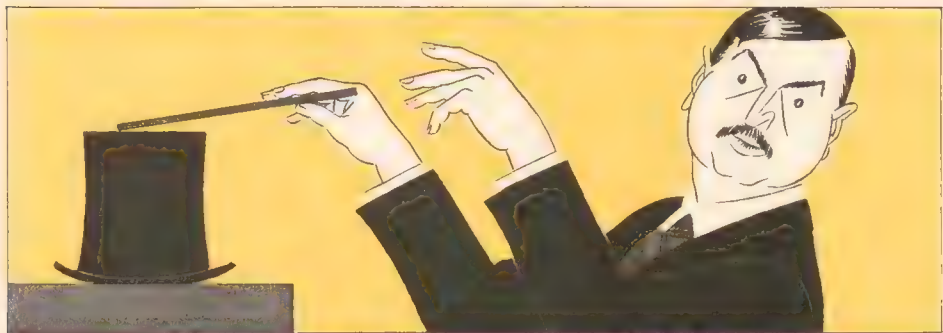
SIMPLICISSIMUS

Der große Zauber

(E. Schilling)



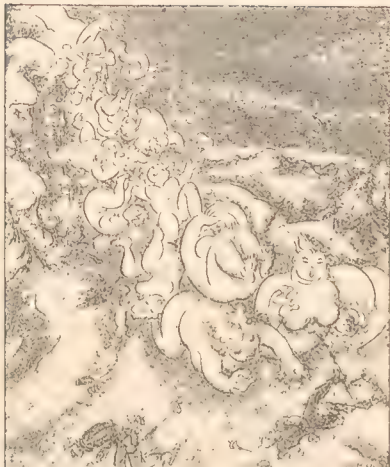
„Mesdames et Messieurs! Sie sehen, ich decke zu mit meine Hut die grandiose Ostpakt.



Ich nehme meine Zauberstab und sage: Abrakadabra — — —



— — — und 'erausspaziert der liebe Friede."



Land im Winter

*Das kalte Land ist leer und weiß,
Feld, Wald und Wiese: tief verschneit.*

*Beeraben liegt des Sommers Lust,
der Winterriebe reckt die Brust.*

*In seinem Atem, nebelgrau,
trauert der blanke Sommertau.*

*Der Bienen Geläut, das Hummelgesumm
geht im gespenstischen Winde um.*

*Wie von Libellen ein Blüten? Da:
Eisflütchen, wo ich Flügel sah.*

*Jo, selbst den leichten Schwalbenflug
verhöhnt ein schwarzer Rabenzug.*

*Erst jetzt begreif ich, was ich seh:
Wacholderbüsche, schwarz im Schnee?*

*Tief eingewühlt, froststeif und hart,
schläft Pan und reckt den Ziegenbart.*

(Hölderlin)

Hölderlin in Paris

Von Edmund Hoehne

Ist dies noch die Erde? Er hatte Wälder gesehen, Acker, freundliche kleine Landstädte, ja, das große Frankfurt, die Alpen, zuletzt das Meer; aber dies hier schien wie ein Krustengebilde, das von einem andern Stern herabgefallen war, wie ein ungeheures Stück Lava mit Blasen und drusigen Ecken, wimmelnd von fremden Wesen: Soldaten, Händler, Unterhändler — So muß Babylon oder Palmyra gewesen sein, das seine Heere gegen Griechenland trieb.

Er hörte den Namen der Stadt wie im Traum: Paris! Versteckte sich wie ein krankes Tier in der Hinterbusche einer Logierbude, lag tagelang schlaflos, forderte immer nur Wein, um Feuer gegen Feuer zu setzen, denn sein Gehirn brannte: „Ach, ihr alzu Genden, die ihr immer schlafen könnt! Mir güt diese Zeit im Blut, sie zerfließt alle Zellen. Die gigantische Lüge geht um, und ihr sagt: „Was brauchen wir Wahrheit? Wir schlafen gut und haben zu essen —“

Der Wirt zuckte mit den Schultern: „Das wimmelt hier jetzt nur so von Deutschen! Der Friede zu Lunewille ist geschlossen; das ganze linke Rheinufer ist unser! Jetzt brüten die teutonischen

Perücken zu Regensburg über Entschuldigungen für die betroffenen Fürsten. Ehe die Reichsdeputation ihren Hauptschluß bucht, hat unser Bonaparte längst selbst die Verteilung vorgenommen. Das wissen die hohen Herrschaften auch nur zu gut, darum antichambrieren hier ihre Gesandten und stecken das Geld der Untertanen in die Taschen von Bonapartes Kreaturen. Und die Gesandten bringen ihre Horcher mit, und die Horcher ihre Lumpenlakaien und Gassenspieler; so einer liegt wohl dahinten und lauert, welcher Knochen für ihn abfällt beim großen Bratentranchieren zu Paris.“

Ein Sergeant wollte eine Trinkpause dienstspielerisch ausfüllen und stapfte vor den Einsamen: „Name?“ — „Hölderlin.“ — „Woher?“ — „Aus Bordeaux.“ — „Aus Bordeaux? Na, zu aus Mainz oder Regensburg oder da herum? Wo waren Sie vor Bordeaux?“ — „In der Schweiz.“ — „So, hm. Beruf?“ — „Hauslehrer, Poet, nichts.“ — „Paß? Ab Bordeaux 10. Mal — in Ordnung.“ „Betrunkener Kerl, unrasiert und biß“, sagte der Sergeant hinter dem neuen Glas Cidre. Aber er meldete — lieber einmal zu viel als zu wenig gemeldet: Vive la République — pst, vive Buonaparte!

Der Name gelangte schließlich vor den deutschen Berater des Polizeipräsidenten. „Hölderlin? Poet, Hauslehrer? Gehört habe ich von dem Burschen schon einmal — es wird mir wieder einfallen.“ Sein Spürgehirn funktionierte gut; er notierte: „Hat lose Beziehungen zum Hof des Landgrafen von Hessen-Homburg; war mit dessen Legationsrat Sinclair auf dem Kongreß zu Gaste; Liebesbeziehungen zur Gattin eines Frankfurter Großbankiers“ und dachte: Nun also! Ein Beutehund mehr! Dem hohen Gönner soll ein säkularisiertes Klosterlein zugeschoben werden. Gut gewählte Maske, als harmloser Irrer, unauffällig wirkender Umweg über Bordeaux, wo er wieder den Hauslehrer eines Hamburger Konsuls spielte, kaum drei Monate, ihr verstehen, oder Landgraf! Aber was bieten Sie?

Er ließ den Namen flüchtig fallen, als er Fouché das Dokument zureichte, welches der Erste Konsul unterschreiben sollte: All-informiertheit macht stets Eindruck. Bonaparte horchte auf: „Was schrieb das Dichterlein?“ — „Griechisch klingende Hymnen. Einen Roman ‚Hyperion‘ über den Aufstand der Hellenen, bei Götter erschienen.“ — „So, so — zeigt dem Kerl einmal unsere antiken Beutestücke von unse-er Besetzung der Jonischen Inseln.“ — „Sehr wohl, Hölderlin sympathisiert mit Frankreich, bewundert unsern General.“ — „Im Auge behalten! Hessen-Homburg freilich wird verschwinden. Ich brauche einige Mittelstaaten an Stelle des Gemwimmels von Zwergtürmen, groß genug, um eines Tages gegen Österreich helfen zu können, klein genug, um nie selbst ernstlich vorgehen zu können. Laßt ihr Galsenvögel getrost eines Zeitlang kreischen; sie machen Deutsch gegen Deutsch mißtrauisch. Ihre Dichter sind manchmal nützlicher als unsere Truppen. Goethes ‚Werther‘ macht sie lyrisch und passiv.“ — „Hölderlins ‚Hyperion‘ verwirrt Deutschland, Herr General.“ — „Klug, geschickt.“ — „Küßerst klingvoll.“ — „Gebt euch nicht mit Puschern ab! Fouché, ihr Sekretär ist brauchbar.“

Der Sekretär hatte lediglich Glück. Einige Bestechungswechsel wurden von einem Vertreter des Hauses Gontard weitergeleitet, der ihm Frankfurter Klatsch erzählte: „Hölderlin? Hier aufgetaucht? Raussgeschmissen hat ihn mein Chef, raussgeschmissen wie einen Hund! Es war zu deutlich, war die Grimin Drotia war, von der man in den Museenmalmanchen lesen konnte; war ist gern Hahnrei! Sein Kapitel über Deutschland: Empörung, einfach empörung! Der Wechsel geht seinen Gang. Was bringt er? Zwei Abteien! Ware gegen Geld, ein alter, gesunder Standpunkt!“ Das waren die Aspekte, unter denen der verlöschende Stern Hölderlin in den Himmelskreise von Paris trat; der Wahnsinn krallte nach ihm; er floh vor ihm über die Landstraßen der Vendée; aber in seinem Gehirn war Nahrung genug für den fürchterlichsten Feind: Vaterländischer Zweifel und unternährtes Blut. Apoll, der Sonnengott, hatte seinen Sänger geschlagen.

Dampf brüht, mit schmutzigen, zerfetzten Kleidern stand er im Lichthof des Louvre vor einer Jünglingsstatue von Phidias, Cephalaion, geführt von einem Geheimagenten. „Auch aus Ägypten hat der Erste Konsul griechische Statuen mitgebracht: Sie interessieren sich doch für die Antike?“ Nur einen kurzen Augenblick lang war Hölderlin, als erwache er aus einem zweitausendjährigen Schlaf, und sah mit hellen, entzückten Augen auf die Stein gewordene Seele von Hellas; dann fiel dieser Stein über seinen Geist und zermalmte ihn unter lastendem, blindem Marmor. Um ihn war wieder Nacht, und er schwieg. Ungeduldig wollte der Agent mit ihm fort, als der Grenadier vor der Wache „Habt acht!“ rief und präsenzierte. Bonaparte betrat den Hof, begleitet von Fouché. „Besagter Hölderlin!“, flüsterte der Sekretär. Der General trat vor das Standbild: „Wen standbild?“ — „Alexander“, log der Polizeiminister schmeichelnd. „Sie dient dem Künstler, dem Sie eine Sitzung für eine Büste gewährt, als Vorbild. Und dies ist der Sänger, der sein Volk ruft, es möge zu Perikles und Alexander finden. Das ist verwertbar.“

Der General trat vor den Unglücklichen und sah ihm ins Gesicht. Der Sekretär flüsterte Frankfurter Literaturkenntnisse: „Er nennt die Deutschen Barbaren von alters her, völlig zerrissen, ohne tiefere Beseeltheit, ihre Tugenden sind nur glänzende Übel, akienhaft dem wüsten Herzen abgerungen; plump und stumpf fordern sie vor sich hin und mißachten ihre edelsten Brüder, ihre Künstler... satt und zufriednen beim alten Lied. Es kann nur einmal auf Erden nicht alles vollkommen sein.“

„Schweigen Sie!“, befahl der Korse. „Sie sehen doch, der Mann

ist krank.“ Er dachte daran, daß den Hirten seiner Heimatinsel der Wahnsinnige als heilig galt! Diese verfluchten Festländer haben keine Ahnungen, keine Gesichte! „Sprechen Sie einen Ihrer Verse, Mann“, befahl er. Hölderlin sah in die Herrscherzugen, verbeugte sich und zitierte:

„Doch uns ist gegeben
auf keiner Stätte zu ruhn
es schwinden, es fallen
die leidenden Menschen
blindlings von einer Stunde zur andern,
wie Wasser von Klippe
zu Klippe geworfen,
jahrlang ins Ungewisse hinab.

Schön, schön, o Majestät“, setzte er hinzu.
„Seltsam“, sagte der General. „Es klingt völlig wie Griechisch und ist doch Deutsch, nicht wahr? Lassen Sie den Mann in Ruh, Fouché, Geben Sie ihm sofort seinen Paß nach Straßburg, er will in seine Heimat, das ist Deutschland und Helfas zugleich, baldes liegt im Osten. Diese Ankläger ihres Vaterlandes sind für uns gefährlicher als ihre Lobhudeler. Kleine Lumpen, die Deutschland schmähen, nützen uns nur für den Augenblick. Große Mahner sind gefährlich: sie könnten das Reich fest und wesentlich machen. Ginge dieser griechische Rhythmus in ihr Blut über, würden sie Helden. Übrigens, Sekretär, was bedeutet der Vers dem Wort nach?“ — „Ungewißheit des Schicksals, Exzellenz . . .“
„Weiter“, befahl der Korse kurz.

Bruder Straubinger redivivus

Wilhelm Reuß:



Juchhe, jetzt darf ich walzen gehn,
ein Sträußel bunt am Schloße,
und mir das Vaterland befehn.
Ich hab' die erste Note!

Herr Meister und Frau Meistlerin,
seid mir bloß nicht zu titflich.
Daß ich ein ganzer Kerle bin,
im Buch drin hab' ich's schriftlich.

Und auch die hohe Polizei,
sie muß mich gelten lassen.
So zieh' ich fröhlich und froh und fr.:
die alten deutschen Straßen.



„Nicht wahr, lieber Bruder Chinese, darüber sind wir uns doch einig: ‚Asien den Asiaten!‘ Wir wollen in treuer Verbundenheit vorgehen: ich lenke den Pflug, und du ziehst ihn!“



„Also auf dem Maskenball warst du? Und ich habe die ganze Nacht so entsetzliche Angst ausgestanden!“
„Oh — — — ich auch!“

Der Stern des Broadway

Von Ernst Hagen

Die Plakate waren in sechs Farben gedruckt, in allen lockten sie und warben:

Der Stern des Broadway
Die große Revue, Der große Erfolg.
Schöne Frauen, interessante Männer.
Boys und Girls. 120 Mitwirkende.

In einer dieser Vorstellungen geschah es, daß Jeremy Billstone seinen Platz in der vierten Reihe nahm, bedächtig seine Brille mit einem etwas rötlich gefärbten Taschentuch putzte und gespannt dem eisernen Vorhang nachblickte, der eben hochgezogen wurde.

Die Musiker stimmten ihre Instrumente. Billstone nahm das als ein Zeichen baldigen Beginns. Eine Gruppe von Billetteuren stand an der Eingangsstüre und blickte gespannt auf Jeremy Billstone. Der las sein Programm, das jeder Besucher gratis erhielt, und fühlte sich äußerst wohl.

Der Kapellmeister betrat eilenden Schrittes das Orchester, ging auf seinen Platz, hob die Arme. Die Saxophone begannen darauf sofort auffallend zu blöken, Posaunen dröhnten, wilde Synkopen durchfuhren den Raum. Trommelwirbel erschütterten die Luft. Der Scheinwerfer warf seinen Kegel durch den Raum. Zweihundertdreißig Giribele stopten über die Bühne, der Chor sang wiegenden Körpers den berühmten Schlager der Revue: „Schon zum Frühstück Sekt und Austern...“ Percy Comer, der bekannteste Komiker New Yorks, trat an die Rampe, öffnete die Lippen, blickte in den Zuschauerraum und erblaßte. Er wandte sich um, murmelte einige Worte und trat dann wieder an die Rampe: „Mein Herr, kommen Sie näher.“

Billstone lachte; da wies Comer auf ihn: „Sie meine ich, mein Herr!“

Billstone drehte sich um, wandte sich zur Seite und erschrak tödlich. Aufgeklappte Sesselreihen: soweit das Auge blickte: gähnende Leere; er war der einzige Besucher des Theaters. Der Komiker lächelte: „Keine Angst, kommen Sie ruhig näher.“ Billstone stammelte: „Aber, ich sitze sehr gut.“

Comer machte eine kleine Verbeugung: „Wie Sie meinen, mein Herr, wir fühlen uns durch Ihre Aufmerksamkeit sehr geehrt, darf ich um Ihre Karte bitten? Sie bekommen selbstverständlich Ihr Eintrittsgeld wieder. Sie sind unser Gast.“ Billstone sagte ganz leise: „Ich habe eine Freikarte.“

Die Girls lachten, die Chorsänger applaudierten. Billstone machte eine dankbare Verbeugung: „Ich war noch nie im Theater.“ Die Musiker riefen: „Bravo.“

Comer setzte sich auf den Souffleurkasten: „Und wie kommt das?“

Neugierig trat das Ensemble näher und blickte gespannt in das Parkett.

Billstone dachte lange nach und sagte dann: „Nicht ich bin auf die Idee gekommen.“

Alle lachten; da wurde Billstone eifrig: „Und heute gab mir einer im Zentralpark die Karte: er meinte, hier wäre es wärmer als draußen.“

Ein Murmeln des Bedauerns ging durch das Personal. Comer sah auf Billstone hinunter: „Wollen Sie damit sagen, daß Sie sonst frieren müssen?“

„Manchmal, eben, wenn es nicht anders geht“, erwiderte Billstone.

Ein Geiger im Orchester nahm einen Dime aus der Tasche und sagte zum Oboisten: „Gib es ihm.“ Der Oboist griff ebenfalls in den Sack und warf beide Münzen in einen Hut. Dieser wanderte auf die Bühne, und jeder legte eine Kleinigkeit hinein.

Dann stellte Comer an Billstone die Frage: „Und was haben Sie vor?“

Billstone dachte wieder ein wenig nach: „Vielleicht haben Sie hier Arbeit für mich?“

Schallendes Gelächter war die Antwort. Die Schauspieler, die Musiker, die Girls, die Boys, die Bühnenarbeiter lachten, daß ihnen die Tränen über die Wangen liefen. Comer nahm die Geldstücke aus dem Hut und schüttete sie in Billstones Hand: „Nehmen Sie, lieber Freund, uns nützt das auch nichts mehr — und besten Dank für die gute Unterhaltung.“

Billstone nahm das Geld, dankte nach allen Seiten und verließ unter dröhnendem Beifall des Personals das Theater.

Der Direktor, der eben im Foyer aufmerksam die Plakate las, fragte den Portier: „Wer war denn der Herr?“

Der Portier grinst: „Das war unser Theaterbesucher, Herr Direktor, ein netter Mensch.“

Später Gang

Durch die erste Winterdämmerung,
Kühle Stämme, fernes Flederblinken,
Mache ich, von langem Sommer jung,
Meine Schritte, wo die Wägen winken.
Bald von Nacht und Nässe eingehüllt
Nichte ich beherzt den Blick nach innen,
Sehe vieles, was sich mir erfüllt,

Durch die Bruß in bunten Bildern rinnen.

(Hermann von Strohm)

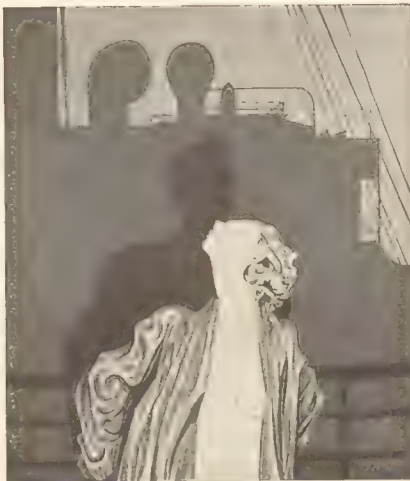
HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:

Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exaktesten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:

Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts strömenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York... Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:

Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelinken Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die literarische Welt:

Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschiert RM -80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5502

Die mißglückte Entführung / Von Karl Bahnmüller

Ich höre noch die Bremsen quietschen und die Puffer des Güterzuges dröhnend gegeneinander schlagen. Wir lagen im Gestänge eines Wagens und hätten gern möglichst noch an diesem Tage Stockton erreicht, aber aus irgendeinem verdammt Grunde hielt der Zug plötzlich, und dabei sollte es Elbgut sein.

Der Doktor fluchte. Er war ein langer Karl und berührte mit seinen Füßen fast den Schotter zwischen den Gleisen. Er war immer schrecklich ungeduldig und glaubte, er verpasse irgend etwas. „Verdammte Bummellei!“ schimpfte er, und ehe wir ihn warnen konnten, war er schon unter dem Wagen hervorgekrochen und begann, eine Art Indianertanz aufzuführen, um die steifen Knochen ein bißchen aufzufrischen. Plötzlich rief er: „Raus, Boys, sie haben mich gesehen!“

Aber es war schon zu spät. Die Zugbegleiter, ihre

Knüppel schwingend, kamen angerannt. „Stehenbleiben!“ brüllten sie. Es war auch noch ein dritter Mann dabei mit einem blanken Revolver in der Hand.

Der Doktor grinst mich an. Ich kniff das linke Auge zu und spuckte wütend aus.

„Hände hoch!“ sagte der Sheriff.

„Wir sind harmlose Reisende“, meinte Phil in gekränktem Ton.

„Und Sie suchen sicher ein anständiges Hotel, was? Also los!“

Der Frachtzug piffte und fuhr weiter. Der Sheriff führte uns in die Stadt. Es sah äußerst dech und langweilig aus. Dann meinte er: „Dieses hier ist das Gefängnis von Chestertown. Ich hoffe, Sie werden sich wohl fühlen hier.“

Er lächelte höflich und sperrte uns in eine Zelle. Nach einer Weile beehrte er uns wieder mit seinem Besuch.

Phil spielte den Beleidigten und kehrte ihm den Rücken zu.

„Na, Jungens“, sagte er, „Chestertown ist keine Großstadt, ein langweiliges Nest. Es gefällt mir selber nicht. Aber wie wars mit einem Spielchen?“

Der Sheriff hatte die Karten schon in der Hand. Phil hatte zwar Bedenken und meinte, er spiele nur mit Ehrenmännern, aber dann ließ er sich überreden. Wir spielten bis spät in die Nacht.

Dann kriegten wir zu essen, und als wir dann rauchend herumhockten, merkten wir, daß der muntere Sheriff ganz traurig geworden war. Ich glaubte, sein Pech im Spiel sei ihm an die Leber gegangen und wollte ihn damit trösten, daß er dann gewiß Glück in der Liebe habe.

„Das ist es ja gerade“, sagte er, — eben nicht. Hört mal zu, Jungens, ihr könntet eigentlich einem Karl zu seinem Glück verhelfen.“

„Klar, machen wir“, sagte der Doktor. „Wieviel Geld ist denn in der Bank?“

Aber der Sheriff überhörte diese Bemerkung. „In der Scheune vom Farmer Wealy ist Tanz morgen Abend“, sagte er, „da kommt auch die Betty hin; aber ihre Tante wird dabei sein, und die ist in irgend so einem frommen Verein und hat Betty's Mutter überredet, daß das Mädchen einen Betrüder heiraten soll, den sie ausgesucht hat. Die Betty mag mich aber lieber...“

„Ist sie hübsch?“ fragte Phil. Der Sheriff seufzte, und Phil wurde es sichtlich wehmütig ums Herz.

„Sollen wir etwa die fromme Tante umbringen?“

„Das nicht gerade“, meinte der Sheriff, „Ihr sollt nur inkommen und ein bißchen in die Luft schießen und Verwirrung stiften. Ich sag' der Betty Bescheid, sie folgt euch dann hierher ins Gefängnis; wir fesseln hier weiter, und gegen Morgen bringe ich sie dann zurück und sage, ich hätte sie aus den Händen der Räuber befreit.“

„Wunderbar“, sagte Phil; nur der Doktor war skeptisch und meinte, man solle sich nicht in die Liebesangelegenheiten fremder Leute mischen.

Vorsichtiger Käufer auf der Berliner Auto-Ausstellung

Mensch, da jibt's ne dollle Menge Wagen,
und die Qual der Wahl is fürchtlich!
Und du mußt dir notabene fragen:
Kannst du dir leisten oder nicht?

Hältste oder, daß keene Wechsel platzen,
eisern ökonomische Disziplin,
kann's dir doch den janzten Spaß verpatzen,
hast denn keen Jeld mehr für Benzin!

Nee, so 'n starka Wagen is zu teua,
denn dann hast keene Nacht mehr Ruh.
Sind die Dinga jetzt ook frei von Steua,
kommt Jaraasche und Vasichrung zu!

Und een Führaschein muß ooch dabei sein —:
unta hundat Eia jibt's den nicht!

Kooftst dir jedoch soon kleenat „Dreibein“,
jiltste sportlich nich als wesentlich.

Ersta Jrandstas is bei solchen Sachen:
„Nur nicht täsaeln!“ Denn man kann

tächlich Jrais-Probefahrten machen,
jeht man forsch an den Vakäuäfa ran!

Und solang man daför noch een Ohr hat,
braust de wie een Jott durch Land und Stadt.
— Und denn kooftst 'n altet Leichtmotorrard,
wat ooch Platz in 'n Kohlenkella hat.

Bemerk!

Die Ahnengalerie

In unserer Jugend baute man mit vornehmer Platzverschwendung. Da gab es reichlich Raum für Bilder, hohe breite Wände, Dielen, Hausgänge. Von den Ahnen- und Familienbildern fand jedes seinen angemessenen Platz. Dann wurde man der Weiräumigkeit müde; es fehlte auch an Geld und an Bedienung. Einst Villa — jetzt Siedlungshaus oder Eigenheim. Die Zimmer wurden bis auf den Zentimeter genau abgezurteilt, so daß man die Möbel gerade noch unterbringen konnte, ohne die Fenster zu verstellen.

Es ging auch so, denn die Hauptsache trägt der Mensch ja doch in sich. Den Ahnen aber ging es schlecht, für sie war in den neuen Heimstätten kein Platz mehr. Sie führten auf den Spichern, wohlverpackt in Kisten, ein licht- und freudloses Dasein. Ja, früher! — Da hing man über den Betten der Kleinkinder, man konnte es sich an einer ganzen langen Zimmerwand recht bequem machen und sah freundlich auf das lebensvolle Treiben da unten herab. Ja, das waren andere Zeiten als jetzt oben bei den Ratten und Mäusen, im Winter in eisiger Kälte, im Sommer bei glühender Hitze!

Dann kam ein neuer Schicksalschlag. Die Entrümpelungskommission vertrieb die Ahnen wieder wegen ihrer Brennbarkeit. Auf dem Speicher hätten sie nichts zu suchen. Sie wurden hart angefaßt und mußten die Speichertreppe wieder hinunter. Nun standen sie irgendwo an die Wand gelehnt am Boden, immer wieder verschoben, immer mit dem peinlichen Gefühl, im Wege zu sein.

So standen sie auch bei mir, zwischen Ofen und Bücherschrank — ein Stein des Anstoßes beim Reinmachen, ja schon beim Hinschauen. Aber mich trennen von dem feinen Gelehrtenkopf des Großvaters, von der gütigen Urgroßmutter mit dem Spitzhaubchen, von dem anderen Großvater, dessen geformte, ernste Züge ein langes Leben voll Arbeit und Kampf widerspiegeln? — Nein, niemals, dafür habe ich zu viel Familiengefühl im Leibe.

Sorgenvoll stand ich vor dem Häufchen Unglück. Die vorhandenen Wände waren bereits besetzt. Da hingen Vater und Mutter, unsere Kinder, das Thermometer, das Barometer, der Spiegel, die Wanduhr und der Abreißkalender. Kein Stückchen Wand mehr frei! — Früher konnte man Bilder noch über die Schränke hängen, aber da kommt ja jetzt gleich die Decke. Vielleicht werden meine Kinder einmal wieder mehr Platz haben. Verzweifelt rang ich die Hände und stieß dabei an die Deckenlampe. Da kam mir der rettende Gedanke: Hinten den Schränken! Da gibt es noch herrliche Wandflächen. Sie sind ja ganz flach, die Ahnen in ihren Bilderrahmen, und um zwei bis fünf Zentimeter steht jeder Schrank schon der Lampe wie von der Wand ab. Ist ein Schrank gar quer über die Ecke gestellt, so gibt das einen idealen Platz gleich für vier Ölgemälde. Gedacht — getan. Mit festem Griff stemmte ich zwei Schränke von der Wand, und nach einer halben Stunde hingen sie sauber an x-Haken, die Ahnen, staubgeschützt durch

übergestülpte Papiersäcke — wieder zwanglos eingereiht in das Familienleben. Ich glaube, das ist unter den heutigen Umständen die menschlichste Art, ausgewiesene Ahnen aufzuhängen. Ich möchte sie deshalb anderen in ähnlicher Lage empfehlen haben.

W. Albrecht

Fundstücke

Aus dem „Stuttgarter Neuen Tagblatt“:

Den größten Prozentsatz von Linkshändern findet man bei den schlechtlernenden Schulkindern. Weiße Ratten erwiesen sich als ausgesprochen rechtshändig.

Ein Musikkritiker schreibt zum Konzert des Männergesangsvereins 1869 u. a.:

Nach einer kleinen Pause folgte das mit brennender Glorie herbeigesungte Lied „Senners Abendständchen“ von Waldmeister, Chor mit Tenorsolo, welches die in hohem Mannesalter stehenden Solisten in die Tonwelt jungräuberlicher Reizbarkeit hineinwirbelte, wo man sie in Sopranhöhe als schwärmerische Jünglinge zu hören glaubte.“

Im Ort Esslingen bei Aalen in Württemberg steht eine Reklametafel mit folgendem Text:

D. R. G. M.

Original-Hinteroberräder-Rahmenschiene-Ausgangsbienwohnungen verfertigt J. St...

Schöne Aussicht

(W. Geiger)



Reichsverband für das deutsche Katzenwesen (R.D.Ka.) E. V., Bez. Heidelberg.

Auskunft betr. Erwerb der Mitgliedsch. ert. Fri. L. L.

Aus der Juristerei

Ein Mann wurde von seiner Frau schlecht behandelt. Er trachtete deswegen danach, das Ehejoch abzuschütteln, ging zu Gericht und übergab folgendes Schreiben: „... und hat mir meine Frau nichts geküßt und hat mich nie geliebt, und schließlich auch der Bruder des Angeklagten versprochen, für die Kosten der Verteidigung aufzukommen, da konnte ich nicht weiterhin härterzig sein.“

Aus dem Plädoyer eines Anwaltes: „Zuerst wollte ich die Verteidigung gar nicht übernehmen. Als dann aber der Angeklagte mich bat, auch seine Ehefrau mir fortwährend ins Haus lief, und schließlich auch der Bruder des Angeklagten versprochen, für die Kosten der Verteidigung aufzukommen, da konnte ich nicht weiterhin härterzig sein.“

Ein alter Fechtbruder bekommt vom Amtsrichter eine saftige Strafe aufgebremst. Als er abgeführt wird, sagt er: „So sind die jungen Amtsrichter in der heutigen Zeit. Seit wir keinen König mehr haben, tun die Kerle, was sie wollen!“

In einer Anzeige schrieb ein Gendarm: „Über den Leumund des Beschuldigten läßt sich sagen, daß er so gut wie gar keinen besitzt, doch war derselbe schon in Amerika. Da er auch ein Individuum ist, kann er mit dem gesuchten Täter leicht identisch sein.“

Eine besorgte Braut reicht bei der Staatsanwaltschaft für ihren Bräutigam folgendes Gnadengesuch ein: „Ich bitte auch um Freigabe meines Bräutigams, da ich mit meinen zwei Kindern und meinen achtzehn Jahren nicht weiß, wie ich mein Brot verdienen soll.“

„Mon Dieu, warum läßt man immer noch Emigranten zu uns herein?“ — „Warum nicht? Länge der Kaimauer ist noch Platz genug!“

Sursum corda

(Neb. Ged.)



Verdrossen? Grämlich? . . . ?

So krieche doch
aus deinem brodelnden Nebelloch!

Oben nämlich,
grüesgrauer Gespensterfleh,
Trauerkantaten-Orgeldreher,
oben nämlich ist Glanz und Stille . . .

O so still ist's, o so licht!

Und dein nebulofer Wille
wird zunicht.

Wied ein Wölkchen, wird ein Flämmchen,
wird ein garles Kinderträumchen,
das durch blaue Lüfte schwebt
und, die ewigen Eisscher streifend,
höher flets und weiter schweifend,
felig in sich selber lebt.

Dr. Dörmig

Mutter und Sohn

von
Michail Soechtschenko

Dieses Gespräch habe ich wörtlich aufgeschrieben. Ihr sollt mir ins Gesicht spucken, wenn ich irgendwas dazugemacht habe! Gar nichts habe ich dazugemacht. Es war alles ganz genau so, wie ich sage. Das Gespräch fand im Gefängnis statt. Im Besuchsraum. Eine Mutter kam, um ihren Sohn zu besuchen. Die Begrüßung war herzlich. Die Frau weinte vor Freude. Auch dem Sohn lief die Nase. Nach den ersten Tränen und heißen Küssen setzten sie sich nebeneinander auf die Bank. „Soso“, sagte der Sohn, „bist also gekommen.“ „Ja, Wassenska“, sagte die Frau, „bin gekommen.“ „Soso“, wiederholte der Sohn. Er schaute mit Interesse auf die graue Gefängniswand, dann auf die Tür, auf den Ofen und zuletzt auf seine eigenen Sandalen. „Soso“, sagte er zum drittenmal und seufzte. Auch die Frau seufzte nun und blickte

umher, während sie die Fansen ihres Taschentuchs sorgfältig glättete. „Jaja“, sagte der Sohn und schneuzte sich laut. Dann schwiegen sie beide drei Minuten lang. Endlich sagte der Sohn: „Die Besuchszeit ist jetzt streng begrenzt worden. Nur zwanzig Minuten, sagen sie, sind erlaubt.“ „Das ist aber wenig, Wassenska“, sagte die Mutter vorwurfsvoll. „Ja, freilich! Wenig!“ sagte der Sohn. „Aber, Wassenska, das ist ja furchtbar wenig! Zwanzig Minuten! Um sich mit seinen Angehörigen auszusprechen, das ist ja gar nicht!“ Die Mutter schüttelte den Kopf, dann sagte sie: „Jetzt werd' ich gehen, Wassenska.“ „Jaja, Mütterchen, dann geh also.“ Beide standen rasch auf, seufzten und küßten sich. Der Sohn sagte: „Schön also, geh, Mütterchen, ja, was ich noch sagen wollte: raucht der Herd in der Küche immer noch so, Mütterchen?“ „Der Herd? Ja, immer noch, Wassenska! Furchtbar raucht er! Neulich war die ganze Wohnung verpestet von lauter Rauch!“ „Soso. Also geh denn, Mütterchen.“ Mutter und Sohn verabschiedeten sich und gingen auseinander. (Deutsch von Rolf Grashey)

Lieber Simplicissimus!

Ich klinge bei meinem Freund, dem Bildhauer. Seine vierjährige Tochter öffnet mir Auf meine Frage nach dem Vati erklärt sie mit wegwerfend geschürtem Mund: „Ach, Vati hat im Atelier eine Frau auf dem Tisch liegen und kratzt daran herum!“

Bis zum Jahre 1860 hatte die freie Reichsstadt Frankfurt eigenes Militär. Jeder Soldat erhielt täglich ein Pfund Fleisch und vier Zigarren. Nun wurde einst im dortigen Schauspielhaus Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ gegeben. Der Jude Shylock ruft mehrmals: „Mein Pfund Fleisch will ich haben, mein Pfund Fleisch will ich haben!“ Da ertönt es von der Galerie herab: „Un' vier Siggaren!“

Greddy und Mary sitzen zusammen in Greddys Zimmer, Kiefern, Albern. Es wird zehn, elf, zwölf. Da kommt jemand herein. Er torkeit betrunken. Es ist ein Student, der nebenan wohnt und die falsche Tür ertorcht hat.

Mary will schreien, aber Greddy hindert sie: „Laß doch, vielleicht bleibt er!“

Überlegen

(R. Kriessch)



„A bisserl ruhig is 's G'schäft bei uns halt, Herr Staudinger, a bisserl ruhig!“ — „Es geht — i hab an Radio drin!“

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsagenturen und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. • Bezugspreise: Die Einzelnummern RM —,60; Abonnement (im Vierteljahr) RM 7,— • Anzeigenpreise: Für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile RM —,20 • Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Meyer Verlag, München 2 C, Sporkaustraße 11, Farnsprecher 296-456, 296-457 • Verantwortliche Schriftleitung: Müller, München • Verantwortlich für das Anzeigen: E. Gelschauer, München • Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Redaktion und Verlag: München 13, Ellababstraße 30, Farnsprecher: 371-307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, D. A. 13600 III. Vj. • Erstausgabe: München • Postfach München 5802 • Druck von Brecher und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Eine Kostümwahl

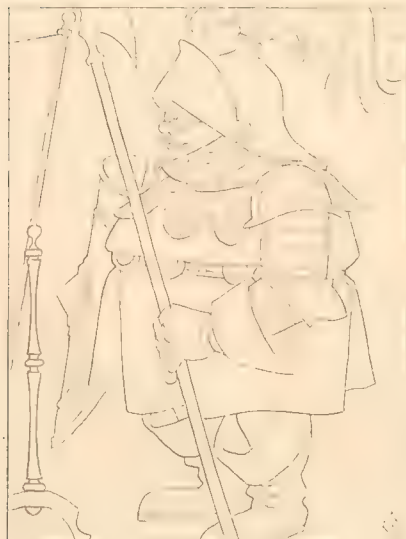
(Karl Arnold)



„Nee, Clown jeht nich! Det Kostüm iet mir nu denn doch nich würdig jenuch . . .



Ooberbayer? Ooch nich. Da fühlen sich unsere Stammesbrüder mit Recht jekränkt . . .



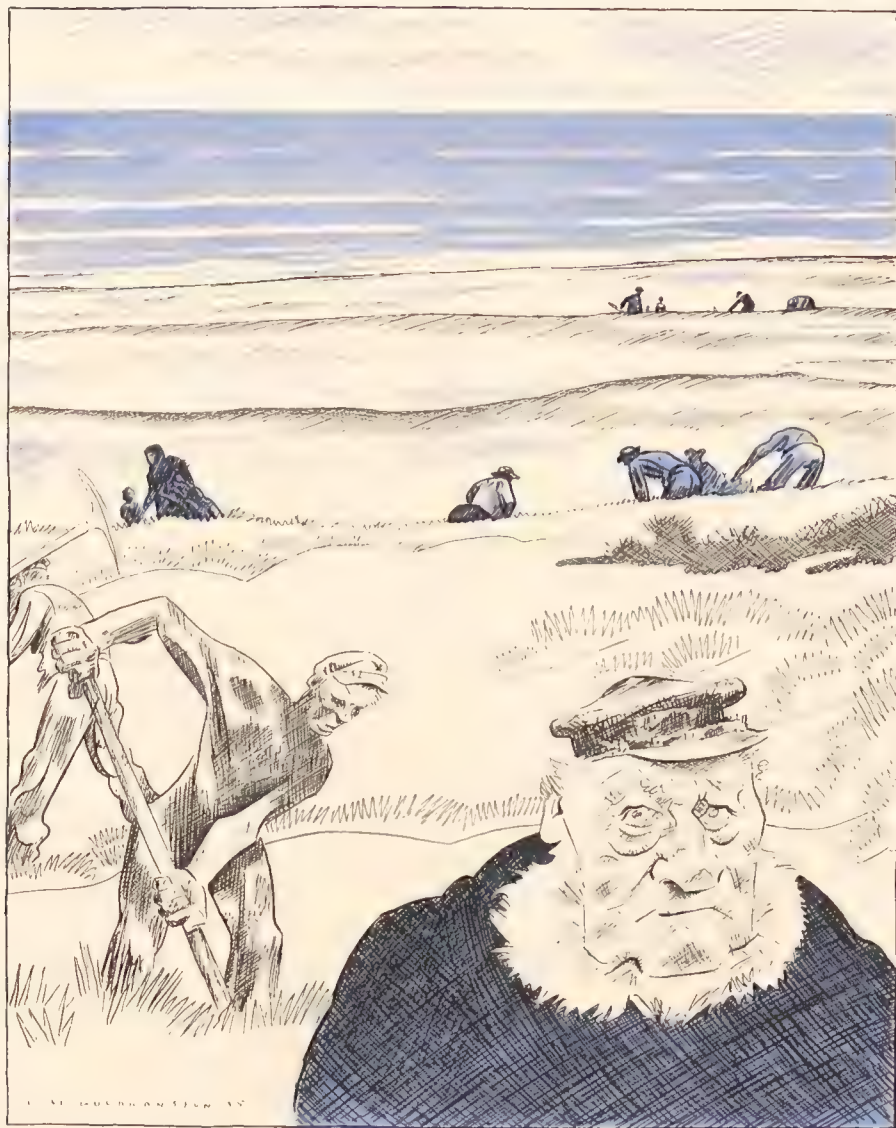
Ritter? Wohl historisch nich ganz einwandfrei. Jloobt mir ooch keen Mensch . . .



Ach wat! Ick jehe in meiner alten Fraktionsuniform. Is ordjnell und historisch richtig.“

Friedlicher Landerwerb

(Olaf Gulbranson)

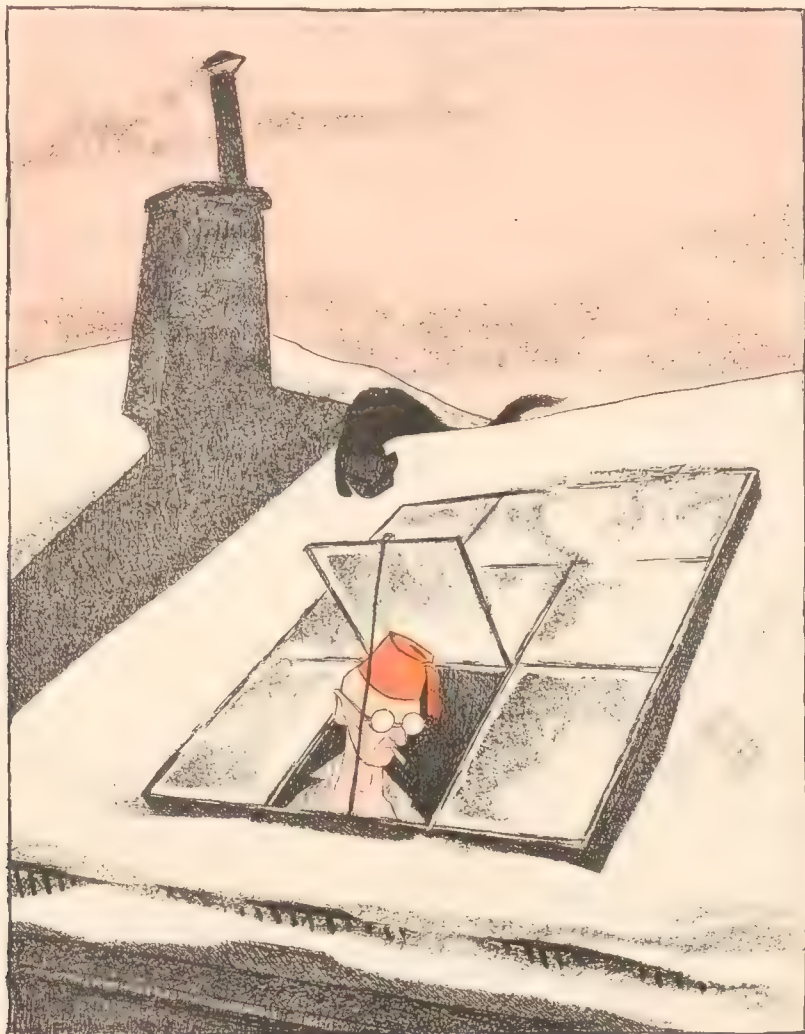


„Fremdes Land erobern wöllt wi nich und unse olen Kolonien hebbt wi nich mehr. Da möt wi ut Moor und Water rutholen, wat wi bruken!“

SIMPLICISSIMUS

Lug' ins Land

Karl Arnold



„Wie er so um die Ecke bog, dachte ich wirklich, es sei ein Mäzen vom gestrigen Fest. Aber je näher er kommt, desto ähnlicher wird er dem Gerichtsvollzieher.“



Masken / Von Wolfgang Federau

„Herr Hofschauspieler“, sagte T. Textor hastig und eindringlich, und die Erregung rötete seine fahlen Wangen. „Herr Hofschauspieler — wenn ich sage, daß ich Ihrer Kunst einige der eindrucksvollsten und unvergesslichsten Stunden meines Lebens verdanke, daß Ihre geniale Gestaltungsfähigkeit . . .“

„Bitte, bitte“, wehrte sein Gegenüber ab, der diesen schmeichelehaften Worten trotzdem offensichtlich nicht ohne Vergnügen gelauscht hatte, weil er, über allen Erfolg im Theater, über alles Beifallsrasen der Menge hinaus sich die Empfindlichkeit des echten Schauspielers für jedes lobende Wort bewahrt hatte.

„Wirklich“, sagte Textor, „das ist kein fades und belangloses Kompliment, das ich Ihnen da eben sagte, Herr Hofschauspieler. Warum so förmlich?“

„ermutigte ihn der andere liebenswürdig. „Nennen Sie mich bei meinem Namen und vergessen Sie mal bei Rang, Würden und Titel.“

Er lächelte eitel und selbstgefällig.

„Wenn Sie es erlauben und wünschen, Herr . . . Herr Lüderitz“, zögerte Textor, „also kurz gesagt: mein beinahe unbegrenzter Glaube an Ihre Fähigkeit der Menschengestaltung hat mir den Mut gegeben, Sie hierher zu bitten, ich möchte . . .“

Er stockte. „Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte der Hofschauspieler.

„Es ist am besten, ich falle mit der Tür ins Haus“, begann Textor aufs neue. Jemand streifte seinen Stuhl, im gleichen

Augenblick, und Textor zuckte nervös zusammen. Es war doch überbelgt von mir, dachte er, gerade so ein belobtes und beliebtes Café für diese Besprechung auszuwählen. Laut fuhr er fort, während er noch unwillig dem kleinen, unansehnlichen älteren Herrn nachblickte, der ihn eben angestohlen hatte und nun in der Nähe Platz nahm: „Ich habe eine Erfindung gemacht — ich bin Ingenieur von Beruf, Physiker, ja — also eine Erfindung, die . . . doch bitte, fürchten Sie nicht, daß ich Sie mit technischen Einzelheiten langweilen werde. Jedenfalls bin ich überzeugt, daß diese Erfindung — es handelt sich um eine bessere, ja fast hundertprozentige

Liebeslied im Werk

Von Erich Otto Gunt

Du bist ins Werk gekloppt wie ich,
und fremd ist Wiege dir und Tau.
Dein rosenfarbener Mund verblüht,
und dein so goldenes Haar wird grau
von Rang und Staub wie dein Gesicht.
Von Schönheit schweigt vor dir mein Lied;
doch wie die Faust des Kriegers zieht
das widerstrebendste Gewicht,

zieht mich dein Blick. Und heißt
mich singen wie ein Kind,
das in den hellen Frühling reißt,
das eine Wort: Wir sind! Wir sind!

Ausnutzung der in der Steinkohle schlummernden Energien —, daß also diese Erfindung in der Lage ist, unsere Technik, unseren Motorenbau, ja letzten Endes die ganze Weltwirtschaft grundlegend umzugestalten. Aber zur praktischen Auswertung meiner Erfindung bedarf es, wie in allen solchen Dingen, erheblicher, ich kann wohl sagen sehr erheblicher Mittel.“

Das Gesicht des anderen bekam mit eins einen kühlen, ablehnenden Ausdruck.

„Ich fürchte“, sagte er, „Herr Textor, Sie überschätzen meine wirtschaftliche Situation. Meine Ersparnisse sind unerblicklich, meine Einkünfte wahrscheinlich geringer, als Sie vermuten, und hiervon abgesehen werde ich aus grundsätzlichen Erwägungen mich niemals pekuniär an irgendwelchen Dingen beteiligen, von denen ich nichts verstehe.“

„Ein bedauerliches Mißverständnis“, wehrte Textor mit leisem Lächeln ab. „Ich will kein Geld von Ihnen — ich will nur, daß Sie eine Stunde lang ihr großes Können in den Dienst einer Sache stellen, die vielleicht für unser gemeinsames Vaterland von unabsehbarer Bedeutung werden kann.“

„Sie müssen mir schon erklären . . .“

„Es ist in drei Worten getan. Ich will den bekannten, vielfachen Millionär Lania für meine Erfindung interessieren. Lania ist der einzige, der in der Lage ist, so viel Geld aufzubringen, daß die Verwirklichung meiner Ideen alsbald, schlagartig und in dem notwendigen großen Umfang in Angriff genommen werden kann. Es gelang mir auch wirklich, heute früh trotz aller Schwierigkeiten bis zu Lania vorzudringen, ihn zu veranlassen, mich anzuhören. Aber er ist mißtrauisch, wie alle reichen Leute. Sie wissen gewiß selbst, daß er von einem kleinen Heer von Spitzeln und Detektiven umgeben ist. Kurz und gut, er sagte: „Bringen Sie mir morgen um diese Zeit Professor Runge mit, und wenn er mir bestätigt, daß er Ihre Ideen geprüft hat und sie für wertvoll und richtig hält, so bin ich nicht abgeneigt.“

„Und?“ fragte der Schauspieler mit neu erwachendem Interesse.

„Ich fuhr sofort zu Runge, trug ihm die Sache vor. Er weiß um meine Erfindung, er ist bereit, sich dafür einzusetzen. Aber Sie kennen ihn ja, er ist ein Sonderling, menschenschau, einram, markwürdig in vieler Beziehung. Um keinen Preis der Welt will er mitkommen zu Lania. Er hat mir ein ausführliches Gutachten, eine wahrhaft begeisterte Anerkennung meiner Arbeit gegeben — hier ist sie! — aber das ist auch alles. Mitkommen aber, nein, dazu konnte ich ihn nicht bewegen. Und so wie ich Lania beurteile, bleibt er hart wie ein Stein, wenn ich seinen Wunsch nicht bis aufs I-Tüpfelchen erfülle.“

„Ich verstehe“, sagte Lüderitz. „Und nun soll ich . . .“

„Ganz recht. Das ist die Bitte, die ich an Sie richte, Runge ist ein Original, er hat ein Gesicht, das sich nie vergißt, er hat Eigenheiten, die nachzumachen einem genialen Schauspieler wie Ihnen nicht allzu schwer fallen könnte.“

„Eine Aufgabe, die beinahe verlockt“, meinte der Schauspieler. Und dann, nach kurzem Zögern: „Gut also — ich bin bereit.“

Textor strahlte. „Ich werde nie aufhören, Ihnen dankbar zu sein“, sagte er und begann seinem Gegenüber die wichtigsten Einzelheiten seiner Erfindung in ein paar Stichworten klarzumachen.

Sie trennten sich dann sehr rasch. Textor mußte an jenem Herrn vorbei, der ihn vor-

hin angestoßen hatte, Ihre Blicke kreuzten sich für einer Sekunde Dauer — der Unbekannte lächelte etwas stumpfsinnig, ein bißchen türlich. Textor mochte dies ausdruckslose Gesicht nicht länger ansehen. In seiner Wohnung fand er ein paar Stunden später einen Zettel mit den krausen Schriftzügen Runges. „Ich habe es mir überlegt, lieber Doktor“, stand darauf, „ich komme mit, um der guten Sache willen.“ „Um so besser“, freute sich Textor. Rief auch gleich den Schauspieler an, unterrichtete ihn über die plötzlich veränderte Sachlage, bedankte sich nochmals in überströmenden Worten für die bewiesene Bereitschaft. „Aber der gerade Weg ist doch der beste, nicht wahr?“ schloß er. Luderitz beglückwünschte ihn. „Wirklich, es ist besser so“, meinte er, und damit war die Angelegenheit erledigt. Die Besprechung am anderen Morgen bei Lania fing erfolgversprechend an.

Aber ganz plötzlich, als Professor Runge sich gerade mit mehr als üblicher Wärme für die Erfindung Textors, von der er sich viel versprach, einsetzte, sagte Lania: „Eine glänzende Maske, Herr Luderitz. Aber mich vermögen Sie nicht zu täuschen.“ Der Millionär klingelte.

„Führen Sie die Herren hinaus“, befahl er, und ehe die beiden Besucher sich von ihrem Erstaunen erholt hatten, war er mit bösem Lächeln in seinen Privaträumen verschwunden.

Draußen, im Vorgarten, fragte Runge: „Verstehen Sie das, Textor?“ „Leider“, entgegnete der Ingenieur mit brüchiger Stimme. Er entsann sich des Gesprächs vom Tage vorher, im Café. Sicher hatte jemand es belauscht, vielleicht gar jener bescheidene und ein bißchen vertrottelt aussehende Mann am Nebentisch.

„Ich nicht“, gab der andere zurück. Fuhr

mit beiden Händen nach dem Kopf, riß sich eine Perücke ab, wischte mit dem Taschentuch übers Gesicht. Und mit einem Male war es nicht Professor Runge, der neben Textor stand, sondern der Hofschauspieler Luderitz.

Fassungslos starrte Textor ihn an.

„Ja“, sagte sein Begleiter, „da staunen Sie. Ich selbst schrieb Ihnen den Zettel, gestern, ich wollte mich, wenn wir gemeinsam zu Lania gingen, sichern, ob und wie weit es mir gelingen würde, Sie zu täuschen. Das sollte mir größere Sicherheit geben vor Lania. Mit Ihnen ist es mir gelungen, aber jener, der hat mich durchschaut. Ein schlechter Komödiant bin ich, Herr Textor, ein schlechter Komödiant.“ „Der gröbste, den ich je gesehen“, erwiderte Textor, und seine Bewunderung war so groß, daß er darüber sogar seinen geschäftlichen Mißerfolg für einen Augenblick vergaß.

Frigid

(E. Schilling)



„Sei nicht so kalt, Luise!“

Drusus in Bozen

‘E Thöny’



„Wer isch denn nocher der Drusus g'wean, Jaggele?“ — „A walscher General, hob' i mir sog'n loss'n. Auf d' letzacht isch 'r vom hohen Roß oberg'foll'n und hin g'wean.“



Lyrische Photographie vom Vater / Von Anton Schnack

Er liebte die Unkrautgärten,
Die alten Förster mit Bärten,
Bücher, die nie verjährten.
Unter dunklem Efeugrün
Schäft er jetzt.
Sah er je Mimosen in Italien blühn?
Wurde je Burgunderwein ihm vorgesetzt?

Er war niemals auf großen Reisen,
Auf Schiffen, wunderbar geheißen.
Er sah niemals die Gletscher gleißen.
Er konnte lange stehn
Am bunten Globusball
Und schmerzlich auf ihn sehn,
Voll Hunger nach dem All.

Sein Leben ging auf jenen Stroßen,
Die Franken kreuz und quer durchmaßen,
Er hörte blaue Postillone blasen.

Er lebte sechzig Jahre,
Sechzig Jahre nicht reich.
Nie kam das Wunderbare,
Tag für Tag blieb gleich.

Viele Vogelzüge rauschten,
Wenn sie Nord mit Süd vertauschten.
Welche Ohren lauschten?

Er mit Trauer, ich gebannt.
Ihm war es Verwehn,
Ich sah schon ein fernes Land.
Affenwälder, Palmen, Seen.

Was blieb ihm von seinem Leben?
Was hat Leben ihm gegeben?
Dunkles Blatt der Efeureben.
Sah er je das ungeheure Meer?
Sah er je die Alpenmadt?
Warum bleibt ein ganzes Leben leer
Und geht schnell in eine frühe Nacht?



Fröhlich-trauriges Ende eines Atelierfestes

Blau glotzt der Morgen durch die Fenster,
da leisteten der Vorhang fehlt.
Und tröstlos kalkige Gespenster
hocken im Zwicklicht wie entseelt.

Den steht man noch im Ofen fummeln,
jedoch die Asche brennt nicht mehr.
Der sucht nach Zigarettenstummeln,
da alle Schädlein restlos leer.

Zum zehntenmal stellt man die Flaschen
steil auf den Kopf — ergebnislos ...
Man gräbt und grabbelt in den Taschen:
wo blieb das Geld — wo blieb es bloß?!

Und d'ister dämmerl der Gedanke,
es bleibt nur eines noch — man geht.
Verschweifung fällt auf Faschingskranke.
Zur Liebe ist es auch zu spät!

Als wer zwei Flaschen Jäh entdeckt hat —
und beide knapp nur drittels leer —,
die sich der Maler U. versteckt hat,
wie's dessen Brauch seit alters her.

Strafwaise wird nun U., der Maler,
auch lieblich visitiert — und hier
find't man den helli ersehnten Taler
für Zigaretten, Schnaps und Blei!

Nun schlägt das Fest auf neue Wogen,
bis mittig'h die Sonne scheint.
Nur U. hat sich zurückgezogen
und sitzt auf dem Klosett und weint — — —

(benedikt)

Lieber Simplicissimus!

Onkel Thomas wohnt auf dem Lande. Onkel Thomas gehört der Vorkriegsgeneration an, was leicht verständlich wird, wenn man dazu sagt, daß er jüngst mit Tante Minna seine silberne Hochzeit gefeiert hat. Er ist ein einfacher Mann und allem Unmützen abhold, so sehr es auch das Leben verschärfen mag. Er ist in kleinen Verhältnissen aufgewachsen, und sein Kopf gibt sich nicht gern mit Umständlichkeiten ab. Wir schenkten ihm und Tante Minna zu der Silberhochzeit ein Paar elektrische Nachtschlampen, ganz einfache natürlich, da es an einer ähnlichen Einrichtung im Schlafzimmer der beiden bisher gänzlich gefehlt hatte, und dachten denn nun, wir hätten durchaus das Richtige getroffen. Doch Onkel Thomas schüttelte den Kopf: „Nachtschlampen, so'n Unsinn. Fluvventwintg Jahr heww ick mien Fru in Dunkeln funnen, dat geht ook so noch weiter.“



Familienunglück: „Dot kommt davon, weil Vater ejal keene Zeit für uns hat!“

Der Sieg der Gerechtigkeit

Von Willfried Tollhaus

Da die heilige Barbara die Patronin der Artillerie ist, führte Frau Wendemuth diesen Vornamen mit Recht, denn war ihren gewuchten Schritt in der Familienpension „Deutsches Heim“ hörte, wurde an aufführende Batterien erinnert. In ihrem gewaltigen Körper wohnte jedoch eine sanfte Seele. Je älter Barbara wurde, desto mehr war sie für Gerechtigkeit und Moral. Ihre ausführlichen Äußerungen darüber fürchteten die jüngeren Insassen des Deutschen Heims mit Fug und Recht.

Eines Tages zog ein Ehepaar mit Namen Sausmikat in das Zimmer 6 ein. Da der weibliche Teil sehr viel jünger und sehr viel hübscher war als der weniger gelungene männliche, würde Barbara die Vorzüge des Trauscheins gefordert haben, hätte Frau Sausmikat nicht wie ein Engel auf Urlaub ausgesehen. Wenn der kleine Herr Sausmikat, dessen am kräftigsten entwickelter Körperteil sein Mund zu sein schien, nun verzeihen mußte, was häufig geschah, daß seine angebliche Gemahlin verschüchtert in ihrem Zimmer und stopfte Strümpfe. Barbara fühlte Mitleid mit ihr. Sie beauftragte ihren Neffen Hans, der Einsamen die Schönheiten der Stadt und der Umgebung zu zeigen. Da Hans erst im dritten Semester Rechtswissenschaft studierte, hatte er viel Zeit und waltete seines Amtes mit Ausdauer. Dieses aber mußte wieder Herr Sausmikat.

Da der galante Hans in Nummer 7 — neben dem Engel auf Urlaub — wohnte, hörte er gelegentlich die Ausprachen, in deren Mittelpunkt er selbst stand. Einmal bot der aufgeregte Othello dabei

seiner bezaubernden Gattin Ohrfeigen an, wenn sie sich mit dem „Laffen“ — das war er — weiter herumtreibe. Hans dachte zunächst daran, seinen Beleidiger zu fordern. Die Tante hielt das für lächerlich, fand aber, daß Sausmikat dadurch am besten gestraft würde, wenn man sich um seine Eifersucht nicht kümmere.

Eines Abends rief nun Herr Sausmikat plötzlich gegen Mitternacht von Berlin aus an und wollte seine Gattin sprechen. Barbara fragte, war gestorben sei, da nur ein Trauerfall diese nächtliche Störung in einer friedlichen Pension entschuldigen könnte. Das wollte nun Herr Sausmikat dem Engel auf Urlaub persönlich sagen, was sich als unmöglich erwies, weil dieser mit Hans zum Tanzen gegangen war. Barbara behauptete, Frau Sausmikat habe den ganzen Tag im Zimmer gegessen und Strümpfe gestopft. Sie schöpfe jetzt etwas frische Luft. Damit mutete sie der Gutgläubigkeit eines Verdacht hegenden Gatten zuviel zu. Am nächsten Abend inszenierte sie deshalb auf Nummer 6 alles so, wie es sich für vereinsamte Frauen in einer mit moralischen Grundsätzen geleiteten Familienpension geheft. Hans wurde auf die Kneipe geschickt. Um neun Uhr herrschte auf Nummer 6 Gottesfrieden.

Gegen elf Uhr unterbrach ihn der heimgekkehrte Sausmikat. Es wurde bald sehr laut gesprochen. Barbara ging auf dem Flur in Stellung. Plötzlich klatschten Ohrfeigen, und ein süßes Stimmchen schrie: „Au!“

Da fuhr Barbara auf.

Der Erfolg des Angriffs war, daß Herr Sausmikat unfreiwilligerweise auf dem Diwan die „Kerze“ zu machen suchte. Das heulende Frauchen aber nahm Barbara bei der Hand, führte es aus dem Zimmer, stieß die Tür von Nummer 7 auf und dekretierte: „Da bleiben Sie, Kind, bis morgen früh!“ — Sie hörte noch, daß hinter ihr zugeschlossen wurde, und wandte sich nun dem noch immer fassungslosen Rohling zu. Ihre Anklagerede begann sie gewohnheitsgemäß mit einer Anzahl präziser Fragen an den Beschuldigten. Sie wollte von ihm wissen, ob sie eine anständige Frau und ihre Pension ein anständiges deutsches Heim sei, ob er glaube, daß sie sich in ihrem Neffen Hans einen Ehebrecher für die verheirateten Pensionärinnen halte. Sel das so, so werde sie ihn jetzt unverzüglich und persönlich die Treppe hinunterwerfen, wobei sie keinerlei Haftung für seine Gesundheit übernehme. Sei es aber nicht so, dann müsse er sich, weil er seine Frau, die eine Heilige wäre, verdächtigt habe, so schämen, daß er selbst „Pfui!“ zu sich sage.

(R. Kriesch)

Ski-Heil

(Olaf Gullbransson)



„Hallo, Fräulein, jetzt müssen Sie sich aber endlich entschließen, ob Sie rechts oder links abfahren wollen, sonst hält's ihre Hose nicht aus!“

Der Ski-Star

(Olaf Gullbransson)



„Rein verrückt sind sie auf den neuen Skilehrer, jetzt fressen sie ihm sogar schon das Skiwachs aus der Hand!“

**Wir zeigen hier vier Künstlerpostkarten aus unserer Serie I, die Sie nirgends sonst bekommen können.
Preis 5 Stück farbig, sortiert, M -50 franko
Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheck 5802**

Berg und Tal

(Erich Schilling)



„Siehste, Max, die können laufen!“ – „Kannstüch, kleine Anjestelle von mir!“

Englisch-bayerischer Ski-Kurs

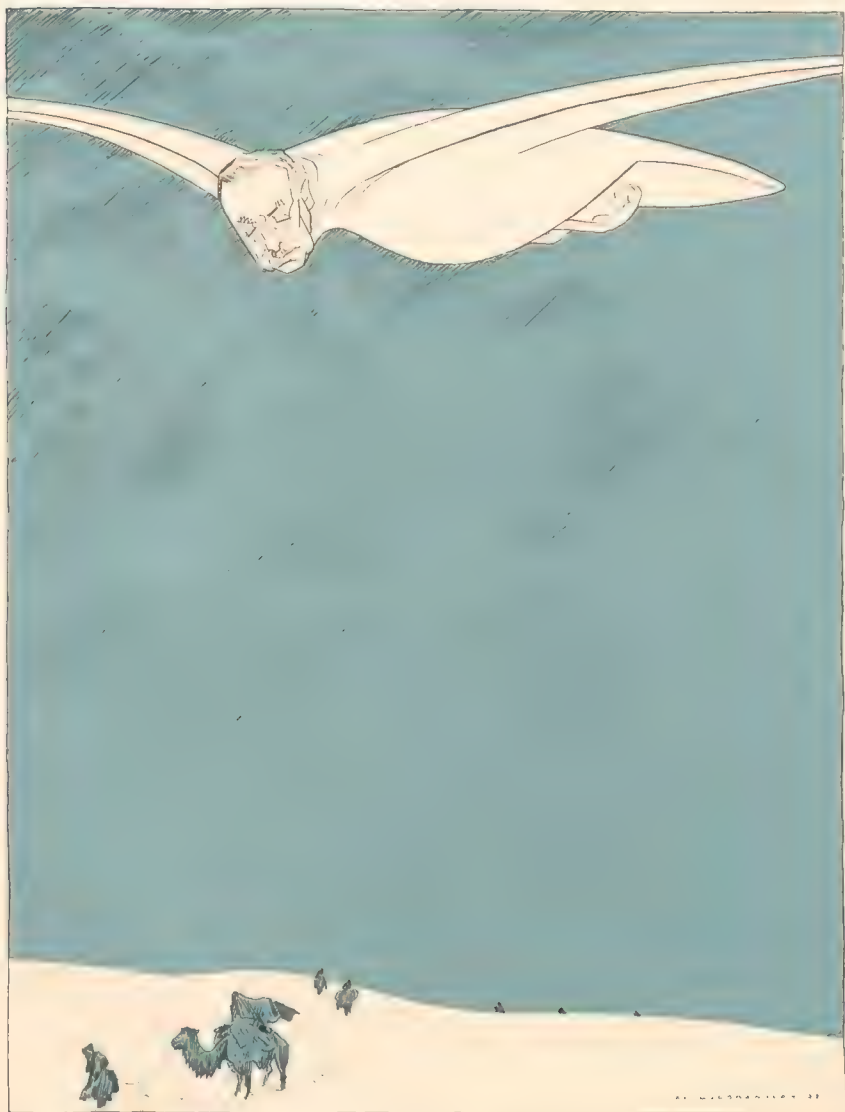
(E. Thöny)



„Stemming left, stemming left, my lady – da liegt's scho, d's Kach, d's damische!“

Sven Hedin 70 Jahre alt

(Olaf Gulbransson)



„Drüber hinfliegen ist ja auch ganz schön. Aber Schritt vor Schritt sein Ziel erobern wie vor vierzig Jahren — das war doch noch etwas anderes!“



„Sagen Sie mal, gnädiges Fräulein, was für'n Wintersport treiben eigentlich Sie? — „I? ... I frier!“

Der Mann mit der Heugabel

Von Weare Holbrook

Meln Freund Milfred pflegte zu sagen, daß der Besitz von fünf Hektar Land und einer Kuh jedermann ein sorgenloses Dasein verbürge. Oder vielleicht waren es fünf Kühe und ein Hektar Land; jedenfalls glaubten wir ihm schon damals nicht recht. Nach dem großen Börsenkrach, der ihn des größten Teils seines Vermögens beraubte, erinnerte er sich seines alten Ausspruchs. Er zog mit seiner Frau aufs Land, entschlossen, sich durch Bewirtschaftung eines alten Bauernguts seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Das Haus war in einem kläglichen Zustand. Frau Milfred mußte es frisch anstreichen und die Dachschindeln erneuern. Ihr Mann konnte ihr hierbei nicht sehr behilflich sein, weil Leitern ihm schwindig machten. Überdies war der Brunnen ausgetrocknet, und sie mußte alles Wasser von einem benachbarten Hof herbeiholen. Und wenn Frau Milfred nicht gerade wusch, kochte, nähte, Unkraut ausjätete, die Kuh milch, die Hühner fütterte, Wasser trug oder Obst einkochte, fällt sie Bäume und zerhackte sie zu Brennholz.

Nach Ablauf des ersten Jahres fanden die Milfreds, daß sie nun aus dem Ärgsten heraus waren. Für sie gab es weder ein Dienstbotenproblem, noch das Problem des Mietzinses, noch lästige gesellschaftliche Verpflichtungen. Was sie zum Leben brauchten, brachte die Wirtschaft hervor. Sie fühlten sich immer mehr von der Außenwelt unabhängig, und Herr Milfred erholte sich glänzend von seinem Nervenzusammenbruch.

Leider hat die Geschichte aber eine Fortsetzung, die von den Amateurlandwirten häufig übersehen wird. Eines Tages erlitt Frau Milfred einen Nervenzusammenbruch.

Übte etwa der Zauber der Natur keinen heilsamen Einfluß auf sie aus? Es muß allerdings zugegeben werden, daß sie nie schweigend den Sonnenaufgang beobachtete, den Wiesenduft einatmete und dem Gesang der Lerche lauschte. Niemals lag sie im taugen Gras, die Wangen an den warmen Buxen der Mutter Erde gepreßt. Nein, sie war mit der Hausarbeit allzubeschäftigt.

Wenn ich meinen literarischen Freunden glauben wollte, läge das wahre Übel der heutigen Landwirtschaft darin, daß die Landwirte nicht das Malerische ihrer Umgebung und die einfache Würde ehrenwerter Arbeit zu schätzen wissen. Anstatt immer wieder über das ewige Wunder des Wachstums zu staunen und das wechselnde Gepränge der Jahreszeiten zu bewundern, murren sie über Steuern, Hypotheken und Wetter. Und da aus Landwirten durchaus keine Ästheten werden wollen, verwandeln sich mitunter Ästheten in Landwirte.

Leodegar Schwamm war einer der ersten von ihnen. Er kaufte sich ein kleines Bauerngut und machte sich daran, das Künstlerische mit dem Wissenschaftlichen in der Landwirtschaft zu vereinen — das heißt: er strich die Scheune himmelblau an und versenkte sich in Statistiken. Stets trug er eine alte Heugabel mit sich. Nicht etwa, daß er Heu aufzuladen hatte, er liebte vielmehr, wie er sich ausdrückte, das „Gefühl“ des glatten, abgegriffenen Schafts, und überdies erblickte er in der Heugabel ein Sinnbild seines neuen Berufs. Er behandelte sein Vieh mit größter Hochachtung und war stets höflich zu seinem Geflügel. Die wirkliche Arbeit überließ er einer Hilfskraft, die er aufgenommen hatte, um seine ganze Aufmerksamkeit der Ausarbeitung neuer landwirtschaftlicher Theorien widmen zu können. Eine dieser Theorien betraf einen Plan, den Übergang

von Kalbfleisch — das er nicht mochte — zu Rindfleisch zu beschleunigen. Zu diesem Zweck las er seinen einjährigen Kälbern jeden Tag ein Kapitel aus dem Schiachthausroman „Der Sumpf“ von Upton Sinclair vor, in der Hoffnung, daß sie sich die darin enthaltenen Schilderungen zu Herzen nehmen und vorzeitig alt werden würden. Und wenn sein Geflüge ihn nicht davon abgebracht hätte, würde er sicherlich einen rotierenden Schnepfzug für den Anbau von Winterweizen angeschafft haben. Trotz all dieser Unwissenheit schloß das erste Jahr für Leodegar ziemlich günstig ab. Als er sein Hauptbuch abschloß, ergab sich für ihn ein kleiner, aber darum nicht weniger erfreulicher Nutzen. Mit Stolz zeigte er mir eine Aufstellung seiner Finanzen. Sie hatte folgenden Wortlaut:

Soll:		
Steuern	183,50	
Statut	148,—	
Arbeitslohn	375,—	
Sonstiges	150,—	
	Summe	862,50
Haben:		
Ernte	392	
Tantiemon	1000,—	
	Summe	1003,92
Nutzen		141,42

Das Ganze war sicherlich ein überzeugender Beweis für die landwirtschaftlichen Fähigkeiten Leodegars. „Aber“, so fragte ich, „was bedeutet dieser Posten von tausend Dollar?“

„Ach, der?“ erwiderte Leodegar von oben hin. „Das ist nur ein kleiner Vorschuß meines Verlegers. Du mußt nämlich wissen, daß ich ein Buch „Der Weg zum Erfolg in der Landwirtschaft“ schreibe.“

(An unberechnete Übersetzung aus dem Amerikanischen von Leo Korten)



„Du, da hält sich eener die Ohren zu!“ — „Schad't nischt! Is eben 'n Jenießer!“

Examensgeschichten Vom Amtsschimmel

Der prüfende Professor hatte gefragt, was denn bezeichnend sei für einen romantischen Dichter. Die Antwort des Kandidaten Jobs lautete: „Der romantische Dichter stellt sich hinter sein Werk und läßt seinen Gefühlen freien Lauf.“

In der Bildungsprüfung wird gefragt, wie man einen Vertrag nenne, den die Kirche mit dem Staat abschließt. Antwort: „Fideikommiß.“

Meine Frau mußte im Städtischen Krankenhaus K. sich einer Operation unterziehen. Bei der Aufnahme gab sie auf die Frage nach ihrem Stand an, daß sie persönlich keinen besonderen Beruf habe. Darob großes Kopfschütteln: Jede Frau habe einen Stand, den ihres Mannes. Also der sei im Flugdienst, aber damit habe sie nichts zu tun, meinte meine Frau. Dann könne man doch vielleicht „Doktorsfrau“ schreiben? Auch nicht, denn ihr Mann sei nicht Arzt, und sie persönlich habe den akademischen

Grad nicht erworben. Die guten Leutenchen waren am Verzweifeln. Die Operation ging gut vorbei, und dieser Tage kam die Rechnung in einem Umschlag, also adressiert:

An
Frau
Anneliese M.
Flugdienststellenleitersehefrau

hier
... straße 1.



Stämme wollen gegen Stämme pochen?
Kann doch einer, was der andre kann!
Steckt doch Mark in jedem Knochen,
und in jedem Hemde steckt ein Mann!

Goethe

SIMPLICISSIMUS

Zum Luftabkommen

(Karl Arno d.)



„Sieh', kleiner Palmenflieger, den Frieden zu schützen, hat man mich, den Bombenflieger, verpflichtet.“ — „Na“, sagte die Taube, „da gib nur Obacht, daß keine Pflichtverletzung vorkommt!“

... kleine Erzählung ...

Von Hans Lachmann

[illegible]

Georg Friedrich Händel

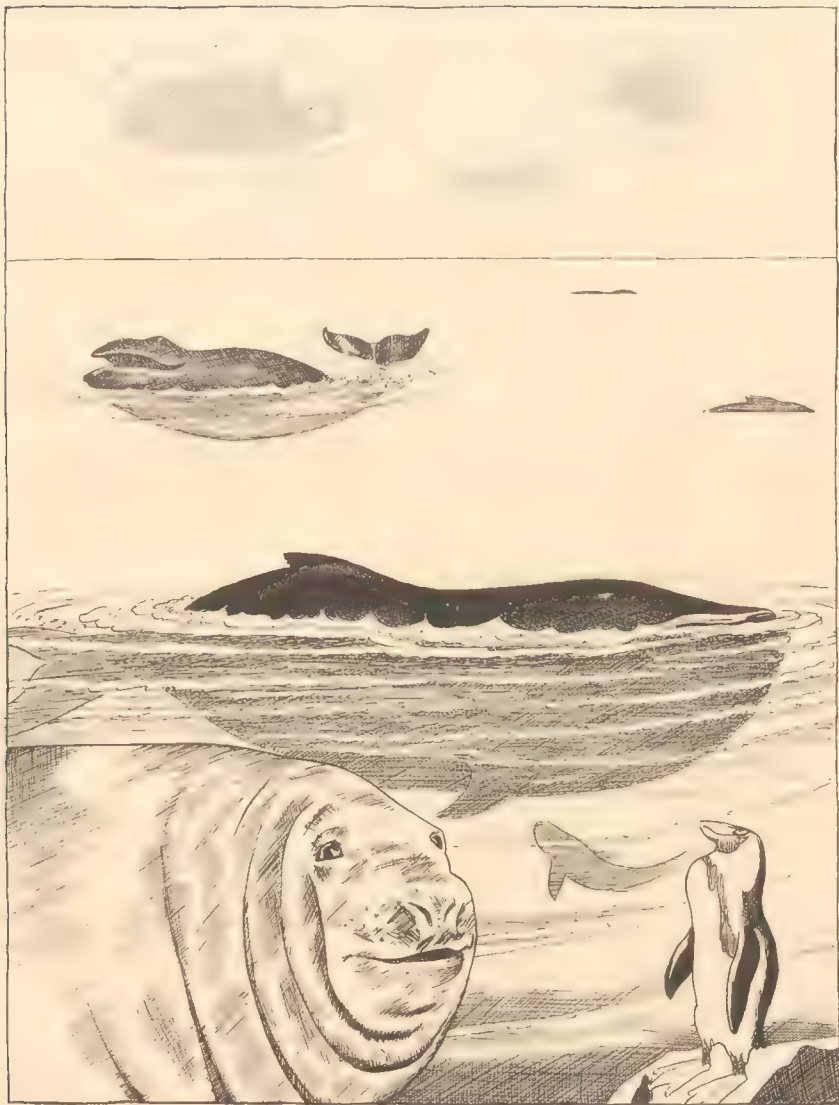
sehr gekonnte kleine Leistung, auch stilistisch, sogar ne Poängte drin, tja, die würd ich gerne bringen -, hallo, hallaaa, Junge, Jungeee, ihr doch... wenn ich rufe, dann sollt ihr mich hören, und wenn ich nicht nach, wo Fin Lotte bleibt, wie, na die hier von nebenan, se soll vor Frühlingsanfang nochma zurückkommen, diktierten, hoppala, da sind wir, wir sind nicht mehr Schneckenfanten, dallalilli, tja, waaaaa, schon zehn Minuten vor voll, da müssen Se 'tschuldigen, so leid mir's tut, aber ich hab' keine andere Wahl, na, dann bringe ich meine kleine Erzählung würd ich gerne bringen, aber sehen Se ma den Tisch an, neues Funkturmodell, denken Se, is aber ein bisschen anders als das alte Modell, Hut hoch, was da, ein Sachen bei, die liegen nu schon, na Se habens ja vorher am Telefon gehört, haben Se übrigens auch das neue Mutzele, wie, nimm, denn was dort wohl ändern Se? Mappen darüber über! sondern Se, beim besten Willen kein Raum mehr drin, natürlich kein Fortschritt, neulich der Neidig ist, Die Dinger, die er wohnt derbeste Jeburtstag von dem ähnnnen ändern da, so kann ein Mensch ins Hinterland feraten, aber wirklich eine sehr hübsche Sache, die ich heute mitbringen möchte, Se nich ma über den Himmel, der Name liegt mir f' der Zunge, na, is ja piepenrich, is außerdem schon verlesen das Buch, das ich heute mitbringen möchte, mit, Kinderkinderkinder, Ihr habt eine Produktivität, da kann keener jejn an, wat tu da bloß, wat do you do mit de Jummel, was machst du, was machst du, was eine Konzentrationsion isjoh, hat wie s-

[illegible]

FASCHING

Schonzeit für Wale

»Olof Gulbransson«



„Hast du 's schon gehört? Der Völkerbund hat beschlossen, die Walfische unter seinen besonderen Schutz zu stellen . . .“ — „Oh — da sollen sie nur gleich ihr Testament machen!“

Der liederliche Junggeselle

(Wilhelm Schulz)



So lang ich als ein Junggesell
Zufrieden steh' in meinem Fell,
So lange bringt kein Mägdelein
Mich in das Ehejoch hinein,
Und was sie alles auch verspricht —
Ich trau, ich trau der Wonne nicht!

Voll Kindesgeschrei das Schlafgemach,
Sitz lieber ich beim Weine wach.
Und stets die gleiche Frau im Bett,
Wenn gern man eine andre hätt'!
Du goldner Mond, ihr blanken Stern',
Ein' solche Unlust bleib mir fern!

Wilhelm Schulz

In Amerika, sagt man, gibt's fabelhafte Badeanstalten. Kommt da zum Beispiel ein Bürger hin, dann wirft er seine Wäsche in einen eigens dazu bestimmten Kasten und geht baden. Er braucht sich um gar nichts zu kümmern, weder um Diebstahl noch um Verlust, er braucht nicht einmal eine Nummer! Oder vielleicht ein anderer Amerikaner — hastig, wie sie sind, sagt er zum Badediener: „Good bye“, sagt er etwas, „sehen Sie nach!“ Das ist aber auch alles. Der Amerikaner geht baden. Wenn er zurückkommt, geben sie ihm seine Wäsche — blitzsauber, gewaschen und gebügelt. Die Fußballen etwa, denkt euch, weider als der Schnee, die Unterhosen geflickt und ausgebessert. Welch ein Leben!

Bei uns in Rußland gibt es auch Bäder. Und dann kann man da auch, Aber schlechter.

Bei uns ist immer das Elend mit den Nummern. Vorigen Samstag ging ich ins Bad. Man gab mir zwei Nummern. Eine für Wäsche und Kleider, die andere für Mantel und Hut. Bitte, wohin soll man, wenn man spittersackt ist, mit den Nummern? Wohin? Taschen gibt's keine. Im Bart halten sie auch nicht. Ein Elend mit diesen Nummern! Schließlich band ich sie mir an die Beine. An jedes eine, um wenigstens nicht beide auf einmal zu verlieren.

Ich ging in den Baderaum. Bei jedem Schritt baumelten mir die Nummern um die Beine. Das Gehen wurde lästig. Aber gehen mußte ich, denn ich brauchte einen Eimer! Wie sollte ich mich waschen ohne Eimer? Es war ein Elend.

Also, ich suchte einen Eimer. Ich sah einen Bürger, der sich in drei Eimern zugleich wusch. Im ersten stand er, im zweiten wusch er seinen Kopf, im dritten hielt er mit einer Hand fest, daß ihn keiner nehmen konnte. Ich zog an dem dritten Eimer, aber der Bürger ließ ihn nicht los. „Was soll das heißen“, sagte er, „fremde Eimer stehlen? Laß los, oder ich schlag dir den Eimer um die Ohren, die kannst du was erleben!“ Ich sagte: „Das zaristische Regime ist vorbei! Mit einem Eimer zuschlagen, das ist Egoismus. Auch ein anderer muß sich waschen. Wir sind nicht im Theater“, sagte ich.

Er drehte sich um und wusch sich weiter. Da kann man nichts machen, dachte ich. Jetzt wird er sich mit Absicht drei Tage lang waschen. Ich ging weiter. Eine Stunde später sah ich einen alten Kerl, der vor sich hinstierte und dabei seinen Eimer aus den Händen ließ. Suchte er seine Seife, oder war er in Gedanken, ich weiß es nicht. Ich nahm den Eimer.

Jetzt hatte ich einen Eimer, aber nirgends war Platz, sich zu setzen. Wie soll man sich im Stehen waschen? Es war ein Elend.

Nun gut, ich stand also, hielt den Eimer mit der einen Hand, wusch mich mit der andern. Ringsumher wurde das Waschen der Kleidungsstücke eigenhändig betrieben. Einer wusch seine Hose, ein anderer rüttelte seine Unterhose, ein dritter wand irgend etwas anderes aus. Kaum hat du dich gewaschen, machen sie dich wieder dreckig, spritzen dich an, die Teufel. Und einen Lärm machten sie mit ihrer Wäsche! Da einem die ganze Lust am Waschen verging. Man hörte seine eigene Seife nicht schäumen.

Nun, dachte ich, laß sie in ihrem Sumpf, ich gehe nach Hause. Ich ging in den Vorraum. Gab meine Nummer, erhielt meine Kleider. Ich schaute hin — die Hose war nicht die meine. „Bürger“, sagte ich, „in meiner Hose war da ein Loch. Bitte, hier ist mein!“

Der Badediener sagte: „Wir sind nicht für Lächer angestellt. Sie sind hier nicht im Theater“, sagte er.

Nun gut, ich zog die Hose an. Dann wollte ich meinen Mantel haben. Man gab ihn nicht heraus, verlangte die andere Nummer. Die andere Nummer hatte ich an meinem Bein gelassen. Ich mußte mich wieder ausziehen. Ich zog die Hose aus, suchte die Nummer — die Nummer war fort! Der Bindfaden war noch am Bein, aber der Zettel war weg. Ich hatte ihn mit weggewaschen. Ich gab dem Badediener den Bindfaden — er wollte ihn nicht haben. „Für einen Bindfaden“, sagte er, „gebe ich nichts heraus. Da käme jeder mit einem Bindfaden daher, so viel Mäntel könnte man gar nicht herschaffen. Warten Sie, bis alle gegangen sind, dann gebe ich Ihnen, was übrigbleibt.“

Ich sagte: „Was für ein Dreck wird da schon übrigbleiben! Wir sind hier nicht im Theater!“ sagte ich. „Ich kann den Mantel genau beschreiben! Eine Tasche ist zerrissen, die andere ist ganz. Was die Knöpfe betrifft, der oberste ist vorhanden, die unteren nicht.“

Darauf gab er ihn endlich heraus. Den Bindfaden wollte er aber nicht nehmen.

Ich zog den Mantel an und trat auf die Straße. Da fiel mir ein: ich hatte meine Seife vergessen. Ich kehrte wieder um. Im Mantel ließ man mich nicht hinein. „Sie müssen sich ausziehen“, sagte man. Ich sagte: „Ich werde mich, Bürger, nicht zum drittenmal ausziehen. Bezahlen Sie mir den Wert der Seife!“ Aber sie taten's nicht. Taten's einfach nicht. Ich konnte gar nichts machen. Ich mußte ohne meine Seife gehen. Sicher wollten alle Leser wissen, was für ein Bad das war. Was für ein Bad? Ein ganz reguläres Zahn-Kopeken-Bad.

(Deutsch von Rolf Grashey)

Kurzer Wintertag

Kängst hat der Hahn im Stall gekräht, —
da steigt in trüber Ferne
die Sonne görgend, trag und spät
aus ihrem Bett. — Der Vollmond geht
bleich heim mit der Laterne.

Bald ist Frau Sonne ganz erwacht,
und alles blüht in weißer Pracht.
Und von der Regenrinne
und von des Scheinendach's Rand
tropft Diamant auf Diamant,
— lebendig wird die Spinne.
Mand' traufelnd Wohlblatt grün und zart
hängt von der Nacht ein eifriger Bari
wie an des Kriegers Linne. —

Doch fehlt der Ball auf fugem Weg
ins Bett. Da legt auf Stk und Stieg
der grimme Rief sich nieder.
Bald ist die tiefverschlafne Welt,
bis Gärten, See und Ackerfeld,
bis zu den Weiden drüber
von Winterhauch und Dunst verhüllt. —
Da Dieb im warmen Stalle brüllt
gut Nacht nach Heu und Rüben.

(Hilke Juchacz)

Lieber Simplicissimus!

Die Behandlung eines Lesestückchens verlangt die Erklärung des Wortes „ledig“. Fragen und Antworten erläutern den Begriff. Als am Schlusse des Meinungsaustausches der Lehrer prüfend die Frage stellt: „Was ist dann der Mann, der nicht mehr ledig ist?“, antwortet der kleine Franzl frisch und munter: „Der Mann ist erledigt.“

Die Grünzeugwarenhändlerin, der Wiener nennt sie Krowotin, steht vor dem Geschäft und ordnet die dort zur Schau gestellten Obst- und Gemüsekörbe. Kommt eine Dame mit einem Hundel. Das Hundel bellt, schnuppert, bleibt schweifwedeind stehen, verwechelt einen auf dem Gehsteig stehenden Erdäpfelkorb mit einem Eckstein, hebt genießerisch das Haxerl und begibt die Kartoffeln.

„Pfui, Flocker!“, ruft die Dame, „was fällt dir denn ein? — Wirst du gleich weggehen —“
Wirst du gleich weggehen —
Wirst die Krowotin gutmütig die Partei des Hundels ergreift. „Aber, gnä Frau, tan S' eahm nur net abschrecken, s' kunnst heh'n schaden . . . Das san jo eh nur de billigen Erdäpfeln, de was ka besserer Mensch net kaufen tuat!“

(Hilke Osswald)



Der Benedikt blickte von seiner Arbeit auf und schaute den breiten Fluß hinauf und hinunter. Es wollte Abend werden, und das Wasser, das Ufer dort drüben und der Himmel schienen in eine einzige breiige Masse zu verschwimmen. Als aber dann der Vormann die Leute mit heiserer Stimme zur Eile antrieb, packte er wieder eine von den schweren, mit Bandelisen beschlagenen Kisten und fragte sie an die Rampe, damit sie der Kran greifen und an Land schwenken konnte. Er arbeitete nun schon über vierzehn Tage auf dem kleinen Flußboot, das mit einer lähmenden Eintönigkeit Stunde um Stunde die Thesen auf und ab fuhr, ganz weit draußen, im Osten von London, zwischen Creekmouth und Gallions-

Station, dort, wo die Roding in den breiten Fluß mündet. Aber was fragte der Benedikt schließlich nach der Art der Arbeit; Hauptsache war, daß er wieder welche hatte, und wenn auch dieses beständige Aus- und Einladen der geheimnisvollen Frachtstücke, die weder Aufgeber noch Empfänger, noch überhaupt irgendein Zeichen oder Merkmal aufwiesen, für die in einigen Hafenspielen der Welt künig gewordenen Augen des Benedikt nicht ganz unverständlich war, so reizte ihn doch der gute Lohn. Und dann, weiß Gott, was so ein Hafenarbeiter mit der Zeit alles zwischen die Finger bekommt; da wenn man oft wußte, was außen auf einem Ballen daraufsteht und was in Wirklichkeit darinnen ist!

Flußaufwärts, wo die großen Docks gelegen sind, wurden Lieder an den Masten, die den dicken Nebel gerade noch zu durchdringen vermochten: Sirenen heulte auf, die da und dort den Feierabend an diesem Frühwintertag verkündeten, und dann rasselten die Ketten an den eigenen Booten. Eine Fahrt mußte noch gemacht werden, dann würde auch er, der Benedikt, seine Ruhe haben, dann würde auch er nach Eastham hinaufgehen, um in einer blühenden Kneipe irgendwo Wärme zum Essen zu begehren, bevor er sich, nur halb ausgekleidet, in ein eiskaltes und feuchtes Bett warf.

Als dann Nacht und Nebel vollends hereingebrochen waren und er mit seinen paar Kameraden von den Deckplanken an Land stieg, ging das Holzwärtsgehen an diesem Tage sonderbarer- weise gar nicht so leicht. Er lachte etwas spöttisch und grim- mig in sich hinein, als er das Wort „heimwärts“ nochmals ausdrücklich vor sich hinsprach und seinen Sinn bedachte. Und dann wanderten seine Gedanken, wie so oft schon die letzten Jahre, zurück, bis an den Tag, da er in Hallthurn, im Berchtesgadener Land also, den Zug bestieg, der ihn nach München und Hamburg bringen sollte. Von da an gab es dann viele Stationen und Halte- punkte auf einer weiten und planlosen Reise: New York, San Francisco, Shanghai, London waren so die hauptsächlichsten Namen, und Benedikt dachte, daß die Namen ebensogut Piding, Mauthäusel und Schneiz- reuth hätten heißen können.

Es ging wirklich nicht gut mit dem Heimgehen an diesem Abend, denn wenn die Gedan- ken einmal flüchte, dann flattern sie hierhin und dorthin und sehen und beobachten alles mit so scharfen und unbarmher- zigen Augen, und dann kommen sie wieder zurück und erzählen, was sie geschaut haben: den Rand der Weltstädte nämlich, mit ihren dürtigen Gassen und Winkeln, mit Armut, Kälte und Ruhelosigkeit, mit Sorge, Laster und Finsternis.

Und da der Benedikt an einem fliegenden Stand sich ein paar Mohnkuchen gekauft hatte, die seine Lebenspeiser erneut an- regten, schritt er immer weiter der großen Stadt zu und kam schließlich an den Vorortbahn- hof bei Canning. Er schritt die Stufen zum Wartesaal empor, und indem er den letzten Rest des Kuchens langsam zerkaute, um seine Herbholt voll auszu- kosten, fiel sein Blick zunächst auf das feucht und kalt schim- mernde Eisengitter, das den Zu- gang zum Bahnhofssteig versperrte. Dann hörte er das immer schwä- cher werdende Rollen und den verhallenden Ausstoß des Damp- fes eines eben abgefahrenen Zuges. Und das war für den Benedikt Anlaß genug, um sich im Wartesaal in eine einsame Ecke zu setzen, mit den blinden Augen vor sich hin zu starren, um zu warten, bis er den Ent- schluß, der so plötzlich über ihn gekommen war, ausführen konnte. In Canning Town Station, einem feuchten und zugigen Bahnhof, ganz weit draußen im Osten der Weltstadt London, wartete also der Benedikt auf den nächsten Zug nach Hallthurn im Berchtes- gadischen . . .

Denn seine Augen, die in die schmutzige Ecke des Bodens ge- richtet waren, sahen mit einem Male eine verschneite, im prallen Sonnenlicht liegende Lehne, da- hinter stand rotgoldene eine Berg- gruppe, es konnten die Lofere sein, und vorne zog sich eine frische Skispur hin, hellblau, im Pulverschnee verschwindend. Und in der Bodenkammer eines kleinen Hauses, dort im Berch- tesgadischen, standen noch ein Paar Skier und ein Paar Stöcke dazu, und mit diesen vier Dingen wollte und mußte er sich seine Heimat wieder erobern und wenn er sonst keinen Pfennig mehr mitbringen sollte . . . Noch immer

Macht der Suggestion

(R. Kriesch)



„Du, dös muaßt dir aa o'schaug'n! — „Was is'n los? — „Ja mei, so g'nau sieh' i's net!“

Ich schlenderte durch die Straßen der fremden Stadt und suchte ihr Gesicht. Durch die Schlucht einer Nebenstraße erblickte ich hinter nassen Nebelschleien die majestätisch in den Himmel emporwuchenden Massen des Domes. Meine Schritte lenkten ihn zu, wie ich die Augen von seinen geheimnisvollen Höhen lassen konnte.

„Hier, Herr Professor —! Jodanin —! Das unrichtige Universal- und Heilmittel gegen Bauch-, Zahn- oder Rückenschmerzen —! Gegen Grippe, Rheumatismus oder Hexenschuß . . .!“

Zögernd glitt mein Blick von den im Dunst verschwimmenden Giebeln des Domes den weiten Weg hinab.

Einen Jahrmarkt hatten die Menschenzweigen zu seinen Füßen aufgebaut. Bunter provisorischer Budenzauber, wie um die Schuhsohle eines Riesen gestellt. Belebt von emsig-geschäftigen Kobolden. Soll man es glauben, daß gleichartige Wesen einst diesen Dom aufstürzten?

Der Lärm der Außenwelt folgte mir aufdringlich bis in die Vorhalle. Doch als ich unbeteiligt in die erhabene Stille trat, blieb er erschrocken zurück. Die atemlose Dämmerung öffnete die Augen weiter als anderswo, und ich trank das Form gewordene Allgefühl der Väter in mich hinein.

Der stille Funken des ewigen Lichts vor dem säulengetragenen Hochaltar kam in demüthiger Selbstverständlichkeit und öffnete in meiner Seele Türen der Kindheit.

Einmal stand auch ich als Junge auf der Empore und sang aus überströmendem Herzen mit der brausenden Orgel. Das Leben steht zwischen damals und heute.

Ich wanderte fort von dem Dom meiner Heimat, überquerte Meere und ferne Teile der Erde. Und in stillen, einsamen Nächten wühlte ich mich durch die unermeßlichen Gefilde menschlichen Suchens und Denkens.

So weit und vermessend wurde mein Ahaen und Schauen, daß kein Dom ihm mehr als Ausdruck und Abbild genügt. Das Uferlose, das Unbegrenzte, das All glaubte ich umspannen zu können, für das es kein Abbild mehr gibt.

Und habe mein Ich darüber verloren.

Schweigend erhebe ich meine Augen zu einem gedunkelten Bild an der Wand. Baumeister und Bischöfe erkennen man undeutlich in der Dämmerung und kniende Menschen in der Tracht unserer Altvdoren.

Plötzlich erhellt ein warmer Lichtschein das Bild, als ob es von sich aus mir dienstbar sein wolle. Nun erkenne ich deutlich die geistlichen Würdenträger in ihrem königlichen Purpur und Prunk und alle die übrigen Einzelheiten.

„Das Bild stellt die Einsegnung dieses Domes im Jahre eintausendvierhundertundachtzehn dar“, sprach eine Stimme, die ihr Beihilflichseinswillen ausdrückte und gleichzeitig dafür um Verzeihung bat.

Es war ein junger Geistlicher, der unter meinem Blick lächelnd einen Schritt zurücktrat. Ein wenig ungewiß war die Gebärde, die zum Bild empordeutete. „Es ist — sehr schön . . .“, sagte er, wie sich entschuldigend.

Ich blickte wieder empor und nickte. Es enthielt nicht nur die festlich-heilige Handlung. Aus den Gesichtern der Menschen, aus ihrer Haltung, ihrer Kleidung und ihren Geräten, aus ihren Behausungen, die man im Hin-

tergrund sah, sprach die Zeit jener Tage mit erschreckender Deutlichkeit. Vieles, das beklemmend ängstigte und Mitleid weckte; wenig, das froh machte; und nichts, das hätte meinen Neid wecken können.

Dem Geistlichen schien das über alle Maßen macht- und selbstbewußte Gesicht des Kirchenfürsten der Mittelpunkt und das Wesentliche am Bild.

„Spricht dieses Bild nicht unvergleichlich von den Tagen, da Gottes Herrlichkeit die Kirche segnete —?“ sprach er leise. „Sehen Sie nur, wie winzig und primitiv diese Stadt war —! Und die Kirche vermochte es damals, in solche Städtchen derartige Bauten der Ewigkeit zu stellen. Als Zeugnisse für ihre Macht und ihr Gesegnetsein. Zeugnisse, die über die Jahrhunderte hinweg zu uns sprechen. — Und die uns Gegenwärtige manchmal mit ein wenig Neid erfüllen könnten.“

Ich sah von dem Bischof des Bildes zu dem Geistlichen hinab und nickte nachdenklich. „Ja, damals war der Papst der Herrscher der Erde, — ein Kaiser aller

Kaiser und Könige. Wissen, Kunst und Gericht des Erdballs hielt die Kirche in ihren Händen. Und heute —?“ Er sah schnell auf — in seinen Augen glomm ein Feuer. „Die Zeit ist nicht zu Ende“, sagte er nur leise. Aber es stand ein quälendes Wissen um verzweifelte Kämpfennüssen dahinter, und ein fanatischer, jedoch gegengraben unzugänglich sein wollender Trotz schwang deutlich mit.

Es konnte gar nichts mehr gesagt werden.

In stummem, freundlichem Abschied ging ich.

Als ich die Tür aus der Hand ließ, fiel mich mit Freudegeheul der Jahrmarktslärm wieder an. Den Hut fester ziehend strebte ich hindurch.

„Alles dreht sich —! Alles bewegt sich —! Alles mit Mechanik und Federkraft! — Der letzte Schlager der Leipziger . . .!“ Hier ist das Wunder der Technik, das nur einmal zur Reklame . . .!“

... ein Rück- und, und eine Jede Kravatte. Seidenband und auch Damenstrumpf . . .!“ Ahaaaa! Immer noch die prima heißen . . .!“ Völlig gratis und umsonst dabei . . .!“

„Um wenn zu Haus die alte Schwiegammama sich dann mal uffen Nachtopp . . .!“ Kommen Sie doch zu Gott! Gott sucht auch Sie in dieser Stunde —!“

Wie, bitte —?? Verblüfft sah ich zur Seite und blieb stehen.

Eine ärmliche Bude, eine seltsam-konfuse Malerei im Hintergrund mit allerlei Kurven und Jahreszahlen, Bibelstellen und ein primitiv gemaltes Höllenfeuer.

Eine Auslage von billigen Büchern und Bibeln und eine Frau, die mich mit einem Fruchtaugen-Lächeln absichtlich fruchtete ohne Scheu ansah.

Sie sprach über ein Frösteln hinweg, das ihren Körper schüttelte, und dem sie mit taktmäßigem Fußtrippeln zuvorkommen suchte. Jemand mit einer Schwesternhaube drückte mir ein schlecht vervielfältigtes Blatt in die Hand.

Nicht wenig aus der Fassung gebracht, starrte ich darauf nieder. Es schien von einem Dienstmädchen zu handeln, das zu einer schlechten Herrschaft geraten sei, weil es noch in Sünden lebt, dem aber eine bessere Stelle sicher in Aussicht stünde, wenn es sich da und dort um soundso viel Uhr zu Gott zurückführen ließe.

Ich erlebte viel und bin nicht leicht verblüfft, aber diesmal brauchte ich einige Zeit, um mich hier zurechtzufinden.

„Wie hängt das alles zusammen —?“ forschte ich.

Die Frau zog etwas Flüssigkeit in der Nase hoch. „Will der Herr was mitnehmen vielleicht? Der Weg der Sünde, nur eine Mark . . .“

„Zu welchem Zweck stehen Sie denn ausgerechnet hier auf einem Jahrmarkt?“ fragte ich.

„Im Auftrage Gottes“, sagte sie kühn. „Im sündhaften Trübel dieses Jahrmarkttages wollen wir die Menschen ein wenig an Gott und die Ewigkeit erinnern . . .“

Verblüfft sah ich von dem lächerlich-häßlichen Lattegestell der Bude zu dem Ewigkeitsmal des Domes empor, dessen Gipfel sieghaft die ganze riesige Stadt als ihr Wahrzeichen überragt.

Und ich sah den Tag vor mir, da er eingeweiht wurde.

Erstschüttet ging ich von dannen.

Tempo

(Otto Herrmann)



„Sie, tanzen S' fel' a bißl schneller, i möcht' morg'n aa no wo hingehn!“

Das Duell

(Paul Scheurich)



„Wat wolln Se denn immer von mein'm Bräutigam, Sie kesse Dohle?“ — „I paß bloß a bisserl auf ihn auf, weil er mei' Mann is!“

Berliner Sensation für Berliner

Von Benedikt

Wenn mir Berlia mal nicht mehr gefällt
und die Sehnsucht wirft ihre Schlingen,
daß ich wünsche, anderswo in der Welt
meinen Lebensrest zu verbringen,
dann mach ich vor dem entscheidenden Schritt
ganz doof eine „Fremden-Rundfahrt“ mit.

Da sitze ich dann, nur Auge und Ohr,
und lass' — wie die andern im Wagen —
von den Linden, dem Brandenburger Tor
und der Siegesallee mir was sagen.
Und wenn sich der Führer auf englisch bemüht,
murmle ich auch: „Very nice — indeed!“

Der Tiergarten ist doch zum Beispiel sehr schön,
auch jetzt, wo er kahl und verschnett ist!
Man könnte dort zwelsam spazieren gehn,
wenn es wärmer und dazu die Zeit ist.
Man fährt — und hört und sieht sich satt:
Berlin ist doch eine prachtvolle Stadt!

Dann stell' ich mir vor, ich wohnte nicht hier,
sondern etwa in Stallupönen —
ich würde mich sicher voll Lebensgier
denach, hier zu wohnen, sehnen!
Und stielg' ich dann aus, fahr' ich durch und durch
vergnügt nach Haus. Nach Charlottenburg.

Schottisches

Der siebzehnjährige Sohn der Familie
MacGown hatte eine Stelle bekommen.
Das Monatsgehalt von dreißig Schilling
mußte er natürlich dem Vater regelmäßig
abliefern. Im dritten Monat aber brachte
er nur neunundzwanzig Schilling heim. Er
habe seine Schuhe flicken lassen müssen,
behauptete der Sohn. Darob großer Krach!
Das dürfe nicht wieder vorkommen! Das
Gehalt sei voll abzugeben! Nach kurzer
Zeit fehlte wieder ein Schilling. Der Vater
lobte. Als aber am nächsten Monatsende
nochmals ein Schilling fehlte, wußte der
Erzeuger nicht mehr, was er sagen solle.
Plötzlich ging ein verständnisvolles Lächeln
über seine Züge. Er nahm den Sohn bei-
seite und frag milde: „Nun sag mal offen —
wir sind ja unter uns Männern — wie heißt
das Mädchen?“

Enkelinn & Leiden



von *Karl Arnold*

(Aus den Jahren der Korruption)

Preis des Werkes (27 · 37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M 1.50 franko

Simplicissimus-Verlag, München 13, Postfach München 5802

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentliche 4 mal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsverleger und Postanstalten, sowie der Verlagsgesellschaften **Deutsches Postamt**. Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Verlagsjahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Meilen-Zeile **RM —.20** • **Aussage Anzeigenannahme**: F. C. Meyer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 477 • **Verantwortliche Schriftleitung**: G. Müller, München • **Verantwortlich für den Anzeigenteil**: E. Gollhauser, München • **Herausgeber**: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H.**, München • **Redaktion und Verlag**: München 13, Eisenstraße 30, Fernsprecher: 371 007 • Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA 13600 II, Vj • **Erfüllungsort** München • **Postcheck** München 5802 • **Druck** von **Strecker und Schröder**, Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen • Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Hochrüstung in Rußland

(E. Schilling)



„Alles Geld braucht Väterchen Stalin, um aufzurüsten. Ist es da ein Wunder, wenn wir verhungern müssen?“ — „Dummkopf! So sterben wir eben auch fürs Vaterland!“

Sommer im Winter / Den Kalatöstr

Stäubender Schnee um mein Nachtquartier . . .
Über, zum Kuder, wie riecht's denn hier?

Schließ' ich die Augen, so bin ich im Walde.
Heiß in der Sonne brätelt die Halde.
Wiegende Dolden und Tollkirchen blühen,
Baumkränke glohen aus moosigem Grün.
Albertlaufend Insekten faren.

Ein Häher krächzt, Wildtauben gurren.
Und in der glühenden Hochsommerluft
Hartz- und Tannen- und Himbeerenduft! . . .

Indem ich mir staunend die Augen auswicke,
bemerkt' ich ein Stampel vor mir auf dem Tische,
ein kleines, breites Gemäß aus Glas

mit Wasser darin — oder sonst so was.

Mit Wasser? . . . Ich nippe . . . O nein, das heißt
's ist echter Schwarzwälder Himbeergeist!

O Stampel, o Hauberbutelle, geladen
mit hottem Erinnern an Sommers Gnaden:
bei deinen Kirsch- oder Zwetschgengollegen,
da mögen andere meinewegen
die Winters so nötigen Kalorien
für ihr wert'es Interieur beziehen . . .

Die Wärme allein, mir genügt sie nit:
bei dir trinkt Nase und Seele mit!

Lottchens Geburtstag

(E. Thöny)



„Was freut dich denn nun am meisten an deinem achtzehnten Geburtstag?“ — „Daß ich jetzt auch in die Filme gehen darf, die für Jugendliche verboten sind.“

München, 3. März 1935
39. Jahrgang Nr. 49

Preis 60 Pfennig

FASCHING

SIMPLICISSIMUS

Der Profit

(Paul Scheuring)



„Herrlich, so 'n Schwitzbad mit Musikbegleitung! Da spare ich schon für zwei Wochen die Masseuse!“

Die lustigste Maske / Von Ernst Hoferichter

Zeichnungen von Rudolf Kriesch



Der Gemischtwarenhändler Josef Anzensberger war ein ehrgeiziger Mann. Alle Geschäftsinhaber war er darauf bedacht, die fettesten Rollmöpse und ausgereiftesten Mainzer Käse im ganzen Stadtviertel zu verkaufen. Und als Mensch strebte er körperlich und geistig nach Höchstleistungen im Mittelgewicht und in Kreuzworträtseln.

Überall roch es nach Wettkampf und Anreiz zum letzten Trumpf — und ein Leben ohne Konkurrenz wäre ihm kaum wert gewesen, gelobt zu werden.

Herr Anzensberger war Mitglied des Gesangsvereins „Morgenrot“. Dort besaß er den einschmeichelndsten Baß und die Gabe, den alljährlichen Glückshafen mit dem Haupttreffer auszuschnücken. Sein Name war selbst schon zum Zeichen für erste Qualität geworden, und man sprach geradezu von einem Spanferkel oder einer Mastgans à la Anzensberger ...

Da kam der Fasching.

Die ersten Kostümbälle und Karnevals-feste rauschten durch Nacht und Stadt. Es gab keinen Klub, keine Zunft und keine Künstlergilde, die nicht unter einer kreuzfidelten Parole für höhere Komik rüsteten. Und der Verein „Morgenrot“ kündigte für dieses Jahr einen Ball mit dem Motto „Zur lustigsten Maske“ an. Und als diese Mitteilung in die Briefkästen der zahlreichen Mitglieder fiel, war jede einzelne Familie schon förmlich mit Humor geladen.

Herr Anzensberger erhielt die Nachricht an einem Montagmorgen, als er soeben einen Kübel Margarine öffnete.

Stumm und nachdenklich reichte er das Schreiben seiner Gemahlin Babette über den Ladentisch hin.

Frau Anzensberger las es zweimal und dreimal: „... Ja, mei ... da wirst d' net ausschließen können ...!“

... Ausschließen? ...? Wie red'st denn du daher ...? Die lustigste Maske muß i werd'n ... und den größten Humor muß i bringa ...!“

„Geh, wo du so a stader Mensch bist und für dös Humorisches gar net geboren bist ...!“

... Wa-s ...!? ... I ...? Und net für 'n Humor bin i g'schaffa ...? Und grad lauter Humor bin i ... Und sonst bin i Überhaupt nix, daß du's woast! ...!“ rief Josef, daß die Schweins-sauze auf den Regalen zitterte.

„Schrei nur net so ...! Du und an Humor haben, da muß mer ja glei hellauf lacha ... Bei der Hochzeit bist ja schon im Fiaker eingeschlafa ...!“

... Und jetzt erst recht, jetzt solts was erleben ... auch wer i's zoag'n ...!“ rief Anzensberger bereits in der Mehrzahl, weil er im Geiste schon den vollgepfropften

Ballsaal mit Preisverteilung vor Augen sah. Noch am gleichen Tage stieg er in der Schillerstraße die vier Treppen zu einem „Maskenverleih“ empor.

Hier hing die ganze Weltgeschichte und alle Erdteile im Kamfergeruch. Und da die Kostüme nach Preislagen geordnet waren, baumelte ein oberbayerischer Gelb-bua neben einem bühnenden Inder, und die Toga Julius Cäsars war in Tuchfühlung mit Buffalo Bill.

... als was wünschden der Herr zu gehen ...? fragte der Besitzer des Maskenverleihs und knöpfte sich zur strammeren Haltung die Hosenträger um eine Handbreit höher.

... als Kaminkehrer net und als Konditor aa net ... es muß was ganz Besonderes sein, weil nämlich — — —

... da hätt' ich einen preiswerten Napoleon, pro Nacht für sechs Mark fünfzig ...“, schlug der Besitzer vor und zog auch schon einen grünen Frack mit weißer Reithose und Schifftuch hervor.

... an Naboleon ...?“ sagte Herr Anzensberger kleinlaut gegenüber solcher Größe und vergaß, durch Name und Uni-

form gebiendet, auf eine kleine Weile den lustigen Zweck seiner Maske.

Der Verleiher faßte den Frack an beiden Ärmeln und spannte ihn wie einen frischgeschossenen Steinadler vor seinem Kunden aus.

Anzensberger schlüpfte in die welthistorische Hülle ... und war Napoleon ... zum Verwechseln ähnlich, ... es fühlte nur noch eine Schlacht ...“, lobte der Verleiher und trat wie vor einem Ölbild drei Schritte zurück.

Anzensberger fühlte sich im Kostüm des Korsen wie daheim, griff in die Taschen und zog statt des Gefechtsplanes einen Hausschlüssel, sieben Pfennig und ein Tramtbillett, das noch zu einmaligem Umsteigen berechtigte, hervor.

Durch diese Funde schnellte er augenblicklich wieder zum Gemischtwarenhändler und Mitglied des Gesangsvereins „Morgenrot“ zurück und sprach: ... eigentl' solt's was rein Humorisches sei ...!“

Und Anzensberger probierte das halbe Lager durch, ward vor dem Spiegel zum Maharadscha, Torero, Eskimo, Sioux-indianer und Rokoko. Er schlüpfte von dem einen Land in das andere und wechselte die Jahrhunderte wie Taschentücher.

... dann gehn S' halt als Rotkäppchen ...“, knurrte der Verleiher ungeduldig und warf ihm einige Fetzen Märchen hin.

... Narrisch werd' i sel' ... freilich, daß sich an mir der ganze Verein damisch lacht ... Habe die Ehre ...!“

Und er ging — wie er gekommen war. Daheim setzte er sich ratlos in die Sofaecke und starrte verunsichert wie eine Glocke vor sich hin.

... Was hast denn ...? ... Bist krank, Josef ...? näherte sich ihm vorsichtig seine Gemahlin.

... Himmelherrgodsakrament ... mei' Ruah' möcht' i ...! Siehst d' as net, daß i an Humor suach ... Und da kenn' i koane G'spaß net ... Der Lustigste vom ganzen Ball muß i werd'n ... und da geh i sozusagen über Leichen ...!“



... Für was hab'n mir denn an Konversationslexikon, wo all's drinna steht ...", fiel es der Frau erleichtert in den Sinn.

Und es dauerte nicht lange und sie stemmte den Band „H“ vom Regal herab. Nach längerem Blättern las sie unter „Humor“ folgendes geschrieben: ... besteht in unendlichem Kontrast zwischen Vernunft und Unendlichkeit — — —

„... Siehst' as ...“ schrie Josef da zwischen.

... und let ein Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer geplanten Handlung in nichts ...“

„... Was i mir scho' allaweil denkt hab' ...“

... und sich als ein Verstricktes darstellt, als innerer Widerspruch zum Weltwiderspruch, weil in der Subjektivität sich ewig das Ganze des Daseins in sich zusammenfaßt, die Welt als unendliches Subjekt ...“

... Dös is klipp und klar — und sozusagen tiptopp ...“

„Josef, nacha gehst halt so Maschkera, wia's da g'schrieben steht ...“

... anders net ...“ jubelte Anzensberger, nahm den Lexikonband und legte sich damit ins Bett.

Am Ende der Abhandlung hatte er die Angaben über Bücher entdeckt, die alle vom Humor handelten. Er witterte darin nähere Gebrauchsanweisungen, und sein Ehrgeiz verleitete ihn dazu, daß er alle diese Werke sich durch einen Buchhändler bestellen ließ.

Von der Früh bis zur Nacht verließ er das Sofa nicht mehr, nahm nur geringe Nahrung zu sich und bekam Wutanfälle, wenn die Ladenklingel in seine Literatur trillerte. So lag er hingestreckt wie ein ruhender Gott da, indes sein Großhirn mit Überstunden arbeitete. Über der Rundung seines Bauches lagen die Bände „Psychologie des Lachens, Ästhetik des Komischen und die Metaphysik des reinen Humors“.

Zwei Tage vor dem Faschingsball des „Morgenrot“ wagte Frau Anzensberger die vorsichtige Frage: ... woabst as jetzt, Josef, als was du Maschkera gehst ...?“ „Red' mir net drein ...“ Mitten im Humor bin i jetzt drin ... Dös is a ernste Sach' ... Da genga dö Leut' ähnungslos auf'n Fasching, san kreuzfidel und wissen überhaupts net, was eigentl' Humor is



So saß er noch im Bett, als Punkt acht Uhr abends der lang erwartete Karnevalsball des Gesangsvereins „Morgenrot“ seinen Anfang nahm. Das bewährte Mitglied Josef Anzensberger wurde sogleich vermisst und eine dreifache Mann starke Abordnung beauftragt, nach dem Allseitsbeliebten zu fahnden.

Da sie in Anzensbergers Schlafzimmer eintraten, schüttelten sie sich, als ob sie vom Schlag einer elektrischen Starkstromleitung berührt worden wären. Im Lachkrampf zitterten die Muschelaufsätze, Papierrosen und japanischen Fächer an der Wand mit.

Erst allmählich brachten sie hervor: ... Sopp, alter Bazi ... Was ist's ...? Auf geht's ... Fein haast di z'samm'g'richt ...

dann zoag i euch, was a Humor is ... dann hab'ts ausgelacht ...“

Der Sprecher der Abordnung tuschelte seinem Mann zur Linken etwas ins Ohr. Der war Schnellphotograph und wachte zur Tür hinaus, kam alsbald mit Kamera und Blitzlicht zurück — und schon fauchte vom Nachtkästchen her das Magnesium auf — — —

... also, Servus derweil ...“, feixte die Abordnung, begab sich im Dauerlauf in die Dunkelkammer des Schnellphotographen. Und schon nach Mitternacht, während der Weißwurstpause, gelang es — den Herrn Josef Anzensberger mit Senfbad, Bibliothek und Kartoffelschnitz im Haar — als lebensgroßes Lichtbild an die weiße Wand des Ballsaales zu projizieren ...

Explosiv wurde der Gesangsverein zum Orkan. Alles schrie, gröhnte und brüllte vor Zwerchfellreizung. Flaschen fielen um, Bronchien pfliffen, dickbusige Frauen verlangten vom Oberkellner nach Atemluft, und künstliche Gebisse sprangen über Bord ...

... Bravooh — — — bravissimoooh is er troffa ... dö's Luada hat an Humor ... Prost, Anzensberger ...“ ertönten die Beifallsschreie, alles stieß die Gläser zusammen, und immer wieder trank der Saal auf sein Wohlgedehnen in solchen Zügen, daß seine leibliche Gegenwart gar nicht mehr vermist wurde.

Um vier Uhr morgens war Prämiierung der lustigsten Maske — und einstimmig wurde dem hochverehrten Mitglied Josef Anzensberger der Erste Preis unter jubelndem Beifall zugesprochen ...

Als das Fest zu Ende ging — hatte auch Anzensberger die letzte Seite über Humor gelesen.

Es dauerte lange, bis er die Wirklichkeit brockenweise begreifen konnte. Dann fand er die Worte: — da kennst sich



Am Morgen vor dem Fest sprach Josef fiebrig im Schlaf von tragischem Lebensgefühl, Polarität und Transzendenz ... Frau Anzensberger schwitzte vor Angst, legte ihm einen Umschlag mit rohen Kartoffelschnitzern um die Stirn und steckte seine Füße in ein heißes Senfbad.

Anzensberger sah wie aus einer fernen Welt zu ihnen auf. Seine Gemahlin wagte nicht mehr, ihn anzureden — und so schien er den Ball ganz vergessen zu haben. Und wie aus einem schweren Traum erwachend, sprach er: ... glei bin i soweit ... Zwanzg Seiten hab i noch,

koa Sau aus ... Was is jetzt Humor ...? Bin i' narrisch oder san's dö anders ...?“

Und seine Babett tröstete: ... oh mei, Josef, dö's is dö's Traurige am Fasching, daß da alle narrisch werd'n — — — Dös is uns halt so auferlegt — — —

Abfahrt

(E. Schilling)



„Darf ick Jnädigste zu 'ner vajnüpften Abfahrt einladen?“ — „Rutsch alloa abi, damischer Völkerbund, damischer!“



(Hilla Osawald)

ihren unwidderstehlichen, beinah mecht ick sahn
rewanaterlichen Jeruchssinn, die Damenwelt!
So jefällt mia mein Beruf! Kommt ran, alle
meine Entchen, piele-piele-piele-piele! Da wird
Muttan ihrn Orje knusprich untan Pullowa!
Mit dia, kleena Matrose, uff de Europa durchn
Teltowkanal! Un kosten tut et for dia man
nur ne kleene Anzahlung, een Jroschen! Huili-
julululul! Lottchen hat dem Schicksalsrad in
de Speichen jekitzelt! Daas-hopp: een Kar-
tong Duft, der eine schöne Frau begleitet,
selbstjekelterta Perlföng, 4711 is eene ein-
stellije Zahl dajeln! Warten Se doch, loofen
Se doch nich wech! Sie hamn die Prämie
vajessen! Een Anhänga, een Schornsteinfeja
aus Platäng! Wa? Wat sahn Se? Se sehn
dem Platäng nich? Det liejt daran, weil Se
nich wiesen, wat Platäng is! Platäng is,

wenn un ma hat keenen, denn nimmt ma Well-
blech. So, jetzt wissen Se 't janz jenua! —
Oskaaaaa, wat machst du denn hia? Wie soll
die liebe Oma zu Hause die Socken stopfen, wenn
du hia mit deine Strickadelwaden spazian-
loofst! Nu pürsche dia ma ran, Junge! Jnädije
Frau, jehm Se doch Oskan man so 'n kleen
Rippentrillal! Der Junge hat ja keene Traute
nich! Soooo, is richtig! Da, seh ma, Miese,
wie der Oskan sein porösen Bizeps aus der
Wäsche holt! Da kricht unsa Maxe Schmel-
ling Schüttelfrost, un Carnera, jeh! Ina Klost!
Hurrer-hopp: Ooka hat 'n Waffeleisen je-
wonnen! Nu wird's Tacht! Wat ziehste so ne
krause Wange, Ooka, wat haste form Rang-
schiaabahnhof uff de Stirne? Jefällt dich det
Eisen nich? Det Eisen is jut! Det Eisen an
Zwörnsfaden leban Besuchsstuhl, un det
Schwert von dem olln Damokleis is 'n lau-
warma Rejnbrobbn jejn diese Qual! Da jehnt

hin wie ne Todesanzelje uff Rädant! Schwirr ab, Ooka, un-
dankbara Sparjel!
Noch imma is vorhanden Nucki-Nucki, unsa Stolz, unsa
Jlick, unsa langhaarjlet Selbstbewußtsein, Nucki-Nucki mit
det starke Herzeken unter det seidenweiche Fell, Nucki-
Nucki, ein Schmuck fia jedet Vertiko, ein Trost for jedet
kindlose Ehepaar, eine Sonne uff via Foten for jedet
Altsteheim!

Aba seffaständlich, Herr Adolf Mängschu, imma in de
Speichen jefällt! Un eins — un azeel — un drrrrrrr!
Numma einunfummisch, Des Mäuseterum von Bingen, ein
herrlichet Stücken Natua, janz zwanglos uff 'n kleeneret
Format zurückjeht. Wat denn, Herr, is ihn nich jut
jenuch? Form Jroschen wolln Sie wohl 'n eichten Zille
ham, wa? Zieht der Mann ne Lippe, als wolte eja! Zwöl-
szylinder sahn! Nu seh ma eena an, da hat eena leba
unsan Orje zu meckan! Veleicht vauchan der Herr nochma,
da is noch 'n kleenst Museum zu jewinn, det schick ick den
Herrn noch jerne nach allem Uah in de Wohnung szul Zopp
ab, häßliche Säuchling!

Hallo-halli-halli-hollaaa, herranjewedelt an die Tombola! Hia
jilt keen Mindajährlichkeitskomplex als Entschuldijung, wer
hia knieft, der is 'n schwache Mensch! Du ollia Indiana,
kiebitzen jibt et hia nich, entweda, oda du jehst heim,
Mutt! Hat dia schon dem Kakao in de Wärmflasche jetan!
Soo, jetzt kommt Frieda in die Epoche jeloofen! Jawoll,
meine Dame, hia kann sich jeda eene Zukunft schaffen, un
wenna noch ne Valjangenheit szu hat, denn amieteln wia
en Angaschment zum Kulturfehl! Da, sehn Sie, ohiaialala-
la-hupp: ein Rejnshürm, Parapilj hejßen bei die inter-
nassjonale Diplomatie, Jewittafilinte nonnt's der Schrewa-
jährtne. Wie steht ihn doch der Schürm so niedlich zu det
liebe Jesichte! Un wenna ma hienieba is, Jnädije Frau, un
er sieht aus als wie 'n ausjesternta Himmel, denn jibt det
imma noch 'n flotten Pulswärma ab.
Naaa, kleena Pussel, wie wir et, wenn wir würdn so 'n
kleenst Ding drehn, wenn wir det scheene, blanke Rad, —
huljujhuljujhuljujhulji! Rrrrrrrrrrr, meine Herrschaffen!
Jetzt spitzt der älteste Mickajreis det ausjeranste Oah,
Jetzt lejt der Hahn 'n joldenen El, jetzt lacht die Wurscht
in der Pelle!
Festjosenen! Jewonnen is der Hauptjewinn! Nucki-Nucki,
der echte ehmtos langhaarichte wie blaue Wiens is infolge
iemmswürdjil Schicksalslaune in den Besitz von — Frü-
lein Paula Kachewski hieniebahuppelt! Empfangen Sie
denn, liebe Paula, diesel polverbrämte Sticken Himmel-
reich!
Kapelle, een Tusch for det jlickliche Paar!
Otto, ne Molle!"

Lieber Simplicissimus!

Felix fuhr mit seiner Frau im Fasching nach Freiberg.
Der Schlafwagenkontrollleur verlangte: „Ihren Trauschein!“
Felix hat ihn nicht mit.
Ohne Trauschein läßt der Schaffner das Paar nicht
allein.
„Aber das ist doch meine Frau!“
„Wie wollen Sie das beweisen?“
Schreit Felix: „Sehen Sie sie sich doch an!“

Ein Servierfräulein stellt sich bei mir vor mit folgendem
Zeugnis:
„Fräulein X. war vom 1. Mai bis 31. Oktober bei mir.
Durch ihr gutes Betragen, sowie ihre guten Fachkenntnisse
war ich mit derselben auch in sonstiger Beziehung jeder
Zeit sehr zufrieden und kann solche jedem Kollegen aufs
beste empfehlen.“

Apachenball

(Charlotte Gmelin)



„Frollein, ick bin 'n echter Apache, Fassadenkletterer!“ — „Hach, fein! Ich
wohn' im fünften Stock!“

HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuer und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschiert RM —80, gebunden RM 1.60 einschließl. Porto und Verpackung

SIMPLICISSIMUS-VERLAG / MÜNCHEN 13
Postcheckkonto München 5802

Schnappschuß

Da ist irgendwo ein kleiner ostlicher Bahnhof. Man möchte beinahe sagen — ein streng ritueller Bahnhof. Das Wetter ist kalt, der Wartesaal ist überfüllt, man disputiert, redet, redet mit Händen und Füßen, so der Bahnreisende der Tür öffnet und — eher leise als laut — heiser gurgelnd verkündet: „Schnelzug! Odenberg Wien!“ Die Worte gehen unter in dem lauten Guschmeis, kein Mensch läßt sich stören, und erstaut wende ich mich an den Portier: „Das haben doch kaum

die gehört, die neben der Tür stehen! Warum rufen Sie nicht lauter?“ Blinzelt mich der Gute an und sagt mit beruhigender Handbewegung: „Herrchen, es wird sich schon herumreden!“

Lieber Simplicissimus!

Ich ging zur amtlichen Stelle für Reisepässe und bat um Ausfertigung eines solchen Dokumentes. Zu welchem Zweck benötigen Sie den Paß?“ fragte der Beamte. „Ich will meine Verlobte aufsuchen, da wir ver-

schiedenes für die Hochzeit zu besprechen haben.“

Der Beamte dachte nach, dann fragte er: „Sagen Sie mal, kann Ihre Verlobte nicht zu Ihnen kommen?“

Aber, mein Herr, das geht doch nicht —

„Warum nicht?“

„Bedenken Sie doch: eine Dame kann doch un-

möglich —“ „Ach so —“ Er erob sich von seinem Schreibtisch und klopfte mir väterlich auf die Schulter: „Wenn Sie doch heiraten wollen — da ist's kein Unglück, wenn wirklich was passieren sollte...“

AMOL
altbewährtes
Haus- und
Einreibemittel
GEGEN SCHMERZEN

Arterienverkalkung heilbar
Insertiert ständig
im „Simplissimus“
Gesundheitslage!

FRITZ GOLDSCHMIDT
Institut Aorta / Reichenhagen (H)

Schwachen Männern
erhöht weibliche
Energie bis
frei u. tollkühn
Genießen Sie
das Reichenb. 670

Ein Dokument
der Infektion
und Korruption
Berliner

Bilder
Von Karl Arnold
Karl Arnold Ma 150
Simplissimus Verlag
München 13

Den Gewalten trotzen



Ist Mannespflicht und Lebensinn
Was so übergehen, wenn die Kräfte versagen? Wir wissen.
Unsere geistigen, seelischen und körperlichen Kräfte hängen
von den Hormonen ab. Bei Mangel an Hormonen nimmt man

OKASA
das bewährte Hormon-Präparat gegen Erschöpfung,
Neurosen, Depressionen und vorzeitiges Altern.
OKASA für Männer und Frauen Lebensfreude, Jugendkraft
und Leistungsfähigkeit zurückgeben. OKASA-Säcker 1 g,
1 Mann, 100 g, 1 Frau in allen Apotheken. 100 Tabl. 9,50.
Zusendung v. Broschüre u. Gratisprobe veranlaßt geg. 24 Pf.
Porto **HORMO-PHARMA, Berlin SW 355, Alte Jakobstr. 85**

Jeden Abend
Chlorodont
Jeden Morgen

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt Motelstraße 31 Die original altd. deutsche Gaststätte	Kottler Zur Linde Harburger Straße 2 s. d. Taunizstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Völlerei
Simpl.-Bücher
Kart. Eine Mark
Simplissimus-Verlag
München 13

Zeitungsauschnitte

liefert:

Adressen

Wurfsendungen

erledigt:

für Sie

Adolf Schustermann

Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5511

Druckschriften bitten wir anzufordern!

An alle Jäger

Der 1. Jagdsommer nach der Ernte- und Mähperiode hat die Jägerclubs der Deutschen Jagdgesellschaft, auch „Der Deutsche Jäger“, bei dem 1. Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung. Die 1. Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung. Die 1. Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung.

Die Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung. Die 1. Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung. Die 1. Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung.

Der 1. Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung. Die 1. Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung. Die 1. Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung.

Die Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung. Die 1. Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung. Die 1. Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung.

Der 1. Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung. Die 1. Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung. Die 1. Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung.

Die Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung. Die 1. Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung. Die 1. Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung.

Der 1. Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung. Die 1. Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung. Die 1. Jagdsommer, der am 1. Juli 1935 beginnt, eine große Bedeutung.

Deutsche Hotel-Zeitung

Nürnberg-W

das unabhängige Organ für
Hoteldirektoren u. Fremden-
verkehr • 39. Jahrgang •
Verbreitet über ganz
Deutschland und im Aus-
lande bei Hoteliers, Gast-
hofbesitzern, Cafés, etc.,
Saubesitzer, Pensionen,
Kur-Anstalten usw.
Durchschlag, Werbekraft.
Abonnementpreis: Vier-
teljährlich für Deutschland
M 2.40
Inserate: Die 10 gepaltene
Millimeterzeile 10 Pfennig

Den Kragen seines fadenscheinigen Sommermantels hochgeschlagen, die Hände tief in den Taschen, mit den lächerlichen Schlenker ängstlich die größten Pfützen vermeidend, so stapft er durch den Schneematsch der Hauptstraße.

Der Verkehr stockt. Man schleppt bunte Kulissen, Lorbeerbäume und Blumengirlanden über das Trottoir.

„Faschings-Redoute“ steht auf einem Plakat neben dem Portal.

Einmal im Leben — denkt er. Nur wenigstens einmal zusehen bei so was!

Er geht weiter. —

Eben steckt er seine Stempelkarte wieder ein, da tritt einer der Beamten aus der Tür, wirft einen Blick über die Reihen der Wartenden und winkt ihm. „Moment mal. Zeigen Sie mal ihre Karte.“ Er blättert.

Jedes Blatt ein Monat. „Hm. — Sagen Sie, Müller —: Möchten Sie heut abend auf einem Faschingsball aushelfen?“

Er kann nur stumm nicken vor freudiger Erregung.

•

„Die Aushelfer hierher!“ Der frischgebügelte Herr im Cutaway ist schon jetzt nervös und überanstrengt. „Wie sitzt denn ihre Livree, Mensch!“

Er reißt am Halskragen und an den kurzen Rockschoßten herum. „Hier der Kanton...“

„Herr Geschäftsführer! Gäste!“

„Leckt mich an...! Was will das Pack jetzt schon hier?! Soll'n warten, die Idioten!“ — Also: Hier der Kanton mit Luftschlangen! Jedes Paket eine Mark! Am Schluß entweder Geld oder die Rollen, verstanden? —? Zweieinhalb Prozent und Abendbrot bekommt Ihr. Jetzt kommen Sie da mal her!“

„Herr Geschäftsführer! Ans Telefon!“

„Himmeldonnerwetter! Was für ein Hornvieh...“

„Der Herr Direktor ist dran.“

„Können Sie doch gleich sagen, Sie Schafskopp!“ — — Herr Direktor? — Ja, das mach ich gerade! —

Jawohl! An beiden Ausgängen! Wird schon besorgt! Jawohl, Herr Direktor! Er kommt zurückgestürzt. „Los!“

Der Nächste her! Schlafen Sie nich, Mensch! Hundert Konfettiküthen! Stück eine Mark! Zum Schluß Geld oder Tüten! Daß Ihr's gleich wißt: An allen Ausgängen stehen Portiers! Soll sich keiner einbilden, daß er türmen kann! Alle Stunde wird abgerechnet! Wenn die Ware alle ist, sofort hier neue holen! Hier, bei dem Fräulein an der Kasse! Weiter! Der Nächste! Los! Los!“

•

Die Gäste kamen. Der Tanz begann.

„Halt! Herkommen! Setzen Sie mal den Kasten weg! Wein raufholen helfen!“ — „Jawohl, Herr Ober!“

„Eis besorgen! Hier ham Sie 'n Eimer!“

„In 'n Keller mit runter!“ — „Jawohl, Fräulein!“

Prinz Karneval zieht ein.

„Nehmen Sie 'n Beesen! Fegen Sie mal schnell die Treppe da ab! Saustall in meinem Hause! Dalli!“ — „Jawohl, Herr Direktor!“

„Mensch! Ham Sie noch nicht vakooft?! Sie schlafen sich wohl hier aus, was?! Los, an diese Tür stellen

Sie sich hin! Halten die Gäste an, die rauskommen! Und laut brüllen! Die sind schon alle halb besoffen!“ — „Jawohl, Herr Geschäftsführer.“

„Luftschlangen gefällig! Luftschlangen gefällig!“

„Brüllen Sie mich nicht so an, Mensch! Was fällt Ihnen denn ein!“ Der Herr zieht empört sein Taschentuch. „Herr Direktor! Was ist denn das hier für eine Art! Ihre Leute überfallen einen ja!“

„Noch eine Klage! Fliegen Sie aber raus, mein Lieber! Wahnsinnig geworn, was?!“

Prinz Karneval, der feiste Tenor vom Stadttheater, schmettert: „Liebwerte Naren! Holde Närrinnen! Ihr lieben, goldigen Menschen alle, die Ihr mich höret! Prinz Karneval regiert die Stunde! Und aufgehoben in weiter Runde — ist alles, was Mensch vom Menschen trennt!“

„Bravoo!“ — „Bravoo!“ — „Ob arm oder reich — das ist heute gleich!“ — „Bravoo!“ — „Hoch!“ — „Prosit!“ — „Heut gibt es keinen Unterschied! Drum stimmt mit mir an das Lied...“

Ein Stoß in den Rücken, daß Rollen und

Geld übereinander fliegen. „Was glofzen Sie denn da! Los! Sausen Sie mal ins Treppenhause! Da hat einer hinkojotzt!“

Dalli! Los! Aufwiechen!“

Das Erbrochene stinkt erbärmlich. Müller würgt es in der Kehle. Jemand klopf ihm neckisch auf den Hintern. „Na, kleiner Boy —?“ Der weinselige bessere Herr knieft die Augen zu und wird handgreiflich deutlicher. Müller hotl ergrimmt mit dem Wischlappen aus. —

Stimme von oben: „Halte! Sie da unten! Woll'n Sie sich da verheiraten im Treppenhause? Los! Ein Gast hat schon dreimal nach Luftschlangen gefragt!“

Um halb drei knurrt der Magen. Er erkundigt sich beim nächsten Abrechnen bescheiden. „Was woll'n Sie? Ihr denkt bloß ans Fressen und Saufen!“ Der Geschäftsführer stürmt herein, faßt den Ärmel.

„Kommen Sie! Da hinten schlagen sich welche!“ Raus an die Luft mit den Schweinen!“

Halb vier. Die Fäße schmerzen. Die Augen brennen. Die Eingeweide knurren.

Die Abrechnung stimmt nicht! Schweißausbruch. Wieder und wieder von neuem rechnen! Zwackos. Zwölf Mark fehlen! Müller sinkt zerschmettert auf einen Stuhl. „Was hocken Sie denn da?!“ Mensch! Jetzt mittlen im besten Geschäft!“

„Zwölf Mark fehlen mir! Acht hatte ich bloß verdient bis Jetzt...“

„Geschieht Ihnen recht! Passen Sie besser auf! Los! Machen Sie, daß Sie's wieder reinholen!“

Aber die Gäste beginnen bereits zu gehen. Der Betrieb flaut ab. Müller kann nicht mehr weiter vor Hunger. Geht kurzerhand direkt in die Küche. Zum Koch.

„Wat denn, wat denn —! Jetzt komm Sie —?“ Er hebt die Schultern. „Nicht een Krümel hab ich mehr in der Küche!“

„Ich will's ja bezahlen, Herr Küchenchef!“

„Alles ratzekahl ausvakooft, junger Mann! Wären Sie doch friher mal vorbeikommen —!“

Müller wankt hinaus. Er rechnet zum letztenmal ab. Auch die drei Mark, die er mitgebracht hat, gehen mit drauf. Nicht einmal Fahrgeld bleibt ihm. Die Tränen stehen ihm in den Augen.

Im Zimmer nebenan zählt man Berge von Geld.

Der Direktor brüllt den Geschäftsführer an: „Wie komm ich denn da raus, Herr! Wie soll ich da rauskommen?“ Das langt nich mal auf den Wechsel... Machen Sie die Tür zu, zum Donnerwetter!“

Die Tür kracht ins Schloß.

Endlich Schluß im Saal. Aufstuhlen helfen! Tausendfünfhundert Stühle sind auf die Tische zu stellen.

Livree abgeben. Feierabend.

Pötzlich sind alle wie von einem Bann erlost. Man tauscht seine Erfahrungen aus. Man bedauert Müller. Lagt zusammen, damit er wenigstens seine drei Mark wieder hat.

Er wankt in den eisigen Morgen hinaus.

Ein Nachzüglerpärchen drückt sich noch in der Ecke herum. „Ach, Edgar —! War das himmlisch!“

Müller klappt seinen Kragen hoch und spuckt in großem Bogen aus.

So nebenbei

Von Katatästr

Eine ältere Kagedame, die sonst meist der Ruhe pflegt, sah ich heut auf wunderbare Weise seelisch angeregt.

Denn ein Kater, jung an Jahren, trat ihr unvergeßlich nah.

Und er ist mit ihr verfahren, wie ihr lang nicht mehr geistlich.

Dieses freundliche Erlebnis — leider allzu rasch entflohn — zeitigte als Endergebnis eine Ich-Illusion.

Überzeugt von dem Befunde stieg ich froh bewegt nach Haus: laufs' beim Karneval im Grunde auf was anderes hinaus?



(A. Salzer)

Frühling läßt sein blaues Band . . .

(Wilhelm Scholz)



„Daß d' Leit' gar aso narrisch wer'n im Fasching! Jetz i trink halt mein' Frühjahrsabführtee.“

Weshalb?

So gerne wüß' ich endlich ganz genau:
weshalb sind Affenmänner hinten blau?
Ganz sicher, weil als schönster Affe gilt
der, dem die blaueste Hinterschule schwülzt.
Und wenn er damit kokettiert und lacht,
dann bleibt kein Affenmädchenherz verstockt.
Der mit dem blauesten Hinterleit allein,
der wird die schönste Affenjüngfer fre'n.
Gewiß hat Gott den Affen sehr geliebt,
daß er vor andern diesen Schmach ihm gibt.
Wie schlecht gestellt ist doch der Menschenmann,
der keine solchen Reize zeigen kann! Th. Sk.

Die bacchantische Note

Die gnädige Frau wollte zu einem leibhaftigen Künstlerfest gehen — als Bacchantin! Ihr Kostüm bestand aus etwas Ausgeschnittenem. Prüfend besah sie sich im Spiegel, und ein paar nachdenkliche Fältchen an der Nasenwurzel zeigten an, daß sie mit ihrem Bilde noch nicht einverstanden war. Es fehlte eigentlich nichts — nur das Charakteristische. Schließlich konnte sie sich ja kein Schild umhängen: „Bacchantin!“ Als aber ihr Gatte — er war als Satyr verkleidet — ungeduldig ins Zimmer trat, da glätteten sich die nach-

denklichen Fältchen an der Nasenwurzel der gnädigen Frau. „Du, Männchen“, rief sie, „komm, beiß mich mal in die Schulter...!“

Nord-Süd-Gespräch in Partenkirchen

„Mogst mi?“
„Wie, bitte?“
„Ob's d' mi mogst, frag i.“
„Verzeihung, da müssen Sie mir erst sagen, was „mogt“ bedeutet.“
„Ob's d' mi mögen tuast, Herrgottssakra!“
„Ob ich Sie mag? Sie meinen also, ob ich Sie liebe?“
„Freili — freili! Mir sag'n halt: ob's d' mi mogst. Liabn — döa klingt so g'spreizt. Für liabn sag'n mir „heiraten“, verstehst?“
„Sie möchten also wissen, ob ich Sie liebe?“
„Naa, ob's d' mi mogst.“
„Warum denn nicht, ob ich Sie liebe —?“
„Was fragst denn so saudumm daher? Verheirat' bin i eh' scho!“

Etymologie

„Warum heißt der Februar eigentlich Hornung?“ — „Vermutlich, weil im Karneval die Hörner am besten wachsen.“

Lieber Simplificissimus!

„Also, Kinder, ich habe eine großartige Idee! Auf den Maskenball morgen gehe ich als Demosthenes. Es ist auch ja sicher aus der Schule bekannt, daß dies der große griechische Redner ist, der durch beharrliche Arbeit sein ursprünglich sehr kümmerliches Organ, das noch dazu mit einem Sprachfehler behaftet war, prächtig heranbildete. Diesen Werdegang werde ich während des Abends ganz charakteristisch darstellen!“
„Ja, Menschenkind, wie willst du denn das machen?“
„Sehr einfach, mein Junge! Erst trage ich mein Geblö in der Tasche, und nachher stecke ich es wieder in den Mund!“

Faschingsball in Frankfurt.
Ein Mädel war dort — so etwas gibt es nur in Frankfurt. Und auch dort nur einmal.
Ein dicker Herr wieselte zu ihr: „Wollen wir?“
„Was?“
„Tänzen?“
„Ich tanze nicht mit fremden Herrn.“
„Erlauben Sie mal — sind Sie denn nicht zum Vergnügen hier?“
„Ja. Aber nur zu meinem.“

Anknüpfung

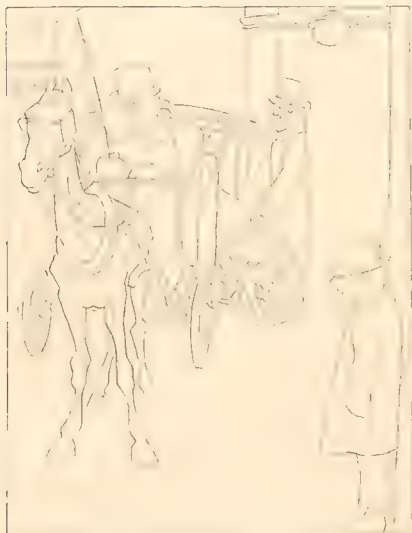
(Rudolf Kriesch)



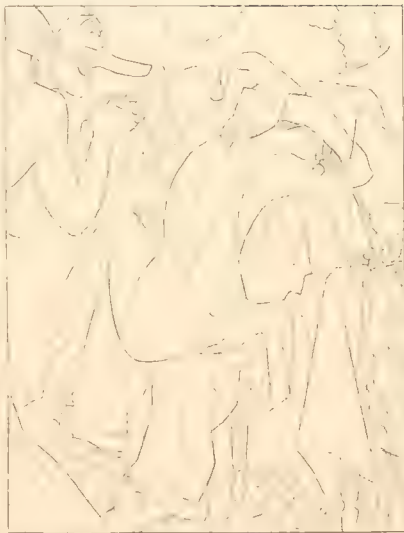
„Wenn Se schon ä Sicherheitsnad'l verlang'n, Freilein, da gann 'ch Se ja gleich frach'n: wie wär'sch mit eenem galand'n Abendsier?“

Kurz ist der Fasching

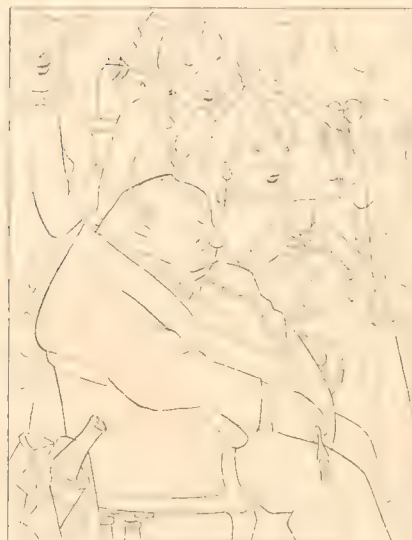
Zeichnungen und Verse von Karl Arnold



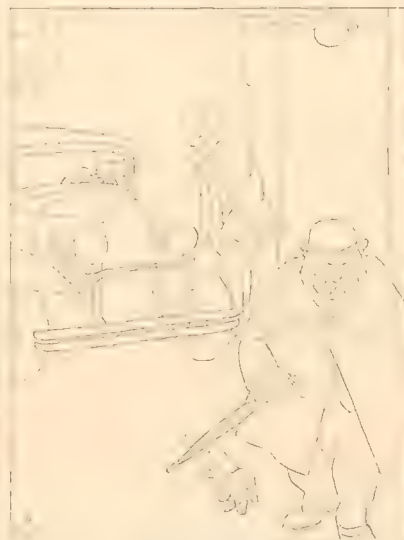
„Da schau' her!“ sprach Pepel Huber,
als er noch ein Lehrling war.
„So was dös is freu zun'n
s nächst'mal bin I achtzehn Jahr!“



Als Gehilfe Pepi Huber
zeigt er, was er kann als Mann,
bei der Genz, Fanny, Lino:
„San halt schöne Sach'n dran!“



Der Rayonchef Joseph Huber
ist als Wurzen hochbeliebt,
weil er liebesdürstigen Filzlecherln
ohne Anspruch Schampus gibt.



Als der Privatjeh Herr Huber
schimpft er auf den Karneval:
„D' Weißwürsch' san dös oanzig G'sunde,
"s andre is Moralverfall!“

Faschingsliebe

(E. Thöny)



„Gschwind, Resi, an Löschezug Bier! Bei meiner Dame brennt d' Leidenschaft!“

SIMPLICISSIMUS

Abessinien

• O. Gebrüder



„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
der bekannte lachende Dritte!“



Vorüber ist das Aufgeschüppe . . .
Indem ich in die Toppe schlüpfte,
die für den Alltag sich geizt,
wird neuerdings Moral gemint.

Zunächst bedrückt ja diese Pofe.
Die Stirne bildet und die Hofe,
weil ihr der Wechsel unbequem,
ein Kummereinfaltewurfsystem.

Dann aber kommt erneutes Hoffen
auf Zephyrlügeln angelossen,
das ins vergränte Ohr uns schreit:
Joseph ist ja nicht mehr weit!

Heißt das nicht: Himmelsbläue? Sonne?
Heißt das nicht: erste Frühlingswohne?
Die Pflanze schlürft sie und das Tier.
Der Mensch hält sich aus Märzengieb.

Natiasos

Kaxschnee

Von

Rudolf Schneider-Schelde

Wintersport . . .? dachte Professor Kax, gut, ausgezeichnet sogar! Er blickte zum Fenster seines Arbeitszimmers hinaus in milde föhnlige Luft auf feuchte Felder, die noch keinerlei Bekanntschaft mehr mit Schnee hatten. — Aber, dachte er weiter, wenn es nun nicht schneit? Wenn es gar niemals mehr schneien wird? Was dann mit Wintersport? — Er grubelte den Möglichkeiten solchen Naturgeschehens nach und tauchte unvermutet am andern Ende seiner Überlegungen mit einem phänomenalen Einfall wieder auf. — „Machen wir!“ flüsterte er heil vor sich hin.

Wie? Wenn kein Schnee fällt, ist Schnee begehrt, dachte der Professor etwas später, von Ende Oktober bis Mitte März herrscht Hochkonjunktur in Schnee sozusagen, den Markt beherrscht die Nachfrage, der leider allzuoft kein annähernd genügendes Angebot gegenübersteht. Kein Zweifel, daß mit Schnee unter gewissen Umständen sogar ganz ausgezeichnete Geschäfte zu machen wären, von allem andern zu schweigen!

Professor Kax sah durch seine Brille in den wolkenlosen Himmel, der reine Frühlingssimmung zeigte. Sein Erdingergehirn arbeitete; sollte der große Schlag — den er oftmals im Leben nahe gewesen war — diesmal gelingen? — Man muß einfach Schnee fabrizieren, erkannte er, schöner,

korrigern Pulverschnee erster Qualität, wie ihn die Skifläuer lieben, den geringeren kann man ermüdet an Gartenbesitzer verkaufen, für Kinderrodelbahnen oder Schneeballschlachten; man wird reißenden Absatz finden. Ich werde Schneewerke errichten, träumte der Professor, Kunstschnee — System Kax, einfacher noch Kaxschnee, geschützt in allen Kulturstaaten, und ich werde vom Reingewinn endlich in den Süden reisen und die ewige Sonne kennenlernen können.

Professor Kax ging sofort ans Werk. — Woraus besteht Schnee? fragte er sich. Er hatte keinen zur Hand, um die Frage persönlich zu untersuchen, aber er wußte, daß Schnee zur Hauptsache aus Wasser besteht. Wasser, in einer gewissen Temperatur heiß, erstarrt, ergibt Schnee. Es mußte ein kleines sein, diesen Vorgang künstlich hervorzurufen, es hatte offenbar noch niemand daran gedacht. Der Professor begab sich in die Gemächer seiner Gemahlin hinüber und borgte sich ihren Parfümerstüber aus. — „Es dreht sich um ein prinzipielles Experiment, meine Liebe“, sagte er der Besorgten, die ihn mit Unlust entschreiten sah.

In seinem Laboratorium angelangt, stellte Kax sofort Kälte her, ließ Ammoniak verdampfen, streute Viehholz und verfolge mit dem Thermometer in der Hand gespannt das Sinken der Temperatur. Bei Null Grad fing er an, bedächtig Wasser aus dem Parfümerstüber in die Luft zu spritzen, und erreichte, daß sich allmählich um ihn herum kleine Wasserfäcken bildeten. Doch bildeten sich am Rand der Scha-

len und des Tiaches, an welchem er experimentierte, unzweifelhaft auch Eiskristalle, und an diese allein hielt er sich, kratzte sie mit dem Kaffeelöffel zusammen und war änglich bemüht, vor jedem vernehmen Lufthauch zu hüten. Umsonst, schon durch die nähere Betrachtung allein zerfloßen sie wie Butter an der Sonne.

Immerhin, stellte Professor Kax befriedigt fest, es ist somit gelungen, Schnee in der ihm eigentümlichen Konsistenz experimentell herzustellen. Nur dürfte sich empfehlen, andere chemische Grundstoffe, als dem geplanten Kaxschnee zu verwenden, da ja eben die Schwäche, welche dem natürlichen Schnee angesichts höherer Temperaturen anhaftet, vermieden werden soll. Wie wär's mit Gips? erwog er flüchtig, oder mit Mehl, oder mit einer Mischung aus Zucker und Leim?

Gedacht, getan: der Professor begann eine großzügige Versuchsreihe, die Indessen zu nächst nicht die erhofften Ergebnisse zeitigte. Auch wuchsen erhebliche Schwierigkeiten vor ihm auf, die einmal in der Natur der gewählten Materialien lagen, zum andern ihm durch das Unverständnis seiner Hausgenossen erstanden. So wurde ihm der Schlüssel zur Speisekammer entzogen, nachdem er — wie Frau Professor Kax sich ausdrückte — bereits einen halben Zentner Mehl zum Fenster hinausgegeben hatte. Allerdings hatte Kax eine Mischung geheimer Art in größerer Menge vom Fenster aus zerstäubt, um festzustellen, ob der Belag, den die im Garten liegende, für seine Zwecke brauchbar sein werde. Die Masse hatte sich als nicht sehr günstig erwiesen, klebrig mit der Neigung, teigige, knödelige Klumpen zu bilden, abgesehen von den vermutlich zu hohen Herstellungs-kosten, da als Grundlage in der Hauptsache Weizenmehl verwendet worden war. Auch Gips erwies sich als nicht geeignet infolge seiner Tendenz zu erstarren, wie der sehr harte Belag im Musikzimmer bewies, wo der Professor mit diesem Grundstoff in größerem Umfang experimentiert hatte. Selbst Haferflocken, die zunächst Erfolg zu versprechen schienen, stellten sich als zu blumig heraus.

Die Sache war nun einfach, aber wo ein Wille, da ist auch ein Weg. Kax kam durch einen Zufall darauf, beim Rasieren, aber es war nicht Seifenschäum, der ihm die Erleuchtung brachte, sondern ein Klumpchen seines Gummischwammes, das sich in seinen Bart verheddert hatte. — Gummil, nicht roter, selbstverständlich weißer, nicht fest, selbstverständlich flüssiger, Gummischnee aus mußte eine nahezu ideale Grundlage für Kaxschnee sein. Es mußte gelingen, winzige Teilchen Luft in Gummibällchen oder Bällchen einzufangen, Luftkernchen mit einem Gummihäutchen zu umgeben gewissermaßen, vielleicht mit etwas Zusatz von Gas, welche, in die Luft gespritzt, einen herrlichen, elastischen, dauerhaften, gegen jede Temperatur und sogar gegen Regen widerstandsfähigen Schnee ergeben würden. Welche Vorzüge übrigens gegenüber natürlichem Schnee: Keine harten Stürze mehr für Sportleute und die es werden wollten, keine Verrenkungen, Stulen oder Schrammen; wie gefedert gleitet der Schutramen dahin und fällt auch wie gefedert!

Kax verwirklichte seine Idee sofort. Es gelang ihm, durch einen kleinen Paraspizipistole eine Konstruktion zu erzeugen, in deren einem entfüllter Mischkammer Luft mit Leichtgas gemengt und derart in weißgefärbte Gummikugeln verpackt wurde, daß sich besagte hauchdünne, hauchleichte zauberische weiße Bällchen von unterschiedlicher unfängeriger Erbsengröße bildeten, welche unter einem Luftpuffe nach dem Mischungsverhältnis früher oder später irgendwo nieder, manchmal auch gar nicht, wie beim ersten Versuch des Meisters, auf den Boden der Mischkammer beigesetzt hatte, so daß sein gesamter Schneefall auf Nimmerwiedersehen in den Lüften verschwand. Aber das waren Anfangsgeschicklichkeiten, welche nicht viel besagen wollten.

Eines schönen Tages im Winter, bei strahlender Sonne und zehn Grad Wärme überraschte der Professor das Villenvergnügen am Rand der Stadt, in dem er wohnte, mit einem prächtigen Schneefall mitten aus heiterem Himmel. Ganz leise hatte er alle

(schluß auf Seite 592)

Habsburger Restauration

short story



„Aldann, die richtige Saison is dös nüt. 's G'schäft mach'n dō Fremd'n, und mir wer'n bloß K. K. Hoflieferant.“



„Weeßt, Sprachen müßte man eben können, Sprachen!“ — „Aber Kleenes, mit Beenen, wie du se hast, wirete in der janzen Welt vastanden!“

Kaxschnee

(Schluß von Seite 690)

Vorbereitungen getroffen, und nun stand er auf dem Dach seines Hauses, den Gartenschlauch in der Hand, den er vorläufig benützte, und dirigierte den flockigen, schaumigen, zum Himmel schießenden Wirbel nach rechts und links, über die Dächer der benachbarten Häuser hin, über die Lindenallee und die Vorgärten der schmucken Straße, über den Hof der psychiatrischen Klinik, die in der Nähe lag. Das Phänomen fand gebührende Aufmerksamkeit.

Vom Dach aus sah der Professor, wie sich die Menge neugierig mit dem noch nie geschauten Wunder zu beschäftigen begann. Erste Männer rieben die Substanz ratlos zwischen den Fingern, rochen daran und steckten sie prüfend in den Mund. Jungens fielen mit Hailo darüber her, und irgendwo tauchte auch schon ein reizendes Sportgirl mit geschulterten Skiern auf. Es war der letzte Schnee in diesem Jahr. Professor Kax sah milde lächelnd auf das Treiben

und drehte den Hahn etwas weiter auf. — Wartet nur, bald . . . dachte er. Bald wird dieser tänzerische Reigen sich über Wald und Felder erstrecken bis in unsre geliebten Berge hinein, euch allen zur ungetrübten Lust, die jungen Leiber unabhängig vom launischen Wettergott im Wintersport zu stählen, und mir zur Freude. Vor seinem geistigen Auge tauchten bereits die gewaltigen Schnee-Kax-Werke auf, die er ins Leben zu rufen beabsichtigte, mit eigenem Gletscherschluß, mit eigenen Kautschukplantagen; jeder Winterkurort würde sein Kunde und damit sein eigener Schneemacher werden. Wintersport, jederzeit, überall — gigantisch auszuendenken, sogar in den Tropen!

Kax drehte die Spritze noch etwas weiter auf, ein mächtiger Schwall drang daraus hervor und streifte ihn und unglückseligerweise auch die Zigarre, die er im Mund hielt. Es gab einen Knall oder genauer eine Milliarde Knällchen, die sich wie ratterndes Miniaturmaschinengewehrfeuer mit abertausend blauen Flämmchen und Funkchen überstürzten, den weißen Strom ent-

langrauten in unbegreiflicher Geschwindigkeit und unzählbaren winzigen Explosionen, über die benachbarten Dächer, die Vorgärten, die Lindenallee und den Hof der Klinik hin, dann hatte der Spuk ein Ende. Der Schnee war fort, alles war fort, nichts war geblieben außer ein bläulicher Gestank von verbranntem Gummi.

Die Menge stand gaffend auf der Straße. Es war nichts passiert, aber alle fühlte sich dumpf benäpft und eingeschlossen wie in einen Kreis der blauen Wunder. Manche gingen rasch mit geducktem Kopf davon. Professor Kax hatte die Katastrophe sofort durchschaut. Ihm war der Bart etwas versengt, das war alles. — Das Leuchtgas! erkannte er schmerzhaft. Aber Kax war nicht der Mann, sich entmutigen zu lassen. — Das Leuchtgas war ein Fehler, bekannte er schon, und dann sich der Dachluke zuwendend, den Gartenschlauch in der Hand, hatte er bereits neue Hoffnung: Helium! Helium selbstverständlich müßte an die Stelle des Leuchtgases treten, Helium brennt nicht! Kaxschnee war gerettet.



Zeitlose Geschichten

Das Reich der glücklichen Ehe

Als Marco Polo im Auftrage des großen Khan Kubilai die östliche Welt durchreiste, traf er zwischen Ostindien und Sokotra zwei Inseln, die durch ein stürmisches Meer getrennt waren. Die eine hieß die Männerinsel, die andere die Fraueninsel. Nur große Schiffe konnten von einer zur anderen kommen.

Wenn das Wetter schön war, fuhren die Männer im März auf ihrer Flotte zur Fraueninsel und besuchten dort ihre Frauen drei Monate lang. Da gab es dann für beide gute Zeit. Neue Ehen wurden geschlossen, inzwischen geborene Kinder begrüßt, es wurde geschmaust, getrunken und getanzt.

Im Mai kam dort eine Luft auf, die der Gesundheit der Männer nicht zuträglich war. Dann ließ der Häuptling die Trommeln schlagen und auf Hörnern blasen. Das war das Zeichen zum Abschied. Drei Tage darauf fuhren die Männer zurück. Die zwölfjährigen Knaben nahmen sie mit sich. Die Töchter ließen sie den Müttern.

Aber es war nicht so, daß sie für die Frauen nicht sorgten. Sie verlangten nur, daß die Felder gepflügt wären, wenn sie kamen, und das Saat Korn bereit stand. Dann gingen sie in stolzer Haltung über die Äcker und warfen das Korn aus. Auch bliesen sie auf einer Flöte, wodurch die Götter der Fruchtbarkeit wohlgestimmt wurden. Die Frauen wehrten dann dem Unkraut und ernteten, wenn die Frucht reif war. Für das Beste, was sie bot, flochten sie hübsche Körbe, damit es die Männer mit nach ihrer Insel nehmen konnten, um dort vor Not geschützt zu sein.

Wer gesehen hat, wie traurig die Frauen am Ufer standen, wenn die Flotte sie verließ und die Männer voll Huld zurückwinkten, der versteht, daß keine andere Verfassung das Glück der Ehe besser zu sichern vermag als die dieses Inselreiches zwischen Ostindien und Sokotra.

Der Küster des Herakles

Die Geschichte, um die es hier geht, wird von drei berühmten Historikern bezeugt, was nur den Vorurteilsvollen ihre Wahrheit bezweifeln lassen kann. Sie spielt unter der Regierung von Ancus Martius, und sofern sie einen Helden hat, ist dieser nicht Herakles selbst, sondern der damalige Küster seines Tempels am Tiber. Dieser Küster hatte eine wahre Freundschaft mit dem unsichtbaren Gotte, dessen Haus er betreute. Er konnte sich darum erlauben, mit ihm vertraulich umzugehen und Würfel mit ihm zu spielen. Einmal

schlug er ihm vor, wenn er beim nächsten Wurf verlore, so wolle er Herakles eine gute Mahlzeit bereiten und ihm bis zum nächsten Morgen die Gesellschaft eines reizenden Mädchens verschaffen.

Er warf für Herakles und darauf für sich. Da er ein ehrlicher Mann war, mußte er feststellen, er habe verloren.

Sofort befahl er, die Mahlzeit zu rüsten, und suchte die hübsche Larentia auf, um ihr klarzumachen, welch großes Glück ihr widerfahren könne. Essen müsse sie ja allein mit ihm, da sich Herakles nicht im Lichte sehen lasse. Wenn sie aber darauf in der dunklen Kammer des Heiligtums auf ihn warte, würde sie

gewahrt werden, daß Herakles äußerst höflich zu Frauen sei. Sie dürfe mit einem sehr großen Geschenk von ihm rechnen, das sie für alle Zeit sorglos mache.

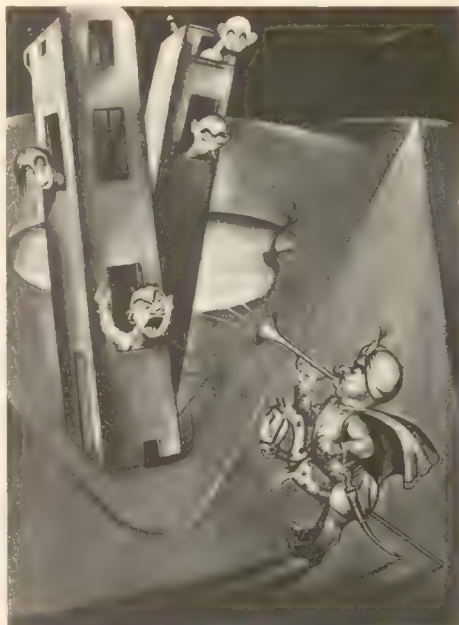
Larentia vertraute gern dem braven Küster, und nachdem sie mit ihm dem Göttermahle zugegessen hatte, wartete sie auf Herakles, der auch pünktlich zur Stelle war. Nicht ganz so einfach vollzog sich am Morgen die Sache mit dem Geschenk. Der Küster führte sie an den Tempelausgang und vertraute ihr, Herakles habe ihm aufgetragen, sie solle den ersten Mann küssen, der zum Tempel käme. Dann würde alles in guter Ordnung vor sich gehen.

Und siehe da, es kam ein Bürger namens Caraculus, der jeden Morgen bei Herakles um Stärke betete, ein ansehnliches Vermögen besaß und ohne Frau war. Larentia trat auf ihn zu und gab ihm einen Kuß. Das gefiel ihm sehr. Er nahm sie sofort mit nach Hause und gewann sie so lieb, daß er sie vor seinem bald erfolgenden Tode zur Erbin aller seiner Güter machte.

Es ist sehr erklärlich, daß man Larentia allgemein für eine von den Göttern ausgezeichnete Person hielt und ihr viel Verehrung erwies. Die Römer feierten lange Zeit ihr zu Ehren ein Fest, um ihre Jungfrauen zu ermuntern, immer folgen zu sein, wenn ein Gott durch seinen Küster rufe. w. i.

Letztes Aufgebot

(Ch G-red)



Auskehr

„Joe, Bauer“



„Gestern, wie s' an Prinz'n Karneval beordigt ham, is mir's grad g'wen, als waar a liaba Vawandter vo' mir g'storb'n.“ — „Mhm. D' Hinterlassenschaft werd si ja bald rausstell'n!“

verlor sich mit einem Lächeln. Schon erblickt er das Gebäude aus rotem Sandstein. Das Kohlenfuhrwerk, das schwer in den Rädern knarrend die Straße herabkommt, ist wichtig wie seine schwarze Last. Die beiden massigen Gähle heben und senken die Beine in uraltem Spiel. Ihre schweren Köpfe bewegen sich im Takte. So leicht und anmutig geschleicht es, als schließe sie ihn zu einem losen Tanzledchen. Während sie der Fahrbursche aus dem warmen Stall zog, löste sich von ihren weichen Müllern keine Frage. Ihr Herr roch nach Schnaps, und seine Augen glänzten weiß in dem rubigen Gesicht. Hatte er es noch vom Tage vorher? — Den Kopf, den das lederne Wams steift, an das mächtige Stellbrett gelehnt, steht er, beide Hände tief in die Taschen gesenkt, auf dem Wagen. Die Leine hat er um die Bremse gewickelt. Zwischen Arm und Leib klemmt die Peitsche. So ist er ein gelähriger Schüler seines Gespannes geworden. Sein stiller, unbewegter Blick verrät es. Hin und wieder fällt ein Stück Kahle auf die menschleere Straße.

Fenster haben sich aufgetan, um die letzten wabenden Spuren einer Nacht in den zögernden Morgen zu entlassen. Bettwerk blickt breit auf das Pflaster hinunter. Neugierig und unverforn auf zwiefache Art. Es ist wichtiger geworden und weiß davon.

Eine sehr junge Frau mit roter Staubjacke bewegt sich emsig in ihrer Wohnung. Sie bemüht sich eifrig, den Frieden, den eine Nacht kummervoll wob, endgültig zu verjagen. Mit runter, festen Händen schüttelt sie ihn, der sich verzweifelt in ihren Wedel flüchtet, auf die nackte, kühle Straße. Dies tut sie, derweil ihr Mann über einem dicken Hauptbuch sitzt und der Gedanke an sie ihm für wenige Augenblicke alle Erdeneschwere nimmt. Rasend rollt ein Lastauto vorüber.

Die Sonne hat aufgehört zu tanzen. Sie ist nur noch ein stiller, matter Fleck hinter einer weißen Wolkenbank. Zu frühe warf sie ihr Gold über die unentschlossene Stadt.

Die Wiesen und Äcker, auf deren Rücken der grauweiße Reif geritten kam, schieden den Ring des Schweigens fester noch. Wann er den Mittag, der hinter fernen Nebeln klingt, überdauert, liegt der Sieg bei ihnen. Der Sieg, dem der Himmel gehört, sei er nun grau und verloren, glänze er zart gleich und blau.

In der Frühe

von Ernst Handschuch

Wassertropfen hängen an den trüben Fensterscheiben. Der Blätterkaktus, der bei einem Sturz fast alle seine Stacheln verloren hat, lehnt sich ängstlich an den weißen, gefalteten Tüllvorhang. Bläugelb tanzt die Sonne vor einem wechselnd grauen und blauen Himmel, legt sich golden um eine Glaskugel, die im Garten aufgestellt ist. Es geschieht entschieden zu frühe! Denn der Morgen ist kaum bei der neunten Stunde angelangt, und eisfarbenen glänzt der Reif noch auf Wiesen und Äckern, die sich verstoßen in die Stadt hereinschieben. Das Laub der Pappeln bewegt sich leise.

Die Geräusche sind ohne Sinn geworden. Wohl schrillt die Ladenklingel durch das Haus, aber sie bimmel für sich allein. Die Türe der kleinen Spezereihandlung wird geöffnet und geschlossen. Grußworte fallen, begleitet von Husten und Räuspern. Es klingt wie in Wätsche gehüllt. Draußen auf der Straße schreift ein Gemüsehändler. Er trägt eine Schürze, die ihm von den Knöcheln bis zum Halse reicht und von einem grünwollenen Tuch abgeschlossen wird. Seine Nase blüht blau und rot, sein Atem ist eine kleine Fahne, die grau aus seinem Munde fließt. Das ist es auch, was ihn lebendig erscheinen läßt, und nicht der Schrei.

Eine schmale, hochhörige Frau kommt angelaufen und schwingt eine weiße Schüssel. Der Salat, den sie kauft, wird um einen Strich blasser vor ihr, als er ohnehin schon ist. Sie, eine hagere Gestalt, die wie eine Pflanze in der stillen, staten Luft stehen sollte, springt jetzt in heftigen Sätzen davon. Vergebens sucht der Morgenrock zu wehen. Die Pantoffeln klappern ihren langen Sprüngen nach. Es riecht nach Kaffee.

Ein Kind tritt in die Schule. Es spielt mit dem Wischlappen, der wichtig aus dem Ränzlein lugt. Verträumt umfängt es der Weg, und er darf es schon tun. Ein Ziel winkt aus nächster Nähe, ein ernstes, fast hehres Ziel. Weil der Kleine nicht um die Absicht weiß, die es birgt, ist sein trüppelnder Gang zu ihm hin rührend und rein. — Wie anders bewegt es den Lehrer, der in dieser Frühe aus irgend einem Winkel dieser zagenden Stadt den eindeutigen Pfad der Pflicht betreten hat. Er ist nüchternen Geistes. Der Traum, der ihn nächtens umfing, wurde ihm genommen. Die Erinnerung daran, die ihn in vagen Fetzen umweht, zerreißt er mit jedem Schritt grimmig und erbarmungslos. Nur der Glaube einer Hoffnung treibt ihn so kühn vorwärts. Doch er muß sich beilen, auf daß ihm dieser Glaube nicht müde und brüchig wird. Er sah Frau und Kind, als er ging, und

Realpolitik

(Otto Herrmann)



„Schau nur grad, wie zutraulich die Vögel'n sind!“ — „Genau wie du! Du kommst auch bloß zu mir, wann's was zum Essen gibt.“



„Spritz mi net aso o! Und überhaupts, früher bist nia so voraus g'laft!“ — „Ja mei! Da warst bei so an Wedda aa no a Offenbarung für mi!“

Billiges Bier

Der frühere Besitzer der ältesten Kneipe in unserer Stadt war ein Original. Seine Grobheit war weit über die Grenzen Dortmunds hinaus bekannt. Aber der alte Lutz, so wurde der Wirt, von dem hier die Rede ist, genannt, hatte doch auch ein gutes Herz. Und so kam es ihm nicht darauf an, auch mal einem armen Teufel, der danach aussah, daß er kaum das kleine Tülpken, das er sich bestellte, bezahlen konnte, statt der bestellten Tulpe einen vollen Literpott hinzusetzen, ohne mehr dafür zu nehmen, als das bestellte Tülpken gekostet hätte. Natürlich, Lutz mußte sehen, mit wem er es zu tun hatte. Mit so 'nem zugereisten Hahnenpökel, wie sie derzeit immer häufiger in seine Kneipe kamen, machte er das nicht. Kam da also eines Tages ein biederer Kumpel in die Kneipe und bestellte sich ein Tülpken Bier. Lutz, der gerade seinen guten Tag hatte, sah sich seinen Mann an und ließ einen Literkrug volllaufen.

„Da, holl di dran fast!“, sagte er, als er den Krug auf den Tisch setzte, und ging wieder an sein Büfett. Der Kumpel, ganz erstaunt und vielleicht auch ängstlich, daß er drangekrigt werden solle, fragt, ehe er zu trinken begann: „Wat kost denn der Pott?“

„In Groschen“, sagt Lutz und schmunzelt. Der Kumpel läßt sich das Bier wohl

schmecken, und als er den Krug leer hat, bestellt er sich noch einen von der Sorte. Als er dann geht, legt er zwanzig Pfennig auf den Tisch und sagt: „Adjöh!“

Am nächsten Tage schon kommt unser Kumpel wieder und bringt gleich drei Kumpels mit. Die vier bestellen jeder ein Bier zu Zehn.

„Jau“, meint Lutz und stellt vier Tulpen vor die erstaunten Gäste.

„Wat is dat denn?“ fragt verblüfft der Kumpel, worauf Lutz ihm seelenruhig erklärt: „Jau, vandage sünd de Lütten dran!“

Lieber Simplicissimus!

Ich suchte in Frankfurt a. M. ein Atelier, fand auch endlich eines, das mir gefiel, und verhandelte mit dem Hausbesitzer. Nach längerem Hin und Her waren wir einig geworden und gingen darin, die Verträge zu unterzeichnen. Da sagte der Hausbesitzer: „Aber auf eines muß ich Sie noch aufmerksam machen: Modelle kommen mir nicht ins Haus. Die Dame, die bis jetzt hier gewohnt hat, hat Blumen gemalt — das geht auch.“

Nun geht's um die Wurst!

*Maxe, Mensch, nu halt dir jrade,
wo der Meister-Gürtel lockt!
Denn es wär doch jammerschade,
würdest du diesmal ausgeknockt!*

*Sicher ist das kein bequemes
und kein allzu leichtes Ding,
gehst du nun mit Steve Hamas
zur Revanche in den Ring.*

*Darum molte ein den Tanzfrack!
Springe Seil und hacke Holz,
lieb' stalt Anny nur den Sandsack,
denn du bist doch unser Stolz!*

*Denen übergroßen Teiche
mußt du's zeigen wie noch nie:
unser Maxe, Deutschlands Eiche,
der ist „made in Germany“!*

*Legst du Hamas auf die Bretter,
nicht nach Punkten, sondern quer,
singt der Chor der Boxkampjeller:
„Wer hat Angst vorm bösen Baer?“*

Heuerdt

Schwäbische Kunde

(Wilhelm Schütz)



„So, Mädle, mit de Titel ischt's jetzt 'rom! Guck du no' nôch a'ma Ma' mit Geld, dees derfscht scho' trage'!“



„Naturschutzgebiet! Hier dürfen keine Alpenveilchen gepflückt wer'n!“ —
 „Hau ab, Mensch, da stehn woll ooch die Schihasen unter Naturschutz?“

Ein Mann pfeift seinem Hund

Von Johan Luzian

Ein Mann mit bläulich gefärbten Schafstiefeln, darin braunweiß karierte Hosenträger stecken, über die ein fadenschöner grüner Mantel flattert, ein magerer, windiger Mann mit einem Vogelgesicht, einem kleinen Knochenkopf, der auf einem langen dünnen Hals hockt, einem Hals mit gewaltigem Adamsapfel, der das Schlucken bekommt, wenn die rote, spitze Geleernase um die Mittagszeit den Knädelstuf aus den Bauernküchen fliegt, ein Hausierer mit seinem scheppernden Holzladen vor dem Bauch wandert über das Land durch den pfeifenden Wind und den Schnee in den holprigen Radschienen von Dorf zu Dorf. Der Wind treibt den Hausierer in die Türen der Bauern, in die Stalltüren der Mäde, in die Kammerküchen der Knechte, und weht ihn weiter über die kalten, kalten Straßen, und niemand sieht ihn nach. Aber der Mann geht doch nicht ganz allein, er hat einen Hund, einen zottelhaarigen, braunen Pinscher, einen Köter, der die Schnauze tief auf den Boden senkt und markwürdige Hundedinge riecht, der sich die Zeit vertreibt, so gut es geht auf den einsamen Wegen, ein munteres Tier, und wenn der Hausierer an den Türen steht und Schnürsenkel und Knöpfe und Haarspangen und Pfeifen und Brillantbrotschen und Fliederseife und Sonntagshemden an-

preisend ins Licht hebt, schnüffelt der kleine freundliche Köter um die Hütten der Haushunde und die Abfallrinnen, und manchmal bekommt er einen Knochen, und manchmal bekommt er einen Titt, wie es gerade sein soll. Dann klemmt er die Beine und tritt hinter dem Hausierer her, der den Vogelstiefel tief in den Mantelkragen zieht und ganz schiefe über die windblasenenden Höfen und den Wald und das Ackerland, wie nun der Weg es will. Die zwei sind schon etliche Jahre beieinander, und sie kommen wohl noch eine Zeitlang mit der ander durch das Leben, durch den Sommer, durch den Winter.

Wie könnte der Mann ohne seinen Hund auskommen? Wenn der Mann den Leib voll Korn hat, wenn er sich selber für eine Laus auf dem Pelzkragen des Hofbauern hält, wenn er für sein Dasein keinen rostigen Schnügel geben möchte, wenn er seinen braunhölzernen Ladenkasten in die Schlucht werfen möchte und nie wieder ansehen, dann fällt ihm ein, daß er ja einen Hund hat, seinen Hund. Und er bleibt stehen auf dem Weg und hebt zwei Finger in den Mund und pfeift gelind über

die Felder, über die Wege. Der Hund hört das Pfeifen, er kennt den Pfiff aus allen anderen Pfiffen heraus, und der zottelhaarige, brave, kleine Hund verläßt die Hasenspur oder was er gerade schnüffelt und tritt auf den pfeifenden Herrn zu, zuerst noch in gelinden Trab, dann im vorsichtigen Schritt, und die letzten zehn, fünf Schritte kriecht er auf dem Bauch heran, er winselt leise, und er ist drauf und dran, wieder umzukriechen, aber er wagt es nicht, denn dort steht ja sein Herr, sein großmächtiger, gefürchteter Herr, dem der kleine Hund mit einer unterwürfigen Liebe anhängen muß. Und der Herr, sein einziger Herr, zeigt mit dem langen dünnen Finger wie mit einem Dolch auf den Fleck vor den Schafstiefeln, und auf diesen Fleck zu kriecht der kleine braune Hund auf dem Bauche, bis er ganz nahe heran ist und über sich die funkenden Zornaugen und die Geleernase sieht und den knurrenden Atem des Herrn hört, dann packt der Herr seinen Hund, sein Eigentum, und tritt ihm mit dem Stiefel in die magere Rippen, daß es kracht und daß das getretene Tier aufsteht und sich loszerrt und im großen Bogen davonrennt, im Bogen der Furcht und der Unterwürfigkeit um den Hausierer herumrennt, der sich schon wieder dem Marsch gesetzt hat und nur noch vergrollend vor sich hinflucht: „Mistvieh, damisches!“

Was hat der Hund verbrochen? Nichts. Was hat der Mann verbrochen? Auch nichts. Er hat seinen Gewerbeschein, er hat sein Gewerbe und geht ihm nach von Dorf zu Dorf. Und doch ist sein Rücken krumm und sein Blick ist verscheucht und zuwollen lauernd und manchmal voll Haß auf die Leute, vor deren Türen er steht. Und nur vor seinen Hunde, vor diesem armen Köter kann er den Herrn spielen! Denn schon im nächsten Dorf, auf das Herr und Hund nun wieder einträchtig beieinander zutrotten, duckt er sich vor der Gewalt und Leibesfülle der Bäuerin, die den Brotteig knetet und mit den teiligen Fingern nach der Dorfasse hinweist und den harten Mund nur eben ein wenig verzieht, wenn sie sagt, so in die Luft hinein sagt: „Geh weita, Hadamal, mir brauchen del Zeugs net, geh weita . . .“

Fundstück

Der Fleischer hat mir die Wurst in eine amtliche Bekanntmachung vom Jahre 1926 gewickelt, die mir vollen Aufschrei darüber gab, warum damals die Hausmusik zurückgegangen ist. Ich lese:

„... Es waren unter den maßgebenden Reichsbahnstellen und den Vasallen der Reichsbahn, die in der Zeit der Reichsbahnplanen, in die etwa 130 eiserne Stifte zum Einhängen der Salten eingeschlagen sind, die aber weiter keine Bearbeitung aufweisen, als eiserne Gußstücke im Einzelgewicht von 130 Kilogramm bearbeitet, nicht zusammengesetzt, Klasse 2 tarifierten sind. Die Meinungsverschiedenheiten bestanden darin, ob diese bestifteten Gußplatten als nicht zusammengebaute, gestiftete Gußstücke werden können, mit anderen Worten, ob das Wesen der in einem Stück gegossenen Gußplatte durch das Einsetzen der Salten stiftes derartig geändert wird, daß man von einem zusammengesetzten Gußstück sprechen könne. Der Ständige Unterausschuß für Tarifentscheidungen hat kürzlich dahin entschieden, daß die eiserne Gußplatte Planen mit eingeschlagenen eisernen Stiften . . .“

Angeln

Anten war in Aussee gewesen.

„Was haben Sie dort den ganzen Tag gemacht?“

„Geangelt.“

„Was?“

„Hechte.“

„Mit was?“

„Mit Weißfischen.“

„Und die Weißfische?“

„Mit Fliegen.“

„Und die Fliegen?“

„Mit einem Löffel aus der Suppe.“

O du mein Österreich!

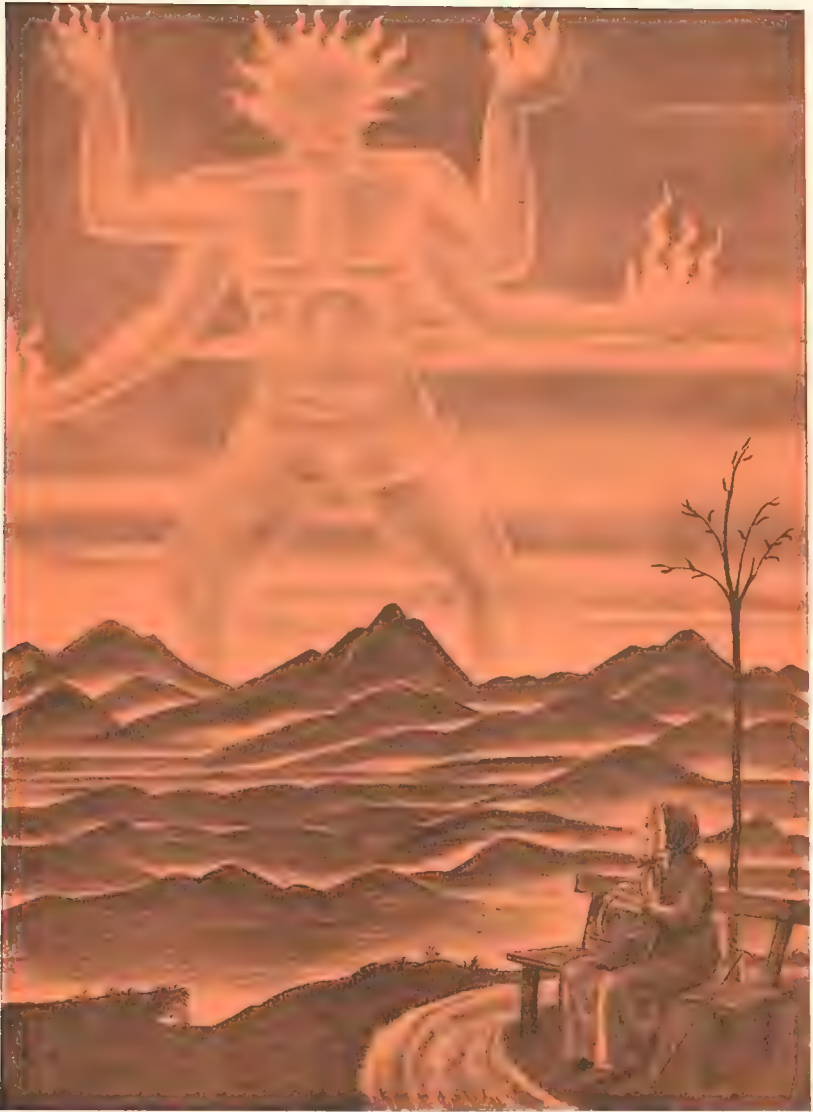
(E. Thöny)



„An Volkeentscheid? Dean krieg'n mir erscht, wann all's
so weit isch, daß 's Volk bloß no über dõ aane Frag
wird entscheid'n müass'n: Vogel friß oder schtirb!“

Europa

(E. Schilling)



„Vor Zeiten hat mich Zeus in der Gestalt eines Stiers entführt. Aber der asiatische Gott da drüben scheint es nicht auf Galanterien abgesehen zu haben.“

SIMPLICISSIMUS

Madame erwacht

Olof Gulbransson



„Das Land einer Jeanne d'Arc kann unmöglich weiter den Frauen das Stimmrecht vorenthalten, ohne sich vor allen Kulturstaaten zu blamieren!“ — „Oh ma chérie, kämpfen darf eine Frau — aber mitreden, sagen sie, nimmt ihr allen Charme!“

Reminiscere

Wenn der teuren Toten wir gedenken,
wollen schweigend wir die Stirnen senken.
Worte sind an ihrer Gräber Schwellen
tönend Erz und Klang als wie von Schellen.
Nur ein treues Tagwerk will sich ziemen,
dessen wir uns selber nicht berühren.

Schweigend wollen wir die Stirnen senken,
wenn der teuren Toten wir gedenken.

Dr. Ormstadt

Die Fliege

Von Richard Kirn

Der Bauer Jean-Baptiste Loucou klatecht in die Hände. Gackernd, schwerflügelig flattert ein Huhn von der Fensterbank. Der Bauer hat sein Mittagessen hinter sich. Die Frau hat ihm den Kaffee gebracht. Manchmal pflegt er sich noch eine halbe Stunde schlafen zu legen, denn er ist nicht mehr jung, aber heute fühlt er sich gequält von der Sorge um die Trauben, und deshalb steigt er jetzt speicherwärts. Wie es Landesitte ist, hängt er die Trauben auf. Es ist widerlich heiß hier auf dem Speicher; Kalk und Ziegel tragen die Sonne gut weiter; durch die Luke sieht Jean-Baptiste nur einen Fetzen kobalt-blauen Tuches, das ist der Himmel. Plötzlich wurde der Körper so schwer, wie er es noch nie gewesen war; etwas zog an dem Mann, eine würgende Hand; er sank, ohne es zu wollen; seine Finger griffen nach den staubigen Leitersprossen, aber sonderbar: diese Finger krümmten sich wohl, aber sie hatten keine Kraft, nirgends war ein Halt. Schwer wie ein gefüllter Sack plumpste der Mann zu Boden. Das dumpfe Geräusch wurde im Hause gehört. Die Bäuerin kam herauf, wurde schweißnass im Gesicht, schrie: der Knecht kam, zwei Mägen; man schleppte den Bauern in seine Kammer; nun lag er auf dem Bett, ganz friedlich, lag da und

dachte: „So, das also ist der Tod.“ Er wußte, es war etwas Schweres und Entsetzliches mit ihm geschehen, er spürte, es würde bald vorbei sein mit ihm, er konnte kein Glied regen, keinen Finger heben, nicht einmal mit den Augenlidern zucken. Die Sterbegebete, die aus dem Nachbarraum kamen, gemurmelt von den Nachbarfrauen, erschreckten ihn nicht. Er war noch nicht sehr alt, nun gut, aber sein Leben war reich gewesen, erfüllt von guter Arbeit, und gelegentlich hatte er es sich auch wohl sein lassen, einmal mußte gestorben sein. Segen hatte auf seinem Tun gelegen. Der Hof war größer geworden, die Felder hatten vielfältige Frucht getragen. Da spürte der Mann, wie eine Fliege über seine Stirn kroch. Sie lief nicht behend, wie Fliegen sonst tun. Sie lief klebrig und zah; man spürte, wie ihre Füßchen sich mühsam fortbewegten, wie sie sich losrissen von der schweißnassen Haut. Der Mann litt unter der Fliege. Sie kam an das rechte Auge und steckte ihren kleinen Rüssel unter das Lid. Es waren ungeheure Schmerzen für den Liegenden, und das Schlimmste war, daß niemand kam, um die Mücke zu verschrecken. Er selber aber konnte kein Glied regen, seine Lippen konnten keinen Laut formen. Die Fliege lief weiter, und jede ihrer Bewegungen war schmerzhaft; diese Fliege machte eine Sterbestunde, die friedlich hätte sein können, zur Hölle. Und niemand kam und half. In diesem Augenblick hatte der Mann eine Vision.

Er sah sich vor vierzig Jahren. — — — — —
Sah sein Schulzimmer, das noch stand, wie einst, sah die Bank, die noch stand, wie einst, sah sich selbst sitzen und mit der Hand eine Fliege haschen. Es war heiß, wie heute; die gelben Leinwandvorhänge bauchte kein Wind. Er tauchte die Fliege ins Tintenfaß, tief. Nun mußte sie ertrunken sein. Sie war es nicht. Sie lief langsam und zitternd und schwer über ein Stück Papier, auf das er sie gesetzt hatte, zog eine immer schmalere werdende Spur Tinte hinter sich her; einer ihrer Flügel war zerstört, der andere zuckte. In diesem Augenblick wurde der Junge aufgerufen; er schrak zusammen, drückte rasch der Fliege den Rücken ein, damit sie nicht fortfliegen könne, gab verlegene Antwort, wandte sich wieder dem Tier zu, tunkte es aufs neue, nun unendliche Zeit, wie ihm schien, in die Tinte und dachte: Nun, nun ist sie tot. Aber sie war es nicht. Mühsam, verzweifelt schleppte sie sich weiter . . . da schrillte die Pausenglocke. Die Buben stürmten in den Hof. Für den Jungen war die Fliege vergessen, nie mehr sah er sie. — — — — —

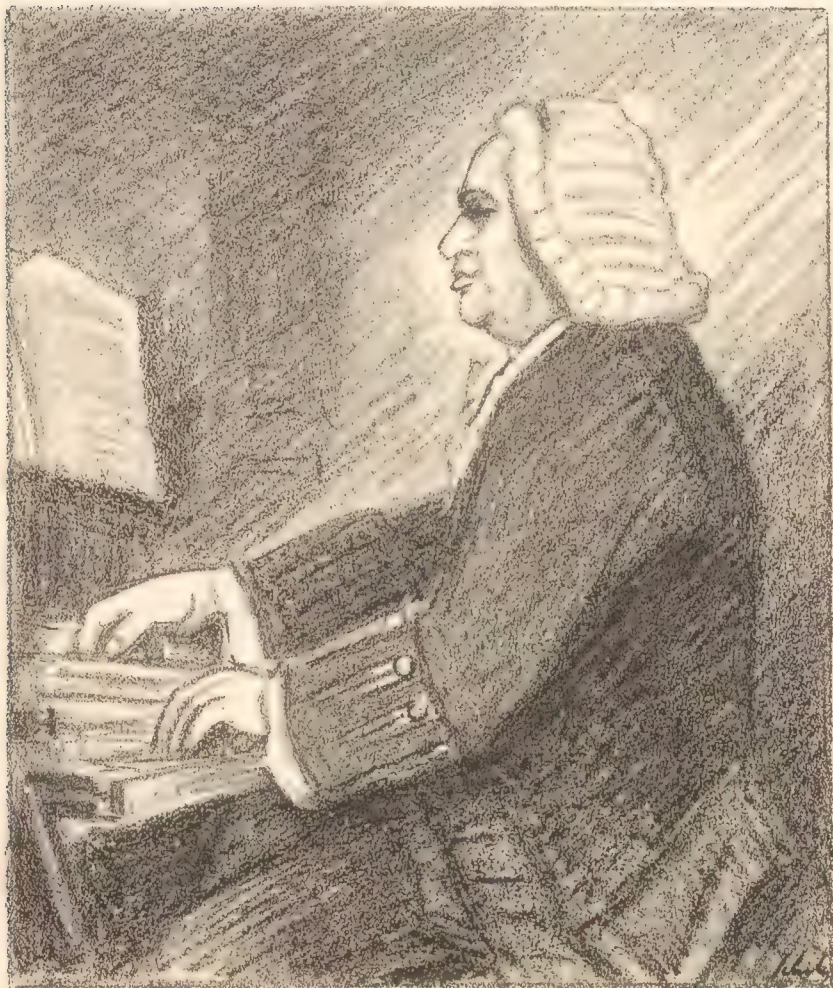
Jetzt aber wußte er: sie war vierzig Jahre leben geliebt, um ihn in seiner Sterbestunde zu quälen, unsagbar zu quälen für das, was er ihr einst getan hatte. Zah, klebrig, quärend lief die Fliege über das Gesicht des Sterbenden.

(Alfred Kubin)



Johann Sebastian Bach

Wähle dich!



Zweihundertfünfzig Jahr' ist es nun eben her,
da kam ein Bach zur Welt, der wuchs sich aus zum Meer.
Doch sieh: sperrst Ohr und Seel' du auf, um ihm zu lauschen,
hörst du des Bächleins Lied durch alles Wogenrauschen. 6.

Die Tauben

(O. Nückel)



Spekulation / Von Hermann Frauenhofer

Der Grabichler Balthasar, von Beruf Rentner — nicht einer von ehemals mit Hausbesitz, Bankdepot und Brillantring, sondern ein armer Teufel mit invalidenrenten — hat mit seiner Frau einen Scheidungsprozeß geführt. Natürlich im Armenrecht. Es war keine schöne, glatte Sache, wie sie die Gerichte und Rechtsanwälte gerne haben. Ehebruch oder grobe Mißhandlung, sondern allerhand kleine Unstimmigkeiten, Mangel an Bargeld, Meinungsverschiedenheiten über Wirtschaftsführung und zulässige Grenze des Alkoholenusses und so weiter. Jeder hat den anderen Teil für den schuldigen erklärt haben wollen. Das Gericht hat sie alle beide abgewiesen; sie müssen beieinander bleiben.

Der Grabichler ist nicht zufrieden und läßt sich von seinem Rechtsanwalt die Akten geben. Er ist ein alter Spintlerier und Querulant, und was so ein studierter Richter zusammenschreibt, imponiert ihm noch lange nicht. Er weiß aus Erfahrung, daß es mit einer Instanz nicht aus ist, und daß die Herren von der zweiten Instanz es oft viel besser verstehen. Er will daher die Akten durchlesen, ob er nicht Berufung einlegen soll.

Aus Versahren gibt ihm der Buchhalter des Armenrechts aus der Staatskasse ausbezahlt worden sind, mit hinaus. Der Grabichler liest sie mit Staunen.

„Teufi, Teufi“, sagt er zu sich, „so viel Geld.“ Das Geld wenn mir g'hätt hätten, mei Alte und i, da hätt' es nüt so viel Krach geb'n.“

Dann geht er zum Oberlandesgericht auf die Geschäftsstelle und sagt, daß er Berufung einlegen will. Der Beamte nimmt ein Protokoll auf, daß der Grabichler um das Armenrecht für die Berufung nachsucht.

„Sie erhalten Bescheid“, sagt er dann. Als der Grabichler die Zustellung erhält, daß ihm das Armenrecht bewilligt und ein Pflichtanwalt beigegeben ist, geht er wieder hinauf und sagt: „Ich möcht' da an Vorschlag machen. Ich nimm' die Berufung z'rück.“

Der Beamte will wieder ein Protokoll aufnehmen. Da sagt der Grabichler: „Aber es is a Bedingung dabel.“

„Eine Bedingung?“ sagt der Beamte.

„Es muß mir vom Gericht rauszahl't we'n, was der Prozeß kosten tat.“

„Sind Sie verrückt?“ sagt der Beamte.

„Gar net“, erwidert der Grabichler, „da erspar'n die Herrn vom Gericht allweil no 'a Papier und d' Arbeit.“

Der Beamte klärt ihn darüber auf, daß das viele Geld nur im Interesse der Rechtspflege ausgegeben wird und nicht, damit sich der Grabichler einen Schnaps kaufen kann.

Der Grabichler brummt, dann geht er. Er begibt sich zu dem Rechtsanwalt, den sie ihm zugeteilt haben, und wird dort freundlich empfangen.

Sie wollen in ihrem Scheidungsprozeß Berufung einlegen, wir wollen die Sache besprechen.“

„I möcht' vorher ebbas fragen“, sagt der Grabichler.

„Ich höre“, sagt der Rechtsanwalt.

„Wollte es mir von dem, was bei dem Prozeß verdaant werd, döa Halbete geben...?“

Döa is ka unrechts Verlangen. I bin do bei der Sach' die Hauptperson, und bal i nüt mag, nachher gib'ts koa Berufung nüt. Und nachher habts Os gar nix.“

Der Rechtsanwalt weiß nicht recht, ob er lachen oder grob werden soll.

„Mein lieber Mann“, sagt er dann, „Sie sind kein schlechter Rechner, aber da haben Sie doch eine falsche Rechnung ge-

macht. Bei einem Prozeß ist es doch nicht wie bei einem Sauhandel. Wenn ich den Prozeß führen soll, erhalte ich die gesetzlichen Gebühren. Und wenn Sie das nicht wollen, dann lassen Sie es bleiben.“

Der Grabichler macht ein saures Gesicht. Dann sagt er: „Nachher legen mir halt die Berufung a so ein“, und er gibt die nötigen Aufschlüsse.

Dann fährt er nach Hause und wartet, bis seine Frau die Berufungsschrift zugeschickt erhält. Dann hat er eine längere Aussprache mit ihr. Frau Grabichler sucht ebenfalls um das Armenrecht nach; es wird ihr bewilligt.

Der Grabichler fährt wieder in die Stadt und geht zu dem Rechtsanwalt, der seiner Frau zugeteilt worden ist.

„I bin der Grabichler.“

„Schön“, sagt der Rechtsanwalt, „aber Sie sind offenbar im Irrtum. Ich bin nicht Ihr Anwalt, sondern der Anwalt Ihrer Frau und habe mit Ihnen nichts zu verhandeln.“

„Grad wegen dem Verhandeln bin i da“, erwidert Grabichler. Und er rechnet dem Rechtsanwalt vor, was er bei dem Prozeß verdient, und sagt dann diesmal etwas zögernd, daß er von dem Geld einen Anteil haben will.

„Das ist doch eine Unverschämtheit“, braust der Anwalt auf.

„Da is gar nix unverschämt, bala Os net mögts, nimm' i einfach die ganze Sach' z'rück.“

Der Rechtsanwalt wirft ihn hinaus. Der Grabichler denkt nach; aber es fällt ihm nichts mehr ein. Am nächsten Tage erhält sein Rechtsanwalt einen Brief von ihm, und der lautet:

Lieber Freund!

Indem ich es mir anders überlegt habe, laß ich die Sache quit sel. Jetzt habts einen Dreck. Mit Gruß Balthasar Grabichler.

Zeitlose Geschichten

Satans Sieg

Michel de Montaigne und der Baron von Coupéne verwalteten eine Pfründe mit dem Namen Lohotan. Sie lag in einem einsamen, fruchtbaren Tal, das seine paar hundert Bewohner gut ernährte. Man schloß sich dort von alters her gegen die Welt ab, kannte keine Unterschiede des Standes und der Arbeit, war glücklich, lebte mäßig und wurde alt. Ein einziger geistlicher Pfarrer, der nicht gerne las und schrieb, betreute die Seelen.

Dieser friedliche Winkel ärgerte wohl den Satan. Er fuhr jedenfalls eines Nachts in den Kopf des dümmsten Mannes von Lohotan und gab ihm ein, er müsse seinen Sohn studieren lassen. Dieser tat es. Als der Junge als Advokat zurückkam, wurde just eine Ziege vermißt. Das geschah sehr oft in Lohotan und regte niemanden auf. Der Advokat aber schrie so lange, sie sei gestohlen, bis er seinen ersten Prozeß fertig hatte. Jetzt bildeten sich Parteien. Es kam zu Beleidigungen, und der junge Rechtsgelehrte war bald mit seinen Einnahmen zufrieden. Da aber Ärger der Galle und der Niere schädete, wurden etliche Einwohner krank, so daß ein Arzt, der den Advokaten besuchte, es lohnend fand, sich hier niederzulassen. Er belehrte alle Leute darüber, wieviel Schmerzen ein Mensch habe und an wieviel Krankheiten er sterben könne. Obwohl man bisher in Lohotan alles mit Knoblauch behandelt und damit gute Erfolge erzielt hatte, trank man jetzt übel-schmeckende Mixturen, die sehr teuer waren. Um sie anzufertigen, rief der Arzt einen Apotheker herbei. Seit-

dem stieg die Sterblichkeit so, daß der Friedhof erweitert und ein junger Kaplan angestellt werden mußte. Da aber nun vier Männer der Gelehrtenzunft in Lohotan waren, wollte fortan jede Familie unter den Ihren einen mit dem Doktorhut haben. Vorbei war es mit der Gleichheit in Stand und Arbeit. „Der Geist“ triumphtierte und ward gebührend geehrt.

Als aber erst zwölf graduierte Academics in dem ehemals friedlichen Tale wohnten, fand Satan, er könne seine Aufmerksamkeit fortan einem andern Ort zuwenden; denn in Lohotan sei seine Sache jetzt in guten Händen.

Wahres Märchen

Es war einmal eine große Stadt in alter Zeit, die in dreißig Jahren nur einmal einen kurzen Krieg gehabt und darum viel Geld in ihrer Burg aufgespeichert hatte. Sie wurde durch einen Mann regiert, der Bauten errichtete und den Künstlern zu tun gab. „Selbstverständlich aus persönlicher Eitelkeit“, sagten die Bürger. So oft die Bürger auf dem Marktplatz zusammenkamen, faßten sie deshalb Beschlüsse, in denen sie mißbilligten, „daß ihre Stadt wie eine eitle Buhlerin ausgestattet, mit kostbaren Steinen und kunstvollen Bildern behangen werde und überflüssige Bauten erhalte“. Auch wandten sie sich scharf dagegen, daß ein Bildhauer von schwachem Talent Aufträge erhielt, weil er den Regenten, den man den „Meerzwiebelkopf“ nannte, vermutlich bestach. Diese Stadt hieß Athen, der „Meerzwiebelkopf“ Perikles, der talentlose Bildhauer Phidias, die überflüssigen Bauten die Propyläen und das Heiligtum der Athena Parthenos — und das Ganze war das goldene Zeitalter. W.T.

Gläserner März

Das ist ein anderes Licht als gestern noch,
Das ist als gestern noch ein anderes Blau!
Neben dem gelboerschlammten Wasserloch
Wandelt auf einmal eine Blume, schau!

Wandelt im Winde eine Blume, sieh!
Über den gelben Wasserpiegel läuft
Mit raschen Beinen, daß es nicht ersäuft,
Eißt da ein leberiges Spinnennetz!

Kennt da ein warzenbraunes Tausendfüßler,
Das eilig flüht [ster,
Und in den Spiegel blanke Eimen riß!
Wie ein Gläsermeister schier.

Wohl auch ein Gläsermeister hat
Den blauen Himmel bliegend aufgebaut —
Die Sonne auch, die durch die nackten Zweige
Ist wie aus Gläserglas ein Rab. [schaut,

Erinnerungen

„Musik weckt oft alte Erinnerungen.“
„Ja. Besonders Operettenpremieren.“

Ein Nörgler

(Rudolf Kriess)



„Überall steht von der Kriegsgefahr in Abessinien!“
unserm Sparverein?“

„Dös bringen s'! Und 's Stiftungsfest von

Ernst Ludwig Kirchner



von *Karl Arnold*

(Aus den Jahren der Korruption)

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M 1.50 franko

Simplicissimus-Verlag, München 13, Postfach München 5802

607

Vorfrühling

Welche Seidenpfütchen, silbergrau,
schiebt der junge Weidenbusch ins Licht
aus der rötlichbraunen Zweige Glitzen.
Und ich steh vor ihm und schaue, schaue!

O, könnt' ich nochmal die Schule schwänzen,
ohne Umkehr weiter, weiter laufen,
nachts als Bettelzug einen Haufen
Laub und Moos
und zu Wächtern Mond und Sterne,
tags mich tauchen in die Ferne,
Wiesen, Wälder, Büche, Höhen
recht im Frühlingsglanz zu sehn!

... Aber wer kommt von den Ketten los?

Welche Seidenpfütchen, silbergrau,
schiebt der junge Weidenbusch ins Licht,
und ich steh vor ihm und schaue, schaue!
Und geh heim und tue meine Pflicht.

Maria Daut

Der Bastmantel / Von Edmund Hoehne

Ein junger Student aus Paraguay, seit seinem zehnten Lebensjahr in Europa, wo sein Vater Diplomatendienst tat, hatte in Paris, London und Berlin gearbeitet und kehrte sehnsüchtig in seine Heimat zurück. „Was sind wir?“ fragte er sich. „Die Nachfahrgänger der Spanier und Portugiesen. Glauben wir ewig nichts als Nachfahren von Europäern, die oft recht zweifelhaften Wertes waren? Wo sind unsere Wurzeln? Liegen sie nicht ebenso weit verzweigt im alten Reich der Inkas? Wo sind die Enkel unserer indischen Ahnen?“ — „Sie sind“, antwortete ein Freund, „Straßenhändler und Tagelöhner, zerlumpt und dreckig; sie hausen in elenden Hütten bei den Landgütern und in Kellerlöchern der Vorstädte.“ — „Ach nein“, wehrte der Student ab. „Das sind degenerierte Mischlinge. Ich suche die reine Inkarasse.“ — „Die findest du nur noch in den Sümpfen des Gran Chaco. Dort sollen noch winzige Horden schwächlicher Rothäute sitzen; sie schleichen wie ein schattenhafter Spuk der Vorzeit durch das Dickicht. Aber erspare dir eine Enttäuschung. Geh lieber in die Kunstakademie. Dort ist eine Ausstellung von modernem Hausgerät, von Stoffen und Keramik, die Professor Jujuy und seine Schüler nach Motiven der historischen Sammlungen und der

Berg- und Chacofunde entworfen haben. Ihre Werkstätten haben viel zu tun. Unsere neue Generation hat es satt, sich die Warenhauskultur von Paris und Madrid herüberschicken zu lassen. Sie will unsere Eigenwelt wie du...“ — „Entworfen!“ spottete der Student. „Läßt sich eine wahre Nationalkultur am Schreibisch, am Zeichenbrett zusammenstellen, und lägen noch so viel echte Motive vor?“ Dennoch besuchte er die kunstgewerbliche Schau und war begelstert: nur spürte sein geschulter Sinn das heimliche Fieber der Stadtmöbel, die wie die trockene Tropenfülle das Holz zerpulverte und die Fasern der bunten Teppiche auflöste. Er ließ sich nicht täuschen durch die begelsterten Artikel der Staatszeilungen, so ehrlich sie gemeint waren. „Nein“, sagte er zu seinem Freund, „ich will die echte und nicht die antiferbene Indiokultur erforschen, und mag sie noch so elend unter Sumpfpalmen vor sich hinbrüten. Vielleicht öffnet sich ein Weg aus dem Dschungel; denn der allzu kurze und bequeme Weg vom ersten in den zweiten Stock vom Akademiemuseum führt ins Leere.“ — „Seit drei Wochen gibt es nur noch eine Möglichkeit, in den Gran Chaco zu kommen: Werde Soldat! Es ist Krieg zwischen uns und Bolivien.“

Der Student dachte an spöttliche Gespräche in Pariser Cafés über den Petroleumkrieg, in dessen höchsten und fernsten Stabsquartieren die Oligarchen Amerikas saßen. „Aber was soll's? Man ist in Paris kein Franzose, in Berlin kein Deutscher, in Lissabon kein Portugiese. Man ist doch nur ein Sohn von Paraguay, und hat auch Bolivien die gleiche Kolonialgeschichte, die gleiche Volksmischung, den gleichen Staatsaufbau, so bleibt mir das Hemd näher als der Rock, wie die Deutschen sagen. Es gibt auf der Welt nichts Festeres zu halten, und der Völkerbund ist natürlich nichts als Aktionärsversammlung eines Welttrusts, zu dem Paraguay aus Geschäftsgründen gehört.“ Er war sich völlig klar über diesen Krieg und sagte sich, daß man Staatspapiere unter Umständen an der Front und nicht immer nur an der Börse verteidigen kann, daß aber für eine eigenwüchsige Andenkultur gesunde Staatspapiere eine unerläßliche Voraussetzung seien.

Darum meldete er sich freiwillig, wurde rasch ausgebildet und rückte mit ein in die grüne Hölle des Grenzlandes. Er haute sich mit vor durch Lianennetze und Wurzelgitter, schoß auf den Rat alter Buschkorporale auf bestimmte Färbungen in diesem Teufelschaos von Grünanzen und fand nach Tagen, wenn man hundert Meter nördlicher war, daß ein matter Smaragdton einen Bolivianer bedeutet hatte und in zwischen in Braunrot und fahles Gelb übergegangen war. Eines Tages merkte er selbst, daß er für den Feind ein verdächtiges Kolorit gewesen war, fiel um und verlor das Bewußtsein. Als er wieder erwachte, war die Wunde verkrustet, aber niemand lag mehr neben ihm. Er raffte sich auf, verband sich notdürftig und ging weiter. Er muß die völlig falsche Richtung gewählt haben, denn nirgendwo fand er eine Spur des Kriegs, kein Erdlochmagazin, keine Schützenlinie, kein Feldtelefon.

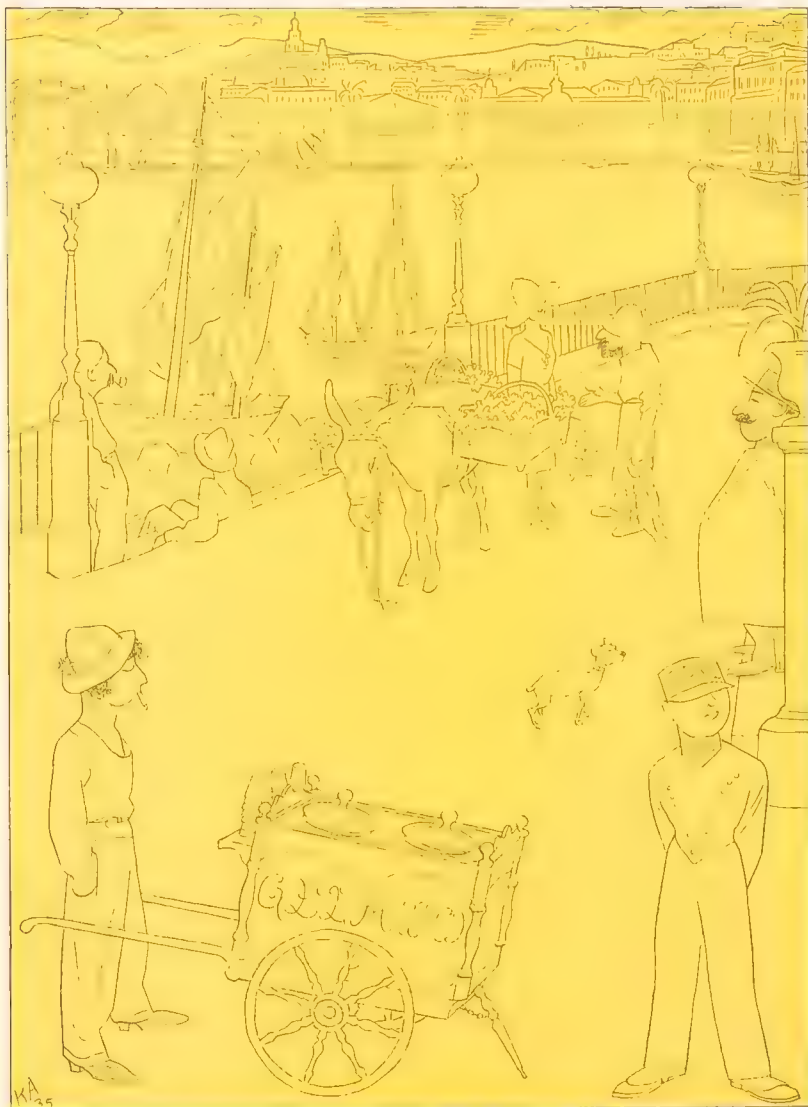
So kam er nach drei Tagen, erschöpft und lebernd, zu einem Rudel von Urwäldtieren, welche Menschengestalt hatten. Sie wagten nicht, den Eindringling zu töten, weil sie ganze Kompanien in der Nähe vermuteten. Er schoß ihnen einiges Raubzeug weg, das vor dem geisterhaften Ringen an gespenstischer Waldfront in ihre unberührten Gebiete geflohen kam. Und als er den Häuptling mit Chinin vom Tod, der aus einer schimmernden Wolke glitzernder Mücken über ihn gefallen war, geheilt hatte, gaben sie ihn nicht wieder her. Hülten ihn in einen Bastmantel und lehrten ihn die Inka-Besessenen der Inkasprache nachzählen.

Die ganze Horde lief eines Tages in die Hände von Bolivianern, die zu einem überraschenden Flankenstoß vorrückten. Der Student gab sich aus Furcht, vom haßerfüllten Feind aus gleicher Sippe erschossen zu werden, nicht zu erkennen. Als Uramerikaner kam er ins Feldlager des Gegners.

— Und seltsam — auch hier war ein Kulturjäger, der den ganzen zitternden Stamm systematisch unter die wissenschaftliche Lupe nahm, damit die Rechte Bolivians am Blaupapier des Gran Chaco durch irgendwelche historischen Zusammenhänge geheiligt werden konnten. Und da alle Gründe der Gegenwartskultur längst schal geworden waren und keinen Leser der Petroleumpresse mehr lockten, so mußte der Duft wilder Orchideen und von indischem Weirach gesucht werden, damit das Gebrauh politischer Abhandlungen wieder neu und schmackhaft wurde. (Schluß auf Seite 610)

Nulla salus bello

(Kari Arnold)



„Das Ausland hat seit Versailles wenig Geld, und unsere Leute reisen heuer an die abessinische Riviera.“

Der Bastmantel

(Schluß von Seite 608)

Es stellte sich heraus, daß der wilde Mann im Bastmantel der Zugänglichste und Klügste war. Er konnte bald mit einigen Brocken Kolonialspanisch die heimische Keramik und Webkunst schildern; er sang sagenhaft alte Lieder und zelebrierte Inka-Ornamentik in den Sand. Er beschimpfte die Leute von Paraguay mit solch wildem Haß, daß er mehr Bewegungsfreiheit erhielt und als Unikum von Stab zu Stab geführt wurde. Bald erschien in der Staatszeitung von Bolivien ein Artikel, der seine Angaben zugunsten der Ansprüche Boliviens auswurte. Pötzlich war er fort. Und acht Tage später bewiesen die Zeitungen von Paraguay, daß der Feind mit den Entwürfen von Professor Juyuy und seinen Schülern Paraguay das Recht auf den Gran Chaco zugestanden hatte. Der Bastmantel um Boliviens Kampfziel stammte aus dem Museum-atteller des Gegners. Ganz Südamerika lachte. Aber der Student bat, in ein Lazarett geführt zu werden, weil die schlecht verheilte Wunde eine Seuche angelockt hatte. Er wurde wegen seiner Verdienste um die Heimat nach der Heilung entlassen, und es war ihm recht. Er

wurde stumm und hörte kaum mehr auf die Heeresberichte
Der Krieg schwellt weiter

Lieber Simplicissimus!

Ein auch bei uns geschätzter Künstler aus der Levante war in einem norddeutschen Hause zu Mittag gebeten. Er sprach sehr viel und sehr amüsant und vernachlässigte darüber etwas die bei uns üblichen Tischsitten. Als Nachtsch gab es einen Pudding mit Vanillesauce. Als dann Kaffee gereicht wurde, war der illustre Gast so sehr durch das Gefesselt, was er gerade erzählte, daß er statt der Milch Vanillesauce in seine Tasse schüttete. Der Hausherr sah das Unglück und beobachtete gespannt, was sich nun weiter entwickeln würde. Auch der Herr aus der Levante schien bemerkt zu haben, daß die kleinen schwarzen Partikelchen, die jetzt auf seinem Kaffee schwammen, dort nicht hingehörten. Er flachte als — ohne den Fluß seiner Rede einzudämmen — einzeln mit dem Löffel heraus. Schließlich erbarmte sich der Gastgeber seiner und sagte: „Sie haben statt der Sahne Vanillesauce genommen.“ Da leuchtete das Antlitz des Gastes auf. „Oooh!“ erwiderte er erfreut, „habe gedacht, sind Filegän!“

Fundstücke

Aus dem Brief eines Vormundes, dem die Bürde seines Amtes zu schwer wurde, andas Vormundschaftsgericht: „Teile dem Herrn Oberichter mit, daß die Loni jetzt auch heiraten könnte. Sie ist jetzt zwanzig Jahr alt und ein Untumum Frauenzimmer. Von mir bekommt sie einen Schreibtisch und die Aussteuer mit. Das Gericht wird jetzt wohl einen Mann für sie herbringen!“

Aus der „Märkischen Zeitung“:

Rasch tritt der Tod den Menschen an

Der hier im Kreise sehr bekannte Bücherrevisor X. X., der hier seit Tagen sein Geschäft erledigte, ging ins Bett und war nach einer Stunde eine Leiche. Jedenfalls ein leichter Tod, jedoch für die Angehörigen um so schmerzlicher.

Wohnungen

Der neue Mieter betrachtete die Parterrewohnung. „Sind auch keine Mäuse hier?“ Der Hausherr lälchelte: „Aber Herr Doktor — Mäuse in der feuchten Wohnung!“

Antifebrin

(R. Kriesch)



„Aha, und jetzt steigt die reizende Kleine in die Zirkuskuppel . . .“ — „Gib das Glas her, sonst steigt sie dir in den Kopf!“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. • **Bezugspreise:** Die Einzelnnummer RM — 60! Abonnement im Vierteljahr RM 7.— • **Anzeigenpreise:** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile RM — 20 • **Alleinige Anzeigenannahme:** P. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 298 456, 298 457 • **Verantwortliche Schriftleitung:** B. Müller, München • **Verantwortlich für den Anzeigenteil:** E. Galtshausen, München • **Herausgeber:** Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • **Redaktion und Verlag:** München 18, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 • Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA 18 399 IV. V. • **Erfüllungsort:** München • **Postcheck:** München 5602 • **Druck von:** Brecher und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Rangordnung

Kürzlich nahm mich eine Bekannte mit, um mir in einem sehr neuzeitlichen Altersheim ihre Zweizimmerwohnung mit Küche, Bad usw. zu zeigen. Am Eingang zum Heim begegnete uns eine Dame, die eben das Haus verließ. Blick und Art, wie beide in beredtem Schweigen aneinander vorbeiging, veranlaßten mich zu der Frage, ob meine Bekannte diese Dame kenne.

„Ja, ich kenne sie schon, aber es fällt mir ja nicht ein, sie zu grüßen! Die bildet sich ohnehin ein, sie wäre die Königin da herinnen, weil sie eine Dreizimmerwohnung besitzt!“, sagte meine Bekannte. Als wir nach Besichtigung der Wohnung das Heim wieder verließen, fügte es sich, daß gerade eine Dame ins Haus hereinwollte. Zu meiner Überraschung gab es hier das gleiche Manöver, als die beiden Heimsassistentinnen aneinander vorbeimusterten.

„Sehen Sie“, sagte meine Bekannte nun von selbst, „diese grüße ich nun auch nicht! Fällt mir doch gar nicht ein; denn die hat ja nur ein Zimmer, und das geht nach Norden!“

Lieber Simplicissimus!

Als wir zum erstenmal auf dem Kasernenhof „Links um!“ und „Rechts um!“ übten, ergab es sich, daß einer der Rekruten den neuen Anforderungen nicht gewachsen war und ständig die Richtung verwechselte. Da er sich als Knecht bei Pferden, der Zivilteilung nach, bezeichneter, wurde er einem Wachmeister zum Strafoxerzieren überantwortet. Wir kamen bereits vom Mittagessen und schlenderten gemächlich über den Kasernenhof, da sahen wir, daß der Arme immer noch vor der Stalltüre stand und unter Aufsicht des Wachmeisters Wendungen übte. Er hatte in der linken Hand ein kleines Bündel Heu und in der rechten eine Garbe Stroh. Und der Wachmeister kommandierte zornig, mit hochrotem Kopf: „Heu um!“ — „Stroh um!“

*

Mein Jüngster möchte brennend gern in den Zoologischen Garten gehen. Schon früh beim Aufstehen bettelt er darum, ich versuche seinen Wunsch pädagogisch etwas auszuwerten und verspreche ihm, daß wir uns heute nachmittag den Löwen und all die anderen wilden Tiere ansehen würden, wenn das Wetter schön werde und wenn er sich jetzt am Morgen den Hals ganz sauber wasche. Daraufhin bleibt er einige Sekunden nachdenklich vor seiner Waschschißel stehen, dann sagt er: „Ja, und wenn das Wetter nicht schön wird, dann steh ich da mit meinem gewaschenen Hals!“

*

Der nette junge Mann schrieb an des Försters Töchterlein: „Ich hätte gern ein Bild von Ihnen!“

Das Töchterlein schickte ihm ein Bild Klopferns wartete sie auf Antwort.

Die Antwort kam. Es war eine Enttäuschung.

„Warum haben Sie mir ein Bild geschickt“, schrieb er, „wo Sie mit Ihrer Tante zusammen fotografiert sind? Ich wollte ein Bild von Ihnen allein!“

Da aber schrieb das junge Mädchen empört: „Was fällt Ihnen ein! Ich kann doch nicht bei Ihnen allein in Ihrem Zimmer sein!“

Rekordfresser

Vierthaler



„Hoffentlich schaffen wir die nächste Spitze noch!“ — „Warum denn nicht? Wenn man sich mit der Aussicht nicht aufhält, ist alles zu machen.“

Abends singen die Mütter

Abends in der Welt, wenn die sanften, müden Kleinen oft vor Verlangen nach Traum in den dunklen Bettkojen weinen, sitzen die Mütter in Afrika oder Europa und Tibet und singen, daß die Tränenflut vor dem Schlaf vergeht.

Abends sitzen die Mütter und singen in allen Sprachen der Welt, daß der Traum sanft wie die Feder des Vogels in die kindlichen Herzen fällt.

Fallen die Augen zu, bald sind die Schmerzen versunken, die Herzen der Mütter haben die kindlichen Tränen getrunken.

Von den Tieren singen sie, die auch anfangen zu schlafen, und von Sternen, die sich am Ende der Welt im Raume trafen, und von Blumen und Winter und Panther und im Hofe dem alten Baum — Kinderherzen nehmen Mütterlieder auf wie Vorspeise zum Traum.

In den Ländern der Welt singen die Mütter am Abend ein zärtliches Wort, bald kommen die zarten Schläfe und nehmen die Herzen fort. Hören die Mütter zu singen auf, vernehmen's die Kleinen nicht mehr, schauen schon längst von den kindlichen Sternen auf die müden Mütter her.

Walter Bauer

Emigranten in Monte Carlo

(E. Thöny)



„Das Casino hat sich gestern sehr taktlos benommen! Unser Freund Jibbich hat doch alles verspielt, und da gab man ihm — eine Rückfahrkarte!“

SIMPLICISSIMUS

Die Weltwirtschaft

(E. Schille)



Ja, Herrschaften, so bringt ihr den Karren natürlich nicht aus dem Dreck!

Nicht schlafen! Abonniere den **Simplicissimus!**



Am 1. April beginnt der 40. Jahrgang!

Liebe Gäste / Von KARL OBER

Ein Specht mit einer roten Haube
und einem Frack aus grünem Tuch
kommt täglich, sanft wie eine Taube,
in meinen Garten auf Besuch.

Dort wirkt er als Entomologe,
indem er forschend sich verbeugt,
woburch er eine warme Woge
der Sympathie bei mir erzeugt.

Zwei Umfeln, gleichfalls eingemeindet,
sind weniger davon erbaut
und heftig mit dem Specht verfeindet,
der, was sie selber möchten, klagt.

Die Konkurrenz, wie wir ja wissen,
beflügelt oft die Willenskraft,
so daß nun jeder zweckbeßigen
aus purem Neid für dreie schafft.

Wenn schimpfend sie das Erdröckchen pflügen,
soll ich da mit dem Finger droh'n
und meine lieben Gäste rügen?
... Hab' ich doch den Profit davon!

Szene am Schwanenwik

Von DIRKS PAULUN

„Hamburger Wetter!“ sagt ein Mann im
grauen Mantel und sieht völlig verblüht
aus.

Ein Fremder würde ihm sein saures Ge-
sicht glauben. Die Fremden machen oft
solche Gesichter, und dann meinen sie es
auch so. Dieser Mann meint es nicht so.
Nur: wenn er nicht so ein Gesicht machte,
müßte er leider auf der Stelle zerplatzen.
Er hat auch gar nicht gesagt: „Hamburger
Wetter!“ Er hat es nur gedacht. Er ist
nämlich ein Hamburger und war vierzehn
Tage verreis.

Es lohnt sich, einen Blick in sein Gemüt
zu werfen.

Tatsächlich, er entwickelt Gemüt. Er ist
allein, und allein kann man am reinsten
Gemüt entwickeln. Am wenigsten ist man
aber bei trübem Wetter in der Großstadt,
und besonders wenn man mit hochgeschla-
genem Mantelkragen durch Hamburg geht.

Er gerät nun ganz von selbst in eine über-
strömende Gemütlichkeit. Es liegt am
Klima. Er kann nichts dafür.

Ihr werdet nicht erleben, daß er singt oder
pfeift, um sein Gemüt abzulassen, dann
das gehört sich nicht. Er hütet sich auch,
seinen Mitbürgern fröhlich ins Gesicht zu
blicken — sie fühlen sich immer gleich
ausgelacht. Nein, er behält seine Gemüt-
lichkeit wohlweislich für sich, so lange er
nur irgend kann. Und wenn es gar nicht
mehr anders geht, wenn er unbedingt ein-
mal den Mund verziehen muß, dann ist er
sittsam genug, sein Gesicht einer Haus-
wand, einer Auslage, am allerliebsten der
offenen Alster zuzuwenden.

Als ihm aber auch mit einem breiten Grin-
sen nicht mehr geholfen ist, da gibt es
immer noch einen Weg, die Mitmenschen
zu schonen (es sind doch Hamburger!).
Er spricht den nächsten besten Hund,
Schwan, Baumstamm, die nächste beste
Möwe an. Und in aller, allerhöchster Be-
drängnis kann es dahin kommen, daß er
der Möwe leise etwas zusingen muß.
Na, wenn es gar nicht anders geht —
schön!

Nein, es geht wirklich gar nicht mehr

anders. Er birst vor Gemüt! Er muß! —
Die Möwe kuckt (sie „guckt“ nicht — es
ist eine Hamburger Möwe — sie „kuckt“!),
die Möwe kuckt ja auch ganz freundlich
von ihrem Treppengeländer herüber. Der
Mann im grauen Mantel lacht breit und
singt, er singt zart wie ein Engel. Aber
was singt er! Ach Gott! „Kleine Möwe!“
singt er, „flieg nach Helgoland!“ singt
er! — Die Möwe äugt ein paar Sekunden
ernst in sein Gesicht. Dann hebt sie die
Flügel ...

Das ist keine Fabel. In Fabeln sind die
Tiere mit der Gabe des Sprechens aus-
gerüstet. In Wirklichkeit ist Schweigen ihr
Teil. Schweigen ist Gold. Die Möwe hebt
die Flügel, aber nur, um ihm den Rücken
zuzuwenden.

Die Beziehungen sind abgebrochen. Er hat
alles verpuscht! Aber er freut sich inner-
lich und ruft „Bravo!“ Sie hat recht,
die Möwe, und sie hat Hamburger Lebens-
art!

Wenn ich eine Hamburger Möwe wäre, und
mir könne jemand an, ich sollte nach
Helgoland fliegen — da könnte ich auch
nur mit den gefiederten Achseln zucken
und mich abwenden.

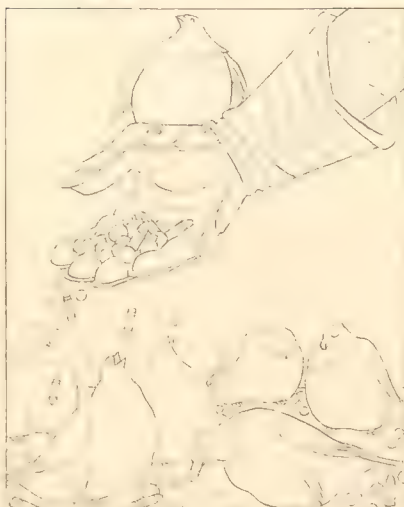
Justitia von Kowno



„Memeldutsche haben kein Recht in Litauen, also gibt es für sie auch keine Rechtssprechung.“

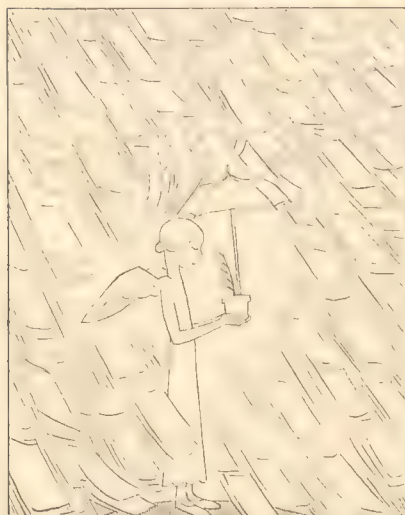
Markusplatz

Karl Arnoldt



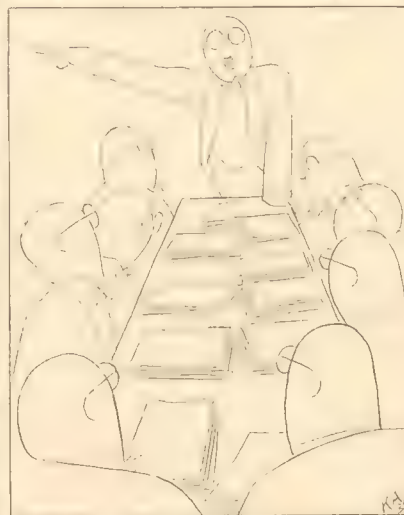
Überfüllte Tauben sind für Friedensflüge nach Abessinien leider dienstuntauglich.

Friedensdiplomatie



Bath wechseln sie Noten in allen Tonarten, bald Bücher in den verschiedensten Farben – es ist nun Zeit, daß sie sich endlich persönlich anreden.“

Die Abrüstungskommission tagt



Die Kriegsschiffe einiger Mächte im Pazifik oder die Ausfahrt italienischer Kriegsschiffe in die griechischen Gewässer und Aktionen zur Erhaltung des Friedens. Was aber, meine Herren, hat es für eine Bewandnis mit jenen Schiffen, die Deutschland unter der Devise 'Kraft durch Freude' auslaufen lassen?!!



„So, mein Freund, nu' war'n wa im Deutschen Museum, im Hofbräu, und nu jehn wa noch in die Pinakothek.“ — „Wissen S' was, da kunnten S' eig'ntli alloa hi'geh'!“

Lieber Simplificissimus!

Der Herr Magistratsoberssekretär hat den Verlust seiner Gattin zu beklagen. Sein Schmerz ist echt und tief, darüber kann gar kein Zweifel obwalten. Aber auch im Schmerz bleibt er Magistratsoberssekretär.

Als seine Tochter ihn befragt, warum er sich zum Begräbnis einen neuen Zylinderhut kaufen wolle, da doch der alte noch passabel und vor ein paar Monaten bei der Beerdigung eines Onkels auch noch recht anständig ausgesehen habe, antwortet er: „Das ist etwas anderes. Diesmal bin ich quasi doch der erste Leidtragende . . .!“

Nackte Frau im Park

Von Heinz Weis

Im Winter? Ja, mitten im Winter. Das heißt, es war schon Ende Februar, und eine erste Amsel sang. Sie saß auf einem beschnittenen Zweige über der nackten Frau und sang.

Durch den bläulichen Morgen sprühte der Schnee. Er war so rein und weiß, daß er nur sich selber gleich. Als aber die Sonne darüber aufging, bekam er einen matten, morgenrötlichen Glanz.

Die Amsel sang und flog davon. Ihre Flügel wehten den Schnee von den Zweigen auf die nackte Frau hinab, die lächelnd auf einem steinernen Sockel steht. Mit der Hüfte lehnt sie sich an den Torsos eines Baumes, um den sich ein Weinstock rankt. Ein barockes Tuch flattert um ihre breiten Hüften. Ihre Schenkel sind die runden Schenkel eines jungen Weibes. Sie ruht auf dem rechten Fuß. Der linke tupft mit den Zehen lässig den Sockel.

Auf ihren kleinen, festen Brüsten, auf ihren schmalen Schultern liegt Schnee. Ihre beschnittenen Arme, ihre Hände greifen nach den vollen Trauben des Weinstocks. Ihr Antlitz lächelt über die linke Schulter. Es ist ein kluges Antlitz mit wachen, gegenwärtigen Zügen und einem Lächeln, das wiederum in die Ferne entführt. Das Haar, im Nacken zum Knoten geschlungen, entsendet eine Strähne auf den weichen, runden Rücken. Dieser Rücken ist das Ergänzende an der nackten Frau im Park. Darum bengt sie ihn abwärts der Blicke unter die beschnittenen, kühlen Zweige und zeigt den Besuchern des Parks die kleinen, unberührten Brüste.

Die nackte Frau im Park stellt die Göttin der Fruchtbarkeit dar. Oder sind Weinstock und Trauben nur Vorwand, um ihr wahres Wesen zu verbergen?

Die Göttin ist vielmehr Sinnbild der Freude, jener Freude, die die Fruchtbarkeit auf dem Fuße folgt.

Der Maler Murks erfuhr von der Göttin im Park durch Hörsagen. Er war zum erstenmal in unsre große, ihm unbekannte Stadt gekommen und begognete am letzten Abend des Karnevals — schon schien er für Murks verloren zu sein — der Göttin Diana, die soeben kurz vor Mitternacht ihren Galan verabschiedet hatte. Aus Gründen einer Laune? Göttinnen handeln, aber sie verhandeln nicht. Murks sprang in die Bresche, der Glückliche! Denn die Göttin war schön.

„Du bist Diana“, grüßte Murks, „laß mich dein Jäger sein ... dein Leibjäger ...“ Und er legte seinen Arm um ihre hohe Hüfte.

„Jäger halten geziemendes Abstand“, schnippte die Göttin. Murks küßte als Antwort ihren Mund. Er hielt dabei mit der Rechten ihre Arme, mit der Linken fest, hob mit der Linken ihr widerstrebendes Kinn, küßte sie mitten auf den Mund. Die Göttin war wehrlos. Ihre Gelenke knickten, ihre Muskeln spannten sich im Widerstand.

„Leibjäger sind ihrer Schüsse sicher“, sprach Murks zwischen zwei Küßen. Die Göttin knirschte. Murks löste seine Griffe. Die Göttin stampfte ungnädig mit dem Fuß. „Es ist Mitternacht!“, entgegnete Murks und zog ihr mit sanftem Ruck die halbe Larve vom Gesicht.

Die Göttin, die stolze, junge, siebzehnjährige Göttin war entworfen, ihres Talles beraubt. Verwirrt tat sie zwei kleine, wankende, trunkene, sehr irdische Schritte und legte ihren Kopf auf ihres Jägers

Schulter. Ihre kleinen festen Brüste stießen fast den Jäger um.

„Deinen Namen!“ forderte sie, ein wenig herrisch noch.

Murks fluchte zum tausendsten Male seinen Namen. „Name ist Rauch“, sprach er dann und sann auf einen neuen bezaubernden Klang.

„Wie darf ich meinen Jäger nennen?“ kam es sanft zurück.

„Vivio!“ sprach knirschend Murks.

„Vivio! Vivio! Vivio!“ probierte sie beglückt. Nun stand er mitten in ihrem Herzen.

In den folgenden Stunden — an die meine Feder nicht rührt — erfuhr Vivio, wovon wir schon lange wissen — von dem Vorhandensein der nackten Frau im Park.

„Sie steht unter Bäumen hinter einer Bank und stellt die Göttin der Fruchtbarkeit dar. Mein Vater liebt sie sehr. Er kann sie vom Fenster seines Arbeitszimmers sehen. Sie sei ein Vexierbild, sagt mein Vater, man müsse sich hinter sie stellen. Dann würde sie über die Schulter zurückschauen auf eine längst verführte, junge Weise ...“

„Wann?“ fragte Vivio.

„Heute abend um halb elf. Bei der Göttin im Park!“

So schied sie vor dem hohen, schmiedeeisernen Portal, hinter dem Dianas dunkles Schloßchen lag, der Park — die Göttin

Am Aschermittwochabend pünktlich um neun Uhr schloß Johann, das Faktotum des alten Herrn, das Parktor.

Um halb zehn Uhr überstieg Vivio auf der Rückseite des Schloßchens an einer dunklen, tannenverhangenen Stelle die Parkmauer. Der Ahnungslose wußte nicht, daß Johann, mit dem Glocken schlage zehn die beiden feurigen Doggen

des alten Herrn noch einmal in den Park führte.

Die Notdurft ist schon immer die Feindin des Erhabenen, und so begann das Verhängnis Vivio saß zu Füßen der Göttin, der steinernen Göttin, auf der nächtlichen Bank. Der Leser ist fündig genug, hier fortzuführen ... so daß ich erst wieder einzuholen brauche, als Vivio in der höchsten Hundstunde, zunächst die Rücklehne der Bank, dann den Sockel der Göttin, zuletzt die nackte Göttin selber bestieg. Er griff dabei hilfesuchend in die Zweige über dem Haupte der Göttin, in denen gestern noch die Amsel sang.

Die Doggen rasten um das Götterbild. Johann stieß Schreie aus. Der alte Herr warf den Fensterladen auf. Johann berichtete fliegenden Atems. Der alte Herr rief drinnen einen blanken Degen von der Wand. „Festhalten!“ keuchte er in den dunklen Park hinab. Dann sah man ihn im beleuchteten Fenster stehen und ins Telefon sprechen ...

„Gleich sind sie da! Johann, harre aus! Ich werde das Portal öffnen!“

Das Überfall-Atto legte in den Hof. Die Beamten lockerten die Waffen. Der alte Herr setzte sich an ihre Spitze. „Im Park“, rief er, „hat er sich verschantzt!“ Er schwang den Degen. Das Kommando stürzte über den Rasen.

Hunde besitzen die Logik der Unmittelbarkeit. Als die Dogge Hella die Front der Schwerbewaffneten heranziehen und ihrem alten Herrn folgen (ihn zu verfolgen) sah, gab es für das gezielte Tier kein Besinnen. Es kehrte die rasende Wut gegen die vier Eindringlinge. Lord, der Rüde, folgte in grimmigen Sätzen. Johann zeterle als letzter hinterdrein. Inmitten des Rasens prallten die Fronten aufeinander.

Der Respekt vor der hohen Polizei verbot mir, zu beschreiben, wonach meine Feder lacht ...

Murks, der harmlose Zivilist auf den schmalen Schultern der Göttin, erfuhr Genugtuung. Sanft und dankbar löste er sich von der schönen Frau und entkam unerkannt. Die beiden Doggen mußten mit vieler Mühe überwältigt werden.

Seit einigen Tagen segelt auf schweren, weißen Wolken der Frühling über Park und Stadt. Ein warmer Regen tropft bedächtig auf die Bäume, auf die Schultern und Arme der Göttin im Park. Es rinnt ihr über Antlitz, Brust und Rücken. Die wohlige Nässe netzt ihre Hüften und Knie. Es ist März, und die Göttin scheint dem Bade des Frühlings entzogen ...

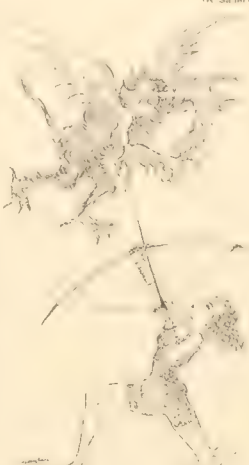
Die schwarzen Zweige stecken voll praller Knospen. Aus dem Rasen bricht ein Krokus nach dem andern.

Das Antlitz der Göttin hat sich im Lächeln verjüngt. Ihr Mund ist zum Spottle fein geschürzt. Die Göttin triumphiert. Überlegen fordert sie heraus.

Der alte Herr ist vor Gram noch immer ganz verwundet. Er beginnt an der Ehrbarkeit der Göttin zu zweifeln. „Es ist ein offener Irrtum“, sagt der Alte eines Tages zu seiner Tochter Diana, „ein offener Irrtum, als für die Göttin der Fruchtbarkeit zu halten. Ich durchschaue sie! Sie ist ... sie ist ...“

„Sie ist die Schutzpatronin der Erftappen“, ergänzt ketschensüchtig Diana, vermag aber nicht zu verhindern, daß ihr eine Rote, deren sie nicht Herrin ist, über Stirne, Hals und Nacken zieht.

„A. Sa. ler.“



Ein Album von Karl Arnold: **BERLINER BILDER**



„n Tag, Willem.“ – „Keine Zeit – fünf Uhr A.E.G.“ – „Dito, fünf Uhr zehn L.M.K.“ – „Abends O.L.G.“? – „Bong, m.w.“

Aus den Jahren der Korruption

Preis des Werkes (27×37 cm mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1,50 franko

Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheck 5802

Ein Mann ging vorbei

Von Erich Preuß

Es war an einem Nachmittag im März. Der Himmel war voll schwarzer, düsterer Streifen mit silbernen und knallroten Rändern, und die Luft war dieselbe wie Milchglas. Und später, als die Menschen wieder zu sich kamen, meinten sie, es habe etwas unheimlich Bedrückendes in der Luft gelegen, so, daß es ihnen das Herz wie in einen Schraubstock gespannt habe!

Die Terrasse des vornehmen Kaffeehauses war überfüllt vom first-class-Publikum. Es saßen an einem einzigen Tisch wohl sechs Millionen Dollars beisammen, schwere Banknoten nickten einander zu, man kürzte, hennagefärbte, mit Brillanten geschmückte feste Hände lagen lässig auf Stuhllehnen, hielten Lorgnon oder spielten mit Perlenketten. Ein halber Waggon Seide, Schlangenhaut, Krokodillleder, Platin, Gold und Cheramy Paris war hier ausgeschüttet, und dazwischen Menschen, die sich an all das klammerten und die das für das Höchste auf Erden hielten. Puppen mit knallroten Lippen lächelten Jahrzehnte ihres Alters hinweg, faßten mit Platinzähnen nach Strohhalmen und sogen farbige und teure Flüssigkeiten. Dazwischen schimmerten blinkende Hendbrüste, drohten brutale Kinnbacken – es war, kurz gesagt, eine Fuhrer Wohlstand, die da vom Pferderennen herübergelommen war, und im Hintergrund thronte irgendwo, ungesehen, der Gott Dollar.

Auf dem leeren, weiten Platz vor der Terrasse

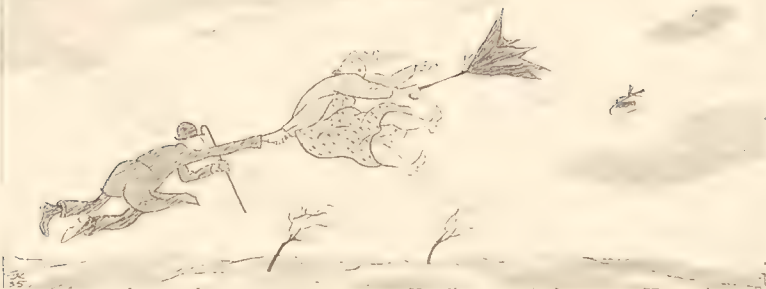
glänzte der Asphalt, und es lag kein Tröpfchen Spucke darauf. Da waren Menschen unter sich in gepflegter, vornehmer Sauberkeit. Und man hätte eine verschimmelte Brotkruste gegen ein Brillantenkollier wetten können –: dieser Haufen gepflegten Fleisches war so leicht nicht aus der Fassung zu bringen. Das Saxophon der berühmten Kapelle quakte eben den Schluß eines Tangos. Tanzpaare gingen zu den Tischen zurück, schoben Sessel beiseite.

Da – wurde es still ... Still, still wie in der Ewigkeit, still wie im Stollen unten, als die Bergleute erschaffen waren, still wie in der Gießerei, als ein Mensch in die Gießpfannen mit flüssigem Eisen fiel!

Still war es geworden, unheimlich still, und dem vornehmen Pack auf der Terrasse des vornehmen Kaffeehauses froren die Gehirne ein, Muskeln lagen gelähmt, blühende Farben der Gesichter vergingen. Stimmbänder dorten, ein Haufen gepflegten Fleisches, ein Haufen vor Wohlleben blinkender Menschen lag im Starrkrampf und wußte nicht, woher das kam.

Ein Mädchen, das vorne auf den Stufen zum Café stand, hatte das Grauen zuerst wahrgenommen. Der zeigende Finger dieses Mädchens blieb erstarrt in der Luft hängen, und seine Augen quollen aus den Höhlen und wiesen die Richtung. Und dann sahen alle ihn, diesen Menschen, der da langsam, unsagbar langsam über den freien und menschen-

leeren Platz stieg. Er war ein riesengroßer Mann mit ausgetretenen und verstaubten Schuhen, und vor ihm ging sein zehnfach vergrößerter Schatten. Seine breiten und massigen Schultern ließen ohne weiteres den Gedanken zu, er könne ein krankes Pferd aus dem Stall tragen; seine Hände waren wie Kohlenschaufeln, und er ging in etwa zwanzig Metern Entfernung vorbei. Fast schien es, als berührten seine Füße den Boden nicht, und die Menschen auf der Terrasse hörten nicht das Geräusch der Schritte. Nur ein einziges Mal sah er herüber, mit brennenden Augen; aber dieser Blick traf sie alle. So mußte der Nazarener hinübergesehen haben zur Kette neugieriger Lämmel, als er mit dem Kreuz straukelte. So mußte dieser Blick den neugierigen Schuster getroffen haben, als er die Fäuste in die Taschen schob, nicht helfen wollte dem Gestürzten und dafür wandern mußte, unstet und zeitlos durch Welt und Ewigkeit. So war dieser Blick, der sie alle brannte wie ein Feuerball, und der ihre Seelen plötzlich mit Krankheit bewarf. So war dieser Mann, dessen Kopf durch die Feuerländer der Wolken überstrahlt wurde, und von dem niemand wußte, woher er kam und wohin er ging. Vielleicht hatte er sich als Leiche aus den Schlachtfeldern Flanderns gebuddelt, vielleicht war er einer, der im Walzwerk erfaßt und dessen Körper zur Eisenbahnschiene gestreckt wurde – – – vielleicht aber war er der Führer einer Armee, und hinter ihm



Schwere Zeiten

Unlängst traf ich den alten Brandhuber. Leinwand war'n er gros, als er gerade griesgrämig über die Aspernbrücke kam. „Tag, Herr Brandhuber“, sagte ich „war-um so nachdenklich?“

„Soll ma vielleicht Luftsprung machen bei de schlechten Zeiten?“ brummte er. „Jo, früher amal, da war des no ganz anders! ... Damals war's no schön in Wien ... Aber heutzutag, hör'n S' mir auf ... San dös Zeiten für an soliden Geschäftsmann?“

„Ja, was haben Sie denn?“ erkundigte ich mich nach dem Grund seines Weltschmerzes. „Was ist denn los mit Ihnen?“ „No, well's wahr is!“ knurrte er wütend. „Früher amal, wenn unse anner g'schäftliche Besprechung g'habt hat, da hat ma si halt schön gemütlich in sei Stammkaffeehaus g'setzt, hat de Kundschaft d'wart, und 's G'schäft is g'macht word'n!“

„Na, und?“ fragte ich. „Jossas na, heut san S' aber wieder amal dalkert“, schüttelte Herr Brandhuber ärgerlich den Kopf. „Häb'n S' denn kane Augen net? ... Heutzutag, bei de hundsmiserablen Zeiten, da kommt ma ja ganz aus der Ordnung! Einschränkung muab ma al auf alle Seiten — so spar'n muab ma, daß ma jetzt sogar scho seine g'schäftlichen Besprechungen in sein Büro abhalten muab ...“

Wiener Wochenschau

Vor einigen Tagen gehe ich durch die Rotenturmstraße. Kommt einer auf mich zu, grüßt nicht, deutet nicht, rückt nicht den Hut und setzt tief rückwärts im Kehlkopf an: „Taborstraße wo is'!“

„Taborstraße“, erkläre ich höflich, wie ich nun schon einmal bin, „da gehen Sie nur immer geradeaus ... Was für eine Nummer suchen Sie?“

„Fünfundzwanzig!“

„Sehr gut ... Wenn Sie geradeaus und dann über die Brücke gehen, die Sie dort sehen, kommen Sie direkt zu der gesuchten Nummer.“

„Und wenn ich fahr?“

„Dort drüben steht der Autobus.“

„Was bedarf es zu kosten?“

„Ich glaube zwanzig Groschen.“

„Sie wissen nicht bestimmt?“

Oft übersah ich dieses Glück daheim: Das Suppelflehn mit der Frau, dem Kind, die Sorge um den jungen Callakeim, das Anzughürten vor der Tür im Wind.

Bald war ich fort, bald lag ich pflichtbereit, saß wartend hier, und wurde doch vermißt. Den Mund der Frau umspielt ein stummes Leid — die Einsamkeit hat ihn für mich geküßt.

Wo war ich doch? Was sprach der Redner wieder? Wo ward ich meine Vortragskarten los? Wo sang ich mit den Kameraden Lieder? Wo übte ich den neuen Gegenstoß?

Ich weiß es nicht. Mein Kind will mir was sagen, was auf dem Hof mit Nachbars Hund geschah. Der Mund der Frau will leise hoffend fragen, ich küsse ihn: Sei still! Heut bin ich da.

Die Suppe dampft, zärtlich die Nase fuchelnd, die Calla hat ein neues Blatt gesetzt; der Anzug, lüssig-weich und ruhig lächelnd, sagt überredend: Bleib heut ungehetzt.

Ich schau mich um: Dies ist wie eine Insel. So hieß es einst im Schälbuch-Wortgerinnel. Doch heute sprech' ich's nach und schweige dann. Die Wände sehen mich vieltagend an.

Edmund Hirsch

Circe

(Otto Herrmann)



„Uff Ehrenwort, sowat von Huhn ham Se noch nich jehabt! Wenn Se det vaspeist ham, fangen Se an und lech'n Eial!“

Die griechischen Rebellen

(O. Gulbranson)



„Sieg, Sieg! Es ist uns gelungen, alle erreichbaren Staatsgelder mit auf die Flucht zu nehmen!“

Naturverbunden

(Jos. Sauer)



„Do schaug her, a Flaga!“ — „Ah, was, i wart' auf 'n erscht'n Maikälä.“

Dottore Fenomeno, Arzt

Von Harold Theille (Postlano)

Bei Dostojewski kommt ein Arzt vor, Doktor Herzenstube. Der erkrankt über den Zustand seiner Kranken jedesmal so tief, daß niemand weiß, was man mit ihm machen soll. Solch eine lebenswürdige Erscheinung haben wir auch in unsern kumpfanischen Städtchen. Fenomeno heißt er, Doktor Wunder. Unser Dottore ist ein stämmiger Mann, blond, quadratschädelig, mit blauen Augen in Dill. Vom roten Landwein nämlich trinkt er viel und regelmäßig. Gilt es doch, all die Leiden, die er findet und verursacht, aus seiner sanften Seele fortzuschwemmen. Nicht immer gelingt's. Manchmal tauchen im Grunde des Glases Erinnerungen auf, an die Kriegszeit. Damals beschließt er, Arzt zu werden. Dann kehrt er in die Heimat zurück, bestallt als ihr Gemeindearzt. An Qualifikation bringt er mit das leicht bewegliche Herz, sowie ein Abonnement auf das Vereinsblatt seiner Berufsorganisation. Ehrfurcht vor der Natur erfüllt ihn ganz, und niemals wird ihm die Versuchung nahe, mit ihr zum Zweikampf anzutreten. Dergemäß ist die Methode Dottore Fenomenos psychologische Natur. Seine Er-

kundung nach dem Befinden zittert von persönlicher Anteilnahme. „Ein Patient fände den Mut, betrübende Auskunft zu geben. Hierauf erfolgt ein wahrhaft herzerfrischendes „Corragio! Mut!“ Und gerührt blickt der Kranke den abschiedwinkenden Dottore nach. Tritt dann der Tod ein, weint niemand bitterlicher als der behandelnde Gemeindearzt Dottore Umberto Fenomeno. Irgend etwas fehlt der Maler Grigori in der Oetelia „Male di Testa“. Da er Russe ist, entfallen zum Beschluß nachweislich sieben Literchen Capriwein auf seinen Teil. Sein derzeit bester Freund, Olaf Oliv aus Schweden, ist auch dabei. Die beiden verstehen sich ungemein, solange Schweigen herrscht. Unglücklicherweise hat sich dieser friedliche Zustand nicht aufrechterhalten lassen. Man ist, weiß der Himmel wie, in eine Diskussion geraten. Über die Gangart des Dromedars. Grigori demonstriert mit Leidenschaft, wie ein Vierbeiner, der sich unterfinde, beide rechten oder linken Beine gleichzeitig hochzuheben, unweigerlich umstürzen müsse. Die Auseinandersetzung endet leider mit einer gebrochenen Rippe Olaf Olivs. (Doch stellt sich dies Ergebnis erst am folgenden Tage heraus.)

Siegreich verläßt Grigori die Walstatt, im Padgang, mit seiner singenden Katja im Schlepptau. Das Städtchen ist an einem Hang hochgebaut. Seine Straßen sind steile Treppen. Und so versetzt denn nach sieben Stufen Katja's fröhlicher Elan. Indessen Grigori weiß Rat. Weibler sind materiell, denkt er und legt, alleine weiterklimmend, kleine Geldstücke auf die Stufen. Es klappt ausgezeichnet: Katja folgt sammelnd. Dann aber ist Grigori's Kleingeld zu Ende. Noch fehlen fünfundfünfzig Stufen bis zum Gipfel. Sie wird schon kommen, denkt Grigori und gelangt bis vor die Tür. Aber nun hat Katja den Schlüssel. Und sie kommt nicht. „Brauch' dich gar nicht“, brummt der Grigori und eskaliert die drei Meter hohe Mauer empor. Als er oben ist, fällt er hinter. Auf die Trepp. Grigori ist robust. Aber daß es solche Schmerzen geben könne, hat er nicht geglaubt. Es ist die Schulter. Gegen Morgen kommt Dottore Fenomeno. Er kennt den Grigori nur vom Sehen. „Lieber Freund, lieber Freund, wie geht es, wie geht's Ihnen? Das ist nichts weiter. Was ist es denn?“ Grigori's Stöhnen ist ein unterdrücktes Schreien. Der Dottore streift mit scheuem Blick die Schulter. Tränenden Auges verschreibt er Schlafmittel. Noch an diesem Abend wird er wiederkommen. Mut, Mut! Dann eilt er hinaus. Er kann es nicht mit ansehen. Abends ist er wieder da. Grigori knirscht mit den Zähnen. Der Dottore wischt mit dem Taschentuch im Gesicht umher und berichtet mit zuckendem Mund von Patienten, die noch Schlimmeres erduldeten. Nacht für Nacht sitzt Katja am Bette ihres Grigori und schließt aus Suppenlöffeln Baldrian, weil das Herz revoltiert gegen die Überanstrengung. Dottore Fenomeno kommt viermal täglich, um zu sehen. In den Zwischenzeiten trinkt er. Denn was ist das für ein Beruf! Nach drei Wochen sind die Schmerzen unerträglich denn ja, Katja nimmt den Dottore beiseite. Es kann nicht mehr so weitergehen. Glücklicherweise hat Dottore Fenomeno beim Abendessen eine Erleuchtung. Die geschwächten Schultermuskeln müssen gestärkt werden. Durch Training. Auch im Vereinsblatt kann man immer wieder lesen, wie es weit besser sei, durch körperliche Erleichtung vorzubeugen, als nachträglich problematische Heilversuche einzuleiten. (Die Logik, an Niederlagen gewöhnt, lächelt weh und kapituliert.) Am nächsten Morgen beginnt die Therapie. Grigori muß aufstehen. Der schwere Doktor hockt sich vor ihm nieder. Geben Sie mir den kranken Arm. Fassen Sie fest meine Hand, lieber teurer Freund. Und nun ziehen Sie mich hoch! Fest! Mit aller Kraft!“ Grigori zieht, zieht verzweifelt. Kalter Schweiß bricht ihm aus. Schließlich bringt er ihn tatsächlich hoch. Dann lehnt er an der Wand, ohne Atem, bleich. „Bravo!“ ruft der Dottore. „bravo!“ Und wischt sich die Tränen fort. „Morgen kommt ich wieder.“ In diesen Nächten schreit Grigori hemmungslos. Endlich fällt ein norwegischer Fischgroßhändler ins Städtchen, ein Bekannter Olaf Olivs. Der beschließt den Grigori, Dottore Fenomeno hoch gerade da und läßt sich hochziehen. Als er fort ist, packt der Fischhändler den Grigori in sein Auto und steuert ihn nach Hause, noch in Neapel. Man diagnostiziert kurz, und dann laufen aus allen Stadien die Ärzte zusammen, um den Patienten zu sehen, der sechs volle Wochen mit einem ausgekugelten Arm existiert hat. Sie rennen den Arm wieder ein. Dann geht's nach Hause. Es ist sich ergebend aber langsam, langsam wird Grigori's Arm wieder gebrauchsfähig. „Sehen Sie, sehen Sie es wohl“, sagt Dottore Fenomeno. „Nehmen Sie Befehle nicht so manchmal grausam sein.“ Dann präsentiert er strahlend eine dreistellige Liquidation. Zwei Monate später muß Olaf Oliv seine längst verheilte Rippe noch einmal bandagieren, weil der unbedachte Literat in einem Gespräch mit Grigori behauptet hätte, die westliche Wissenschaft werde die Welt erobern.

Wortkarge Menschen

Von den Schweigern sind die Berner als die einseitigsten bekannt, die nur das Notwendigste reden und auch dies oft noch widerwillig oder so kurz wie möglich. Solch einer verschwindet seiner Frau eines Sonntagmorgens wort- und spurlos, und als er nach einigen Stunden wiederkommt, entsteht zwischen ihr und ihm nachfolgendes Frag- und Antwortspiel. „Wo bisch gsi?“ fragt die Frau. Keine Antwort. „Bischi spaziere gange?“ — „Nei.“ — „Bischi im Wirtshaus gsi?“ — „Nei.“ — „Hesch an Jaß gspielt?“ — „Nei.“ — „Bischi bin Fründe gsi?“ — „Nei.“ — „Bischi in d' Ustellig gange?“ — „Nei.“ — „Bischi in der Chille (Kirche) gsi?“ — „Jo.“ — „Hesch d' Predig g'hort?“ — „Jo.“ — „Wer het predigt?“ — „Dr Pfarr.“ — „Wo was het er predigt?“ — „Vo der Sünd.“ — „Was het er gsait?“ — „Er isch dage.“

Fundstück

Im „Seeboten“ in Überlingen am Bodensee war nachstehendes reizendes Inseratchen zu lesen:

Aus Privathaus zu verkaufen:

1 gutes Bett, ein
Vervielfältigungsapparat

Wo sagt der Seebote.

Aus der Juristerei

Schon lange saß ein Bäuerlein in Untersuchungshaft und beschwerte sich darüber

mit den Worten: „Außerdem ist mir die Tat gar nicht zuzutrauen, indem ich sehr christlich bin und meine Kirchensteuer immer zuerst bezahle, was Sie beim Pfarrer

nachfragen können. Ich will nicht, daß mir der liebe Gott zurufen kann, du hast deinen Hof angezündet, weil es nicht wahr ist.“

Buch der Familienbilder

Von Anton Schnack

Unter den Bildern waren welche,
Die hatten schon gelben und alten Zug,
Vermorscht waren schon lang ihre Fischerscheide,
Zersprungen seit langem die Festeragscheide,
Kein Mund mehr nach ihrem Leben frug.

Da waren verklörte und betrübte Gesichter,
Fleischfarben auf weißen Grund gemalt,
Schwarzbürtige Teufel, Bösewichter,
Samtägige Träumer, mit der Sprache der Dichter,
Vornehme, vom Fett des Reichtums umstrahlt.

Ich sah sie an den Kellern drehen,
Ich sah den Knecht, der Mehl gesiebt,
Ich sah sie lange knieend flehen,
Ich sah sie als Soldaten stehen,
Ich sah sie alt und ungeliebt.

Ich sah sie über Büchern wachen,
Ich sah sie spielen mit Gesdrei,
Ich hörte sie im Dunkel lachen
Und sah sie Bauernfeste machen,
Bel Gelge, Trommel und Schalmei.

Einer verscholl im bräutenden Tropenhafen
Als Schiffsmatrose, bernsteinblond,
Ich sah die Guten und die Braven,
Ich sah sie wandern mit den Schafen
Im Hügelland, herbätsart besonnt.

Ich sah sie schlafen in der Scheuer
Auf ihrer armen Wanderschaft,
Ich sah sie suchen Abenteuer,
Ich sah sie leiden ungeheuer
Und untergehen ohne Kraft.

Ich sah die Hessen und die Franken,
Die Niedersachsen aus dem Moor,
Ich sah die Dicken und die Schlanken,
Die Kerngesunden und die Kranken:
Aus allen sprang ich jäh empor.

(R. Kriesch)



Gemütsruhe: „Haste keene Angst, daß de zu spät kommst?“ — „Nö, hab ja 'n Schlüssel for's Jeschäft; ohne mir könn' se nich anfangen.“



Als ich zum erstenmal von Haus
Jung in die Fremde zog hinaus,
Sah ich die Mädchen Engeln gleich,
Ihr Anblick machte schon mich reich.

Und wo ich einmal blieb zur Nacht,
Hat eine gern mich angelacht
Und, daß ich gut zur Ruhe fand',
Mir schön geleuchtet noch am End'.

Ging ihr dabei das Lichtlein aus,
So kam das nicht vom Winde drauß';
Denn als ich's wieder angezünd't,
Empfand das Mädchen es als Sünd.

Ist ganz erbozt gegangen dann
Und lachte mich nicht wieder an.
Doch konnt' ich drum nicht traurig sein,
Kannst' besser dann die Mägdelein!

Wilhelm Schulz